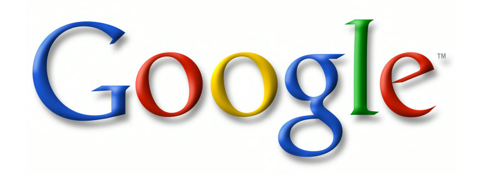
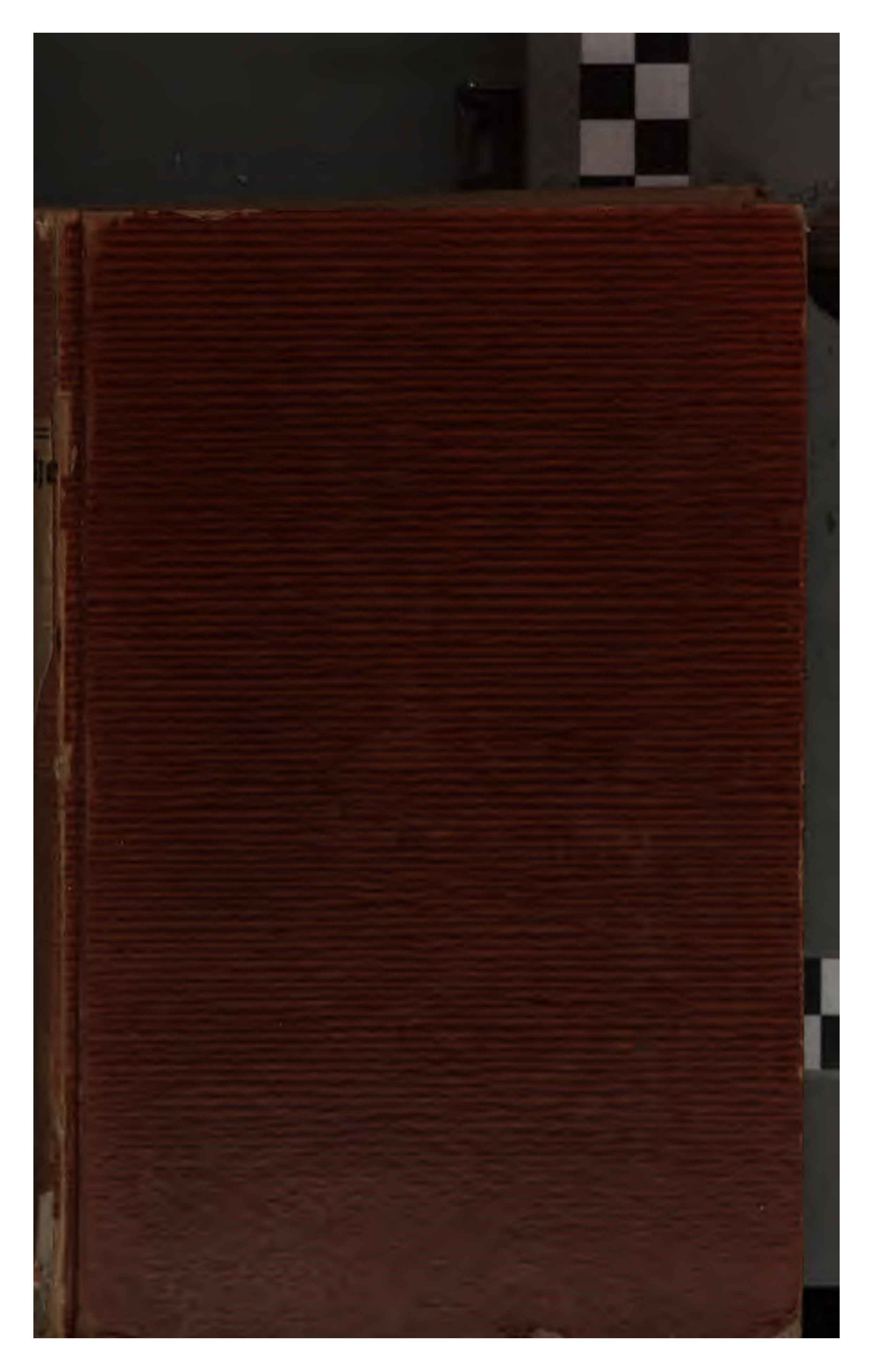





STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES





Historisch-politische Blätter

für das

katholische Deutschland.

Des Jahrgangs 1907

Erster Band.





Historisch-politische
Blätter
für das
katholische Deutschland

herausgegeben
von
Franz Binder und Georg Jochner.

(Eigentum der Familie Görres.)

Hundertneunnunddreißigster Band.

München 1907.
In Kommission d. Literarisch-artistischen Anstalt (Theodor Riedel).

Inhaltsverzeichnis.

I.

Von der Uebermacht Christi.

In den Verlustlisten des Jahres 1906 ist noch einmal der Name E. v. Hartmanns durch alle Blätter gegangen. Einst war er Modephilosoph, der metaphysischen Schwarzseherei wegen, die man Pessimismus nennt. Das ist schon lange her und es hielt nicht lang vor. E. v. Hartmann überlebte seinen Modephilosophenmoment um Jahrzehnte. Am Schluß des letzten Werkes beklagt er es, daß sein Zeitalter sich von der Metaphysik abgewendet habe. Das will sagen, daß seinen Werken ein so großer Einfluß nicht beschieden war, wie es deren Urheber erhofft haben mag, als er mit tausend Masten auf den Ozean der Spekulation hinausfuhr, der Columbus des Unbewußten zu werden.

Mit diesem letzten Werk, der Neuauflage einer pseudonym erschienenen Schrift, wendet sich v. Hartmann an weite Kreise. „Das Christentum des Neuen Testamentes" ist eine Art Abrechnung mit Jesus und dem Christentum. Diese Fassung entspricht der Auffassung von Hartmanns. Sagt er doch gelegentlich: „die Lehre Jesu war nicht christlich" (S. 159 und 14).

Nietzsches „Antichrist" ist wie aus einer brennenden, blutenden Wunde geflossen. Bei den mit Ingrimm betriebenen Versuchen, alles Christliche und im christlichen Sinn Religiöse in sich bis auf die letzten, tiefsten Fasern aus-

zureißen, hat Nietzsche seine tief religiös veranlagte Seele zerfleischt. Sein Zorn, seine wider das Christentum gerichteten Verwünschungen sind Schmerzensschrei und Verzweiflungsruf.

Kühl, kalt sogar und öfters höhnisch ist v. Hartmanns Antichrist. Hie und da begegnet uns jene Spielart des Cynismus, die, von eng begrenztem Herkunftsgebiet, durch den bekannten Lokalausdruck „schnodderig" annähernd gekennzeichnet ist. E. v. Hartmann hatte offenbar, im Gegensatz zu Nietzsche, in sich nichts auszureißen, gar nichts. Er gehöre zu jenen Religionsphilosophen, schrieb die ‚Zukunft', „welche mit lebendiger Religiösität niemals in persönliche Berührung gekommen sind", die das Objekt ihrer Forschungen, die Religion, „nur aus Büchern" kännten, „also gar nicht". „Also gar nicht", unmöglich, den Nagel besser auf den Kopf zu treffen. Die Berliner ‚Zukunft', die es doch wissen muß, fügt zur Erklärung bei: „Der negative Pol der religiösen Erdachse liegt ja irgendwo um Berlin herum." Weiter lesen wir daselbst: „der echte Berliner hat von Bibel und Christentum keinen Schimmer", von der Erbsünde weiß er vielleicht aus Ibsens Gespenstern.[1]) Ist diese Diagnose richtig, so mag damit der Leserkreis bezeichnet sein, dem v. Hartmanns Buch die Offenbarung Gottes zu ersetzen im Stande ist.

Versuchen wir das dicke Buch zusammenzupressen. Dessen Hauptfiguren sind Paulus und Johannes. Von ihrer Theologie und von der Rolle, die sie Christus zuweisen, hat Jesus keine Ahnung haben können. Beide sind Urheber folgenschwerer Irrungen; jeder von beiden hat aber auch je einen Gedanken, der v. Hartmanns Beifall findet. Paulus die Gewissensfreiheit, welche vom Protestantismus wieder ausgegraben wurde. Bei Herstellung der Landeskirchen erfuhr sie freilich eine nicht unerhebliche Beschädigung. Hartmann

1) XIV. Nr. 1 S. 1 u. 6 [K. Jentsch: „Die Dogmatik ist tot"].

erklärt sogar, die Reformation verstehe niemand, der nicht durchschaut habe, sie sei „durch und durch Widerspruch“ zwischen dem protestantischen Geist der Glaubensfreiheit und dem evangelischen „Geist der Reaktion“. Johannes' gute Idee ist die Immanenzidee. Sie findet sich freilich bei ihm in sehr verschleiertem Zustand. Allein v. Hartmann hat sie entschleiert, die „esoterische Immanenzidee“, und zu einer seiner metaphysischen Lebensgefährtinnen erkoren. Johannes steht bei v. Hartmann deshalb hoch über Paulus. Denn die Gewissensfreiheit sei inhaltleere Negation, verwendbar zum Zerstören, unbrauchbar zum Aufbauen (305). Dagegen hängt aller Fortschritt der Religion an dem „esoterischen Immanenzproblem“, hängt daran, daß es als das „esoterische Zentralproblem der Religion“ erkannt werde. In sechs religionsphilosophischen Schriften hat v. Hartmann dazu die Anweisung geschrieben. Mit der Aufzählung von deren Titeln verabschiedet er sich vom Leser.

An Paulus und Johannes schließe sich nach abwärts die Kirchenlehre. Nach abwärts nicht bloß im chronologischen, sondern im Sinn von Entartung. Denn gerade die Irrungen von Paulus und Johannes habe die Kirche übernommen und zu einem System von Ueberirrungen verschmolzen. In diesen Partien des Buches sitzen wir im lenkbaren Luftschiff des Metaphysikers, der uns in seiner Ideenwelt spazieren fährt. Trotz aller geringen Schätzung, die v. Hartmann für „zufällige Geschichtswahrheiten“ hegt, muß aber doch auf dem Boden der Tatsachen gelandet, müssen historisch-kritische Wege beschritten werden, soll man beim „historischen Jesus“ ankommen. Denn die Behauptung, der Christus bei Johannes und Paulus habe kaum irgendetwas gemein mit dem „historischen Jesus“, setzt voraus, daß man diesen und seine Lehre kenne.

Den Christus, den die Evangelien nach Matthäus, Markus, Lukas zeichnen, gibt v. Hartmann für ein tendenziös übermaltes Bild aus. Die Tendenz sei nämlich auf Er-

bauung und Propaganda gerichtet. Was im Sinn dieser Tendenz liegt, sei zu beseitigen. Woher weiß v. Hartmann, daß dem „historischen Jesus“ alle Erbauung, alle Propaganda fern lag? Aus keiner einzigen historischen Quelle. Woher also? Allein sehen wir erst weiter.

Das Urbild von Christus, welches die drei genannten Evangelisten übermalten, sei das Christusbild des aramäischen Urevangeliums. E. v. Hartmann nennt es eine „unkenntliche Untermalung, die gar kein deutliches Bild mehr gewährt“ (20). Anderwärts betont er wieder, es sei unkenntlich und unbekannt. Und doch weiß er, daß es selbst schon ein Idealbild war, „das längere Zeit nach seinem (Christi) Tode behufs Erbauung, Propaganda und Apologetik entworfen worden“ ist (19). Mit dieser Ablehnung aller Propaganda und Erbauung bereitet v. Hartmann auf seinen „historischen Jesus“ vor, der nie an die Zukunft dachte.

Zeigen uns weder Paulus noch Johannes, weder die drei synoptischen Evangelien, noch das aramäische Urevangelium den „historischen Jesus“, so wäre es folgerichtiger, sich frank und frei zu denen zu bekennen, die sagen: ob Jesus existiert hat, weiß man nicht. Es wäre folgerichtiger, man fabelte vom fabelhaften Heros einer fabelhaften Urgemeinde, welche die Züge mehrerer fabelhafter Volkspropheten zu einer einzigen Fabel zusammengefabelt hat. E. v. Hartmann schielt nicht ohne Sympathie ins Fabelland; wirft gelegentlich den „holländischen Theologen“ einen freundlichen Blick zu, welche alle Briefe des hl. Paulus sämtlich verwerfen. Damit fiele angeblich die „sicherste Grundlage“ für die Existenz Christi. Dann zieht v. Hartmann aber doch wieder vor, die „zufälligen Geschichtswahrheiten“ für nebensächlich zu erklären. Auf die Ideen allein komme es an. Die Sehnsucht nach seinem lenkbaren Luftschiff verläßt ihn nie, wenn er auf historischem Boden wandelt.

Wir wissen also nicht, woher v. Hartmann seinen „historischen Jesus“ hat. Jedenfalls nicht aus irgendeiner

historischen Urkunde. Das wird eingestanden, weil sie alle verworfen werden. Wie sieht er nun aus? „Historisch“ ist er in dem Sinne, daß die Aufklärer ihn schon kannten. Er ist ein „revenant“; ein Gespenst aus der Aufklärungszeit.

E. v. Hartmanns „historischer Jesus“ ist ein Schwärmer, dem Schwärmer die Idee suggerierten, er sei der Messias. Die passive Suggestion setzte sich in eine aktive um. Dann widerfuhr ihm, daß er des Wahnes wegen getödtet wurde. Er lebte ganz im Judentum seiner Zeit und ging darin auf. Mit keinem Gedanken wandte er sich an und in die Zukunft. Dachte nicht an ein Weltreich, an eine Kirche, an den Erlösungstod, an ein Apostolat, an irgendwelche Institutionen oder Sakramente oder dergleichen. Insbesondere ist festzuhalten, daß irgendwelche Predigt einer alle Menschen zum Heil führenden Lehre, also Propaganda und Sittengebote, ihm vollständig fern lagen. Mit einem Worte: er lebte in der jüdischen Vergangenheit und der jüdischen Gegenwart von damals und sah mit keinem Blick in die Zukunft.

Der Beweis für diese erstaunlichen Behauptungen verläuft wie folgt. Also spricht E. v. Hartmann: Der „historische Jesus“ denkt nie an die Zukunft. Was sich an Zukunftskeimen finden mag, diene es der Unterweisung künftiger Geschlechter, wie sittliche Gebote oder Nachfolge Christi, oder diene es der Verbreitung seiner Lehre, seines Reiches, alles auf „Erbauung“, „Propaganda“, „Apologetik“ Gerichtete ist späterer tendenziöser Zusatz, ist zwar christlich, war aber dem historischen Jesus ganz unbekannt.

Daraufhin öffne man die Evangelien nach Matthäus, Markus, Lukas. Ununterbrochen durchziehen Worte voll Zukunft, Taten voll Zukunft die Berichte der Evangelisten. Eine Aussaat von Zukunftskeimen sehen wir in diesen Ausblicken, diesen Vorbereitungen, diesen Vorherbestimmungen. Vollkommenste Uebereinstimmung herrscht darin zwischen Matthäus, Markus, Lukas, zwischen den Synoptikern und

Paulus und Johannes. In der ganzen Schrift die nämliche „Erbauung" und „Propaganda".

Die Erörterung müßte sich dann einzelnen Texten zuwenden. Es ist vollkommen überflüssig, das im einzelnen zu besprechen, da stets nach dem gleichen Schema verfahren wird. Bei jedem Text, der irgendwie auf die Zukunft weist, gibt immer das Eine den Ausschlag: es ist tendenziös gefärbt. Warum? Weil Jesus nicht „an die Zukunft dachte". Alle Texte, die sich auf das Apostolat beziehen, von der Berufung durch alle Kapitel der Synoptiker, die von der Erziehung zum Apostolat handeln, bis zur Sendung sind zu verwerfen. Propagandistische Tendenz gab sie ein, und Jesus dachte nicht an die Zukunft. Woher aber die propagandistische Tendenz? Vorab aus Paulus? Wie kam aber Paulus zu der unjüdischesten aller Ideen, der Predigt bei den Heiden, der Religionsgemeinschaft mit solchen, die vom Heidentum kommen? Doch wohl, wie er immer sagte, als ein Apostel „Jesu Christi", dem der Lehrauftrag ward, wie den anderen Aposteln. Durchaus nicht. Er muß die Propaganda erdacht, den Lehrauftrag sich angemaßt haben, mit allem was er daraus ableitet. Weshalb? Weil Jesus „nicht an die Zukunft dachte".

Nach dem nämlichem Verfahren werden die Texte behandelt, welche die christliche Ethik der Menschheit verkünden. Eine gelehrte Untersuchung dieser Lehren Jesu, welche mit strengster wissenschaftlicher Gewissenhaftigkeit geführt wurde und sich durchaus auf die Synoptiker beschränkte, kam unter anderem zu nachstehendem Ergebnis: „Jesus erhebt seine Richtergewalt in die Sphäre einer ganz universellen Machtstellung, ohne Verantwortung und Berufung; er ist nicht mehr bloß Interpret des Gesetzes, sondern Gesetzgeber; nicht bloß Gesetz, sondern sozusagen in Person der einzige Wertmesser des menschlichen Lebens; er ist höchster Richter, weil das Ideal des Lebens und der Taten, nach denen gerichtet

wird, von ihm formuliert und vorgeschrieben ist.[1]) Alle Texte der Evangelien, deren Synthese in den vorstehenden Sätzen enthalten ist, verwirft v. Hartmann ebenso wie die, welche vom Apostolat handeln. Der „historische Jesus" v. Hartmanns wollte ebenso wenig das ethische Leben künftiger Geschlechter beeinflussen, wie er die Verbreitung seiner Lehre beabsichtigte. Das alles aber hat keine, gar keine urkundliche Grundlage. Die einzige Grundlage ist v. Hartmanns Dogma: „Jesus dachte nicht an die Zukunft". Ueberall, bei Johannes, Paulus, Markus, Matthäus, Lukas, ja selbst im aramäischen Urevangelium findet v. Hartmann „Erbauung und Propaganda", beabsichtigte Einwirkungen auf die Zukunft. In ausnahmslos allen historischen Urkunden denkt Jesus Christus an die Zukunft. Woher hat v. Hartmann den Jesus, der nicht an die Zukunft dachte? Woher? Nicht aus den historischen Urkunden, weder aus einer einzelnen, noch aus allen zusammen. Aber irgendwoher muß er ihn doch haben. Es kann nicht fraglich sein, woher er ihn hat. Er hat ihn aus seinem philosophischen System.

Nach v. Hartmanns metaphysischem System muß die Offenbarung eines persönlichen Gottes schon deshalb als ein Unding angesehen werden, weil es keinen persönlichen Gott gibt. Deshalb ist von vornherein völlig ausgeschlossen, daß es jemals jemanden auf Erden gab, der zukünftige Taten freier Menschen voraussah und verlangte, sogar gebot, der aus Allwissenheit sprach und im Bewußtsein der Allmacht, der in solchem Sinn „an die Zukunft dachte".

Die Metaphysik v. Hartmanns verbietet ihrem Urheber Christus, der tatsächlich an die Zukunft dachte, wie v. Hartmann zugibt, für eine historische Person anzusehen. Der muß also für mythisch erklärt werden. Hinter diesem mythischen Christus wird dann der „historische Jesus" erdacht, der nie an die Zukunft denken darf.

---

1) „Katholik" 1903. I, 401.

Da aber die Erkenntnis historischer Dinge in den Urkunden ihre Norm und ihr Maß besitzt, der historische Jesus, der nie an die Zukunft dachte, nicht die allergeringste urkundliche Gewähr hat, ergibt sich unabweisbar, daß v. Hartmanns „historischer Jesus" durch und durch unhistorisch, selbst ganz und gar mythisch ist.

Er stammt aus Groß-Lichterfelde. Die Metaphysik v. Hartmanns hat ihn mit Notwendigkeit gezeugt. Dieses Phantom wird wie eine Schablone auf die Urkunden gelegt. Alles, was nicht dazu paßt, wird abgetan und verworfen. Es bleiben selbstverständlich dann nur solche Worte und Taten übrig, die nicht ausdrücklich und direkt auf die Zukunft weisen. Nachdem so alles getilgt wurde, was auf die Zukunft weist, wird aus dem übrigbleibenden Rest bewiesen, daß Jesus nie an die Zukunft dachte. Endlich nennt man die Schablone, die fertig war, ehe man die Urkunden ansah; nennt man das Bild, das ohne historische Begründung, also unhistorisch ist, das „historische" Bild.

Im Vorübergehen ein Hinweis auf solche Voraussetzungslosigkeit. Will man an die „quaestio facti" herantreten: enthalten die Evangelien faktisch Offenbarung, Wunder, Weissagungen, so tut man das entweder mit der Ueberzeugung, daß diese Dinge möglich sind, oder mit der, daß sie unmöglich sind, mit der Ueberzeugung, daß derlei unsinnig ist oder sinnig. Eines von beiden wird wohl sein müssen, und eines von beiden ist auch vorhanden. Wer diese Dinge für unmöglich hält, tritt mit vollkommen fertiger Antwort, mit dem Zwang des Verwerfenmüssens an die quaestio facti heran. Wenn es je ein Vorurteil gibt, ein Urteil, das vor historisch-kritischer Prüfung da war, so ist es das seine. Vollkommen falsch und offensichtlich falsch ist aber die Behauptung, daß, wer etwas für möglich hält, dadurch logisch gezwungen würde, es nun auch gleich für historische Tatsache zu halten. Wo ist also Voraus-

setzungslosigkeit? Allein lassen wir das; wider die Windmühlen öffentlicher Meinungen kämpfe, wer Lust dazu hat.

E. v. Hartmanns Verfahren ist aber nicht bloß deshalb widergeschichtlich, weil es die speziellen Urkunden des Lebens Jesu nach vorgefaßten Meinungen mißhandelt und vergewaltigt. Es ist auch darum widergeschichtlich, weil es eine andere Quelle historischer Erkenntnis nicht zu ahnen scheint. Nämlich das Evangelium aeternum von der Uebermacht Christi.

Als ob Jesus Christus ohne Zeugnis wäre in den christlichen Jahrhunderten; so verschollen, wie etwa Lykurg oder Zoroaster. Als ob nur die 4 Evangelien ihn nännten und nicht auch das ewige Evangelium seines Fortwirkens auf Erden für ihn unausgesetzt Zeugnis ablegte. Als ob vom Leben, Leiden und Sterben für Christus nicht die geringste vermischte Nachricht nach Groß-Lichterfelde gelangt wäre. E. v. Hartmanns „historischer Jesus“ ist ein jüdischer Prätendent, der nur in jüdischer Spezialgeschichte erwähnt zu werden Anspruch hat. Ein Unterlegener. Ein Beseitigter. Weiter nichts. Wie sein Zeitgenosse, der Numidier Tacfarinas, der auch eine Prätendentenrolle spielte und mit gleich üblem Ausgang. Der Jesus, der gerade wie Tacfarinas, historisch betrachtet nichts weiter wäre als ein gründlich Unterlegener, ein leichtlich Besiegter, ist das Jesus Christus in der Geschichte?

Diesen historischen Jesus, den Beherrscher der Weltzeit, kündet ein fünftes Evangelium, das vom geschichtlichen Fortwirken der Uebermacht Christi. Wie es mit dem Pfingstfest anhebt, so sind voll Frühlingsmacht und Seelenlebenauferstehung seine ersten Kapitel: die Apostelgeschichte, die Briefe des hl. Paulus. Wie es im Leben der Christenheit eingeschrieben ist, so wird daran fortgeschrieben bis ans Ende der Tage. Und weil es die Ewigkeitswerte herstellt, die als Ertrag des Weltlaufs übrig bleiben, wenn alle Zeitenflucht Vergangenheit ward, darf man auf das Fortwirken der

Uebermacht Christi die alte Bezeichnung anwenden: „Evangelium aeternum". Es steht in unauflöslicher und immerwährender Beziehung zu dem eigentlichen „Urevangelium", der Person des Welterlösers. Dieses Urevangelium verhält sich zu seiner weltweiten und säkularen Fortsetzung im ewigen Evangelium, wie die Ursache zur Wirkung, wie eine Weissagung zu der Erfüllung, wie ein Machtgebot zu dem Vollzuge, wie die Aussaat zur Ernte, wie die Lebenskraft zum Organismus.

Die immerwährende Verbindung wird durch das Fortwirken des Welterlösers hergestellt. Die Uebermacht seines Vorbildes und seiner Gnade, seiner Lehre und Erlösung ergreift den Einzelnen in tiefster Seele. Alle Nachfolge Christi in der Geschichte der Christenheit bezeugt solch individuelles Fortwirken Christi. Im Apostolat dagegen hat Christus seinem Fortwirken ein soziales Organ gegeben, durch das er eine soziale Fernwirkung ausübt. Durch das Apostolat erbaut und erhält der Welterlöser die Weltkirche. Beiderlei Fortwirken ist aber doch wieder zu einer Einheit verbunden. Die immer wieder erfolgende Erneuerung des Apostolates vollzieht sich durch eine persönliche Einwirkung Christi, die Berufung dazu; und aller Erfolg des apostolischen Dienstes ist mitbedingt durch die Mitwirkung an dem Fortwirken Christi. Andererseits wächst alles Streben nach persönlicher Heiligung durch Nachfolge Christi aus dem Individuellen ins Soziale. Von dem Vorbild des Welterlösers wird es geweckt, durch die Gnade des Welterlösers wird es bewirkt. Es hat daher religiös-sozialen Gehalt; gipfelt es doch in Gottesliebe und Nächstenliebe. Alle Betätigung christlicher Nächstenliebe ist soziale Dienstleistung.

Dieses zweifache und einheitliche Fortwirken Christi ist der Kirchengeschichte vornehmster Inhalt und tiefster Sinn.

Keinen kühneren, weiterblickenden Herold hat das individuelle und soziale Fortwirken Christi gehabt als den hl. Paulus.

In dem nämlichen Augenblick, wo der Herr seiner Seele so groß ward, erfaßte Paulus auch, daß Christus und die Kirche eins sind. Werdende Gemeinden zu verfolgen, zog er aus und vernahm da den Ruf: „Warum verfolgst du mich?“ Der Herr erschien ihm fürder als das Vorbild, dessen Uebermacht zur Nachfolge Christi zieht und erzieht; die Kirche als der Leib Christi, als der soziale Körper, dessen belebende Seele das Fortwirken Christi ist. In seinem Apostolat fällt ihm nun in eins zusammen der apostolische Dienst, der der Kirche gilt und zugleich jeden Einzelnen betreut mit dem Dienst, den er Christo, dem Führer und Vorbild, schuldet. In seinem Leben, wie in seinen Schriften hat er dem individuellen wie dem sozialen Fortwirken des Herrn tiefergreifenden Ausdruck gegeben und der Synthese beider nicht minder. Dem individuellen, da er die Nachfolge Christi als die ethische Zentralidee hinstellte; dem sozialen, da er das Apostolat, die kirchliche Führerschaft und Obrigkeit, als das Organ von Christi Fortwirken ansah. Die Verbindung des einen Fortwirkens Christi mit dem anderen liegt in seinen Worten: seid meine Nachfolger, wie ich Christi Nachfolger bin (1 Cor. 11, 1). Als wollte er ausdrücken, daß in dem Maße, als der Apostel sich dem individuellen Fortwirken Christi hingibt und der Nachfolge Christi persönlich treu bleibt, er Anteil hat an dem sozialen Fortwirken Christi, an der Uebermacht der Vorbildlichkeit des Herrn.

„Christianus sum.“ Mit diesem Bekenntnis gingen viele der Martyrer in den Tod. Es enthält ein persönliches Moment, das den Bekenner für Leben und Sterben mit Christus verbindet. Darin zumal bewährt sich das Martyrertum als Kriegsdienst Christi, als „militia Christi“, daß der Martyrer für den Herrn, der für ihn gestorben ist, selbst in den Tod geht. Das Bekenntnis enthält ingleichem ein soziales Moment, das der Zugehörigkeit zur großen Christengemeinde. Und beide Momente durchdringen sich. Die Kirche hat den Martyrer Christum kennen gelehrt, in

seine Seele den Samen gesäet, mit dessen Vollfrucht er nun von hinnen zieht; sein eigenes Sterben aber ist eine Aussaat, deren Ernte der Kirche anheimfällt. Diese höchsten Triumphe des individuellen Fortwirkens Christi öffnen dem sozialen neue Wege und bereiten ihm neue Erfolge.

Andere Zeiten kamen, das Fortwirken Christi blieb. In den großen, geistesmächtigen Männern, die im 4. und 5. Jahrhundert Träger des Apostolates gewesen sind, möchte man zunächst hohe Typen des individuellen Fortwirkens Christi bestaunen. Denn in der Tat hat der Herr ihre Seelen erfüllt und befruchtet. Und doch sind gerade sie die großen Bereicherer des kirchlichen Gemeinbesitzes an religiösen Kulturgütern. Um nur einen zu nennen, erinnern wir an Leo I. Mehr als 140 Briefe, mehr als 90 Sermone sind das literarische Erbe, das er der Kirche vermacht hat. Die einen wie die anderen haben stylistisch eine sehr persönliche Art. Zu eigenartiger Erhabenheit erhebt sich die wiederbelebte Sprache Altroms unter dem Anhauch des Fortwirkens Christi. Denn nur vom Herrn und seiner Sache ist da die Rede. Die Reden wurden gehalten, die Briefe geschrieben mitten in einer einstürzenden Welt. Kaum ein irgendwelcher Nachhall des Weltgetöses aber findet sich in ihnen. Christi Person und seine Sache, das individuelle und soziale Fortwirken des Herrn ist der Hauptinhalt, fast der einzige Inhalt der Schriften Leos. In dem Glauben seiner Seele spiegelte sich das Bild des Gottmenschen und Welterlösers in wunderbarer Klarheit. Deshalb vermochte er die Trübungen dieses Bildes in hoher Ueberlegenheit zu überwinden. Sein Glaube an die Person des Gottmenschen und des Welterlösers, der Glaube, wie er ihn aussprach, ward klarster Ausdruck des Glaubens der Gesamtkirche.

Noch eine Erinnerung drängt sich auf, die in besonders deutlicher Weise dartut, wie das individuelle und soziale Fortwirken Christi verbunden sind und wie beide ihren gesegneten Fortgang nehmen über alle Bruchstellen der Kultur-

entwicklung, nicht aufgehalten durch einen Weltuntergang; ja wie das Fortwirken Christi die Kontinuität der Entwicklung doch wieder herstellt. Diese Erinnerung führt uns in die tiefe Dämmerung des Ausganges der antiken Kulturwelt. Aber Morgenröten blitzen auf. Ein neuer Welttag wird anbrechen. Inmitten des Trümmerfeldes wird der Acker bestellt und Aussaat vorgenommen.

Wir nehmen ein kleines Büchlein zur Hand. Man nennt es das Gesetzbuch der abendländischen Mönche. Es ist S. Benedikts Regel. Es hat einen Zeitgenossen, der auch ein Gesetzbuch ist, die Kodifikation Justinians, des Pandektenkaisers. Es gewährt dem Nachdenken Anregung, diese zwei zeitgenössischen Gesetzbücher nebeneinander zu stellen und ihrer Geschicke zu gedenken. Zwei hohe Kulturwerke, das eine ein Werk religiöser, das andere profaner Kultur. Aber das profane Kulturwerk war nicht ohne Bedeutung für die religiöse, und das Werk religiöser Kultur von ungemeinem Belang für die profane. Man mag das justinianeische Gesetzbuch wie billig für eines der höchsten Kulturwerke ansehen. Stehen diese beiden aber nebeneinander, das kleine Büchelchen von 70 Seiten in Wölfflins Ausgabe, das wuchtige Werk in 4 schweren Bänden mit etwa 3600 Seiten, so drängt sich die Frage auf: Welches von beiden hat größere, stärkere Wirkungen gehabt; lebendige, fruchtbare Arbeitskräfte ausgelöst?

Eine andere Nebeneinanderstellung bietet dem Nachdenken übrigens noch weit bessere Anregung. Nehmen wir wieder das kleine Büchlein und stellen wir eine erhebliche Reihe von Folianten daneben. Die „Acta Sanctorum O. S. B.", die Lebensgeschichten der Heiligen dieses Ordens, die „Annales O. S. B.", die Geschichte des Ordens selbst. Wiederum verhält sich das Büchlein zu den Folianten wie die Ursache zur Wirkung, wie die Aussaat zur Ernte, wie die Arbeitskraftquelle zum Arbeisertrag. Hervorgegangen ist aus dem Büchlein durchaus Individuelles; das findet man in der

einen Foliantenreihe; hervorgegangen ist aber auch daraus ein großer, korporativer Betrieb, von dem die andere Reihe erzählt. Mit seinen individuellen und korporativen Wirkungen beherrscht das kleine Büchlein die folgenden Jahrhunderte. Es bewirkt als erste und Hauptursache den stillen und stetigen Fortschritt der romanischen und germanischen Kulturanfänge. Im Großbetrieb dieser Kulturanfänge ist es der eigentliche Motor und durch ein halbes Jahrtausend nahezu der einzige; zumal wenn auf die schwere, stille, stetige Arbeit gesehen wird.

Was ist in dem Büchlein, wodurch es so ungemessene Wirkungen ausübte? Die Bewegung, die von ihm ausging, stellt eine unberechenbar große Kulturarbeitsleistung dar. Wo in dem Buch ist die Kraftquelle? Sie liegt in einigen, zarten, gerade nur angedeuteten Hinweisen, die für Berufene ausreichen müssen. Daß es sich um die „militia Christi" handle; um eine Dienstbarkeit, in die man sich freiwillig begibt, um der Nachfolge Christi willen; daß der Mönch Christum den Herrn über alles lieben müsse. Das ist die Kraftquelle: das Vorbild Christi und dessen Gnadenmacht, welche zur Nachfolge zieht und erzieht. Liest man dann die Heiligengeschichte oder die Ordensgeschichte, so folgt man in allem wesentlichen dem Fortwirken Christi, dem individuellen und dem sozialen, das sich in Kulturarbeit umsetzt, vorab in die Arbeit an religiöser Kultur, daneben aber auch in Arbeit an der profanen.

So schreiben die christlichen Jahrhunderte an dem ewigen Evangelium von der Uebermacht Christi. So tut es die Gegenwart auch. Und allen Lesern, welche die Uebermacht Christi in christlichem Glauben, Hoffen und Lieben empfinden, bringe die Jahreswende das segensvolle Bewußtsein, daß ihre Lebensjahre, die vergangenen wie die kommenden, einbezogen bleiben in das „Evangelium aeternum".

II.

Die Aufgaben der polnischen Katholiken in der Gegenwart.

Auf den glänzendsten Seiten der älteren polnischen Literatur stellt Jan Kochanowski seinem Volk das Zeugnis aus, es werde dem Sprichwort zum Trotz auch durch Schaden nicht klug (Piesni, ks. 2.- Wyd. pomnikowe I, 310). Die Geschichte berichtet nicht, daß der feine Humanist errötet sei, als er in seiner milden Sprache dieses harte Wort prägte; heute würde er sicher Bedenken tragen, es zu wiederholen.

Freilich schienen die Tatsachen noch bis in die letzte Hälfte des verflossenen Jahrhunderts hinein den schonungslosen Spruch furchtbarer zu bestätigen, als es sich in dem heitern Czarnolas der Rennaissancezeit ahnen ließ. Polens Freiheit war dahin, und auf dem frischen Grab der Mutter trieben die Kinder weinend und lachend, fluchend und betend die lieben, alten Torheiten. Aber allmählich fanden sich doch in stets wachsender Zahl vernünftige Leute, die es vorzogen zu arbeiten. Aus den Kindern wurden Männer, und diese Männer erreichten etwas, was ihnen schwerer ward als aller materielle und geistige Fortschritt: sie erkannten ihre Fehler. In dieser Richtung wirkte besonders die alte Krakauer politische Schule mit solchem Erfolg, daß die führende polnische Wochenschrift Kraj in St. Petersburg i. J. 1903 schreiben konnte: „Wer die polnischen Zeitungen und Zeit-

schriften aufmerksam liest, hat in der letzten Zeit eine Erscheinung bemerken müssen, die sich in der Presse nicht allzu oft zeigt. Die Gesellschaft beginnt über ihre Fehler nachzudenken. Man spricht davon immer kühner, immer lauter, immer häufiger . . . Man spricht davon in einer Weise, wie man es früher nicht getan hat. Die Vorwürfe richten sich nicht mehr gegen eine einzelne Klasse. Es heißt nicht: an allem ist der Adel schuld — oder: an allem sind die Priester schuld — oder: die geistige Verwahrlosung des Volkes ist an allem schuld. Heute sagt man uns klipp und klar, daß wir nach Fehlern suchen müssen, die wir alle haben, die gemeinsames Nationaleigentum sind" (Nr. 49, S. 23).

Nichtsdestoweniger war die wichtigste Arbeit erst halb getan, die reichste Kraft zersplitterte sich. Aus allen Stürmen hatte Polen als teuerstes Gut seinen Glauben gerettet. Der Katholizismus war noch immer das Herz seines Herzens. Aber das Herz schlug matt, und die es heilen wollten, konnten über die Behandlung nicht einig werden. Im Jubeljahr der Unbefleckten Empfängnis brachte der Marianische Kongreß in Lemberg den ersten Verständigungsversuch in großem Stile. Jetzt ist ein weiterer bedeutungsvoller Schritt geschehen.

Nachdem einige angesehene polnische Schriftsteller im Sommer 1905 eine Reihe von Zielen bezeichnet hatten, denen nach ihrer Meinung der heutige Katholizismus zustreben müsse, eröffnete am 20 Okt. desselben Jahres der Przeglad powszechny, die Zeitschrift der polnischen Jesuiten, eine förmliche Umfrage über das Thema: „Welches sind im besondern die Aufgaben, die der Katholizismus bei uns in Polen gegenwärtig zu erfüllen hat?" Nach und nach liefen 84 Antworten ein, die nun mit einem zusammenfassenden Nachwort der Redaktion in einem sechshalbhundert Seiten starken Oktavband vorliegen.[1])

---

1) Dzisiejsze zadania katolicyzmu w Polsce. Ankieta »Przegladu powszechnego.« gr. 8°. (XVI + 30* + 513.) Kraków 1906. Nakladem Redakcyi »Przegladu powszechnego.«

Alle Gebiete des ehemaligen Reiches sind vertreten. Bischöfe und Priester, Laien aus dem Adel wie aus dem Bürgerstand und in den verschiedensten Lebensstellungen ergreifen das Wort. Die 10 Bischöfe beschränken sich meist auf kurze, maßvoll gehaltene Weisungen. Die andern, die mehr Zeit haben und weniger Rücksicht zu nehmen brauchen, reden, wie ihnen das heiße Herz schlägt. Was ihre oft ziemlich langen Ausführungen infolgedessen zuweilen an Genauigkeit verlieren, gewinnen sie an Interesse. Die Polen sagen von sich, wo ihrer zwei beisammen seien, gebe es drei Meinungen. Dieser verhängnißvolle Gedankenreichtum verrät sich in etwa natürlich auch diesmal. Um so erfreulicher ist es, daß in der Hauptsache durchaus Einheit herrscht.

Nach den Ergebnissen der Umfrage tut vor allem eine positive, organisierte, religiös-soziale Arbeit not. Am weitesten sind in dieser Beziehung die preußischen Landesteile, denen außer der fortgeschrittenen sozialen Gesetzgebung des Deutschen Reiches auch die hundertjährige Tätigkeit der preußischen Regierung diesen Vorsprung vor Galizien und Russisch-Polen ermöglicht hat.

Oesterreich, das ja hauptsächlich aus Gründen des Gleichgewichtes gegen seine Nachbarn an der Auftrennung der zerrütteten Adelsrepublik teilgenommen hatte, betrachtete das ihm rein äußerlich angefügte Galizien lange Zeit nicht als dauernden Besitz, sondern als vorläufig willkommene Steuerquelle und als Absatzgebiet für Waren, die im Westen nicht mehr gingen. Deshalb wurde für die materielle und geistige Hebung des Landes sehr wenig getan. Ganz anders standen Rußland und Preußen der Teilung gegenüber. Für sie kamen wirkliche Lebensinteressen in Frage. Sie brauchten Polen: Rußland, um endlich einmal wirklich ein europäischer Staat zu werden, Preußen, um die gefährliche Lücke zwischen Ostpreußen und Schlesien zu füllen. Beide begannen daher auch mit gleichem Eifer, aber naturgemäß nicht nach denselben Grundsätzen die Arbeit in den besetzten Gebieten.

Rußland suchte die höhern Schichten der polnischen Gesellschaft durch Interessengemeinschaft an sich zu fesseln, der überlegenen polnischen Industrie öffnete sich im Osten ein ungeheurer Markt, und zudem ward sie durch Verwaltungsmaßregeln gezwungen, Filialen im eigentlichen Rußland anzulegen. Allein um die Lust zur Wiedererkämpfung der politischen Selbständigkeit nicht unnötig zu steigern, glaubte die Petersburger Regierung mit allen Mitteln die Volksbildung zurückdrängen zu müssen. Preußen dagegen ging von vornherein darauf aus, sich die neuen Provinzen in jeder Beziehung anzugleichen. Sie sollten deutsches Land werden. Daher wurde alles aufgeboten, sie wirtschaftlich und geistig zu fördern. Was für sie geschah, war ja nicht für Fremde, sondern für die deutschen Nachkommen, die man sich in nicht allzu ferner Zeit in den Gauen ihrer polnischen Väter dachte. Dieser irrigen Berechnung verdanken es die polnischen Bewohner der Provinz Posen, daß ihr Bildungsstand bedeutend höher ist als im russischen Anteil, und daß sie Galizien auch wirtschaftlich weit hinter sich lassen.

Somit ist geschichtlich verständlich, was die Umfrage unmittelbar zum Ausdruck bringt: zum Lob der sozialen Zustände in Russisch-Polen und in Galizien läßt sich im allgemeinen nicht mehr sagen, als was Washington Irving vor drei Menschenaltern über die Kultur seiner Heimat schrieb: Full of youthful promise. Dabei ist allerdings immer im Auge zu behalten, daß die Antworten vielfach ein getrübtes Bild ergeben. Wie die Begeisterung des Polen, sobald sie einmal geweckt ist, gleich maßlos auflodert, so sieht auch seine Kritik gar zu leicht über alles Gute hinweg und stellt neben das Elend der einseitig aufgefaßten Gegenwart erbarmungslos das übertriebene Ideal einer utopischen Zukunft.

Soziale Literatur, soziale Vorträge, soziale Schulung der Geistlichkeit, Darlehenskassen, Berufsgenossenschaften, kurz die ganze soziale Organisation ist in Galizien über Anfänge,

die allerdings stellenweise schon recht erfreulich sind, nicht hinausgekommen; in Russisch-Polen ist alles das großenteils erst frommer Wunsch.

Die Frauenfrage gilt als moderner Sport; für ihre ernste Seite fehlt den „Vernünftigen" im Lande jedes Verständnis. Dr. Michael Zmigrodzki, der als Professor der berühmten „Baranieckischen Kurse" in Krakau Veranlassung genommen hat, sich mit der Sachlage theoretisch und praktisch vertraut zu machen, sagt darüber in seiner Antwort: „Wer im Kreise unserer weiblichen Jugend lebt, der weiß, wie die wirkliche Frauenfrage über Polen heraufzieht, der sieht aber auch mit brennendem Schmerz, daß bei uns Katholiken keine Frage so vernachlässigt wird, wie gerade die Frauenfrage".

Auch für die Bauern muß viel mehr geschehen, wenn sie nicht rettungslos der Sozialdemokratie verfallen sollen. Der polnische Bauer ist religiös, aber seine Religion ist eigner Art Er bleibt stundenlang in der Kirche und zeigt dabei eine äußere Andacht, die den Westeuropäer in Staunen setzt. Das Fasten und die Sonntagsruhe beobachtet er mit unverbrüchlicher Treue. Aber „um die Zehn Gebote kümmert er sich erschreckend wenig und von hingebender und solidarischer sozialer Tätigkeit hat er gar keinen Begriff" (S. 507). Heinrich Sienkiewicz behauptet sogar „auf grund eigener und fremder Beobachtung, daß die religiöse Verknöcherung immer noch zunimmt, und daß der Glaube des Landvolkes — in etwa durch die Schuld der Geistlichen, die zu ausschließlich auf die Form statt auf den Inhalt sehen — immer mehr in rein mechanischem Mitmachen äußerer Uebungen aufgeht".

Der wohl etwas zu weit gehende Tadel, den der große Schriftsteller hier gegen die Geistlichkeit ausspricht, ist im Grunde eine Anklage auf mangelhafte theologische Schulung, und diese Anklage träfe nach den Ergebnissen der Umfrage zumal den Klerus in Russisch-Polen mit voller Schwere, wenn die unglückseligen politischen Zustände nicht vieles ent-

schuldigten. In dieser Hinsicht schreibt z. B. der Posener Weihbischof Dr. Eduard Likowski, der sich durch seine Geschichte der Brester Union ja auch in Deutschland und Frankreich vorteilhaft bekannt gemacht hat: „Wenn über Rußland einmal das Morgenrot der Freiheit leuchtet, ist eine gründliche Reform der Ausbildung des dortigen Klerus unumgänglich. Die Gesellschaft muß von den dortigen Bischöfen fordern, daß in die Seminarien keine Kandidaten aufgenommen werden, die nicht die ganze Mittelschule durchlaufen haben. Bei dem geistigen Tiefstand der Jugend, die jetzt in die Seminarien eintritt, ist es unmöglich, die philosophischen und theologischen Fächer wissenschaftlich zu betreiben".

Natürlich ist dieser Uebelstand auch eine der Ursachen, weshalb das religiöse Leben der Gebildeten arg darniederliegt. Sehr richtig sagt die Redaktion in ihrem Nachwort: „Daß es mit dem Katholizismus unserer Gebildeten nicht ganz und gar erbärmlich steht, beweist schon die Tatsache, daß grade aus ihren Kreisen so viele ausgezeichnete Antworten eingegangen sind, die für den Katholizismus günstig klingen; daß es aber auch nicht glänzend bestellt ist, das bezeugt die oft scharfe Selbstkritik, die sich aus ebendenselben Kreisen vernehmen läßt". Es fehlt an besserer religiöser Literatur, die Unkenntnis der Heiligen Schrift ist „geradezu gräßlich" (S. 179), der Religionsunterricht an den Mittelschulen läßt in Rußland sehr viel zu wünschen übrig. „Die Masse der Durchschnittsgebildeten schöpft, wo es sich um Katholisches handelt, ihre Kenntnisse, Anschauungen und Vorurteile fast ausschließlich aus billigen deutsch-protestantischen Handbüchern oder Enzyklopädien" (S. 99).

Wie leicht solch ein toter Glaube gerade bei dem gefühlvollen Polen im öffentlichen Leben zu einem leeren Paradekatholizismus wird, liegt auf der Hand. „Die Reden von Männern, die auf die Regierung des Landes Einfluß haben", agt Dr. Thullie, „triefen von Katholizismus — aber nur bei Festlichkeiten. Dieselben Leute begreifen nicht, daß die

katholischen Grundsätze auch im öffentlichen Leben in Taten umgesetzt werden müssen". Der schon genannte Weihbischof Likowski bezeichnet als „das dringendste Bedürfnis" für ganz Polen „die Organisation der gebildeten Laien, die mit ihren Anschauungen offen auf katholischem Boden stehen". Dabei schwebt Frankreich als warnendes Beispiel, das deutsche Zentrum als Muster vor.

Ueberhaupt wiederholt sich der Blick nach Westen, nach Deutschland, Belgien, Frankreich und Italien, in den Antworten immer wieder. Die preußischen Bischofskonferenzen und die deutschen Katholikentage, die katholischen Studentenverbände und die Zentrumsblätter — alles das und manches andere wird laut bewundert und dringend zur Nachahmung empfohlen. Der gepriesene Westen muß demgegenüber bescheiden anerkennen, daß er unter seinem mildern Himmel das Erbe der alten Kultur nicht so ungestört hätte ausbauen können, wenn sich nicht ein weniger glückliches Volk in den Ebenen des Ostens mit starker Faust und ritterlicher Seele den Völkerfluten der Barbaren entgegengeworfen hätte.

Erfreulicherweise lenkt die katholische Organisation gleich in die Bahnen der christlichen Demokratie. Selbst in die Kreise des galizischen Adels dringt die Erkenntnis, daß die Herrschaft der Konservativen ein Ende nehmen muß. Graf Kasimir Rostworowski schreibt darüber mit gewinnendem Freimut: „Wir hatten und haben noch im Lande eine Partei, die sich hauptsächlich aus dem Adel rekrutiert. Ihre guten Eigenschaften und ihre anerkannten Verdienste sollen nicht geleugnet werden. Aber daneben stehen leider Fehler, Kardinalfehler, vor allem der, daß diese Partei, eben weil sie nicht nur der Abstammung ihrer Mitglieder, sondern auch ihrer Richtung nach aristokratisch ist, sich durchaus unpopulär gemacht hat. Dabei zeichnet sie sich durch eine merkwürdige Passivität aus, einen Mangel an Entwicklungsfähigkeit, ein Unvermögen, sich den Bedürfnissen des Augenblicks und den veränderten Verhältnissen der ganzen Gesellschaft anzupassen".

Darum wirbt der junge Graf, und mit ihm werben andere, die allerdings seine politischen Ansichten im einzelnen nicht immer teilen, für einen neuen Verband, der „kein anderes Schild aushängt als den Namen: Katholisch-polnische Partei".

Eine weit gefährlichere Wunde des politischen Lebens deckt Graf K. Siemienski auf. „Meine Herren" schreibt er entrüstet, „wohin kommen wir? Alle, rein alle größern Parteien in Galizien sind mit Juden brüderlich verbündet. Die Konservativen haben ihre jüdische Partei, die Demokraten ebenfalls, der Sozialismus ruht ganz auf den Schultern des Judentums, augenblicklich schließen die Volksparteiler auf ihren Tagungen Bündnisse mit den Zionisten und den Sozialisten, und die allpolnische Partei hat sich vor kurzem eine Anzahl Lemberger Juden angegliedert . . . Infolge dieser Verbrüderungen sind alle Parteien für eine entschiedene Selbstverteidigung gegen jüdische Uebergriffe lahmgelegt. Ich erinnere mich nicht, daß auch nur ein Blatt dieser Parteien seit dem Abschluß der Bündnisse irgendwie gegen das Judenunwesen vorgegangen wäre". Und doch muß jeder, der die Verhältnisse kennt, wenn er auch noch so versöhnlich gesinnt wäre, das Gebahren der 2,5 Millionen Juden, die auf polnischer Erde sitzen, aufs schärfste verurteilen. „Sie treiben Wucher", schreibt Graf Siemienski, „Sie bereden die Bauern zur Auswanderung in überseeische Länder und verdienen Millionen dabei. Sie schleppen die Mädchen unserer Dörfer übers Meer und verkaufen sie in öffentliche Häuser, und bei uns haben sie den Betrieb solcher Häuser fast allein in Händen. Unter dem österreichischen Szepter in Galizien benutzen sie den ihnen freigegebenen Branntweinverkauf dazu, den Bauer zum Säufer zu machen und ihn so von Grund und Boden zu treiben. Als sozialistische Agitatoren wiegeln sie die Arbeiter auf. Die Gebildeteren aus ihnen untergraben durch die Warschauer Zeitungen und Zeitschriften in unklaren Köpfen systematisch den Glauben, sie machen ihn gradezu

lächerlich und verspotten ihn, verletzen also unsere heiligsten Gefühle. Seit sie sich in den letzten Jahren ihrer Macht bewußt geworden sind, sagen sie sich bereits offen mit dem Rufe: „Weg mit der weißen Gans!“ von unserer Nationalität los und treten selbständig als die uralte jüdische Nation auf, die durch die Sionistenpartei geeint sei!“

Daß der Katholizismus wie hier so in einer ganzen Reihe anderer Antworten auch zum Schutz der polnischen Nationalität aufgerufen wird, darf nicht wundernehmen. Infolge der geschichtlichen Entwicklung sind dem Polen Religion und Vaterland derart verschmolzen, daß sich für weite Volkskreise die Grenzen der beiden Begriffe selbst in sprachlichem Ausdruck vollkommen verwischt haben. Die Polen sind heute weniger als je zufrieden, wenn man ihnen wohl erlaubt, „in Prozession hinter dem Geistlichen einherzuziehen, der das Kreuz trägt“, aber nicht, „der Fahne mit dem weißen Adler zu folgen“ (S. 134). Die nationale Frage ist an sich freilich keine kirchliche Frage, aber die soziale Frage ist das ebensowenig. In beiden Fragen ist es Aufgabe der Kirche, dahinzuwirken, daß bei der Lösung den Forderungen des Christentums Genüge geschehe, und daß auch den irdischen Forderungen, soweit sie berechtigt sind, Erfüllung werde. Die Kirche setzt da nur das Werk fort, das sie einst mit der Urbarmachung des Bodens und der Verbreitung griechisch-römischer Bildung begonnen hat. Ein Volk, das im Kampf um sein Teuerstes auf Erden, solange dieser Kampf gerecht ist, bei der Kirche keine Hülfe fände, würde auf die Dauer dem Katholizismus ebenso sicher verloren gehen, wie die Arbeitermassen sich von ihm abwenden würden, wenn die Kirche das verzweifelte Rufen nach Brot nur mit Worten des ewigen Lebens beantworten wollte. Es ist oft genug, auch von deutschen Katholiken, nachgewiesen worden, daß den Polen ihre natürlichen und positiven nationalen Rechte verkürzt werden. Wo so schweres Unrecht geschehen ist, kann man nicht verlangen, daß die Bedrückten von ihrem Unglück

nur mit akademischer Ruhe sprechen. Noch mehr. Das polnische Volk ist wirtschaftlich und sozial entschieden im Aufsteigen begriffen, seine Literatur steht in reicher Blüte, und trotz aller Teilungen fühlt es sich nach den Worten seines genialen Geschichtsschreibers Szujski „eins in unsterblicher Einheit“. Daher ist es psychologisch nicht anders möglich, als daß durch die Tiefen jeder polnischen Seele, hier leiser, da lauter, das kühne Lied der Legionen klingt: „Noch ist Polen nicht verloren!“ So erinnert Dr. Kasimir Krotoski an die Umgestaltung der alten Welt durch die christliche Liebe und schließt dann begeistert: „Möge dieses Wunder aller Wunder im Land der Leichenhügel und der Kreuze der neu erwachte polnische Katholizismus wirken, und möge er uns erleben lassen, was von den Höhen eines geistigen Horeb die Seelen polnischer Seher schauten: die Wiedergeburt der polnischen Nation in Christus und in der Freiheit!“ Die Gründung der in Russisch-Polen äußerst zahlreichen Standesvereinigungen des dritten Ordens vom heil. Franziskus verfolgte neben andern Zwecken auch den, von Gott die Wiederkehr der „politischen Freiheit“ zu erlangen (S. 376). Die Redaktion erinnert aber in ihrem Nachwort ausdrücklich daran, daß die nationale Entwicklung auf keinen Fall fremde Rechte vergewaltigen darf. Freilich wird es schwer halten, die Grenzen dieser Rechte zur Zufriedenheit aller Beteiligten zu bestimmen, und noch schwerer wird es sein, den Jahrhunderte lang genährten freundnachbarlichen Widerwillen zu überwinden.

Damit ist der Gedankenkreis der Umfrage, soweit für die Erkenntnis polnischer Eigenart etwas zu gewinnen ist, der Hauptsache nach durchlaufen. An tönenden Worten und selbst an prachtvollen Programmen hat es in Polen nie gefehlt; zu Taten hat sich die slavische Lässigkeit weit seltener aufgerafft. Die trüben Erfahrungen, die man in dieser Beziehung gemacht hat, werfen ihre Schatten natürlich auch über die Umfrage. Der armenische Erzbischof Teodorowicz

von Lemberg erinnert daran, wie oft man schon ein riesiges Programm entworfen hat, das mit einem Male das ganze Land mit einem Netz von Organisationen bedecken sollte. „Wir berauschten uns an dem Programm, und die Presse und die gewaltige Reklame brachten uns einen zweiten Rausch. Und nach dem Maß, in dem sich Gefühl und Phantasie in Reden und Parolen entluden, urteilten wir über den Fortgang des Werkes. Selbstverständlich verpuffte die Arbeit um so eher nutzlos auf der Pfanne, je weniger sie die ungeheuren Weiten des Programms auszufüllen vermochte, je mehr wir daran dachten, was wir sagen sollten, anstatt zu überlegen, wie die Ausführung sich zu gestalten habe. Die Taten entsprachen den Worten durchaus nicht. Wir wunderten uns, wie ein so glänzendes Programm derart habe fehlschlagen können. Alles und jeden klagen wir an, nur nicht uns selbst. Wir schieben die Schuld auf die leidige Gleichgültigkeit und nehmen einen neuen Anlauf. Zur Tat? Nein. Wir wollen die Gesellschaft aus ihrer Erstarrung durch neue Programme wecken, die wieder an dem eben begrabenen Uebel kranken: an chronischer Unfruchtbarkeit".

So wahr das alles ist, es darf doch nicht vergessen werden, und auch Erzbischof Teodorowicz weist kurz darauf hin, daß mehr oder weniger starke außerordentliche Anregungen von Zeit zu Zeit nötig sind. Zumal in Polen. Der Pole kann nur siegen unter wehenden Fahnen und bei klingendem Spiel. Wenn daher ein Veteran aus den Freiheitskämpfen in seiner Antwort meint, das Wichtigste für die katholische Aktion sei „flammende Begeisterung und hingebender Heldenmut, Löwenstärke und Adlerflug" (S. 229), so ist das vielleicht weniger verstiegen, als es kühleren Köpfen scheinen mag. Jedenfalls darf man mit der Redaktion fragen: „Wäre es denn besser, wenn die Grabesstille des Todes herrschte? War es früher besser, als wir keine Versammlungen hatten, als keine Gedanken und Pläne

auftauchten, sondern ringsum alles in ungestörtem Schlafe lag? Offenbart sich nicht im Gegenteil schon darin eine gewisse Lebenskraft, daß über katholische Dinge jetzt mehr nachgedacht, daß mehr von ihnen gesprochen wird? Gibt das nicht einen Schwung, der freilich noch nicht stark genug ist, die slavische Passivität und Trägheit zu überwinden, der aber doch dahin strebt?"

Ohne Zweifel hat die Umfrage das große Verdienst, im katholischen Polen endlich einmal mit Entschiedenheit und auf breitester Grundlage die Schaffung einer katholischen öffentlichen Meinung angebahnt zu haben. Wo über zu erfüllende Aufgaben geschrieben wird, tritt naturgemäß mehr hervor, was noch fehlt, als was schon erworben ist. Trotzdem spricht aus den Antworten im allgemeinen soviel gesunder Sinn und redliches Wollen, daß man den stattlichen Band mit aufrichtiger Achtung vor dem unglücklichen Volk aus der Hand legt. Was da am Himmel Polens aufleuchtet, ist wirklich „Morgenröte", nicht so romantisch, wie sie Krasinski träumte, aber auch nicht so trügerisch.

III.

Die religiöse und politische Zukunft des Islam unter türkischer, englischer und russischer Herrschaft.

Gleich den meisten Nationalreligionen hat der Islam seinen religiösen Einfluß seiner engen Verbindung mit dem Staat und dem Schutz der Regierung zu verdanken. Die ersten kriegerischen Apostel haben den Völkern nur die Wahl zwischen dem Koran und dem Schwert gelassen; späterhin war die Angehörigkeit zur mohammedanischen Religion der einzige Zugang zu Würden und hohen Ehrenstellen. Weder Mohammed noch seine Nachfolger haben den Nationen eine reinere Lehre verkündet oder zur Beobachtung eines vollkommeneren Sittengesetzes angeleitet. Einem ins Laster versunkenen Heidentum, einem entarteten Christentum gegenüber erweckte die neue Religion den Schein von etwas Besserem, aber die rein natürlichen Tugenden einer gewissen Einfachheit, eines verhältnismäßig reinen Familienlebens machten bald einer furchtbaren Grausamkeit und Rücksichtslosigkeit Platz, die alles, was sich nicht unterwarf, mit Füßen trat. Die Frage, wie es einer elementaren Gewalt, deren Stärke in der Zerstörung der bestehenden Institutionen bestand, gelang, sich so lange zu behaupten, kann hier nicht beantwortet werden; es genüge die Bemerkung, daß selbst die Mohammedaner die Notwendigkeit einer vollständigen Aenderung ihres politischen und religiösen Systems zugeben.

Bekanntlich haben nicht wenige Mohammedaner, welche sich die westliche Kultur angeeignet und hohe Ehrenstellen bekleidet haben, es sich zur Aufgabe gemacht, die Kultur des Westens herabzudrücken und vermeintliche Fehler zu bemängeln; aber gerade ihnen entschlüpfen Aeußerungen, welche das Unhaltbare des gegenwärtigen Systems beweisen. Sie bestätigen somit die Vorwürfe, welche die Reformer unter den Mohammedanern vor allem gegen die Herrscher, die Richter, die Derwische erheben. Der Anglophile Vambéry, der aus seinem Hasse gegen das Christentum und gegen die katholische Kirche, seiner Verehrung für den Koran und die ursprünglichen politischen Institutionen der Mohammedaner kein Hehl macht, verbreitet sich im dritten Teil seines Werkes „Western Culture in Eastern Lands", London Murray 1906, sehr ausführlich über die stetig wachsende Tyrannei der Herrscher, über ihre grauenhafte Unwissenheit, ihren Dünkel, über die Bestechlichkeit der Beamten, die Borniertheit der Mollas und Derwische, die jede Reform in den von Mohammedanern beherrschten Ländern unmöglich machen. In der Tat sind es die von England und Rußland regierten Länder, in denen die Bewegungen, welche eine Wiederbelebung des Islam anstrebten, in Fluß gekommen sind. Nach Vambéry (S. 281) stehen mehr als zwei Drittel der „wahren Gläubigen" unter fremden Herrschern. In Indien zählt man 62'458,061 Seelen, in Rußland 13'889,421, in China 20, in den holländischen Kolonien 15 Millionen = 111'347,482 Seelen. In der Türkei beläuft sich die Zahl der Moslem auf 25, in Persien auf 9, in Afghanistan auf 5 Millionen. Unter den christlichen Herrschern erfreuen sich die Mohammedaner einer größeren Ruhe, eines früher unbekannten Friedens und einer materiellen Wohlfahrt; noch mehr im Verkehr mit den Christen macht sich das Bedürfnis nach einer höheren Kultur geltend. Anfangs glaubten sie dieselbe durch das Zurückgehen auf die Urzeit zu finden; aber bald entdeckten sie, daß das ethische System des Koran ganz

ungeeignet war, daß nichts anderes übrigblieb als das moderne, auf dem Christentum beruhende System. Man merkt es nicht selten an ihren gewundenen Ausdrücken, wie schwer es sie ankommt, einzugestehen, daß manche Schäden des modernen Mohammedanismus enge mit dem System verknüpft sind, jedenfalls ist diese Scheu besser als die kühne und zuversichtliche Bestreitung aller Einwände. Selbstverständlich zeigen sich die Mohammedaner in Aegypten, Indien und Rußland weit kühner als die in der Türkei und Persien. Je freier die Presse, desto sorgfältiger werden alle politischen und sozialen Fragen erörtert. Indien steht oben an. Nach einem statistischen Bericht von 1878 wurden nicht weniger als 4913 Bücher in den verschiedenen indischen Dialekten gedruckt; 2495 dieser Schriften waren selbständige Arbeiten. Ihre Zahl stieg 1883 auf 6189 und 1890 auf 7885, darunter waren 5507 selbständige Werke. Im J. 1892 wurden 576 Zeitungen und 330 Zeitschriften veröffentlicht; 1900 stiegen dieselben auf 675 Zeitungen und 465 Zeitschriften. Eine, die „Bengal Gazette" zählt 20,000 Abonnenten. Die Redakteure haben vielfach scharfe Kritik an der Regierung geübt, aber diese ist nur in höchst seltenen Fällen gegen die Zeitungen aufgetreten. Die Mohammedaner, die sich noch vor einigen Jahrzehnten vom öffentlichen Leben ferne hielten, veröffentlichen viele Zeitungen und sprechen sich über religiöse und politische Fragen mit einer Bestimmtheit aus, die nichts zu wünschen übrig läßt. Der Dünkel, der sie veranlaßte mit Verachtung auf den weichlichen Hindu herabzuschauen, hat einer Hochschätzung desselben und einer Begierde, im Verein mit ihm die allgemeine Wohlfahrt zu befördern, Platz gemacht. Das größte Hindernis für die Verschmelzung der Mohammedaner mit ihren Nachbarn war ihre Exklusivität, das hermetische Abschließen gegen alle fremden Einflüsse gewesen, das Vermeiden jeder Polemik mit andern Religionsgenossenschaften. So parador der Satz klingen mag, so ist doch die Polemik der erste Schritt zur Verstän-

digung, sobald sie auf dem ehrlichen Streben nach Wahrheit beruht. Gerade diese Eigenschaft läßt sich manchen neueren mohammedanischen, gegen das Christentum gerichteten Schriften nachrühmen. Es ist nicht wahrscheinlich, daß die Bewegung, es den Engländern gleichzutun, ihre Kultur sich anzueignen, sobald ins Stocken geraten wird; denn die Hoffnung, den Nebenbuhler zu erreichen oder gar zu überflügeln, ist ein mächtiger Sporn. Wohl haben die Engländer die Charakterfestigkeit und Beharrlichkeit vor den Orientalen voraus, diese dagegen besitzen manche glänzende Eigenschaften, die dem Durchschnittsengländer abgehen, bei dem die Freude am Sport nicht selten die Leistungsfähigkeit vermindert. Sobald die gebildeteren Mohammedaner den Zugang zu einträglichen Staatsämtern für sich eröffnet sehen, wird ihre Begeisterung für die alte Religion und die alten Sitten abnehmen wie bei den Hindus. Die Bewegung hat ihren Höhepunkt noch lange nicht erreicht; gleichwohl hat sie sich bereits auf die mittleren und niederen Klassen verbreitet und wird immer weitere Kreise ziehen. Obgleich die Mohammedaner Aegyptens weit später der Reformbewegung sich angeschlossen haben, so sind sie doch in mancher Beziehung ihren Glaubensgenossen in Indien vorausgeeilt, namentlich im Fach der Erziehung. Den Versuchen, die mohammedanische Religion zu verteidigen, den christlichen Konfessionen ähnliche Mängel, wie die ihrigen sind, nachzuweisen, legen wir keine große Bedeutung bei: wir sehen in ihnen vielmehr Durchgangsstadien. Bevor man sich dem Gegner ergibt, macht man noch eine letzte Kraftanstrengung. Sorgfältige, aufrichtige Forschung muß dahin führen, in dem Islam eine niedere Religion zu erblicken, die Segnungen, die er gebracht, der Verbindung mit den politischen Institutionen zuzuschreiben. Wenn nicht unvorhergesehene Umwälzungen kommen und eine andere Völkerwanderung eintritt, ist eine religiöse Stärkung des Islams ausgeschlossen, ebenso eine politische Wiedererneuerung, denn der Panislamismus ist ein totgeborenes Kind.

Bei den Mohammedanern dürfen wir so wenig wie bei den übrigen Orientalen ein planmäßiges Vorgehen, einen wohldurchdachten Feldzugsplan suchen, wohl aber finden wir Völkerfluten, die sich auf verschiedene Länder verteilen, die sich aber nie wieder vereinigen, um vermöge der Wucht ihrer Massen das letzte Bollwerk hinwegzuschwemmen. Die Mohammedaner haben wohl ihren ersten und Hauptangriff gegen die wichtigsten Punkte Konstantinopel und Gibraltar gerichtet, aber nie kombinierte Kriegspläne entworfen, sondern in der Regel ganz unabhängig von einander operiert. Die Türken sind trotz ihrer damaligen Ueberlegenheit den Mauren in Spanien im 15. und 16. Jahrhundert nicht zu Hilfe gekommen, und umgekehrt, die Mohammedaner Indiens haben sich weder mit denen Persiens, noch mit denen der Türkei verbunden, sie haben sich vielmehr öfter bekämpft als verbündet. Wir erinnern nur an die Kriege zwischen Persien und der Türkei, zwischen den Mohammedanern Aegyptens und Kleinasiens. Die Türkei rührte keinen Finger, als Rußland seine mohammedanischen Untertanen zum Abfall von ihrer Religion zwang. Der Abkömmling Mohammeds, der in Mekka herrscht, steht auf gespanntem Fuß mit dem Sultan. Die Mohammedaner Afrikas haben wenig Sympathie für die hohe Pforte. Alle Versuche Abdul Hamids, ein Bündnis mit Persien zu schließen, sind gescheitert, seine Emissäre in Afrika haben ebenso wenig Glück gehabt. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß England und Rußland Persien und Afghanistan an sich reißen werden. Bekanntlich hat die Zahl der Moslem in den Donaufürstentümern, dem jetzigen Serbien, der Bulgarei, in Bosnien und der Herzegowina gewaltig abgenommen. In Serbien befinden sich anstatt 10,000 nur 2840, in Bosnien und Herzegowina statt 600,000 nur 548,632, in der Bulgarei ist nicht einmal ein Drittel im Land geblieben, d. h. von 1'800,000 nur 530,275 Seelen. Die meisten sind in das türkische Gebiet ausgewandert. Für die von der Krim und dem Gebiet am Pontus aus-

gewanderten Moslem fehlen genaue Angaben; jedenfalls ist ihre Zahl bedeutend. Die Niederlassungen der Europäer in Kleinasien, in der Nähe der Eisenbahnen werden weitere Wanderungen zur Folge haben und alle geistig Rückständigen, die an den alten Traditionen festhalten, in der europäischen Türkei vereinigen. Für die Moslem ist das kein Vorteil, denn der Gegensatz zu den vielen Fremden und die Politik des gegenwärtigen Sultans, der jede freie Aeußerung der Presse unterdrückt, können Reformideen nicht erfolgreich machen. Der Wunsch so vieler Mohammedaner, ihre eigenen Herrscher möchten die Errungenschaften der westlichen Kultur sich aneignen und dem Charakter der Moslem anpassen, wird sich nicht verwirklichen; die europäischen Großmächte werden sich gezwungen sehen, entweder einen christlichen Herrscher in Konstantinopel einzusetzen oder eine vom Sultan unabhängige Parlamentsregierung ins Leben zu rufen.

Nach dem Gesagten hat der Panislamismus keine Zukunft. Für die Türken, die infolge des verkehrten politischen Systems sich selbst als die Herren, die Rajas als die Knechte zu betrachten gewöhnt waren, wird die Entthronung des Sultans die größte Wohltat sein und sie zu ehrlicher Arbeit zwingen. Da die gegenwärtig in der Türkei wohnenden Moslem keine reinen Turkomanen, sondern ein Mischvolk sind, das sich zivilisieren läßt und, durch die bittere Not getrieben, ebensogut wie die Moslem in Indien lohnende Beschäftigungen suchen wird, so hat man keinen Grund, ihm die Fähigkeit, sich zu reformieren, abzusprechen, wie Vambéry zu tun scheint. Vambéry ist ein wohlunterrichteter Mann, der mit großem Fleiß eine Masse von Einzelnheiten zusammenträgt, der aber, sobald er aus seinen Prämissen einen Schluß ziehen soll, sich von seinem Vorurteil für den Islam beeinflussen läßt. Als skeptisch veranlagter Israelit und bitterer Feind des katholischen Klerus bewundert er den Islam, weil der keine eigentliche Priesterschaft hat, und sucht die Fehler der Koran-Erklärer und der

Mollas abzuleugnen oder zu entschuldigen. Nach seinen Ausführungen müßte er die Türken niedriger einschätzen, als die Moslem in Indien und Aegypten, die türkische Regierung als das größte Hindernis einer Erneuerung des Islams betrachten: gleichwohl sieht er an einigen Stellen in der türkischen Regierung das Organ, dessen sich die Vorsehung bedienen werde zur Verjüngung des Mohammedanismus. Freilich ist nach ihm für die Lösung dieser Aufgabe ein patriotischer, überlegener Herrscher notwendig. Die Geschichte lehrt uns, daß ein solcher sehr bald gestürzt werden würde. Vambéry gibt dies zu, wenn er sagt: „Sich selbst überlassen, werden die Nationen, die sich zum Islam bekennen, zweifellos in dem Zustand ihrer Indolenz verharren. Sie besitzen nicht die Kraft, ein soziales Gebäude auf neuer Grundlage aufzuführen, wirklich liberale Institutionen in die Verwaltung einzuführen, solange die hierarchisch weltliche Gewalt in einer Hand vereinigt bleibt, und solange die sogenannten Vertreter Gottes auf Erden sich von der Notwendigkeit radikaler Reformen nicht überzeugen lassen und ihren Grundsätzen eines autokratischen Absolutismus nicht entsagen wollen" (383). Ganz richtig; nur hätte hinzugefügt werden müssen, daß das System viel stärker sei als der Sultan und einige seiner Beamten. In der Tat ist eine Modernisierung, eine Wiedererneuerung des Islam ein Ding der Unmöglichkeit. Nur eine gänzliche Umgestaltung und Neuschöpfung kann die Moslem befreien. Der Islam wird gleich so vielen Sekten alter und neuer Zeit, auch nachdem er aller äußeren Macht entkleidet ist, noch fortbestehen, aber nie mehr eine bedeutende Rolle spielen. Als eine Geißel in der Hand Gottes behufs Züchtigung der entarteten Christen, als ein Hammer, der die unter sich uneinigen christlichen Stämme in Spanien, in Italien, in Ungarn zusammengefügt hat, hat der Islam seine Aufgabe erfüllt. Was er für Kultur und Wissenschaft geleistet, wie zum Teil infolge der Fehler der Christen sein Verhältnis

zum Christentum sich so feindselig gestaltet hat, gehört nicht hieher.

Obgleich die Engländer in Indien und anderswo sich der Proselytenmacherei grundsätzlich enthalten, und von den christlichen Missionären den schweren Vorwurf haben hören müssen, sie unterstützten mohammedanische Schulen und Kollegien, so haben doch einzelne Beamten der Regierung den Moslem Anlaß zu Beschwerden gegeben. Die Russen schwankten einige zeitlang zwischen Begünstigung des Mohammedanismus und Buddhismus und Verfolgung desselben hin und her, sind aber in der letzten Zeit immer rücksichtsloser geworden. Unter Katharina II. lebten Christen und Moslem friedlich nebeneinander; ein Ukas vom Jahre 1773 proklamierte religiöse Toleranz; die Regierung ermutigte sogar die Verbreitung des Islams und ging soweit, sogar einen Scheik ul Islam, der in Ufa residierte, 1778 zu ernennen. Viele Moscheen wurden erbaut und viele Baschkiren und Kirgisen, die sich zum Schamanismus bekannt hatten, traten über. Der russische Ethnograph Rittich macht die Bemerkung, daß Katharina II. während ihrer Regierung mehr für den Islam gethan habe als die Chane von Kasan während der ganzen Zeit ihres Bestehens (vgl. Vambéry S. 28). Die Regierung hatte gehofft, eine asiatische mit den Anschauungen der Nomaden so verwandte Religion würde größere Anziehungskraft ausüben, die Bewohner dem Nomadenleben entwöhnen und zur Gründung von festen Niederlassungen und zur Pflege der Künste des Friedens anleiten. Dieser Zweck wurde sehr unvollkommen erreicht und hatte selbstverständlich eine Abneigung gegen die russische Religion zur Folge. Die Beschwerden der Orthodoxen verhallten lange wirkungslos, denn erst 1854 wurde in Kasan eine Akademie gegründet, eine Art von Missionsseminar, das zunächst gegen die Moslem, dann gegen die Raskolniki, gegen die Buddhisten, gegen die Heiden, die Chuvaschen und Cheremischen gerichtet war. Der Vorstand des antimoslimischen Seminars war der berühmte

Orientalist Ilminski, der an Professor Sablukoff eine mächtige Stütze hatte. Derselbe führte eine Umschreibung der tatarischen und türkischen Sprache ein und verbannte die arabische Schrift, welche manche Nuancen der tatarischen Sprache nur sehr unvollkommen wiedergibt; zu gleicher Zeit merzte er die persischen und arabischen Fremdwörter aus und ersetzte sie durch tatarische und russische Ausdrücke. Hierdurch erreichte er ein Doppeltes, eine Trennung von der Türkei und ein engeres Anschließen der Tataren an Rußland, welche dadurch, daß sie das russische Alphabet für ihre Muttersprache verwendeten, das Russische zu lernen anfingen. Ein wichtiger Schritt war getan, die russische Sprache und Literatur bürgerte sich bei den Tataren ein. In jüngster Zeit suchen die Ultras unter den Tataren die arabische Schrift wieder herzustellen, werden aber voraussichtlich keinen Erfolg haben. Ilminski ging von dem richtigen Gedanken aus, daß die russischen Missionäre nur dann gebildete Eingeborene bekehren könnten, wenn sie mit dem Koran, der Sunnah und den Gesetzbüchern der Moslem bekannt wären. Obgleich der Vorsteher eine Autorität ersten Ranges auf seinem Gebiete war, hatte er bis 1858 nur 15 Zuhörer bei diesen Vorlesungen. Die Meisten scheinen die Arbeit und Mühe gescheut zu haben. Einige fanatische Russen schöpften Verdacht, warfen Ilminski vor, er sei zu sanguinisch, er gehe zu sehr auf die Geheimnisse der mohammedanischen Theologie ein und zeige eine sichtbare Vorliebe für die Lehre Mohammeds. Das war richtig: Ilminskis Polemik war wissenschaftlich und gemäßigt, verschmähte gehässige und unbegründete Anklagen: wenn er keine Konvertiten machte, so verhinderte er die früher so häufigen Abfälle christlicher Tataren. Sein Nachfolger, Ivan, der später Bischof von Smolensk wurde, war ein unwissender engherziger Mensch und seiner Aufgabe nicht gewachsen. Wenn das Christentum gleichwohl Fortschritte machte, so verdankte es dieselben nicht den russischen Missionären, sondern den Lehrern an den

russischen Mittelschulen. Die Wißbegierde, die pekuniären Vorteile, welche den Tataren aus der Aneignung der westlichen Kultur erwachsen, triumphierten über die Anhänglichkeit an die alte Religion, sodaß die Anstrengungen der Mollas, die russischen Mittelschulen zu diskreditieren, wirkungslos blieben. Die Tataren sind ein weitverzweigter Stamm, die nicht überall der Kultur ihrer Beherrscher denselben zähen Widerstand entgegengesetzt haben. Während die Moslem in der Krim, an der Wolga und im Kaukasus infolge von Auswanderungen nach türkischem Gebiet oder infolge Uebertritts zur herrschenden Religion sehr abgenommen haben, ist die Zahl derselben in Kasan von 444,509 in 1858 auf 625,847 in 1897 gestiegen. Nach den russischen Schriftstellern hat die Auswanderung der Tataren aus der Krim schon gleich nach der Einverleibung in Rußland 1764 begonnen. Damals wanderten 300,000 nach der Türkei aus und nach dem Krimkriege von Taurien allein 192,360 Seelen. Nach Vambéry S. 33 nimmt der Rückgang des türkischen Elementes im Süden und Südosten Rußlands gewaltig zu; die Tataren und Baschkiren belaufen sich nur auf 2½ Millionen und sind an einigen Orten bereits am Aussterben. Die Russen, die, wie wir früher gezeigt haben, nichts sehnlicher wünschen als die Armenier aus ihrem Gebiet zu vertreiben, haben natürlich noch weniger Interesse an der Erhaltung der Tataren, die sie durch Slawen zu ersetzen suchen. Eine Zeitlang spielten die russischen Beamten die Tataren gegen die Armenier aus; in der jüngsten Zeit sind sie gegen dieselben rücksichtsloser aufgetreten, weil sie sich als Feinde des Bureaukratismus entpuppt haben. Die Kirgisen, richtiger Kasaken sind der ausgedehnteste aller Türkenstämme und stehen großenteils unter russischer Oberhoheit. Die Unterwerfung des Albukhair-Chan 1734 war nur nominell; erst 1845 begann General Obrucheff mit dem Bau von Forts, durch die er die Raubzüge der Kirgisen erschwerte. Die Eroberung Taschkends durch General Chernayeff verbreitete Furcht und

Entsetzen unter den Kirgisen. Je weiter die Russen vordrangen und das Land durch ihre Forts wie mit einem eisernen Gürtel umschlossen, desto mehr wurden die Eingeborenen eingeschüchtert. Die Eroberer hofften durch die Errichtung von Staatsschulen, zu denen der Zugang allen offen stand, die russische Kultur einzuführen, stießen aber auf den Widerstand der Mollas. Die mohammedanischen Nachbarfürsten reizten die noch immer zahlreichen Kirgisen zum Aufruhr; die Pforte selbst suchte die Flamme zu schüren, erreichte aber nur, daß die Moslem-Fürsten nach der Reihe sich dem russischen Eroberer unterwerfen mußten. Die russischen Annektionen in Nord- und Mittelasien waren für die Bewohner eine wahre Wohltat, denn bis zu ihrer Ankunft blieben die Gesetze der Humanität und die wahre Freiheit den Eingeborenen unbekannt. „In dem sogenannten goldenen Zeitalter der Geschichte Asiens, sagt Vambéry S. 5 waren Tyrannei und Despotismus die charakteristischen Merkmale, Gerechtigkeit war eine eitle Chimäre; alles hing von der Willkür des Herrschers ab; eine längere Periode der Ruhe und des Friedens war eine Ausnahme. Die Asiaten vergeben ihren Herrschern derartige Fehler aus Eitelkeit oder infolge ihrer Indolenz; aber es ist unsere Pflicht, immer wieder zu betonen, daß Asien ohne unsere Hilfe eine höhere Kulturstufe nicht ersteigen kann, daß die bereits dreihundertjährige europäische Einmischung eine Quelle des Segens gewesen ist". In den Staaten Chiwa, Bokhara, würden die Träger der christlichen Kultur als Ansiedler und Bürger nie geduldet, ein geregeltes Staatensystem nie begründet worden sein; es blieb daher Rußland nichts anderes übrig, als diese Staaten, die durch ihr Plünderungssystem die öffentliche Ruhe störten, zu unterwerfen und die anarchischen Elemente mit eiserner Faust nieder zu halten. Eine so tief gewurzelte Wildheit und Roheit, die dem Volkscharakter ihren Stempel aufgedrückt hatte, konnte nur allmählich durch strenge Zucht überwunden werden, besonders durch Einreihung der energi-

schen und unruhigen Elemente in die Armee. Diese Methode ist von den Russen mit weit größerem Geschick und Erfolg gehandhabt worden als von den Engländern und Türken, denen der Müßiggang zur zweiten Natur geworden ist, die sich gar nicht in das Los fügen können, mit andern in Wettbewerb zu treten. Das System Katharina II. ist mit Recht aufgegeben worden. Obgleich der Islam eine Zwischenstufe zwischen dem Heidentum war und unter gewissen Bedingungen die Heiden zu einer höheren Stufe emporhob, so ist doch der entartete Islam unserer Tage kein Vermittler einer höheren Kultur, eher ein Hindernis. Nur dann, wenn er von seinen Schlacken gereinigt ist, kann er für die mohammedanischen Nationen ein Vorteil sein; nicht aber für heidnische; dieser sowohl als der orthodoxe Islam können geduldet werden, weil man durch Gewissenszwang in der Regel wenig erreicht; aber denselben einzuführen, ihm Vorschub zu leisten, ist eine ganz andere Sache, d. h. so viel, als auf großen Umwegen seinem Ziele zuzustreben.

Obgleich Sibirien weit früher dem russischen Reich einverleibt wurde als manche anderen Provinzen, so wurde es doch im Lauf der Zeit vernachlässigt. Unter dem Erzbischof Kiprian Starorusenikoff 1620 besaß die russische Kirche 30 Kirchen mit 300 Priestern und 22 Konvente mit 50 Brüdern und Schwestern. In einem Ukas vom 6. Dezember 1714 lesen wir: Alle Götzentempel sollen zerstört werden, ebenso die damit verbundenen Schulen; die aber, welche sich taufen lassen, sollen auf Kosten der Regierung ihr Taufgewand und einmalige Befreiung von der Pelztaxe erhalten. Diese Vorteile waren keineswegs verlockend. Selbst russische Schriftsteller gestehen ein, daß der den Katechumenen erteilte Unterricht ein sehr notdürftiger war, daß vielfach Heiligenbilder an die Stelle von Götzenbildern traten, daß den Heiligenbildern vielfach dieselbe Kraft zugeschrieben wurde wie den Götzenbildern. Hören wir hierüber den Ungarn Munkacsi bei Vambéry S. 105: „Während 200 Jahren ist auch nicht

ein nennenswerter Versuch gemacht worden, die geistigen Zustände des Volkes zu verbessern. In dem von den Voguls bewohnten Bezirk findet sich nicht eine Schule, jeder Eingeborene, der eine höhere Schule besucht, wird russifiziert und vermeidet fortan jeden Verkehr mit seinen Landsleuten. Ich fand auf einer Reise durchs Land keinen Handwerker, nicht einmal einen Hufschmied, obgleich es im Lande viele Pferdehändler gibt". Ueber die Vogulen und Astyaken bemerken die Reisenden Yadrinzeff und Alquist, daß sie fast alle getauft, aber von ihren Priestern vernachlässigt seien. Ein Priester machte folgenden Grundsatz geltend: „Wer nicht zahlen kann, ist von dem Segen der Kirche ausgeschlossen, oder muß eine schwere Geldstrafe erlegen". Dasselbe Individuum war dermaßen dem Trunk ergeben, daß es Monatelang unfähig war, seine geistlichen Funktionen auszuüben Yadrinzeff bemerkt über die Popen: „Um die Seelen kümmern sie sich nicht; was ihnen am Herzen liegt, ist die Proselytenmacherei. Werde ein Russe, sagen sie dem Heiden, und wir werden uns deiner annehmen; werde getauft und wir werden Mitleid zeigen. Die Armut und das Elend von 1712—14 hat viele vermocht, Christen zu werden, aber ihren Charakter nicht verbessert, denn nach Umständen wird die heidnische oder christliche Maske vorgehalten, werden die Heiligen- oder Götzenbilder in der Hütte aufgestellt".

Auch in Sibirien, wie anderswo, sind die russischen Missionäre ein Hindernis für die Bekehrungen der Eingeborenen und werden von den Lehrern an russischen Schulen überflügelt. Hier brauchen die Eingeborenen nicht zu fürchten, daß man sie mit Gewaltmitteln bekehren will, hier lernen sie manches, das sich praktisch verwerten läßt. Rußland muß ebenso wie andere Staaten Lehrgeld zahlen, aus den gemachten Fehlern lernen. Es ist jedenfalls ein gutes Zeichen, daß aus den russischen Schulen eine Reihe von Gebildeten und Gelehrten hervorgegangen ist, die entweder Christen wurden oder Mohammedaner und Buddhisten blieben, aber

ängstlich bemüht waren, die russische Sprache und Sitte, die moderne Kultur zu verbreiten. Der Unterschied zwischen englischer und russischer Kolonisation ist indes nicht so gewaltig wie Vambéry uns glauben machen will, wie wir an einigen Beispielen zeigen wollen. Die niederen Volksklassen sind unter der englischen Regierung in Indien nicht weniger verarmt und ausgesogen worden als die Stämme Sibiriens und Mittelasiens, jedoch mit dem Unterschied, daß die Nomadenstämme der letzteren Länder nie reich waren; während in Indien die zahlreiche Klasse von Handwerkern ihren Wohlstand einbüßte und in tiefe Armut geriet, weil die Engländer die indischen Märkte mit ihren wohlfeilen Waren überschwemmten. Solange die ostindische Gesellschaft Indien regierte, geschah für die Erziehung verhältnismäßig noch weniger als in den russischen Kolonien. Man darf nie außer acht lassen, daß die Engländer in Indien eine hoch entwickelte Zivilisation vorfanden und auf der bereits bestehenden Grundlage weiterbauen konnten, während die Russen gerade bei ihren türkischen Untertanen den Drang nach einem fahrenden Leben zu überwinden hatten. Es ist leichter, sagte ein Türke, jedes Sandkorn an den Grund zu heften, als den Turkomanen an eine bleibende Beschäftigung zu gewöhnen. Hieraus kann man abnehmen, welche Schwierigkeiten den Russen entgegenstehen. Die Hindus und Mohammedaner Indiens beklagen sich nicht selten, daß einflußreiche, einträgliche Stellen den Europäern vorbehalten, die Arbeiten aber von den eingeborenen Gehülfen verrichtet würden, daß englische Gelehrte wissenschaftliche Leistungen, die von ihren Untergebenen herrührten, für sich beanspruchten. Das dürfte kaum in demselben Grade bei den Russen der Fall sein. Wie dem Licht der Schatten, so folgt auch der westlichen Kultur die Entartung; denn je heller das Licht ist, desto dunkler sind die Schatten. Den russischen Beamten dürften die englischen fast in allen Lastern die Wage halten; in einem wichtigen Punkte aber stehen sie hoch über den Russen: sie sind weit

weniger bestechlich, weil sie materiell weit besser gestellt sind. Was nun Trunksucht und Unzucht nebst den verwandten Lastern bei Zivilisten und dem Militär angeht, so dürfte der Unterschied nicht so gar groß sein. Viele Russen und Engländer machen dem christlichen Namen wenig Ehre. Der feine englische Gentleman ist nicht selten ebenso verkommen, wie der ungebildete Slave; die raffinierte Wollust und Grausamkeit ist oft weit abscheulicher als Brutalität. In Momenten der Leidenschaft sinkt der zivilisierte Mensch ebenso wie der unzivilisierte unter das Tier hinab, aber er rafft sich schneller auf und die öffentliche Meinung ist eine moralische Macht, der er nicht zu trotzen wagt. In dieser Beziehung hat der Engländer sehr viel vor dem Russen voraus.

IV.

Michelangelo in der Sixtinischen Kapelle.

Der zweite Teil des monumentalen Werkes von Ernst Steinmann über die Sixtinische Kapelle, ein über 800 Seiten starker Textband in Quartformat mit circa 400 Abbildungen und einer Mappe in Großfolio mit 70 Tafeln, reiht sich würdig dem ersten an,[1]) der seinerzeit in diesen Blättern besprochen wurde.[2]) Inhaltlich ergibt sich auf den ersten Blick ein bedeutsamer Unterschied. Galt es dort, zahlreiche und sehr verschieden geartete Künstler zu behandeln, so konzentriert sich in dem

1) Die Sixtinische Kapelle, herausgegeben von Ernst Steinmann. Zweiter Band: Michelangelo. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann, 1905. XX u. 812 S. in gr.-Quart und 70 Foliotafeln in Farbenlichtdruck, Photogravure und Lichtdruck in besonderer Mappe. Preis 150 Mk.

2) Vergl. oben Band 130, S. 592 ff.

vorliegenden Bande alles um die höchsten Schöpfungen eines einzigen Mannes. Erscheint die Aufgabe hierdurch erleichtert, so war sie anderseits dadurch erschwert, daß es sich um eine Persönlichkeit handelte, deren Leben und Schaffen trotz zahlreicher Forschungen deutscher, italienischer, französischer und englischer Gelehrten noch mancherlei schwere Probleme aufwies. Berücksichtigt man dies, sowie die Fülle des zu bewältigenden künstlerischen und literarischen Materials, so erscheint in um so glänzenderem Lichte der eiserne Fleiß des Verfassers, der trotz mannigfacher Hemmnisse, anderweitiger Verpflichtungen und zeitweiliger Entfernung von Rom in der kurzen Frist von vier Jahren seine schwere Aufgabe bewältigte. Der Kern des Werkes ist in Rom entstanden und das gereicht demselben zum Vorteile, denn wohl nur hier konnte die Aufgabe, den Meister in seinen gewaltigsten Schöpfungen zu ergründen, mit Erfolg unternommen werden. Der Verfasser bemerkt daher in der Vorrede sehr treffend: „Losgelöst von allen beschränkenden Begriffen, konnte sich nur hier der nachschaffende Geist ganz in die Schönheitsfülle und Gedankentiefe des großen Meisters versenken. Und die Vision der Vergänglichkeit, die uns die Ewige Stadt in immer neuen Gleichnissen enthüllt, schärfte den Blick für das Unvergängliche und gab dem Willen immer neuen Antrieb, dem flüchtig dahinrauschenden Strom der Zeit einen Markstein entgegenzusetzen."

Das Prinzip, die künstlerischen Schöpfungen im Lichte der historischen Zusammenhänge zu betrachten, ist auch in dem vorliegenden Bande befolgt. Demgemäß wird derselbe durch einen umfangreichen Abschnitt über die Politik und den persönlichen Charakter Julius' II. eröffnet. An denselben reiht sich ein zweiter Abschnitt: „Julius II. und die Kunst". Der Verfasser geht hier vom Verhältnis des Papstes zur Literatur aus, schildert dann seine Bautätigkeit, die Beziehungen zu Bramante und Giuliano da S. Gallo, die Antikensammlungen Julius' II. und mit größter Ausführlichkeit die Entwicklung der Plastik und den Aufschwung der Freskomalerei. In den historischen und auch in manchen kunsthistorischen Fragen, namentlich der Erklärung der Fresken Raffaels in der Stanza d'Eliodor, schließt sich Steinmann an die Papstgeschichte Pastors an, deren Zu-

verlässigkeit er an verschiedenen Stellen betont. Viel Neues bringt Steinmann in dem Abschnitt über die Entwicklung der Plastik, in welchem namentlich der Kuttenschrein in S. Pietro in Vincoli und die berühmten Kardinalsgräber in S. Maria del Popolo sehr eingehend behandelt werden. Erst in dem dritten Abschnitt: „Julius II. und Michelangelo; die Entstehungsgeschichte der Deckenmalerei“ kommt Steinmann zu seiner eigentlichen Aufgabe. Mit dramatischer Lebhaftigkeit erzählt er uns hier die Anfänge Michelangelos in Rom, den Auftrag des Julius-Denkmals, das Zerwürfnis mit dem gewaltigen Papste, die Flucht nach Florenz, die Versöhnung in Bologna, das Schicksal der dortigen Bronzestatue Julius' II., die Rückkehr nach Rom, den Auftrag zur Ausmalung der Sixtinadecke, endlich Beginn und Vollendung dieser Arbeit, welche dem Meister Unsterblichkeit sichern sollte.

Hinsichtlich der Geschichte des Julius-Denkmals mit ihren dramatischen Konflikten und psychologischen Vorgängen folgt Steinmann meist der klassischen Darstellung Justis. Dasselbe ist der Fall in dem vierten Abschnitt: „Plan des Werkes; Kritik der Quellen; Ausführung und Entwicklungsgang der Arbeit.“ Mit Recht betont er hier (S. 205), daß niemand tiefer über den geistigen Ursprung und den inneren Zusammenhang der Sixtinagemälde nachgedacht habe, als der genannte Bonner Forscher. Hinsichtlich der vielbehandelten Frage über die unmittelbare Teilnahme Julius' II. an dem Plan der Ausmalung der Gewölbedecke nimmt Steinmann seine früher in der Beilage der „Allg. Ztg.“ ausgesprochene Ansicht, die auch Kraus teilte, zurück; er kommt zu dem Ergebnis, daß Michelangelo sich bei Feststellung seines Planes auch keines theologischen Beirates bediente; der Meister, betonte er (S. 217), „war von Kindheit an gewohnt, sich selbst zu helfen; er hatte sich aber auch, wie Condivi schreibt, schon früh mit großem Eifer und völliger Hingabe in die heiligen Schriften des Alten und Neuen Testamentes versenkt und ihre Auslegungen durch Savonarola gelesen. So kann es uns nicht wundernehmen, daß er alle theologischen Voraussetzungen für die Ausarbeitung seines Planes bei sich selber fand. Erstaunlich ist nur, zu sehen, wie kühn und groß das Ganze erdacht ist, wie festgefügt die Glieder dieses Orga-

nismus sind, wie einfach sich das gewaltige Werk in allen seinen Zusammenhängen aus sich selbst erklären läßt. Es ist wie ein kristallklarer See, auf dessen glattem Spiegel der Abglanz wolkenloser Himmelsbläue ruht, auf dessen Grund das forschende Auge immer neue Wunder und Geheimnisse entdeckt, die doch alle denselben Vorbedingungen ihren Ursprung verdanken und aus derselben Schöpferhand hervorgegangen sind".

Bei seiner allgemeinen Deutung der Sixtinischen Deckenmalerei betont Steinmann (S. 218) am Schluß mit Recht, daß die vier Historienbilder in den Zwickeln sich auf Christis Kreuzestod, bezw. auf das hl. Meßopfer beziehen. Ein Hinweis, daß diese Deutung zuerst von Pastor (Papstgeschichte 3, S. 814) gegeben wurde, hätte hier nicht fehlen dürfen; indessen wird man sich freuen, daß der protestantische Forscher in dieser Frage sich fast wörtlich gleichlautend mit dem Verfasser der Papstgeschichte ausspricht.

Mancherlei neue Resultate bietet das Kapitel über die Entstehungsperioden der Deckenmalerei. Michelangelo begann seine Arbeit in dem für die Laien abgegrenzten Teil der Kapelle, damit das Presbyterium noch für die gottesdienstlichen Funktionen frei bleibe.

Den auffallenden Umstand, daß der Meister den historischen Bilderkreis in umgekehrter Zeitfolge malte, nicht mit der Schöpfungsgeschichte, sondern mit den Folgen des Sündenfalles begann, erklärt der Verfasser sehr glücklich aus kirchlichen Gründen: im Laienraum sollte der Sündenfall mit seinen verhängißvollen Konsequenzen geschildert, im Presbyterium aber die Allmacht Jehovas verherrlicht werden. „So ist die Schilderung der Sünde mit ihren Folgen gleichsam außerhalb der Schranken des Kapellenraumes in den Vorhof hinaus gebannt; im Heiligtum selbst aber wird das Auge getröstet durch die Vision des allgütigen und allweisen Weltschöpfers und durch die sündenlose Schönheit der ersten Menschen. Dazu kam eine rein künstlerische Erwägung; die Historienbilder am Scheitel der Wölbung waren für die Gesamtansicht vom Eingang der Kapelle aus gedacht. Wir brauchen in der Tat beim Eintritt in das Heiligtum nur stehen zu bleiben und wir erfassen sofort mit einem einzigen Blick die ganze glänzende Reihe der Historien

von Noahs Trunkenheit bis hin zum ersten Schöpfungstag. Bei einer solchen Absicht aber dem Beschauer die Möglichkeit zu geben von einem Standpunkte aus sämtliche Mittelbilder zu erblicken, mußte der Künstler bedacht sein, ihm die figurenreichen Schilderungen möglichst nahe zu rücken, bei zunehmender Entfernung aber die Anzahl der Figuren zu vermindern, um sie dann in größeren Verhältnissen bilden und so trotzdem für das Auge erkenntlich machen zu können. Daher sehen wir beim Eintritt in die Kapelle über unserem Scheitel die vielfigurigen Darstellungen der Trunkenheit Noahs, der Sündflut und des Opfers sich aneinander reihen, während weiter nach dem Altar zu im Sündenfall, der Erschaffung des Menschen und der Schöpfung der Welt die Kompositionen sich vereinfachen und die Anzahl der Figuren in demselben Grade abnimmt, wie die Proportionen wachsen" (S. 220).

Nur die Mittelbilder sind nach perspektivischen Gesetzen für die Gesamtansicht vom Osten der Kapelle aus berechnet; Propheten und Sybillen sind dagegen für die Einzelbetrachtung komponiert. Steinmann hält dieses unseres Erachtens mit Recht gegen Justi fest.[1]

Mit dem fünften Abschnitt beginnt Steinmann die Betrachtung der Decke im einzelnen. Er geht hier aus von den Guirlandenträgern (auch Sklaven oder Igundi genannt, während der Verfasser die sehr glückliche Bezeichnung Atlanten anwendet), schildert dann die Bronzemedaillons, die Karyatidenkinder, die Knaben mit den Namenstafeln der Propheten und Sybillen und endlich die liegenden Erd- und Flußgötter. Die Atlanten bezeichnet der Verfasser als die edelsten Gebilde der reinen Phantasie Michelangelos (S. 258); in einer Note wendet er sich hier in Uebereinstimmung mit anderen Forschern gegen eine häßliche Mißdeutung der Absicht des Meisters, die leider noch immer nicht verstummt ist. Wenn er jedoch hier wie an anderen Stellen auch den edlen deutschen Papst Hadrian VI. unter den

[1] Die ganze Reihe von Propheten und Sybillen übersieht man am besten, wenn man sich in die Mitte der Kapelle unter der Kumenischen Sybille und dem Ezechiel aufstellt. (Steinmann S. 221.)

Gegnern Michelangelos aufführt, so dürfte er doch allzugläubig Vasari gefolgt sein. Was der genannte Kunstschriftsteller über die angebliche Ansicht Hadrians, die Sixtinische Kapelle abreißen zu lassen, berichtet, findet sonst keine Bestätigung. Keiner der Gesandten, die damals in Rom weilten, berichtete etwas derartiges; diese kunstsinnigen Männer, die sehr offen von den Schwächen des deutschen Papstes sprechen, würden ein derartiges Attentat, wenn es beabsichtigt gewesen wäre, sicher nicht mit Stillschweigen übergangen haben. Ebenso wichtig ist das Schweigen Giovios, der in seiner Biographie Hadrians alles zusammenrafft, was den deutschen Papst in ein ungünstiges Licht zu setzen vermag.

Die Behandlung der Atlanten bot Steinmann eine passende Gelegenheit, sich mit Michelangelos Verhältnis zur Antike zu beschäftigen; wichtig sind hier die zuerst gegebenen Nachweise über die antiken Vorbilder für die Gestaltung einiger Atlantenfiguren. Ganz neue Aufschlüsse werden über die Bronzemedaillons gegeben, die von unten aus nicht erkenntlich sind und deren erstmalige Publikation eine überaus wichtige und dankenswerte Bereicherung der Kunstgeschichte darstellt. Die neueren Biographen Michelangelos haben dieselben entweder ignoriert oder falsch gedeutet. Es ist daher sehr berechtigt, daß der Verfasser besonderen Fleiß zur Erklärung dieser Rundbilder aufwandte; ob gerade alle seine Deutungen zutreffend sind, kann nur ein genauer Kenner des Alten Testamentes entscheiden.

In eingehender Analyse behandelt Steinmann die vier Geschichtsbilder in den Ecken und die weltberühmten Mittelbilder der Sixtina, welche letztere er als den herrlichsten Bilderzyklus der christlichen Kunst bezeichnet. Abweichend von allen bisherigen Beschreibungen beginnt der Verfasser hier mit den Fresken aus der Geschichte Noahs und schließt mit denjenigen der Schöpfungstage.

Bei den Propheten und Sybillen verweilt Steinmann mit besonderer Ausführlichkeit, weil durch die schrankenlose Bewunderung, welche hier gerade alle neueren Kunstschriftsteller dem Genius des Meisters gezollt haben, die historische Würdigung dieser Fresken sehr beeinträchtigt worden ist. Eine

rühmliche Ausnahme macht hier, wie auch Steinmann besonders hervorhebt, nur Justi, jedoch kommt der Verfasser des Sixtinawerkes vielfach zu anderen Resultaten. In den Noten gibt er einige ergötzliche Beispiele, wie sehr frühere Beschreiber bei Behandlung dieses Gegenstandes ihrer Phantasie die Zügel schießen ließen (vgl. S. 260 u. 269). Trotz aller Begeisterung bleibt dagegen Steinmann stets sachlich; er übt auch Kritik so z. B. an dem Jonas, von welchem er bemerkt: „Man vermißt in diesem Abbilde derber körperlicher Kraft und Jugend, die kein Hauch des Geistes berührt hat, nicht nur jede Andeutung auf den hohen Beruf eines gottgesandten Mannes, sondern es mangelt dem Propheten sogar an menschlicher Würde" (S. 376—377).

Nicht minder eingehend werden die vielfach zu wenig beachteten Darstellungen der Vorfahren Christi behandelt. Der Verfasser urteilt hier: „Durch die Tiefe der Gedanken und die Fülle der Motive stellen sich diese Malereien den größten Schöpfungen Michelangelos ebenbürtig an die Seite. Es läßt sich fürwahr kein glänzenderer Schlußakkord denken zu der großen Sinfonie in Farben, mit welcher der Genius in höchster Kraftentfaltung die Decke der Sixtinischen Kapelle geschmückt hat" (S. 450).

Vier Fünftel des Steinmannschen Werkes sind der Tätigkeit Michelangelos in der Sixtina unter Julius II. gewidmet; der Rest entfällt auf das unter Paul III. auf die Altarwand gemalte „Jüngste Gericht". Auch hier geht die Entstehungsgeschichte (der Beginn und Fortgang der Arbeit, die inneren und äußeren Erlebnisse des Meisters während derselben werden ausführlich geschildert) der Bedeutung und Beschreibung des Freskos voraus; letztere wird passend eingeleitet durch ein besonderes Kapitel über Michelangelos Verhältnis zur künstlerischen Tradition des Weltgerichtes. Dem Einfluß Dantes, auf den bereits Kraus, Klaczko und der leider so früh verstorbene, hochbegabte Kallab hinwiesen, ist Steinmann im einzelnen nachgegangen. Man muß sich übrigens, wie neuerdings Sauer (Literar. Rundschau 1906, S. 26) mit Recht betonte, hüten, Dante als einzige und ausschließlich anregende Quelle für Michelangelo zu betrachten.

Zwei besondere Beigaben vermehren den Wert des Stein-

mannschen Werkes bedeutend; in dem ersten Anhang gibt der Verfasser selbst im Anschluß an die grundlegende Arbeit von Berenson einen kritischen Katalog der Zeichnungen Michelangelos zu den Sixtinafresken. Der zweite Anhang enthält Dokumente, herausgegeben von Prof. Heinrich Pogatscher, zuerst Regesten und Dokumente zur Deckenmalerei, dann Dokumente zum Jüngsten Gericht, endlich Varia. Wer die wahrhaft peinliche Akribie kennt, mit welcher der genannte Bibliothekar des österreichischen historischen Institutes in Rom arbeitet, dem braucht nicht erst gesagt zu werden, daß hier eine geradezu musterhafte Publikation vorliegt, die in jeder Hinsicht abschließend ist. Man kann Steinmann zu einem solchen Mitarbeiter nur beglückwünschen, nicht minder aber auch zu seinem Verleger. Die Verlagsanstalt Bruckmann hat durch diese Publikation eine hervorragende Probe ihrer Leistungsfähigkeit abgelegt; es stand derselben freilich ein so hervorragender Berater wie Prälat Friedrich Schneider zur Seite; letzterer hat auch aus dem Schatze seines theologischen Wissens wertvolle Beiträge gespendet.

Die Mappe mit ihren 70 Tafeln ruft ein besonderes Interesse hervor durch die nach Andersons Aufnahmen gebotenen zahlreichen, hier zuerst publizierten Detailaufnahmen aus den Deckengemälden und dem Jüngsten Gericht, sowie durch 5 Farbenlichtdrucke, deren Herstellung der Munifizenz Kaiser Wilhelms II. zu verdanken ist.

Für die Fertigstellung des ganzen Werkes, das zu einem verhältnismäßig nicht hohen Preise nur durch eine bedeutende Unterstützung seitens des Deutschen Reiches herausgegeben werden konnte, haben sich außer dem benannten Prälaten Schneider auch der preußische Gesandte in Rom, Freiherr v. Rotenhan, der Staatssekretär des Innern Graf Posadowsky und der geheime Oberregierungsrat Kaufmann große Verdienste erworben. Nicht mindere Anerkennung verdient die Förderung, welche dasselbe durch das Entgegenkommen der vatikanischen Behörden gefunden hat. Der Verfasser erkennt die Weitherzigkeit, mit welcher man im Vatikan, in klarer Erkenntnis der allgemeinen Bedeutung der Aufgabe, alle Rücksichten auf Nationalität und Konfession hat fallen lassen, mit besonderer Dankbarkeit an.

V.

Das Zentrum in prinzipieller Beleuchtung.

Von Dr. Alois Wurm.

Im Novemberheft der Zeitschrift „Deutschland“ findet sich ein geistvoll geschriebener Artikel über „Die politischen Parteien im Deutschen Reich“ von Ferdinand Tönnies. Interessant ist die Charakteristik, die er für das Zentrum findet. Wir lassen den Abschnitt in extenso folgen.

„Ihre charakteristische Gegnerschaft, ihren Antipoden, hatte die nationalliberale Partei im Reiche von Anfang her an der Partei des Zentrums, die man füglich als die Partei des alten Deutschlands, wie jene als die des neuen Deutschlands, bezeichnen kann. Beide sind sich darin ähnlich, daß sie relativ indifferent gegen konservative und liberale Prinzipien sind, aber aus verschiedenen Ursachen sind sie es. Das Zentrum als Partei des geeinigten Widerstandes der Kirche vereinigt jene Tendenzen äußerlich, als unentwickelte in sich. Der Nationalliberalismus hat sie in sich verschmolzen, ganz wie der moderne preußische Staat und das moderne Deutsche Reich selber. Er bleibt deshalb wesentlich eine progressive Partei, eben als Partei des Staates, wie das Zentrum wesentlich (im Begriffssinne) eine konservative Partei ist, eben als Partei der Kirche. Die beiden Gegenparteien haben aber noch eine ihrer Basen gemein, wenn sie auch sehr verschieden beschaffen bei ihnen sind: was nämlich für die besten Gegenden des Nationalliberalismus, das gilt für das Zentrum generell: daß ihnen —

was die maßgebenden Schichten angeht — lokal unentwickelte soziale Gegensätze oder vielmehr der Mangel der Entwicklung solcher Gegensätze in wesentlich bäuerlichen, zumal großbäuerlichen oder handels- und halbindustriell-bäuerlichen Distrikten zugrunde liegt. Dieser Zustand hat in den Zentrumsgegenden mehr süddeutsch-altkulturliche, in den nationalliberalen Gegenden eine norddeutsch-neukulturliche Färbung. Man darf ferner sagen, daß für das Zentrum ebenso die alte in Kunst und Religion, wie für den Nationalliberalismus die moderne in Wissenschaft und Philosophie wurzelnde Bildung charakteristisch ist. Dadurch beherrscht jenes überwiegend gerade solche Städte, die zu den ältesten Kulturträgern in Deutschland gehören, und dies sind zum Teil auch Städte mit hochentwickelter Großindustrie. Der gemeinsame politische Charakter des Zentrums ist im Ursprunge der Partikularismus oder wenigstens eine dem alten Preußen entgegengerichtete Tendenz, die in Westfalen und im Rheinlande sich stark erhalten hat; auch der polnische Teil von Schlesien hat noch daran teil. Gegenüber dem konservativ-polizeistaatlichen Sinne des ostelbischen Grundbesitzes sind diese politischen Velleitäten liberal zu nennen, wie denn einige Größen des preußischen Abgeordnetenhauses, die sich bis dahin Altliberale genannt hatten, unmittelbar Führer des Zentrums wurden. Die bäuerlich-kirchlich-ständische Widerstandsneigung gegen den modernen Staat begegnet und vermischt sich hier, wie oft, mit der modernen individualistisch-national und großstadtbürgerlichen Gesinnung. In Bezug auf das Reich als staatsrechtliches Faktum ist die Politik des Zentrums ebenso notwendigerweise föderalistisch, wie die der nationalliberalen Partei unitarisch. Denn einen Staat bejahen (resp. verneinen) heißt seine wesentliche Einheit bejahen (resp. verneinen). Daher gehören zu den Anhängseln des Zentrums die dem modernen Preußen widerstrebenden Elemente, auch protestantische, wie die hannöverschen Partikularisten („Welfen"), namentlich aber die national-polnischen und sogar die klerikalen Vertreter des Reichslandes Elsaß-Lothringen, für die zwar der katholische Charakter des Zentrums zunächst bestimmend sein dürfte, die aber doch auch Sympathien für ihre landwirtschaftlichen Interessen bei ihm erwarten. Eben in dem katholischen Charakter, wenigstens

sobald er die römisch-ultramontane Farbe hat, liegt ein notwendiger Widerspruch gegen das auf Reformation und Revolution aufgebaute neue deutsche Reich, das seinem Wesen nach mehr ist als ein Bund der in ihm enthaltenen Einzelstaaten, nämlich selber ein Staat, und zwar ein Staat, der nicht mehr, wie jene älteren Gebilde als Gesamtheit eine organische Verbindung mit irgendwelchem Kultuswesen, geschweige mit einer Konfession eingegangen ist oder einzugehen nötig hat."

Soweit Ferd. Tönnies. Wir konstatieren zunächst, daß er das Zentrum weder mit dem eingefleischten Hasse seines Mitherausgebers der Zeitschrift, des Grafen Hoensbroech, verfolgt, noch mit der suffisanten Miene eines gelehrten Liberalismus als quantité négligeable verachtet. Gleichwohl ist auch ihm das Wesen des Zentrums nicht völlig aufgegangen. Tönnies behauptet zunächst, das Zentrum könne seiner Natur nach keine progressive Partei sein. Warum? Weil das Zentrum nicht die Partei des modernen Staates, sondern die Partei der Kirche ist. Das erste ist richtig in dem Sinne, daß das Zentrum sich in seinen Zielen absolut nicht mit der offiziellen Vertretung des modernen Staates, nämlich der Regierung identifiziert. Und das zum Heile des Fortschrittes. Denn nur so ist es erklärlich, daß das Zentrum auf so manchen Punkten, die für den Staat und damit auch für den Nationalliberalismus tot geworden waren, beide überholt und nach sich gezogen hat. Denn auch der moderne deutsche Staat hat infolge seines monarchischen Charakters immer eine konservative Tendenz. Diese Tendenz muß aufgehoben werden einerseits durch das radikale Vorwärtsstürmen der extremen Parteien, andererseits aber, und dies viel wirksamer, durch die ruhige, aber stetige Weiterbewegung der gemäßigt progressiven Elemente, die den organischen Zusammenhang mit der vorhergehenden Entwicklung aufrecht erhalten und deren nächsterreichbarer Station mit Kraft und Sicherheit zusteuern. Aber auch diese Elemente können ihre Aufgabe nur dann lösen, wenn sie in

ihrem innersten Wesen nicht an die Richtung und das Tempo der Bewegung des Staates gebunden sind. Was Tonnies also als Grund des konservativen Zurückbleibens angibt, ist vielmehr die Ursache des unentwegten Fortschreitens des Zentrums.

Aber als Partei der Kirche ist das Zentrum wesentlich konservativ! Allein das Zentrum ist nicht Partei der Kirche. Man kann sagen, daß es in der Hauptsache die Partei der Katholiken ist. Das hat zur Folge, daß die katholischen Vertreter die Interessen der katholischen Religion da zu wahren bestrebt sind, wo sie dieselben benachteiligt sehen. Aber das sind religiöse Interessen, die das Zentrum vom breiten Boden der Gewissensfreiheit, des paritätischen Staates und der Toleranz aus verficht. Es kämpft damit für keine politischen Interessen der Kirche. Denn die Kirche hat aufgehört, rein politische Interessen zu haben. Sie hat nur mehr religiöse. Und sie erklärt, daß die weltlichen Interessen ihrem Wesen nach anderer Natur sind als die religiösen. Halten sich die Katholiken in der religiös-sittlichen Sphäre mit voller Hingebung an die Kirche, so gibt sie im übrigen dieselben wie ihre mündig gewordenen Söhne frei. Das Zentrum holt sich nicht von Rom die Weisung, ob es mit der Weltpolitik Deutschlands vollen Ernst machen will oder nicht, ob es Schutzzollpolitik treiben soll oder nicht, ob es den Entwurf über Rechtsfähigkeit der Berufsvereine annehmen soll oder nicht. Und Rom verlangt es auch nicht. So ist das Zentrum auch nach dieser Seite in seinem stetigen Fortschritt nicht gehemmt. Für einen scharfen revolutionären Bruch ist es allerdings nicht zu haben. Denn in seinen katholischen Vertretern wirkt stark die katholische Achtung vor dem mächtigen Faktor der Tradition. In ihnen wirkt ferner stark die katholische Achtung vor dem Kulturfaktor der Autoriät. In ihnen wirkt endlich mächtig das alle Stände umspannende Gefühl der Solidarität. Und damit kommen wir auf einen anderen Punkt.

Tönnies bemerkt, das Zentrum beruhe auf dem Mangel

der Entwicklung sozialer Gegensätze. Er meint das vielleicht so, daß die hauptsächlich auf das bäuerliche Element gegründete Herrschaft des Zentrums durch die Entwicklung der nicht bäuerlichen Faktoren in den Zentrumsgebieten gebrochen werden könnte. Dabei ist aber übersehen, daß sich das Zentrum schon heute auf die breiten Massen der Arbeiter ebensosehr stützt wie auf die bäuerlichen Elemente, wenn auch erstere zurzeit noch nicht die entsprechende parlamentarische Vertretung gefunden haben. Es ist eben auf keinen einzelnen Stand allein gegründet. Immer wird es ja sein, daß die Partei eine gewisse Färbung durch den Standescharakter ihrer hauptsächlichen Anhängergruppen bekommt. Daher die heutige arbeiterfreundliche und bäuerlich interessierte Haltung des Zentrums, während die Mittelstandsinteressen vielleicht noch nicht in gleicher Weise von der Partei ins Auge gefaßt sind. Gleichwohl kann man sagen: das Zentrum hat in dem Augenblicke aufgehört zu sein, in dem es sein Programm auf die rücksichtslose Interessenvertretung einer einzigen Klasse festlegt. Denn die zusammenhaltende Basis für das Zentrum ist gerade das Solidaritätsgefühl aller Stände im Reich. Dies hat seine altbewährte Grundlage zunächst in dem katholischen Solidaritätsbewußtsein. Sodann in dem Bewußtsein des Aufeinanderangewiesenseins aller Stände. Drittens in den gemeinsamen kulturellen und politischen Zielen unserer Nation. Gewisse soziale Gegensätze sind also freilich die Voraussetzung für eine Partei, wie es das Zentrum ist — aber in anderem Sinne, als Tönnies meint. Darum wird sich auch seine andeutende Voraussage eines Zerfalls der Partei bei weiterer Entwicklung der Gegensätze nicht erfüllen. Denn das Zentrum wird Sorge tragen, mit den Gegensätzen die Bande des Solidaritätsbewußtseins zu kräftigen. Und das vollzieht sich um so leichter, je weiter und tiefer die gesteigerte Bildung die verschiedenen Standesgruppen blicken läßt.

Nun findet Tönnies, daß für das Zentrum „die alte

in Kunst und Religion", nicht „die moderne in Wissenschaft und Philosophie wurzelnde Bildung" charakteristisch sei. Das ist zweifellos stark konstruiert. Denn vom modernen Staat sind die öffentlichen Bildungsgelegenheiten derart vereinerleit, daß es schwer begreiflich ist, wie aus ihnen zwei so wesentlich verschiedene Bildungsschichten hervorgehen sollten. Gleichwohl ist in Tönnies Auffassung ein richtiges Körnchen. Das katholische Bildungs i d e a l, das er für das Zentrum offenbar als maßgebend erachtet, unterscheidet sich von dem modernen hauptsächlich dadurch, daß es auch die idealen Faktoren zur vollen Auswirkung gelangen lassen will, während diese bei der modernen Bildung vor den unmittelbaren, realen Forderungen des Lebens stark zurücktreten. Dazu ist nun zweierlei zu bemerken. Einmal, daß die Katholiken das intensive Bestreben haben und haben müssen, sämtliche Elemente der realen Bildung in sich aufzunehmen. Zweitens, daß sie die ideale Seite ihres Bildungsideals in keiner Weise aufzugeben, sondern, sobald die Zeit dazu da ist, in energischer Weise wieder öffentlich durchzusetzen gedenken. Gerade die Universalität ihres alle Seiten der menschlichen Seele und des Lebens umspannenden Bildungsideals gibt den Katholiken eine geistige Präponderanz, auf die sie in ihrem und der deutschen Nation Interesse nie verzichten können.

Die konstruierende Art Tönnies zeigt sich auch in seiner Kennzeichnung der politischen Stellung des Zentrums. Dieses ist nach ihm „notwendigerweise föderativ" und in keiner Weise „unitarisch". Es scheint Tönnies also entgangen zu sein, daß auch im Zentrum eine unitarische Tendenz vorhanden ist, die sich allerdings wesentlich auf der rechtlichen und wirtschaftlichen Linie bewegt. Auch das opferwillige Interesse des Zentrums für Deutschlands Außenpolitik hat unitarischen Hintergrund. Richtig aber ist, daß die Partei in energischer Weise gegen das Aufgeben der staatlichen Selbständigkeit der Bundesstaaten war und ist, und dies deshalb, weil sie nur auf dieser Grundlage eine gedeihliche Entwick-

lung der einzelnen vom Reich umspannten Volksteile ohne Unterdrückung der schwächeren oder noch nicht völlig entwickelten sich denken kann. Ein mit gewohnter Rücksichtslosigkeit alles dominierendes Preußen kann im Interesse Deutschlands nicht das politische Ideal einer im Volk wurzelnden Partei, wie es das Zentrum ist, sein. So fehlt bei Tönnies auf der ganzen Linie ein wirklich gründliches Studium der Partei, die ihm als Folie für seine Darstellung des Nationalliberalismus dienen muß.

VI.

Die Kirche in Frankreich.

Paris, Ende 1906.

Die Zeitungen berichten ausführlich über den französischen Kirchenstreit. Was sie ihren Lesern aber nicht zur Anschauung bringen können, das ist der Geist, in dem die Dinge sich auf beiden Seiten vollziehen. In Deutschland wird man auch auf katholischer Seite den französischen Katholiken nicht, jedenfalls nicht voll gerecht. „Frankreich ist ein katholisches Land; die Katholiken bilden die große Mehrheit. Warum also setzen sie sich nicht zur Wehr? Warum haben sie keine starke, geschlossene Partei in der Kammer?“ Diese und andere Fragen stellen sich ganz von selbst ein und sie sind auch erklärlich bei jedem, der Frankreich nicht kennt. Um den richtigen Standpunkt zu gewinnen, muß man sich in die Geschichte Frankreichs vertiefen und sich des Spruchs erinnern: „On n'est jamais trahi que par les siens.“

Es gibt selbst heute noch eine sehr große Anzahl von Franzosen, welche den Bestand des Katholizismus für so gefestigt in ihrem Lande halten, daß sie der Meinung sind, nichts könnte ihn dauernd besiegen. Natürlich sind das die Lauen, aber die Lauen werden in gewöhnlichen Zeiten überall die Mehrheit bilden. Kommen alsdann die Interessen hinzu, so werden sie es schwer finden, sich von der Verbindung mit den Feinden der Kirche zu lösen und in den Kampf zu ziehen gegen sie. So kommt es, daß viele Franzosen dem kirchen- und religionsfeindlichen Block anhängen; es aber gern sehen, daß ihre Frauen und Kinder zur Messe gehen.

Von nicht geringerer Bedeutung ist die Tatsache, daß selbst heute noch die Kirche eine Macht in Frankreich darstellt, die einem auf Schritt und Tritt begegnet. In London, in Berlin, in New-York, selbst im katholischen Wien kann ein Börsianer, ein Fabrikant, ein Kaufmann, ein Arbeiter seinen Interessen nachgehen, ohne daß er auf seinem Weg zahlreichen Kirchenbesuchern begegnet, ohne daß er das Geläute zum Angelus deutlich vernimmt, kurz ohne daß er auf der Jagd nach den Interessen durch eine Mahnung an das Ueberirdische gestört wird. Anders in Paris. Zehn Schritte von der Börse entfernt erhebt sich die berühmte und immer stark besuchte Kirche Notre Dame des Victoires. Von Richelieu nach der Eroberung von La Rochelle erbaut, von Papst Pius VII. in Person bei seiner Anwesenheit in Paris verherrlicht, ist diese Kirche ein Protest gegen die heutige Richtung in Frankreich. Neben dem Altar, der sich inmitten von vielen hundert flammenden Kerzen erhebt, hängen hinter zierlichen Glasschränken hunderte von Degen und Kreuzen der Ehrenlegion: dargebracht als Weihgeschenke im Laufe der Zeit.

Neben den Hallen, einstmals ein Herd der Revolution, steht die ehrwürdige und prächtige Kirche St. Eustach, in der sich das Grab Colbert's befindet. Nicht weit davon ist das Tribunal de Commerce und das Hauptgebäude der Post.

Am Saume des Warenviertels steht die Kirche St. Germain l'Auxerrois. Wenn die Börsianer am Vormittag von den Champs Elysées her in die Stadt fahren, erblicken sie vor sich die Kirche St. Madeleine. Notre Dame de Loretto liegt in einem der geschäftsreichsten Stadtteile; ebenso St. Vincent de Paul, la Trinité und St. Laurent. Ueber dem revolutionären Stadtteil am Montmartre erhebt sich überwältigend die prächtige Basilika, dem hl. Herzen Jesu geweiht zur Sühne der Irrtümer Frankreichs. In dem Teile von Paris, wo viele Finanziers wohnen, Stützen der liberalen Regierungen, laden die Glocken von Notre Dame de la Consolation ein, das außen schlichte Gebäude zu betreten. Um so eindrucksvoller, prächtiger ist das Innere; eine in Marmor und Gold strahlende Trostesstätte zum Andenken an die Opfer des furchtbaren Bazarbrandes, in dem auch die Herzogin in Bayern und von Alençon den Tod fand.

Kurz überall, auf Schritt und Tritt in Paris erblickt der Mammonjäger, der Libertin, der Freimaurer, der Jude, der Feind Gottes und der Kirche den Mahner an das Uebersinnliche, an die Ewigkeit vor sich. Was will es bedeuten, daß man den Gottesdienst in der Sainte Chapelle verboten hat, daß in der Sühnekapelle, wo die Leichen von König Ludwig XVI., Marie Antoinette, mit vielen tausenden Adeliger, hunderten im Kampf in den Tuillerien gefallener Schweizer, neben Charlotte Corday und Robespierre bestattet waren, keine Messe mehr gelesen werden darf? „Wenn die Menschen schweigen, werden Steine reden". Dies Wort wird an diesen Stätten wahrhaftig wahr. Jeder Stein an dem unvergleichlichen Bauwerke des heiligen Ludwig schickt ein Gebet zum Himmel empor; auf dem alten Kirchhof Ste. Madeleine reden die Geister am lichten Tag.

Diese und die vielen hundert anderen Stätten der Andacht und der frommen Erinnerung liegen nicht einsam da. Sie sind fast alle zu allen Zeiten des Tages und selbst bis in die Nacht hinein das Ziel zahlreicher Wanderer

beiderlei Geschlechts. Die Kirchen sind stark besucht; nicht nur zu den Stunden des Gottesdienstes, sondern sie sind wirkliche Zufluchtstätten frommer Beter und Beterinnen. Die berühmte Kirche Notre Dame ist an trüben Tagen im Herbst und Winter nicht etwa „in ein mystisches Helldunkel gehüllt“; sie ist durchaus dunkel. Aber tretet nur ein in diese zuerst erschreckende Finsternis; ihr werdet viele Beter und Beterinnen dort zu allen Stunden finden. In anderen Kirchen trefft ihr andere, nicht wenige, vor den Altären der Kapellen. Nein, es ist nicht wahr, wenn man sagt, daß der Glaube in Frankreich untergeht. Vor einigen Wochen wohnte ich in Notre Dame der Schlußfeier der „Ewigen Anbetung“ bei. Vom Hochaltar bis über die Kanzel hinaus, nach dem Haupteingang zu, war die gewaltige Kirche gefüllt — mit Männern. Erst weit hinter ihnen kamen die Frauen und Kinder. So groß war der Andrang, daß selbst hoch oben in der Kirche die mit den Türmen in Verbindung stehenden Galerien und Fenster besetzt waren. Die Prozession der Männer durch den ganzen Dom bot ein großartiges Bild; noch heute denke ich an den mächtigen Eindruck, der mich befiel, als ich selbst in dieser kerzentragenden Schaar schritt, von deren Lippen das Magnificat zu den hohen Gewölben drang, die auf Heinrich IV., auf Napoleon I. und auf alles, was dazwischen lag, herabgeblickt haben und unter welchen die Stimmen Bossuets, Bourdaloues und Massillons die Geister weckten und die Herzen rührten. O, Bossuet, Bourdaloue, Massillon, ihr Größen im Reich des Wortes auf der Kanzel! — Und als ich einige Zeit darauf in der Kirche St. Germain l'Auxerrois den Bischof von Angers, Monseigneur Rumeau, predigen hörte, da war das ganze Innere der stattlichen Kirche mit Männern gefüllt. Man könnte versucht sein, die Anwesenheit so vieler Männer den besonderen Umständen zuzuschreiben, denn in der Notre Dame-Kirche trug an jenem unvergeßlichen Abend der Kardinal-Erzbischof von Paris,

Monseigneur Richard, das Allerheiligste und der Bischof von Angers predigte vor dem St. Vincent-Verein. Aber nicht leerer ist es, wenn, jetzt schon seit sechs Wochen, an jedem Sonntag Nachmittag während der Vesper in der Kirche St. Madeleine der Abbé Vignot das Wort ergreift. Es ist so voll, Männer und Frauen jeden Standes, daß man frühzeitig da sein muß, will man einen Platz haben. Ich hörte den Prediger zum erstenmal am Feste Allerheiligen, als er von den Heiligen sprach als von „den Sternen auf dem Kirchhof des Vaterlandes". Diese Metapher ging den französischen Hörern ans Herz.

Und was ich von den genannten Kirchen berichte, das kann von allen Kirchen in Paris erzählt werden. Saint Denis, die alte Grabstätte der französischen Könige, liegt weit vor den Toren von Paris; mit der Nordbahn, die schnellste Verbindung, fährt man zwanzig Minuten; die Elektrische braucht über eine Stunde. Die Abtei liegt im Herzen eines stark bevölkerten Industriebezirks. Aber voll war die berühmte alte Kirche doch und zwar „vom Volke voll", als der Geistliche auf die Kanzel stieg und seine Predigt mit den Worten begann: „Montjoie et Saint Denis" — jenem alten Kriegsruf der christgläubigen französischen Ritterschaft. Neben dem Hauptaltar steht noch die Oriflamme; hier trat Heinrich IV. zum Katholizismus über; hier hatte die Jungfrau von Orleans ihre Waffen am Altar niedergelegt.

Nicht nur in Paris also, sondern weit vor seinen Toren strömt das Volk zu den Kirchen; nicht nur zum feierlichen Gottesdienst, sondern zum Gebet zu allen Stunden.

Wie es kommt, daß trotzdem in dieser Stunde der Antichrist in Frankreich zu triumphieren scheint, das soll später erörtert werden. Ich will aber zum Schlusse noch an jenes Konzil, das im sechsten Jahrhundert zu Soissons stattfand, erinnern, denn auch damals klagten die Bischöfe: „das

Christentum in Germanien und Gallien sei dem Verschwinden und dem Untergang nahe". —

Einige Jahrhunderte darauf nahm Karl Martell der Kirche fast allen Besitz. Karl der Große gab ihn wieder zurück. Was wir heute sehen, ist schon oft dagewesen.

Segest.

VII.
Politische Betrachtungen.

Im Zickzackkurs.

26. Dezember 1906.

Der „Pfälzische Kurier" berichtet: der Kaiser wollte über den Verlauf der ganzen Reichstagssitzung vom 13. Dez. jeden Augenblick unterrichtet sein; deshalb waren durch die Reichspost an diesem Tage, wo der Kaiser in Bückeburg auf der Saujagd war, auf jedem der beiden Schießstände des Kaisers Telephone angebracht, die es dem Monarchen ermöglichten, sich fortgesetzt über den Gang der Reichstagsverhandlung zu orientieren, und entsprechende Weisungen zu geben. Von der Jagd her erhielt der Reichskanzler denn auch die Ansicht des Kaisers telephonisch bekannt gegeben, die zur Auflösung führte.

Während also Seine Majestät der Deutsche Kaiser sich auf der Saujagd befand, erging die bedeutsame, bezüglich der Form hinterher dementierte Ordre zu jener andern Jagd: zur Jagd auf das Zentrum.

Nicht ohne einen gewissen Reiz ist es, daß Wilhelm II. in Bückeburg, das nun wohl zum geflügelten Worte werden

dürfte, in Gesellschaft des schaumburger Schwagers sich erholte, eines Fürsten, welcher es, wie nicht leicht ein zweiter, verstand, sich in das Herz seines kaiserlichen Herrn den Weg zu bahnen, der ihm das kleine Lippe als ersehntes Endziel zeigen sollte. Bekanntlich war das ein Holzweg, denn trotz kaiserlicher Sympathien, welche der rechtmäßige Erbe als allerseits bedauerte Antipathien zu kosten bekam, war und blieb Lippe eben nur ein schöner Traum.

Im Land der Träume aber schweben wir auch jetzt. Des Reiches Kanzler träumt, er sei der Jupiter tonans, welcher den Reichstag jetzt motu proprio „zum Teufel gejagt habe". Er träumt einen seligen Traum von Vernichtung derer, mit welchen er bisher zusammengearbeitet, denen er, wie ein Freund dem andern, die Hand gedrückt. Der Kanzler träumt, er habe seit Antritt seines hohen, verantwortungsvollen Amtes in einer fortwährenden Täuschung gelebt, da er das Zentrum als die wichtigste Stütze seiner Regierung betrachtet hatte. Nun kommt urplötzlich die Erkenntnis von der Vaterlandslosigkeit der Römlinge, die man austilgen muß in einem Kampfe auf Leben und Tod, in einem Kampfe, welcher natürlich nur der Partei gilt, beileibe aber nicht der so hochgeschätzten katholischen Konfession.

Der Kanzler spricht mit überzeugtem Lächeln, Bernhard v. Bülow sei der schiebende Teil, nicht Bernhard v. Dernburg, der Jünger Merkurs, der zur Abwechslung zur Keule des Herkules gegriffen und mit wuchtigem Hiebe die Eiterbeule aufgeschlagen. Das also war's: der Augiasstall, der zu reinigen ist, strotzt nicht von dem Unrat, den in jahrelangem zum Himmel schreienden Unrecht gewisse Pioniere deutscher Kultur in den Kolonien draußen und in der Kolonialverwaltung herinnen aufgehäuft — nein das Zentrum hat unter dem Deckmantel des Christentums Schuld um Schuld auf sich geladen — es hat ein unerträgliches Nebenregiment geführt um selbstsüchtiger Zwecke willen. Maximilian Harden allerdings, der freilich nicht Bülow's

Freund, aber auch des Zentrums Freund nicht genannt werden kann, betont in schärfster Weise: Schuld sei nur die Regierung. Eine Partei, welche so stark sei, habe auch das Recht, in irgendeiner Form an der Geschäftsleitung mitzuwirken, das dürfe man dann nicht Korruption nennen; die Herrn des Zentrums hätten auf ihre besondere Art einer ihnen heiligen Sache gedient. Seit sechzehn Jahren hatte das Zentrum das manchmal zweifelhafte Vergnügen „Regierungspartei“ zu sein — d. h., das Zentrum war diejenige Partei, durch welche alle wichtigen Gesetze der letzten Jahre zustande gekommen sind. Hat Fürst v. Bülow sich am 13. Dezember dieses Jahres nicht mehr daran zu erinnern vermocht, was genau vier Jahre vorher im Reichstage sich abgespielt. Damals führte das Zentrum das Schiff des Reiches siegreich zwischen Scylla und Charybdis hindurch, zwischen lärmenden Obstruktionisten und lauernden Scharfmachern, und zwar unter schweren eigenen Opfern. Damals war das Zentrum der Hort des Rechtes, der Hort des Volkes — und der Kanzler konnte, nachdem durch die Hilfe der jetzt Geschmähten der Sturm vorüber gezogen, sich der Gnadensonne des Kaisers erfreuen, der mit dem Angebot des Fürstenhutes ihm überquellenden Dank bezeugte.

Das soll nur ein Beispiel sein von vielen, um darauf hinzuweisen, daß die arme „regierende Partei“, indem sie des Reiches Beste nach Pflicht und bestem Wissen redlich zu fördern getrachtet, zugleich eine — manchmal wohl die einzige Stütze des Mannes gewesen ist, der heute urplötzlich zu der Ueberzeugung von der Gefährlichkeit seiner ehemaligen Mitarbeiter gelangen mußte. Wir sagen „mußte“, denn wir nehmen bis auf weiteres im Interesse des Kanzlers selbst an, daß er wirklich träumt, wenn er glaubt, er, nicht Dernburg, sei der Macher der ganzen traurigen Affaire. Wie großartig es übrigens mit der beängstigenden Uebermacht des Zentrums, das alles regiert und erreicht haben soll, bestellt war, können

wir neuerdings in der ‚Allgemeinen Zeitung‘ [1]) lesen: „Tatsächlich steht das, was das Zentrum von seinen Forderungen durchgesetzt hat, in keinem Verhältnis zu der Machtstellung, über die es verfügte“. Vielleicht gibt es andere kleinere Parteien, welche im Verhältnis zu ihrer Machtstellung ungleich mehr durchgesetzt haben.

Undank ist der Welt Lohn, am wenigsten Dank gibt's in der Politik. Aber politischen Anstand sollte man doch zum mindesten erwarten dürfen. Fühlt denn der Herr Reichskanzler nicht, daß auf Leute, welche noch in der Lage sind sich ein bißchen Objektivität zu wahren, die Art und Weise einen degoutierenden Eindruck machen muß, wie man gegen den Abgeordneten Roeren vorgegangen ist. Man mag über des letzteren Auftreten denken wie man will, aber niemand wird leugnen können, daß er bona fide gehandelt hat. Und ist es nicht schmachvoll, dann sofort die ganze Partei an den Pranger zu stellen, jene Partei, welche man bisher benützt hat, um sich im Bügel zu halten?

Am Vormittage wird die von der Regierung gewünschte Bahn bewilligt, nachdem der Kommission endlich die sachverständige Aufklärung geboten war, die wohl auch früher schon zugänglich gewesen wäre, aber wie es scheint als überflüssig angesehen worden war. Damit hatte das Zentrum zum so und so vielten Male bewiesen, daß wirkliche Bedürfnisse des Reiches jederzeit von ihm genehmigt werden. Am Nachmittag schickt man die „ganze Gesellschaft“ heim, obschon erst die zweite Lesung des Nachtragkredites stattfand. „Wir wollen nichts mehr von Euch wissen! Eine dritte Lesung könnte ein uns unbequemes Resultat haben!“

Warum? Man sagt, Fürst v. Bülow sei Realpolitiker und als solcher habe er mit den Verhältnissen gerechnet; die Verhältnisse aber hätten ihn gezwungen, um vorwärts zu kommen, mit der mächtigsten Partei, dem Zentrum, zu-

---

[1]) Vom 26. Dezember 1906 Nr. 598.

sammenzugehen, der Not gehorchend, nicht dem eignen Triebe. Im innersten Herzen sei der Kanzler ein Feind der „katholischen Partei" gewesen und geblieben und habe nur darauf gewartet, daß eine passende Gelegenheit ihm erlaube, sein wahres Gesicht zu zeigen. Merkwürdigerweise aber hat dann der leitende Staatsmann eine solche Gelegenheit allein und aus sich selbst nicht zu finden vermocht, sie mußte ihm von dritter Seite verschafft werden. Der neue Herr im Kolonialamt erschien als Retter aus langer Not. Mit ihm kam ein Vertreter des Großkapitals in die Regierung und zugleich ein Hasser jener Partei, die, abgesehen von ihrem erschrecklichen Einfluß, eine geschlossene Phalanx bildet eben gegen alle Auswüchse dieses Großkapitals, mag es sich um das Reich im Innern oder um die Kolonien handeln, mag es sich handeln um materielle oder sittliche d. h. religiöse Fragen. Und in letzterer Beziehung braucht man ja nur ein ganz klein wenig hinüberzusehen über die Grenze nach Frankreich, wo sich eben die Loge angeschickt, der katholischen Kirche den Todesstoß zu versetzen unter Führung eines Ehrenmannes à la Clemenceau; dort kann man lernen, wie's zu machen wäre, wie man keinen Kampf gegen die Katholiken führt, sondern nur um Befreiung vom Albdruck des Ultramontanismus. Die „Neue freie Presse" schließt ihren ersten Leitartikel über die Auflösung des Reichstages mit folgendem charakteristischen Satze: „Es wird etwas unschätzbar Großes sein, wenn Deutschland und Frankreich in dem gleichen Kampfe zu gleichem Siege gelangen."[1])

Dernburg kam, vom Kaiser nach einem wahren oder falschen Gerüchte deswegen berufen, weil er „ein saugrober Kerl" sei. Außer dieser geschätzten Eigenschaft scheint er aber auch ein Arrangeur ersten Ranges zu sein.

Und durch den liberalen Blätterwald ging plötzlich ein Sturmesrauschen vom persönlichen Regiment. Der gute

---

1) Nr. 15200 vom 14. Dezember 1906.

deutsche Michel aber frug sich gar bänglich, was das zu bedeuten habe. Ist's plötzlich ärger geworden? Das wußte man ja schon lange, daß nicht alles so ganz in Ordnung ist, man sprach auch da und dort davon, daß Kanzler und Reichstag sich oft schon bemüht, die Folgen des persönlichen Regiments so gut als möglich auszugleichen und gutzumachen, was gutzumachen war. Der Kundige weiß auch, daß mitunter eine staunenerregende Oberflächlichkeit dort sich finden kann, wo man tiefe Sachkenntnis erwartet hatte, eine Oberflächlichkeit, die dann unbekümmert um die Folgen fortreißt zu unüberlegten Handlungen. Aber wozu auf einmal das allgemeine Lärmen, zu dem nur die Zentrumspresse, die doch auch Erfahrung haben konnte vom persönlichen Regiment, fast durchweg schwieg?

Es sollte jemand mürbe gemacht, es sollte Angst erregt werden, wie in den schönen Zeiten, als der Zedlitzsche Schulgesetzentwurf zurückgezogen wurde. Damals gab's vorher auch Sturm, besonders in süddeutschen Blättern, obgleich es sich doch um einen preußischen Schulantrag handelte. Und die Erinnerung war ja nicht geschwunden, daß man damals vor dem Furor teutonicus zurückgewichen ist.

Was liegt also näher, als nach dem berühmten wirksamen Rezepte wieder Heil zu suchen in Neuerweckung der gefürchteten vaterländischen Leidenschaft. Sogar in einer Interpellation machte man dem gepreßten Herzen Luft. Was von derselben zu halten war, ist bereits in unserem letzten Reichstagsbriefe gesagt worden. Ob im November Fürst Bülow noch der freie Mann war, der zu sein er sich rühmt?

Dieses war der erste Streich, doch der zweite folgt sogleich. Nun der Boden beackert war, ging's zur Aussaat, ohne daß man zu bedenken scheint, daß wer Wind säet, zuletzt nur Sturm ernten kann. Im zweiten Akte mußte das Zentrum die Hauptrolle spielen, es mußte die nationale Wut geweckt werden: der Hurrapatriotismus und der furor protestanticus des heiligen protestantischen Kaiserreiches.

Dieses Reservatrecht nach außenhin zu vertreten, hatte sich der jetzt aus seiner anscheinenden Reserve heraustretende neue Kolonialdirektor selbst vorbehalten. Als Sprungbrett diente ihm der Abgeordnete Roeren, der im Einverständnisse mit dem Kanzler in der Kolonialabteilung seine vermittelnde Tätigkeit entwickelt hatte und nun dafür den bekannten Fußtritt erhielt. Jetzt haben wir's ja: das Zentrum treibt Hintertreppenpolitik, das Zentrum hat eine jahrelange drückende Nebenregierung ausgeübt und wir, Kanzler und Kolonialamt, hatten keine Möglichkeit dagegen aufzukommen bis zum heutigen Tage. Erst der neue Herr findet den Mut und — die kaiserliche Deckung, welche ihm ermöglicht, den Todespfeil abzuschicken gegen die schmähliche Partei eines Roeren. Der Kanzler ist wirklich zu bedauern, daß er all die Jahre her niemanden hatte, der ihm, dem Machtlosen, geholfen hätte gegen solche Tyrannei. Welch Gefühl der Beruhigung ihn beglücken muß, daß Bernhard Dernburg ihm den Rücken gesteift, auf daß das Wort „nur keine inneren Krisen“ endlich einmal Lügen gestraft werden kann.

Nebenregierung! Mit einem derartigen Schlager läßt sich draußen im Reich vorzüglich arbeiten und, was besonders nottut, oben, wo man sein eigener Kanzler sein soll, der tiefste Eindruck erzielen. Dort oben will man die Verantwortung vor Gott und der Welt ganz allein tragen und ist erfüllt von dem Optimismus, daß es so gut sei. Der jeweilige Kanzler und dessen Mitarbeiter sind nur die vermittelnden Organe, die Handlanger, und tragen, weil es so Usus und manchmal recht praktisch ist, nach außenhin die Verantwortung, der Reichstag aber hat keine Verantwortung, weil er lediglich dazu da ist, Geld zu bewilligen und patriotische Reden anzuhören oder zu halten. Man kann dort auch prächtig die Kriegstrompete blasen gegen die Sozialdemokratie oder, wenn's der Zickzackkurs gerade zweckmäßig erscheinen läßt, auch gegen andere mitunter vaterlandslose Parteien, wie z. B. das Zentrum. Dieses

Zentrum hat sich eine Nebenregierung angemaßt, der Kanzler hat's bisher leider nicht so recht einsehen wollen, daß das unerträglich ist für eine kraftvolle Regierung, in welcher als oberster Grundsatz das εἷς κοίρανος gilt. Das muß Dernburg, der stärker ist als Bülow (auch in seinen Ausdrücken) und der die Gefahr der Nebenregierung zuerst erkannt hat, rächen. Das Zentrum muß gezüchtigt werden. Es wird daher kurz und gut vor die Alternative gestellt: Biegen oder brechen, weil man weiß, daß es gegen die Ehre der Partei ginge, ohne zwingenden Grund sich selbst zu morden. Durch unveränderte Genehmigung des Nachtragskredites muß konstatiert werden, daß Herr ist, wer die Verantwortung zu tragen hat: die Regierung. Furculae Caudinae für das Zentrum, das geopfert werden muß, damit in den verstimmten nationalen Kreisen, die man fürchten gelernt hat, der Ruf vom persönlichen Regiment übertäubt wird von dem Rufe gegen die Ultramontanen.

Und so ließ man sich mit dem Zentrum in keinerlei Verhandlungen mehr ein, würdigte seinen Antrag überhaupt keiner Beachtung und ließ den Zentrumsredner Spahn ohne jegliche Antwort. Das bitterböse Wort von der Beeinträchtigung der Kommandogewalt des Kaisers war gefallen und mußte seine Wirkung tun: der Reichstag wurde heimgeschickt, aufgelöst in aufbrausendem Zorne, in der plötzlichen Aufwallung — des persönlichen Regiments, die langer Hand herbeigeführt war durch die geschickte Mischung der Karten derer um Dernburg. Und Dernburg, der angeblich saugrobe Kerl, wird angeblich umarmt und geküßt.

Man hat aus Haß den furor teutonicus geweckt, unten und oben, gegen das Zentrum und sich hierbei der skrupellosesten Mittel bedient, just nach Art der Börsenmänner.

Haß macht bekanntlich blind. Blindheit muß es genannt werden, unter der durch die Auflösung gegebenen Parole in den Wahlkampf zu ziehen. Das Zentrum soll vernichtet werden. Für jeden, der nicht durch Leidenschaft verblendet

ist, muß es klar sein, daß eine Vernichtung des Zentrums gerade jetzt unmöglich ist. Die Hoffnungen auf eine Spaltung oder auf eine „katholisch-konservative“ Sezession werden sich nicht erfüllen. Die Wähler werden dafür sorgen, daß der Turm nicht fällt, nicht stürzt. Der Turm, welcher seit Jahren ein Stützpunkt für die Regierung war, manchmal mehr als es einzelnen Teilen seiner Besatzung lieb war, muß zum Trutzturm werden, wenn der mutwillig entfachte Sturm die Opposition erzwingt. Wer niederreißt, soll sich klar sein über das, was neu zu erbauen ist. Man wünscht die bisherigen Mehrheitsparteien unschädlich zu machen; das hat aber doch nur dann Sinn und Verstand, wenn eine andere zuverlässige Mehrheit geschaffen werden kann. Ist unter all den Gegnern des Zentrums, die im ersten Triumphgeschrei sich heiser jubiliert haben (der Katzenjammer kommt schon jetzt da und dort), auch nur irgend jemand, der sagen kann, wohin der neueste Kurs der inneren Politik segeln soll und auf welchem Glücksschiff, mit welcher Bemannung? Wenn man nur nicht „Volldampf voran“ fährt mit einem unheilbaren Leck, mit einer Mannschaft, die nie zufriedenzustellen, ohne Zucht, voll von Eifersucht und egoistischen Bestrebungen den Dienst zum Teil bereits widerwillig antritt! Die Iden des Dezember waren zweifellos ein dies nefastus. Sie waren ein schwarzer Tag nicht allein für den Gedanken der Monarchie, den das vaterlandslose Zentrum ohne jegliche Einschränkung und nicht mit Bedingungen verklausuliert auf seine Fahne geschrieben: denn die wahren Anhänger der Monarchie werden — mit Ausnahme wohl des Zentrums — nicht gekräftigt, sondern geschwächt aus dem Wahlkampfe hervorgehen. Wir sehen und verehren im Kaiser die Verkörperung der Gemeinsamkeit der deutschen Bundesfürsten, und wenn der Gedanke des Kaisertums Schaden leidet, ist ein Rückschlag auf das monarchische Bewußtsein, auf die ererbte Anhänglichkeit an das Königtum von Gottes Gnaden schier unvermeidlich. Aber auch des Kanzlers Tage dürften gezählt

sein, denn unter „meinem Bernhard“ werden wir wohl heute schon „Bernhard II.“ zu verstehen haben. Das Heute ist ein Produkt der Kombination: Kaiser und Dernburg.

Wie ein leuchtendes Meteor stieg dieser empor am nächtlichen Firmamente des Reiches, mit fabelhafter Schnelligkeit dem Zenith zustrebend — wie lange wird das strahlende Bild leuchten. um urplötzlich in Nacht und Dunkel zu verschwinden? Aber Spuren seiner glänzenden Laufbahn werden lange noch zurückbleiben — in blutrotem Feuerschein. Denn Sieger wird in diesem Kampfe sein, wir fürchten es sehr, die Sozialdemokratie. Darum hat Jaurès Recht, wenn er sagt, die Auflösung war Wahnsinn.

VIII.

Dr. Georg Jehly. †

Motto: Wir haben einen Charakter, wenn wir unseren Prinzipien, Vorsätzen und unserer Denkungsart treu bleiben in jedem Lebensverhältnisse, auch, wenn wir dafür Opfer bringen müssen.
Jósika Julia, Pályavezetö 422.

Am 1. Dezember 1906, 8 Uhr morgens ist in Innsbruck einem Meister der Feder die stets kampfbereite Waffe der Hand entglitten, ist ein Mann gestorben, der nicht nur landauf landab bekannt und vielgenannt war, sondern dessen schriftstellerische und Rednertalente im ganzen Reich bekannt waren, Georg Jehly, Redakteur der neuen Tiroler Stimmen und des „Andreas Hofer“. Er wird für die konservative Partei Tirols sowohl als auch der übrigen österreichischen Alpenländer immerdar eine historische Persönlichkeit bleiben und in die Politik hat Jehly mit mächtiger Hand eingegriffen, er war eine durch und durch politische Natur!

Jehly wurde in der Metropole Südtirols in der wunderschönen Waltherstadt Bozen am 26. Jänner 1848 geboren.

Was 1848 für Oesterreich bedeutet, weiß jedermann. Des Neugebornen Vater war ein Schmiedmeister. Beide Faktoren, das stürmische Jahr 1848 und das Schmiedehaus haben aus dem jungen Georg eine starke Seele „geschmiedet", die standhielt auch im Sturm des Lebens. Von ihm gilt voll und ganz das schöne Dichterwort:

„So wenn sich starke Seelen hingegeben,
Steh' eine halbe Welt entgegen ihrem Streben,
Sie halten fest, was frei das Herz erwählt!"
Karoline Freiin von Vogelsang.

Georg absolvierte das Gymnasium in seiner Heimatstadt Bozen. Darauf treffen wir ihn als Akademiker in der Landeshauptstadt Innsbruck, voll Ernst und Eifer, — was er tat, tat er ganz — sehen wir zu Trient ihn sich im Priesterseminar auf den heiligsten Stand vorbereiten. 1872 hatte er sein heißersehntes Ziel erreicht, er ist Priester geworden, und Priester mit einem Herzen, das für alles Heilige und Erhabene zeitlebens glühte, ist er geblieben bis zum Ende.

Seine Liebe für die Schriftstellerei trat sehr frühzeitig hervor. Seine ersten Arbeiten und Beiträge für katholische Blätter entwarf bereits der Gymnasiast zu Bozen, mit den Jahren und mit der zunehmenden Bildung als Akademiker und Theologe wurden seine Aufsätze mehr und gereifter.

Für seine späteren Erfolge als Redakteur waren diese Arbeiten eine gute Vorschule, es übt sich ja früh, was ein Meister werden will. 1877 saß er zu Innsbruck als Chef des konservativen Hauptorgans, der „Neuen Tiroler Stimmen". Es würde viel zu weit führen, die Kämpfe jener Zeit gegen den langsam absterbenden Liberalismus zu schildern. Dessen gewaltigster Gegner mit der Feder war der glänzend begabte und furchtlose Jehly. Die Wiener „Reichspost", die dem Heimgegangenen einen ehrenden Nachruf gewidmet hat, obwohl Reichspost und Tiroler Stimmen oft feindliche Brüder waren, schreibt kurz und wahr: „Wie er damals für die gefährdete Glaubenseinheit Tirols kämpfte, wie er die liberale Bureaukratie aufs Korn nahm, wie er die

konfessionelle Schule verteidigte, das Volk auf den korrumpierenden Einfluß des Judentums hinwies, und wie er insbesondere die kapitalistische liberale Wahlordnung ganz im Sinne Greuters mit rücksichtsloser Schärfe kritisierte, das ist auch heute noch unvergessen. Dr. Jehly hat dem liberalen Regime jener Tage böse Stunden bereitet, und an der Ruhmesepoche der konservativen Partei, die in die Zeit vor Taaffe fällt, hat der Chefredakteur des führenden Tiroler konservativen Blattes einen bedeutenden Anteil".

Es soll auch hier nicht weiter die Rede sein, wie zu Beginn der 80er Jahre Graf Taaffe den Stadtpfarrer von Innsbruck Johannes von Leis als Bischof von Brixen kandidierte, als Nachfolger des Fürstbischofs Gasser. Dr. Jehly kämpfte mit aller Energie gegen dieses System der „Staatsraison". Was er als Unrecht erkannte, wurde von ihm bekämpft. Er war für Innsbruck und Tirol ein zweiter Sebastian Brunner; auch auf seinem makellosen Schilde glänzten die Worte Brunners:

„Der Wahrheit eine Gasse,
Dem Recht, der Ehrlichkeit!
Und keine Furcht vor'm Hasse
Der Niederträchtigkeit."

Johannes von Leis ist trotz Jehly Fürstbischof von Brixen geworden. Da verließ Jehly seinen Kampfplatz zu Innsbruck und ging in die ewige Stadt. 7 Jahre lang weilte er ferne der deutschen Heimat, erst im Frühling 1889 kehrte er, geschmückt mit dem Doktorhut, aus der Anima zurück. Doch tempora mutantur. Er fand gründlich geänderte Verhältnisse vor und hat sich niemals mehr ganz in dieselben hineinfinden können. Statt zu polemisieren, hieß es verteidigen, die Partei verteidigen, die nicht im Einverständnis mit allen Tirolern über alle Maßen regierungsfreundlich geworden war. In diese Zeit fällt auch der Beginn des Aufschwunges der christlich-sozialen Partei in Wien und Niederösterreich. Am 14. Mai 1895 war Dr. Karl Lueger zum Vizebürgermeister von Wien gewählt worden und

15 Tage später wurde er im dritten Wahlgang mit den erforderlichen 70 Stimmen zum Bürgermeister der Reichs-Haupt- und Residenzstadt gewählt. Damals nahm Lueger selbst nicht an, ein paarmal wurde er vom Kaiser nicht bestätigt, seit dem 8. April 1897 ist er Bürgermeister. Die Partei des Dr. Lueger nahm einen geradezu kolossalen Aufschwung und nächst Wien und dem Stammlande Niederösterreich waren es die Länder Tirol und Vorarlberg, in die sie ihre siegreichen Banner trug. Vorarlberg ist heute vollständig christlich-sozial, in Tirol ging die Sache um vieles schwieriger, erstens war die konservative Partei in Tirol viel zäher und mächtiger, zweitens stand am konservativen Tor von Tirol ein Mann mit einem flammenden Schwert — und der hieß Dr. Georg Jehly! Tirol hat in den letzten Jahren ein düsteres, schreckliches Schauspiel gesehen, einen politischen Bruderkampf. Gebe Gott, daß ich mit Recht schrieb: es hat gesehen. Doch wäre es unschön und pietätlos, an der Bahre des verschiedenen Streiters über diesen Kampf Reflexionen anzustellen. Inwieweit die einen und die anderen eine objektive Schuld trifft, bleibe unerörtert. Wir sind fest überzeugt, daß alle bona fide sind und nur das Beste des christlichen Volkes wollen. — —

Wer Dr. Jehly nur aus seiner Zeitung kannte, ihn, den freimütigen Polemiker, der gar niemanden fürchtete, der links und rechts, wo ihm ein Feind unterkam, wuchtige Hiebe austeilte, den witzig-sarkastischen Redakteur, den seine offene Sprache dutzendemale vor die Schranken des Gerichtshofes brachte, ohne daß er auch nur ein einzigesmal verurteilt worden wäre, der war sehr enttäuscht, wenn er dem Privatmann Jehly nähertrat. Da war er die Bescheidenheit und Biederkeit selber, dem alles näher lag, als nach Auszeichnungen zu geizen. Groß war er auch als Redner. Jehly war ein überaus gerne gehörter Vereinsredner, ein begeisternder Versammlungsredner, ein ganz vorzüglicher Prediger. Es läßt sich denken, daß ein solcher Mann sich bei den

Seinigen der höchsten Achtung und Wertschätzung erfreute, wie er auch bei den Gegnern aufs äußerste gefürchtet war.

Abgesehen von seinem journalistischen und schriftstellerischen Wirken für seine „Neuen Tiroler Stimmen", die er über 25 Jahre bis zu seinem Tode redigierte, für das Wochenblatt „Andreas Hofer", das er seit 1878 leitete, und für den im Jahre 1883 von ihm ins Leben gerufenen „Burggräfler", den er auch eine Zeit lang besorgte, liegen von Jehly auch eine Reihe von selbständigen schriftstellerischen Arbeiten vor. Die wichtigsten seien genannt: Vinzenz Gasser, Fürstbischof von Brixen (1879), Papst Leo XIII. (1879), Ignaz Freiherr von Giovanelli (1889) ꝛc.

Am 3. Dezember haben sie ihn hinausgetragen, in der Gruft der Seelsorgegeistlichkeit der Propsteipfarre St. Jakob ist er beigesetzt worden. Nicht nur aus dem ganzen Tirol, auch aus vielen anderen Ländern der katholischen Monarchie waren Geistliche und Laien gekommen, um dem nimmermüden Streiter für die christlichen Ideale die letzte Ehre zu erweisen. Ganz Innsbruck ist mitgegangen, es war ein Triumphzug für den Verstorbenen.

Er ruhe jetzt aus, der rastlose, hochverdiente Mann von seiner überreichen Lebensarbeit! Er ist eines schönen Todes gestorben, auf dem Schlachtfeld mit der Feder in der Hand, eines schönen Todes auch deswegen, weil ihm verdienstreiche Lebenstätigkeit vorausging. Denn „jenen Tod darf man nicht für einen bösen halten, dem ein gutes Leben vorangegangen ist" (Augustinus De civitate Dei, lib. 1). Seine Devise war Arbeit. Er saß wirklich am sausenden Webstuhl der Zeit und wirkte der Gottheit lebendiges Kleid. In kurzer Zeit werden an seiner Grabstätte zwei Brüder stehen, die sich lange trotzig aus dem Wege gingen und werden sich die Hände zur Versöhnung reichen. Finis coronat opus! Der schönste Abschluß seines Lebens wäre dieses Friedenswerk. Dies möge er uns von Gott erbitten.

Johannes Gspann, Chorherr des Stiftes St. Florian.

IX.

R. M. Meyers Literaturgeschichte.[1])

R. M. Meyers Literaturgeschichte gehört zu jenen Büchern, die das Los Helenas teilen: sie wird „bewundert viel und viel gescholten“. Als ob es anders je zu geschehen pflegte, als ob ein Darsteller einer noch nicht abgeschlossenen Periode bei jeder Richtung restlose Anerkennung finden könnte! Richard Meyer ist zu alt, als daß er an das Palladium der Objektivität der deutschen Literaturgeschichte, die nur zu oft der Tummelplatz der Cliquen und das Rendez-vous frecher Kamaraderie geworden ist, glaubte. Er ist zu ehrlich, als daß er sich nicht zu Goethes Wort bekennen möchte: „Aufrichtig zu sein, kann ich versprechen, unparteiisch zu sein, nicht.“ Trotzdem darf ihm das Bestreben nach gerecht abwägender Beurteilung mindestens so viel nachgerühmt werden, wie Adolf Bartels „Standartbuch der Deutschen Literatur (!)“, Max Kochs als wissenschaftlich beglaubigter Literaturgeschichte, die unter ihren sonst so trefflichen Literaturangaben bei „Katholischer Literatur“ nur die „Gottesminne“ für nennenswert hält. — Literaturgeschichte der Gegenwart zu schreiben ist freilich eine schwere Aufgabe. R. Meyer hat Recht, wenn er sagt:

„Je näher wir der Gegenwart kommen, desto schwieriger wird es, die Lineamente zu enträtseln. Nicht daß wir an jener alten Lehre festhielten, Literaturgeschichte könne nur von „abgeschlossenen Perioden“ geschrieben werden. Fast möchten wir im Sinne jenes Paradoxons Droysens — „Die Geschichte hat sich nur mit dem zu beschäftigen, was lebendig ist“ — das Gegenteil behaupten; nur solche Perioden können mit wirklichem Einfühlen und Mitfühlen dargestellt werden, die noch wirksam sind. Hätte ich nicht mitfühlende Freude an dem Ringen gerade der Gegen-

---

1) Deutsche Literaturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts. Von Richard M. Meyer. Dritte, umgearbeitete Auflage. 1906. Georg Bondi, Berlin. Brosch. M. 10, geb. M. 12.50.

wart — ich hätte dieses Buch wohl ungeschrieben gelassen. Aber das ist klar, daß hier eben dem Tasten, dem Raten Raum gestattet werden muß. Ganz naiv muß man hier nachzeichnen dürfen wie die Primitiven: die Perspektive steckt erst in den Anfängen. Manche Figur, die auf dem weiten Plane steht, wird bei uns noch mit Gestalten des Vordergrundes gleiche Höhe haben. Licht und Schatten können wir noch nicht fein abtönen. Aber wir suchen zu erzählen, was wir erleben; das ist immer etwas."

Wenn man sagt, R. Meyer werde mit dem Quadrat der Annäherung an die Gegenwart subjektiver, so ist das wahr, aber auch — interessanter. Freilich, darüber kann kein Zweifel sein, seine Literaturgeschichte kann kein Buch für solche sein, die den spiralenförmigen Werdegang der deutschen Literatur noch nicht kennen, die einem gedruckten Urteil kein Eigenurteil gegenüberzustellen wagen, mit einem Wort für jene, denen nicht die unmittelbare Kenntnis der Literaturprodukte selbst den Blick gefestigt hat.

Als seine Literaturgeschichte vor 6 Jahren erschien, griff man hartnäckig ihre Einteilung nach Jahrzehnten an. Die Autoren waren nach der Chronologie ihrer Geburtsjahre geordnet, damit gezeigt würde, was jeder neu aufrückende Jahrgang an neuem bringe, an altem bewahrt oder zerstört habe. Die Nachteile dieses Periodisierungsversuches wurden so stark betont, daß R. Meyer sich entschloß zu einer Einteilung, welche die großen Umrisse und die entscheidenden Momente schärfer betonte; er versuchte jetzt Gruppen zusammenzufassen, die ihm im Zeichen einer ganz bestimmten Signatur zu stehen schienen. Auch dieser Einteilung wird etwas Künstliches anhaften und man wird des Eindruckes nicht los, R. Meyer habe oft entfernte Geister durch virtuosenhafte Kombination zusammengeführt, so glückliches Geschick er besitzt, mit einem prägnanten Wort ganze Gruppen sofort hell zu beleuchten. So faßt er unter dem Kapitel „Die Tendenz" die Dichter der Freiheitskriege, Börne und Menzel, die Kämpfer gegen Goethe, die forensische und religiöse Beredsamkeit zusammen. Unter „Erweiterung des poetischen Horizontes" begegnen uns die orientalisierenden Dichter, Platen und Rückert; Grillparzer. Minder glücklich scheint mir die Zusammenstellung von Annette

v. Droste, der edelsten Dichterin, mit dem charakterlosesten deutschen Dichter, mit Heine, unter Dichtern des „individuellen Elementes". Freilich, die Dichterin des „Geistlichen Jahres" hat viel individuelles Temperament und der Dichter des „Buches der Lieder" noch mehr, und doch ist das, was die beiden trennt, ein viel größeres Moment als das individuelle: — Drostes Dichtung ist eben Charakterdichtung.

Viel glücklicher sind die folgenden Gruppenzusammenstellungen, wie „Sturm und Drang" (Geniekultus, das Junge Deutschland 2c.) und „Volkstum", das sich nach seinem Ermessen stark in Alexis, Auerbach, Fr. Reuter, Klaus Groth, überhaupt in den Dialektdichtern, in Fr. W. Weber und Otto Ludwig ausgewirkt hat. „Freude an der Fülle des Daseins" bekunden ihm Mörike und Stifter. Sehr sinnvoll ist die Behandlung der Trias: Hebbel, Wagner, Jordan unter dem bedeutsamen Titel „Mythos". Wagner gegenüber verfällt er nicht in den dyonisischen Rausch Max Kochs, der in der Literaturgeschichte der Göschen-Sammlung die Ungerechtigkeit begeht, Wagner drei volle Seiten superlativischen Lobes, und Hebbel und Grillparzer kaum mehr als je eine Seite zu weihen. Die „Wiedereroberung der Geschichte" ist eines der glänzendsten Kapitel des Buches, das Meyers ganze Superiorität in der Auffassung des Begriffes „Literaturgeschichte" kundgibt, der ihm nicht einen so engen Zirkelkreis bedeutet, daß er nicht alle Gattungen des Schrifttums fixieren dürfte. Die großen Meister der Geschichtsdarstellung, Literarhistoriker wie Haym und Scherer — er hätte wohl auch Lindemanns Literaturgeschichte, die zur Zeit ihres ersten Erscheinens, 1866, eine schöpferische Tat war, nennen sollen —, weiß er in ihrer das deutsche Schrifttum fördernden und befruchtenden Art meisterhaft mit in den Rahmen seines Buches einzubeziehen. Unter „Kampf zwischen Pessimismus und Lebensfreude" werden Hamerling, Leuthold und Raabe gewürdigt. Dranmor, der in der ersten Auflage neben Hamerling stand, ist merkwürdigerweise zu den Dichtern „der Wiedergewinnung der Stimmung" avanciert. Er ist doch ganz Hamerlings Wesensverwandter.

Einen eigenen Abschnitt widmet er G. Keller und Theodor Fontane. Sieht man von ein paar verzeihlichen, schiefen Urteilen

über G. Keller ab, so muß man sagen, daß seine Würdigung neben die Reihe glänzender Urteile der G. Keller-Biographen, A. Frey, der Ricarda Huch und Köster, sich stellen darf. Ueberhaupt ist keine Literaturgeschichte so zuverlässig über Schweizerliteratur orientiert wie die seine. Dichter wie Ernst Zahn, J. C. Heer, der ganz hervorragende Volksschauspieldichter A. Ott, die Berner Otto von Greyerz, R. v. Davel, Dichter, die auch in der Neuauflage Lindemanns noch nicht berücksichtigt worden sind, erfahren liebevolle Würdigung.

In einem Abschnitt „Wissenschaft und Kritik" wirft er interessante Streiflichter über das Werden der literarischen Kritik, über die Entwicklung des deutschen Essay, als dessen Vertreter er neben H. Grimm vor allem Fr. X. Kraus und wohl auch M. Spahn hätte nennen sollen. Als Volkserzieher behandelt er Hansjakob etwas stiefmütterlich. Der zu Unrecht schweizerischer Hansjakob genannte Georg Baumberger wird nicht erwähnt. Ob nicht unter den Vertretern der „Weltdichtung" neben Nietzsche, den Brüdern Hart und Spitteler, so paradox es klingen mag, der Dichter Fr. W. Helle mit seiner Messiasdichtung, einer „Weltdichtung", die sich nur am entgegengesetzten Pole derjenigen Nietzsches denken läßt, Würdigung verdient hätte? Was die katholische Literatur betrifft, ja wenn sie nicht einmal als solche bewußt auftritt, läßt sein Buch wirklich noch manchen dringenden Wunsch für die kommenden Neuauflagen, darüber darf eine so begeisterte vereinzelte Anerkennung, wie die an das Talent E. v. Handel-Mazzetti, nicht hinwegtäuschen. Es wird nur „Meinrad Helmpergers denkwürdiges Jahr" erwähnt. Ob er überhaupt die Anstrengungen der Katholiken auf künstlerischem Gebiete kennt? Ich zweifle. Wenn R. Meyer wirklich aufrichtig bestrebt ist, das Gute aufzunehmen, wo immer es herkommt, wenn er die katholische Belletristik nicht nur aus der „Kölnischen Volkszeitung", wie er gesteht, kennt, sondern aus den verschiedenen maßgebenden Zeitschriften, dann darf man hoffen, Namen wie Helle, P. Keller, H. Eschelbach, Lorenz Krapp, Guido Görres, Witkopp, Eichert, Domanig, Otto v. Schaching und andere in einer Neuauflage zu finden; denn sie dürfen getrost neben vielen anderen Namen stehen, die Meyer der Wertung würdig befunden hat.

Das Buch R. Meyers zählt das dreizehnte Tausend, gerade soviel wie Schönbachs „Lesen und Bildung", das des Berliner Professors Darstellung in mehr denn einer Hinsicht trefflich ergänzt. Fragt man sich nach dem Geheimnis dieses Erfolges, so muß ein aufrichtiger Geist, der kein „literarischer Ehrabschneider" ist, es dem inneren Gehalt des Buches und der feinen Art seiner Darstellung zuschreiben. Es hilft nichts, wenn man R. Meyer als Journalist neben Journalisten wie Börne und Heine nennt, wie es getan worden ist; die Gegenwart hat einmal eine Vorliebe für Schriftsteller, die wie E. Schmidt, A. Schönbach und R. Meyer durch das feine Medium des persönlichen Essays zu uns reden können. Wenn ein A. Schönbach, der eine Fülle wissenschaftlicher glänzender Arbeiten geschrieben, wenn ein E. Schmidt, der eine monumentale Lessing-Biographie uns geschenkt, wenn R. Meyer, dem wir „Eine Altgermanische Poesie", „Grundlagen des Mittelhochdeutschen Strophenbaues", eine „Stilistik", die zu einer empirischen Sprachkritik geworden ist, danken, wenn solche Geister Journalisten genannt werden, dann wären wir ja auf dem besten Wege, das Ideal der Vertiefung der Presse in Wirklichkeit aufgehen zu sehen.

Zürich. Eduard Korrodi.

X.

Herders Konversationslexikon

ist wiederum um einen Band bereichert worden. Dieser neue Band, der 6. des ganzen auf 8 Bände berechneten Werkes, reicht von Mirabeau bis Pompeji und umfaßt 1796 Spalten Text, nebst 14 Karten, 29 Tafeln, 17 Textbeilagen und etwa 900 Bildern, von welch letzteren etwa 400 dem Haupttexte selbst beigedruckt sind.

Es ist nur zum Staunen, welch reiches Material in diesem neuesten Band wiederum untergebracht ist. Man stößt da auf tausenderlei Dinge, von denen unsere gewöhnliche Schulweisheit

sich nichts träumen läßt. Und bei allen Artikeln empfängt man sofort den Eindruck, daß sie gewiegten Fachleuten ihren Ursprung verdanken. Wir verweisen diesbezüglich, um nur bei den Buchstaben M und N zu bleiben, auf die Stichworte: Mischehen, Mittelstand, Mohammed, Molche (mit farbiger Tafel), Molinistenstreit, Moltke, Moose, Moral, Motorwagen (mit 17 Abbildungen), Mozart, Müllerei, Musik, Muscheln, Muskel (mit farbiger Tafel), Musterschutz, Mutterschutz, Mystik, Mythologie, Nahrung (mit einer unter Berücksichtigung der Nahrungsmittelgesetzgebung im Deutschen Reich, in Oesterreich und in der Schweiz bearbeiteten Beilage), Napoleon, Naturalismus, Naturrecht, Nerven (mit Tafel), Niederländische und Norwegische Literatur und Sprache, Nihilismus, Norddeutscher Lloyd, Nordische Sprache und Nordische Kunst, Notenbank, Notstandsarbeiten u. a.

Ein großer Vorzug, der auch nur bei flüchtigem Durchmustern der einzelnen Artikel unwillkürlich zum Bewußtsein kommt, ist das Streben, das Wichtige vom Unwichtigen zu scheiden, das Wichtige und Wesentliche aber in möglichster Bestimmtheit klar und präzis vorzulegen, derart, daß auch für den weniger Gebildeten das richtige Verständnis desselben sehr erleichtert ist. Dieser Vorzug ist freilich nicht bloß dem vorliegenden sechstem Bande eigen. Alle bis jetzt erschienenen Bände sind in gleicher Weise durchgearbeitet und ist auch in den Histor.-polit. Blättern wiederholt darauf aufmerksam gemacht worden. Wenn dies bei dem vorliegenden Bande wiederum betont wird, so geschieht es nur zum Beweise dafür, daß weder Verlag noch Redaktion daran denken, von der Höhe herabzusteigen, die sie mit dem ersten Bande betreten haben.

Besondere Erwähnung hier verdient der Artikel „Oesterreich". Haben doch die gelben Hefte von jeher ihre besonderen Sympathien dem altehrwürdigen Staate der Habsburger in reichem Maße bekundet und schon aus diesem Grunde können sie an dem, was Herder über Oesterreich sagt, nicht achtlos vorüber gehen. Das ganze einschlägige Material ist klar und übersichtlich zusammengestellt, nichts von Bedeutung ist übersehen; namentlich gilt dieses von dem historischen Material, das eine geradezu meisterhafte Bearbeitung gefunden hat, gleich

ausgezeichnet durch diskrete Auswahl und lichtvolle Gruppierung des Stoffes wie durch seines objektives Urteil. Der Faden der Geschichte läuft bis in unsere Tage; bezeichnender Weise schließt er mit dem Kummer, den der schwergeprüfte greise Kaiser Franz Josef empfinden muß angesichts der großen innerpolitischen Wirrnisse, die zur Zeit in seinem Reiche herrschen und dessen Weiterbestand aufs ernsteste gefährden. Beigegeben sind dem Artikel vier große Karten, darunter eine Geschichts- und eine Uebersichtskarte von Oesterreich-Ungarn, dazu noch acht Nebenkarten: Lagepläne von Innsbruck, Salzburg, Prag, Triest; Bevölkerungsdichte, Volksstämme, Sprachenverteilung; die Rückseiten dieser Karten aber sind mit den verschiedenartigsten statistischen Tabellen über religiöse, wirtschaftliche und staatsrechtliche Verhältnisse, Bevölkerung, Heer und Kriegsmarine ausgefüllt.

Eine eigenartige Zugabe des sechsten Bandes bildet die farbige Tafel „Mosaik". Auf derselben ist das berühmte Mosaikbild „Abraham und Lot", das sich oben an der linken Langhauswand von Sta. Maria Maggiore in Rom befindet und aus der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts stammt, möglichst genau wiedergegeben. Für die Besucher der Kirche ist besagtes Bild wegen der Entfernung und der ungünstigen Lichtverhältnisse kaum sichtbar. Der Commendatore Carlo Tenerani in Rom aber wußte sich vermittels eines Gerüstes, das er eigens zu diesem Zwecke errichten ließ, von dem Bilde zum erstenmale eine photographische Kopie zu verschaffen. Und auf grund dieser Photographie und unter Vergleichung des Originals hat der römische Professor Carlo Tabanelli für das Herdersche Lexikon ein Aquarell angefertigt, so daß hier etwas geboten werden konnte, das für Fachleute von höchstem Interesse, aber sonst nirgends zu finden ist.

Mit dem 6. Bande ist das monumentale Werk des verdienstvollen Freiburger Verlages um ein Bedeutendes seiner Vollendung näher gerückt; mögen die zwei noch ausstehenden Bände nicht lange auf sich warten lassen. D. P.

XI.

Die Georgische Kirche und die Russifikationspolitik im Kaukasus.

Eine der Gegenden Rußlands, wo die Revolution am heftigsten entfacht ist, ist der Kaukasus. Wenn Rußland ein ethnologisches und ethnographisches Museum genannt werden kann, so paßt dieser Ausdruck besonders für den Kaukasus, der von den verschiedensten, durch Sprache und Glaube getrennten Völkerschaften bewohnt ist. Nach den Ergebnissen einer Statistik werden 42 Sprachen in Tiflis gesprochen. Was den religiösen Glauben anbetrifft, sind die Muhammedaner und Orthodoxen am zahlreichsten vertreten und fügen zu den nationalen Gegensätzen noch den Zunder des Religionshasses hinzu. Die 9½ Millionen russischer Untertanen, die den Kaukasus bewohnen, sind von einander durch feste Schranken geschieden und die hartnäckigste Russifikationspolitik hat sich umsonst bemüht, dieselben zu fällen. Wie tief der Haß ist, den sie gegenseitig hegen, beweisen die blutigen Zusammenstöße zwischen Armeniern und Muhammedanern in Baku, Tiflis und anderen Städten und Dörfern, Begebenheiten, die von der russischen Regierung, welche ihren Vorteil in der allmählichen Schwächung ihrer Gegner findet, nicht nur geduldet, sondern gewünscht und angeregt werden.

Das wichtigste ethnische Element des Kaukasus bilden drei Gruppen: die erste besteht aus dem hauptsächlich in

den Provinzen Imeretien, Gurien und Mingrelien zerstreuten Stämmen, welche während der persischen und türkischen Einfälle zum Muhammedanismus übergingen, oder, der Leitung ihrer Seelsorger beraubt, in heidnischen Aberglauben verfielen. Die christliche Religion hatte dort nur einzelne Spuren hinterlassen: in den Ruinen ihrer Kirchen und in einigen Gebräuchen, welche die Vernichtung des Glaubens überlebt hatten, so z. B. dem Kultus des Propheten Elias und anderer Heiligen, dem Festhalten einiger Fasten u. dergl. Auf den Vorschlag des Erzbischofs von Georgien, Joseph Samabeli,[1]) und mit von Rußland gebotenen Mitteln arbeitete seit dem Jahre 1746 eine Mission georgischer Mönche daran, besonders die Stämme von Ossethien dem Christentum wieder zuzuführen, und zwar mit dem besten Erfolg, besonders in den Jahren 1817—1821, in welchem Zeitraum 47,000 Ossethiner sich bekehrten.[2]) Doch bald erwachte der muselmanische Fanatismus zu neuem Leben und die Erfolge der Mission wurden gelähmt. Im östlichen Kaukasus entflammte der Imam Schamil die Muhammedaner gegen die Christen und die Russen, und der ganze Kaukasus wurde dem Schwert und den Flammen preisgegeben, bis endlich die Russen im Jahre 1859 sich des feurigen Aufrührers bemächtigten und ihn in den Kerker warfen. Im Jahre 1860 entstand in Tiflis die Gesellschaft zur Wiederherstellung des orthodoxen Glaubens im Kaukasus, welche die liturgischen Bücher in die ossethinischen Mundarten übersetzte, Schulen eröffnete und in vielen Dörfern Kirchen errichtete. Ihre Erfolge beweisen die russischen Statistiken, welche im Jahre 1884 die Existenz von 137 Pfarrkirchen aufweisen, errichtet von der

---

1) Kirion (Bischof), Kurzer historischer Ueberblick über die Kirche und das Exarchat von Georgien im 19. Jahrhundert. Tiflis 1901. S. 92.

2) Znamensky, Leitfaden der Geschichte der russischen Kirche. Petersburg 1896. S. 382.

Gesellschaft in Abchasien, Swanethien, Tuschethien, Ossethien u. a. m.[1]) Im Jahre 1900 unterhielt die Gesellschaft 51 männliche und 7 weibliche Schulen und ihre Einkünfte, die sie frommen Nachlässen und der Freigebigkeit der Regierung verdankte, betrugen ca. 130,000 Rubel jährlich.[2]) Aber trotz dieser Erfolge läßt sich der Muhammedanismus im Kaukasus nicht ausrotten. Seine Anhänger können sich nicht in den Umstand fügen, Untertanen einer christlichen Macht zu sein, und die Nähe von Konstantinopel macht sie den, von den türkischen Zeitschriften verbreiteten, Panislamismusideen leicht zugänglich. Die Muhammedaner des Kaukasus wandern nach der Türkei aus und der Sultan besitzt noch einen starken moralischen Einfluß auf sie. Dazu kommt noch, daß sie sich aus ihrer intellektuellen Unbeweglichkeit emporgerüttelt haben und vermittels Schule und Presse einen Aufschwung des Glaubens und der religiösen Tätigkeit, obgleich auf sehr begrenzte Weise, hervorbringen möchten.

Die Armenier, die der Gerichtsbarkeit des Patriarchen von Etschmiadtsin unterliegen, sind der gebildetste, intelligenteste und tätigste Teil der Bevölkerung des Kaukasus.[3]) In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatten sie einen bedeutenden literarischen Aufschwung und zahlreiche Zeitschriften und Zeitungen werden in Tiflis und anderen Städten herausgegeben. Die Russifikationspolitik hatte es besonders auf sie abgesehen, da sie in ihnen ein gegen alle Assimilationsversuche widerspenstiges Element zu erkennen meinte, und so sahen sich die Armenier vor einigen Jahren plötzlich all' ihrer Kirchengüter, die sich auf 130 Mill. Mark beliefen, beraubt und alle ihre Schulen geschlossen.[4]) Ein Ukas des Zaren vernichtete im politischen und religiösen Sinne

[1]) Kirion, S. 112. [2]) Ebenda S. 124.

[3]) Store, Eighteen centuries of the orthodox greek Church. London, 1899. S. 275—276.

[4]) Vgl. oben Bd. 134 S. 520.

ein ganzes Volk. Die Armenier empörten sich, aber die Empörung wurde auf rohe Weise unterdrückt und sie mußten sie mit ihrem Blute bezahlen. Uebrigens veranlaßte der russisch-japanische Krieg die Regierung zu vorsichtigem Handeln und die Kirchengüter wurden wieder der selbständigen Verwaltung der Armenier überlassen, aber die russische Bureaukratie rächte sich an ihnen durch ihre Passivität während der muselmanischen Angriffe gegen dieselben.

Endlich sind da die Georgier,[1]) ein nach der Meinung eines russischen Historikers von Kreuzfahrern stammendes Volk, dessen Anfänge sich im Dunkel der Jahrhunderte verlieren, wie die georgischen Chroniken melden, und dessen Volksleben seit mehreren Jahrhunderten ein tragischer Kampf gegen den Islam ist. Georgien ist nicht ein von Rußland erobertes Land, es hat sich freiwillig dem Reich unterworfen, zweifellos um bei demselben Zuflucht und Schutz gegen den Islam zu finden, aber jedenfalls unter der Bedingung, daß es seine politische und religiöse Autonomie unverletzt bewahren würde. Der im Jahre 1783 zwischen dem Zaren Heraklius II. und Rußland geschlossene Vertrag stellte Georgien unter den Schutz der russischen Kaiser,[2]) aber im Jahre 1801 wurde das ganze georgische Reich Rußland, das den Vertrag somit übertrat, auf ewige Zeiten (na vietschnia vremena) einverleibt und zu einer russischen Provinz gemacht.[3]) Georgien verlor nicht nur seine politische und administrative Selbständigkeit, sondern auch die Selbständigkeit seiner Kirche; und da in der Christenheit des Orients die Kirche das Palladium des Volkstums bildet, möchten die Georgier, die immer unermüdlich den Ansprüchen Rußlands widerstanden hatten, in den gegenwärtigen Unruhen ihr Katholikosat wieder aufrichten und, wie die Russen sagen,

1) Vgl. oben Bd. 136 S. 295 ff.
2) Avalov, Die Vereinigung Georgiens mit Rußland. Petersburg 1901. S. 136. 3) Ebenda S. 185.

indem sie ihre Kirche wieder erneuern, sich den Weg zur politischen Selbständigkeit bahnen. Die Georgier kämpfen folglich heutzutage für das selbständige Bischoftum ihrer Kirche, für die Erhaltung ihrer Sprache in der Liturgie und den Schulen und für die Verbesserung der Lage ihrer Geistlichkeit und werden in diesem Kampfe von der russischen progressiven Presse unterstützt, welche das Ende der nationalen und religiösen Verfolgungen im Vaterlande herbeisehnt.

Die erste Forderung der Georgier betrifft das selbständige Bischoftum ihrer Kirche. Obwohl ein gewissenhaftes und vorurteilfreies Studium der historischen Quellen, besonders eines der ältesten Dokumente ihrer Literatur, die Bekehrung Georgiens genannt, uns nicht erlaubt, die georgische Kirche als apostolisch zu betrachten, so ist ihr Ursprung doch sehr alt. Sie erhielt Missionäre aus Byzanz, und wenn man dem obenerwähnten Dokumente Glauben schenken kann, so ist die offizielle Bekehrung Georgiens zum Christentum Eustachius, Patriarchen von Antiochien im 4. Jahrhundert, zuzuschreiben. Deshalb finden wir die Kirche Georgiens ursprünglich der Gerichtsbarkeit der Patriarchen von Antiochien unterworfen [1]) und diese Abhängigkeit oder hierarchische Unterwürfigkeit dauerte bis zum elften Jahrhundert,[2]) in welchem die letzten Fesseln dieser Untertänigkeit gelöst wurden und der Katholikos von Georgien in den Grenzen des Reichs die Vorrechte und Autorität der orientalischen Patriarchen erhielt.

Diese Unabhängigkeit dauerte bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts, als der Synod von Petersburg, wie Durnowo schreibt, plötzlich die zwanzig georgischen Eparchien aufhob, zwanzig Klöster auflöste, 650 Kirchen schloß, diejenigen Prälaten und Geistlichen, welche sich ihren Befehlen entgegensetzten, einkerkerte und somit eine Kirche, die

[1]) Josselian, Kurze Geschichte der Georgischen Kirche. Petersburg, 1843, S. 20.

[2]) Tzinzadze, Die Selbständigkeit des Bischoftums der Georgischen Kirche. Geschichtlicher Ueberblick. Tiflis, 1905, S. 36.

665 Jahre vor der Bekehrung der Russen zum Christentum existiert hatte,[1]) der religiösen Freiheit beraubte. In dem achten Artikel des im Jahre 1783 zwischen Katharina II. und Heraklius II. geschlossenen Vertrags wurde der Katholikos als Haupt der georgischen Hierarchie anerkannt, ihm wurde die achte Stelle unter den Bischöfen der russischen Hierarchie angewiesen, nach dem Bischof von Tobolsk, und er wurde zum beständigen Mitglied des Synod ernannt. Die Tatsache, daß er in der russischen Hierarchie als die achte Stelle einnehmend erschien und nicht als selbständiger Prälat, gab jedoch Rußland Anlaß, seine religiöse Autonomie nicht anzunehmen.[2]) In der Tat, im Jahre 1801 beauftragte der Kaiser Paul I den Metropoliten von Nowgorod, Ambrosius, die Verhältnisse der georgischen Kirche genau zu untersuchen, und der Synod beschloß, auf seine Benachrichtigungen hin das georgische Reich in zwei große Eparchien zu teilen, in Karthalinien und Kachetien. Dieser Vorschlag fand wohl keine Billigung, aber seit der Zeit wurde die georgische Kirche zur demütigen Sklavin.[3]) Antonius II., der letzte georgische Katholikos, Bruder des letzten georgischen Zaren Georg XIII., regierte seine Kirche weiter unter der Larve der Unabhängigkeit, aber im Jahre 1810 wurde er unter dem Vorwande einer Teilnahme seinerseits an den Arbeiten des Petersburger Synods aus seinem Vaterlande entfernt; ein Jahr darauf erhielt er seinen Abschied mit einer Pension von 10,000 Rubeln und wurde zuerst nach Moskau, dann nach Tambow und endlich nach Nischny-Nowgorod verbannt, wo er 1827 starb.[4]) Im Jahre 1811 erschien ein Reskript des Kaisers Alexander I.

---

1) Sankt Peterburgskia Viedomosti, 28. aprile 1906, S. 82.

2) Samnilov, Materialien für die Reform der kirchlichen Einrichtung in Georgien, Tzerkovnyia Viedomosti, 1906, Nr. 2. S 68.

3) Ebenda S. 69.

4) Lopuchin. Orthodoxe theologische Enzyklopädie, Bd. IV, Petersburg 1903. S. 718—719.

an Antonius II. als das Todesurteil von Georgien. In demselben behauptete der Kaiser, die natürliche (estestvennoje) Folge der Vereinigung Georgiens mit Rußland sei die Verpflichtung für die georgische Kirche von dem Heiligen Synod abhängig zu sein. Diese neue Organisation ließ die Aufrechterhaltung des Katholikosates nicht mehr zu. Der Kaiser forderte vom feurigen Patrioten Antonius II. auf seinen Titel zu verzichten und behielt ihm nur die Würde eines Mitglieds des Synods vor.[1])

Der russische Synod ließ es sich sofort eifrig angelegen sein, jede Spur von der alten berühmten Georgischen Kirche zu vernichten. Georgien zählte 13 Eparchien: Mzcheth, Tiflis, Samtavra, Ruiß, Tzilkana, Samtavis, Urbniso, Nikoza, Alawerdi, Ninotzmindi, Rustava, Nekresi und Bodbé; die 13 Eparchien hatten 7 Bischöfe, 9 Archimandriten, 799 Kirchen, 746 Priester, 146 Diakone und 75 Mönche. Durch ein Dekret vom 10. Juni 1811 bestimmte der Synod, daß die 13 Eparchien in 2 zusammengezogen würden, die eine mit dem Namen von Mzcheth und Karthalinien und die andere von Alawerdi und Kachetien. Der Metropolit von Mzcheth erhielt den Titel eines Exarchen und der Synod setzte dort das komplizierte Gefüge seines bureaukratischen Mechanismus fest.[2]) Die Russifikation der Georgischen Kirche schritt nun mächtig vorwärts. Im Jahre 1815 wurde in Tiflis eine contora (Comptoir) des Heiligen Synods eröffnet und in Kutais ein dikastero für die Kirchen von Imerethien, Mingrelien und Gurien,[3]) das erste nach dem Muster desjenigen von Moskau. Mit einem Ukas vom 14. Mai 1817 wurde unter dem Vorwande, die religiösen und intellektuellen Verhältnisse der Georgier zu bessern, bestimmt, daß das Exarchat künftig nur russischen Bischöfen anvertraut werden würde. Der aus edler georgischer Familie stammende Exarch Barlaam sah

---

1) Tzerkovnyia Viedomosti, 1906, Nr. 3, S. 121. 2) Ebenda S. 122
3) Pirion, S. 54.

sich genötigt, seiner Würde am 14. Mai 1817 zu entsagen, und statt seiner wurde die georgische Kirche dem Erzbischof von Rjahzan, Theophilakt Rusanov, anvertraut.[1] Die Aenderungen in den Titeln und den Grenzen der Eparchien des eigentlichen Georgien wurden durch das ganze 19. Jahrhundert fortgesetzt[2], und heutzutage zählt die georgische Kirche 4 Eparchien: die georgische (Karthalinien und Kachetien), die von Imerethien, diejenige von Gurien—Mingrelien und die Eparchie von Suchum. Im Jahre 1886, während der Regierung Alexanders III., zählte die georgische Kirche 5 Eparchien, unter denen diejenigen von Suchum, von Gurien und Mingrelien und von Wladikawka neu waren.[3] Die georgischen Eparchien umfassen die 6 russischen Gouvernements von Tiflis, Baku, Erivan, Elisabethpol, Kutais und des Schwarzen Meeres (tschernomorskaia). Die orthodoxe Bevölkerung des georgischen Exarchats beläuft sich nach den Statistiken des Jahres 1900 auf 1'278.487 Seelen; die Eparchie von Georgien hatte 374,405; diejenige von Imerethien 478,290; diejenige von Gurien — Mingrelien 321,952; diejenige von Suchum 103,750. In den 4 Eparchien waren 1527 Kirchspiele, 27 Kathedralen, 1515 Pfarrkirchen, 31 Klöster, 62 Erzpriester, 1647 Priester, 231 Diakonen, 1805 Sänger (Psalomschtschik), 1379 Mönche, in dieser Zahl 118 Nonnen, 163 Novizen und 5 weibliche Klöster.[4] Was die ethnische Verteilung anbetrifft, befanden sich nach der Statistik des Jahre s1897 im georgischen Exarchat 283,110 Russen, 47,569 Griechen und 1'379,597 Einheimische, welche verschiedene kaukasische Dialekte sprechen, d. h. 814,000 Georgier

---

1) Kirion, S. 20.

2) Dobroklonsky, Leitfaden der Geschichte der russischen Kirche. Moskau 1903. Bd. IV, S. 100.

3) Lopuchin, Geschichte der christlichen Kirche im 19. Jahrhundert. Bd. II. Petersburg 1901. S. 725.

4) Orthodoxe theologische Encyklopädie. Bd. IV Kol. 735—789.

237,000 Imeretiner, 240,000 Mingrelier und 16,000 die Mundart von Svanetien sprechende.[1])

Die Georgier sind stolz darauf, in der Vergangenheit eine Kirche gehabt zu haben, welche durch ihre Autonomie so mächtig war, daß sie der weltlichen Macht widerstehen konnte. Als im 9. Jahrhunderte der georgische Zar seinen Schützling, den Metropoliten Ephrem, zum Katholikos erhoben sehen wollte, sagte ihm der Archimandrit Gregorius:

„Mit Unrecht zürnst Du, o Herr, daß die Synode Deinen Wunsch nicht erfüllt hat. Ohne Zweifel saßen in den ersten Concilien zwischen den orthodoxen Bischöfen und Mönchen auch die Zaren, aber nicht um die Gesetze der Kirche zu lehren, sondern um sie zu lernen. Es steht nicht in den Canonen, daß die weltliche Macht sich die kirchlichen Vorrechte anmaßen darf; das wäre eine schwere Beleidigung für die Kirche.“[2])

Es ist ganz natürlich, daß mit solchen Traditionen die Georgier mit Ungeduld das russische Joch ertrugen, und, als sie später sahen, daß sie die Zielscheibe der politisch-religiösen Verfolgungen seitens der Regierung und des Synod waren, ihre Unterdrücker zu hassen begannen und alles ins Werk zu setzen suchten, um der Russifikation nicht zu unterliegen. Darin wurden sie von der Geistlichkeit unterstützt, welche besonders in dieser letzten Zeit ihre Selbständigkeit von dem Synod forderte. Erwähnenswert ist in dieser Hinsicht die Petition, welche die Geistlichkeit von Imerethien an den Ministerrat sandte. Die im März 1905 in Kutais zusammengesetzte Petition beschreibt den Kummer, der auf dem Volke und der Geistlichkeit lastet, die ungerecht beschuldigt werden, der Vaterlandsliebe zuwider zu handeln. Eine volkstümliche Kirche und eine volkstümliche Geistlichkeit sind nach den Worten der Petition die besten Elemente, um

---

[1]) Tzerkovnyia Viedomosti, Nr. 3. S. 126.

[2]) Razsviet, Petersburg, 1905, Nr. 69, 28. Mai.

den Wohlstand eines Volkes zu entwickeln. Die Georgier hatten ihr religiöses Haupt, das im Laufe der Zeit so große Autorität erworben hatte, daß sie vorzogen, sich eher an ihn als an den Zaren zu wenden. Mit der Einverleibung Georgiens in Rußland wurde es seines hohen Hirten beraubt: dem Volksorganismus wurde sein natürliches Haupt genommen und statt seiner ein fremdes Haupt gesetzt, das nicht im Stande ist, seine Bewegungen zu leiten. Jetzt erhalten die Seelenhirten der georgischen Kirche eine russische und nicht eine georgische Erziehung. Sie erscheinen in den Dörfern der Gläubigen, ohne deren Sprache zu kennen, und werden wie Automaten angesehen, die mechanisch ihr Amt verrichten.

Es scheint unbegreiflich, daß die georgische Kirche gegen ihre vielhundertjährige Tradition von einem russischen Hirten regiert werden muß, welcher die Dekrete der Minister in Petersburg anwenden kann, aber immer als Fremder unter seinen Untertanen erscheinen und nicht dran denken wird, die nationale Kultur zu entwickeln, sondern auf jede Weise ihr zu widerstehen suchen wird. Um diesen Uebelstand zu verhindern, macht die Geistlichkeit von Imerethien den Vorschlag, der georgischen Kirche vollkommene Selbständigkeit mit einem Katholikos als Haupt zu gewähren. Der Katholikos würde von einer Synode der georgischen Bischöfe und Vertretern der niedern Geistlichkeit sowie von Laien gewählt werden und von der höchsten weltlichen Macht bestätigt. In einer andern Petition der Geistlichkeit der georgischen Eparchie, in Nr. 230 der Moskowskyia Viedomosti (1905) inseriert, wird beklagt, daß die Aufhebung des Katholikosats eine vollkommene religiöse und politische Auflösung der Georgier hervorgebracht habe. Das georgische Volk habe seinen Seelenhirten und Beschützer verloren, die Bischofsitze sind aufgehoben, wertvolle archäologische Denkmäler sind zerstört worden, die Klöster verwüstet, und die auf die georgischen Kirchspiele angewandten, russischen bureaukratischen Systeme haben nur vollkommene Erschöpfung zur Folge gehabt

und die Dreistigkeit der Mohammedaner erregt. Die Geistlichkeit verlangt deshalb, daß in Mycheth, der Hauptstadt des alten Karthalinien, das Katholikosat wieder hergestellt werde, dessen Gerichtsbarkeit sich über die Provinzen von Tiflis, Kutais, Bakum, des Schwarzen Meeres und die Okrugi von Abchasien, Samurzakhowo und Sakatal erstreckt. Die Kirchspiele müßten Abgeordnete wählen, welche zusammen mit dem Katholikos und den Bischöfen der Eparchien die Wahl der Würdenträger für die vakanten Sitze treffen würden. Die Petition ist von 412 Mitgliedern der Geistlichkeit unterschrieben.[1]) Beide Petitionen wurden nicht berücksichtigt und 1906 verschlimmerten sich die Zustände im Kaukasus. Es scheint, daß die georgische Geistlichkeit beschlossen hat, die Beziehungen zu dem Synod zu brechen und sich an die Patriarchen des Orients und die Häupter der anderen selbständigen Kirchen zu wenden, mit dem Gesuche, die Rechte ihrer Kirche nicht mehr verletzen zu lassen. Diese drohende Haltung war durch den Umstand herausgefordert, daß der monarchische Kongreß, der im April dieses Jahres (1906) in Moskau gehalten wurde, durch die Person des Erzpriesters Vostorgow die Georgier mit Schimpf und Beleidigungen überhäufte.[2]) Selbst die Tzerkovnaja Gazeta von Charkov tadelte die unbesonnenen Worte des leidenschaftlichen Erzpriesters, der sich auf das Zeugnis des Evangeliums berief, gewalttätige Mittel vorschlug, um die Georgier zur Buße zu zwingen.[3]) Die Antwort der letzteren war ein Kongreß der Geistlichkeit, der in Tiflis den 27. April die Wiederherstellung des Katholikosats und den Bruch der Beziehungen zu dem Synod billigte.[4]) Somit herrscht im Kaukasus offene Revolution nicht nur auf bürgerlichem, sondern auch auf religiösem Gebiete und die russische Regierung ist nicht imstande,

[1]) Tzerkovnyia Viedomosti. Nr. 2, S. 66.
[2]) St. Petersburgskyia Viedomosti. 28. April 1906, Nr. 82.
[3]) Tzerkovnaja Gazeta, 1906. Nr. 12, S. 10.
[4]) Ebenda. Nr. 13, S. 10; Nr. 14, S. 9.

jene Oede, welche die Agenten der Russifikation Frieden nennen, herzustellen.

In ihren Beziehungen zum Synod hinsichtlich der in der russischen Kirche zu verwirklichenden Reformen sind fast alle Bischöfe der Gründung einer Metropole in Georgien, die das Zentrum des religiösen Lebens des Kaukasus sein würde, zugänglich. Stephan, Bischof von Mogilew, ist sogar nicht abgeneigt, der georgischen Kirche große Freiheit zu gewähren mit dem Vorbehalt einer allgemeinen Inspizierung der georgischen Hierarchie durch den künftigen russischen Patriarchen und seinen Synod, wobei die erste in administrativer Hinsicht unabhängig von ihm wäre.[1]) Doch meint er, daß es in den Wirren der jetzigen Zeit ratsamer sei, etwas mit dieser Bewilligung an die Georgier abzuwarten. Unterdessen nimmt aber die separatistische Bewegung Georgiens von der russischen Kirche, an der selbst das offizielle Organ der Geistlichkeit, der Duchovnyi Viestnik Gruzinskago Ekzarchata und der Pastyr, ein sehr geschätztes Blatt, teilnehmen, immer mehr überhand. Nur als vereinzelte Ausnahmen treten diejenigen Priester auf, die behaupten, daß sie keine Selbständigkeit brauchen, daß sie nach einer Vereinigung der Kirchen und nicht nach Trennung streben.[2]) Aber wie der Professor Marr, vielleicht der gelehrteste Orientalist Rußlands, bemerkt, kann die Frage der Autonomie der georgischen Kirche nicht gelöst werden, wenn nicht vorher die Frage der Autonomie der russischen Kirche gelöst ist. Die Georgier beklagen sich, Sklaven der russischen Kirche zu sein, und vergessen, daß auch die russische Kirche Sklavin der Bureaukratie ist, und, um einen Ausdruck des Metropoliten von Petersburg, Palladius, zu gebrauchen, nicht mehr als Kirche, sondern nur als Rädertriebwerk im Mechanismus des Staates

---

1) Tzerkovnyia Viedomosti, 1906, Nr. 5, S. 212.
2) Tznobis Purzeli, 1906, 2. März, Nr. 3016.

existiert.[1]) Es ist deshalb vonnöten, daß die russische Kirche sich selbst von ihren Banden befreit und dann, wenn sie nicht mehr zu einem einfachen Werkzeug der weltlichen Politik herabgesetzt ist, kann sie die religiöse Autonomie anderer, auch unter demselben Joche der Bureaukratie seufzenden Kirchen berücksichtigen. Aber nach dem Verhalten der russischen Bischöfe in den letzten Streitfragen über die religiösen Reformen zu urteilen, scheint die russische Kirche sich an dies Joch schon gewöhnt zu haben und wird sich schwerlich von der Bevormundung des Staates losreißen.[2])

* * *

Ein anderer Grund der Unzufriedenheit Georgiens Rußland gegenüber besteht in der Unduldsamkeit der Regierung gegen die georgische Sprache, die eine reiche, wenngleich größtenteils nichtgedruckte Literatur besitzt. Die letzten Forschungen des Prof. Marr, besonders seine Entdeckungen in den Bibliotheken des Sinai, des griechischen Patriarchats von Jerusalem und vom Berge Athos, haben die Wichtigkeit derselben und den wertvollen Beitrag, den sie für die Literatur der Kirchenväter und die Geschichte der orientalischen Kirchen bildet, ins volle Licht gestellt. Die neuesten Handschriftenkataloge des kirchlichen Museums in Tiflis, die bibliographischen Arbeiten von Takaischwili und Gianachwili und die Geschichte der georgischen Literatur von Chachanov in drei Bänden beweisen, daß in unserer Zeit der wissenschaftlichen Neugierde, die Gelehrten sich der vergessenen georgischen Literatur zuwenden müßten, um aus ihren Urkunden neues Licht für die Geschichte des christlichen Orients zu gewinnen. Rußland schien zuerst der georgischen Sprache gewogen zu

---

1) Betrachtungen über die Anticephalie der Georgischen Kirche. St. Petersburg. Viedomosti 1906, Nr. 29.

2) Andreas (Archimandrit), Der Professor Marr und die georgische Kirche, Tzerkovno obschtschestvennaja jizn 1906, Nr. 11, Kol. 393—97.

sein. Während der Regierung Peters des Großen fing man an die georgischen Bücher in Moskau in der Buchdruckerei der Regierung zu drucken und 1705 erschien dort der georgische Psalter, der bis jetzt als das älteste gedruckte liturgische Buch in dieser Sprache angesehen wird. (Wir wollen hier erinnern, daß die ersten georgischen Bücher: Grammatik, Katechismus rc. in Rom in der Typographie der Propaganda im 17. Jahrhundert gedruckt wurden.) Im Jahre 1740 gründete der Zar Bakar Wakhtangovitch in Moskau eine große Buchdruckerei, um dort die Bibel zu drucken, deren Ausgabe 1743 ergänzt wurde. Der Bischof Joseph Samebeli gründete eine andere Buchdruckerei in Nowgorod im Jahre 1732, wo viele liturgische Bücher während der Regierung der Kaiserin Anna Joannovna gedruckt wurden; andere Druckereien entstanden in Vladimir im Jahre 1756 und in Petersburg im Jahre 1758.[1]) Somit war man berechtigt zu hoffen, daß die russische Regierung das Aufblühen der georgischen Literatur begünstigen und das Aussterben einer Sprache, die im 8-12. Jahrhundert eine glorreiche Geschichte gehabt, verhindern würde. Jedoch entsprach die Wirklichkeit den Hoffnungen nicht.

Der VI. Artikel des Vertrags von 1783 bestätigte für die Georgier die Aufrechterhaltung der Selbständigkeit der ganzen Verwaltung ihres Vaterlandes. Statt dessen erlebte die Schule in Georgien dasselbe wie die Kirche. In derselben Weise, wie die georgische Kirche zu einem Bestandteile der russischen Kirche wurde, ebenso wurde die georgische Schule förmlich zu einer russischen Schule. Anfangs bekümmerte sich die Regierung gar nicht oder sehr wenig um den öffentlichen Unterricht in einem Lande, das sie durch ihre Bureaukratie gründlich ausnützte. In der Tat, bei einer Bevölkerung von 9'500,000 Seelen wurden die Schulen des Kaukasus im Jahre 1901 nur von 134,103 Schülern besucht. Die Regierung gab nur 3% des Budgets des Kaukasus für den

1) Kirion, S. 221—222.

öffentlichen Unterricht aus, während 67,5% für die administrativen und polizeilichen Ausgaben aufgingen. Und die Stadtverwaltungen waren genötigt derselben Methode zu folgen. So bestimmt die Stadt Tiflis jährlich die Summe von 400,000 Rubeln für die Erhaltung der Polizei und der Kasernen und 157,000 Rubel für die Erhaltung der Schulen. Seit 1885 entwickelten sich die elementaren Anfangs-, sogen. Pfarrschulen. Solcher Schulen mit konfessionellem Charakter zählte im Jahre 1900 das georgische Exarchat 660 mit 26,070 Schülern (7200 Mädchen). Im Jahre 1817 hatte Tiflis ein Seminar, das vom Exarchaten Theofilactus gegründet war und im Jahre 1902 177 Schüler zählte; im Jahre 1894, nach ungefähr zwanzigjähriger Wartezeit, erhielt auch Kutais ein Seminar, das von 200 Schülern besucht wird. Wie Kirion schreibt, ist der Zweck dieser Schulen, den orthodoxen Glauben zu stärken und die Bildung zu verbreiten,[1]) aber in Wirklichkeit benützt sie die russische Regierung für ihre politischen Zwecke:

„Die Schule, schreibt das Organ der revolutionären, im Auslande lebenden Georgier, ist bei uns ein politisches Werkzeug, ein Mittel das Land zu russifizieren. Seit langer Zeit schon hat die russische Regierung sich die hassenswerte Aufgabe gestellt, unser vaterländisches Streben zu ersticken. Man hat vergessen, daß Georgien aus eigenem Antrieb sich Rußland anschloß, daß die heimliche Triebfeder dieser verzweifelten Tat der Georgier der sehnliche Wunsch war, die eigene Unabhängigkeit zu bewahren; man hat vergessen, daß Georgien seine geschichtlichen Traditionen, eine uralte Literatur, Meisterwerke der Dichtkunst, bedeutende archäologische Denkmäler besitzt. Man hat vergessen, daß solch ein Volk nicht wie ein wilder Stamm ohne geschichtliche Vergangenheit, ohne Literatur und ohne Zukunft betrachtet werden kann. Und seit einem Jahrhundert ist die Vernichtung jeglicher Spur lokalen Lebens in Georgien die einzige Bemühung der Agenten der Russifizierung“.[2])

1) Kirion, S. 214.
2) La Géorgie, Paris 1903. J. I, Nr. 3, S. 1—2.

In der Tat: im Jahre 1883 schrieb der Schulkurator in seinem Bericht über den öffentlichen Unterricht in diesem Lande, „daß in Georgien das in Rußland existierende Schulsystem eingeführt werden müsse, daß nur durch die russische Schule die Bewohner des Kaukasus mit den Russen verschmelzen würden, und daß auf den Schulbänken die Völkerschaften des Kaukasus sich in russische Nationalität verwandeln würden". Das Programm der Russifizierung konnte kaum deutlicher ausgedrückt sein und es wurde mit der größten Genauigkeit ausgeführt. Ein Bericht des Schulkurators des Kaukasus vom Jahre 1903 stellte voll Freude fest, daß 1879—1880 nur die Hälfte aller Schulen des Kaukasus den Unterricht in russischer Sprache genoß, während gegenwärtig diese Schulen $^8/_9$ aller Schulen bilden, und daß die georgische Sprache aus ihnen vollkommen verbannt sei. Diesen Triumph hatte man durch Gewalt und Zwang erhalten, indem man die Georgier aus den Gymnasien jagte, ihnen Strafen und Geldbußen auferlegte, in allen Verwaltungen das Russische forderte. Auf diese Weise wurde in Georgien eine Sprache gesprochen, während man in den offiziellen Beziehungen zu der Obrigkeit gezwungen war, eine andere zu gebrauchen. Die Regierung befolgte den Georgiern gegenüber dieselbe Russifizierungsmethode, wie in Polen, wo die Universität zu Warschau nicht einmal einen Lehrstuhl der polnischen Literaturgeschichte hat, und wo die Kinder genötigt sind in den Schulen die Muttersprache zu vergessen, um eine fremde Sprache zu erlernen.

Zu verschiedenen Malen hatten die Georgier versucht, den Gebrauch ihrer Sprache für den Elementarunterricht und besonders für den Religionsunterricht wieder zu erhalten. In einer an den Kaiser Alexander II. gerichteten Adresse klagte der georgische Adel, daß ihre Sprache und ihre Kirche in Gefahr seien, daß alle Offenbarungen des intellektuellen, wie moralischen Lebens zur Verbannung verurteilt seien, daß ihre Geistlichkeit eine Versammlung stummer Seelenhirten

ohne Sprache sei, weil das Georgische aus den kirchlichen wie weltlichen Schulen verbannt sei.[1]) Im Mai 1903, auf den Kongressen in Tiflis und Kutais, ersuchte der Adel wieder die Regierung um Abschaffung der sogen. stummen Methode in den Anfangsschulen, um das Russische ohne Gebrauch des Georgischen zu erlernen; sowie um die Gründung eines Gymnasiums in Kutais, wo die Schüler aufgenommen werden könnten ohne Kenntnis des Russischen; um endlich Erhaltung der georgischen Sprache in den Anfangsschulen und in der Kirche in Mingrelien und Swanatien, zwei alten Fürstentümern des georgischen Königreichs. Der zu Gunsten der offiziellen Kirche intransigente Pobiedonostzew hatte zuerst die Bestimmung getroffen, die georgische Sprache aus diesen beiden Provinzen zu verbannen und in den Schulen die mingrelische und swanetische Mundarten zu lehren, aber sein Projekt konnte nicht durchgeführt werden, da diese Dialekte kein Alphabet besitzen und in lexikologischer Hinsicht sehr arm sind. Daraufhin bestimmte Pobiedonostzew das Georgische ganz abzuschaffen und nur den Gebrauch des Russischen zuzulassen.

Der Synod wurde in dieser Politik von den russischen patriotischen Priestern unterstützt, die in Georgien Karriere machen und große Gehalte beziehen. Der Exarch Flavian, gegenwärtig Metropolit von Kiew, und der Exarch Alexius (Opotschky) haben sich in diesem Feldzuge gegen die georgische Sprache, die den Zielen der russischen Politik gemäß nur für die Lehre des Katechismus dienen sollte, ausgezeichnet. Der Erzpriester Vostorgow berief sich beständig auf das Evangelium, um den Gebrauch des Georgischen, als der Einheit der Kirche zuwider, zu verdammen, und verfocht die sonderbare Theorie, daß man in Georgien den Gebrauch der vaterländischen Sprache, weil im Gegensatz zu den Tzerkovnosti, ausschließen und dafür deren Unterricht bei den Moham-

[1]) La Géorgie, S. 2.

medanern begünstigen müßte, um in ihnen die Erinnerung an die schlummernden christlichen Traditionen zu wecken. Marr antwortete ihm seinerseits mit anderen Texten, aus der 1. Epistel Pauli an die Korinther: Wann ich in einer fremden Sprache bete, so betet zwar mein Geist, allein mein Sinn ist ohne Frucht (XIV, 14); verbietet nicht die Sprachen zu reden (ebd. 39). Gegen die Georgier ist Rußland mit mehr Strenge verfahren als gegen die Juden und Mohammedaner, die in ihren Schulen den Unterricht ihrer respektiven Sprachen behalten haben, und sonderbar genug ist die Nachgiebigkeit Rußlands gegen die Mohammedaner, deren Schulen wahre Herde antirussischer Bewegung sind. Und trotzdem nennt der Erzpriester Vostorgow diesen Druck und dies Erdrücken von gerechten nationalen Bestrebungen ein heiliges Werk (swiatoie dielo).

Die russische Politik hat sich nicht damit allein begnügt. Sie hat die slavische Liturgie in Dörfer eingeführt, die bis vor kurzem das Georgische seit Jahrhunderten als liturgische Sprache gebrauchten, in den Kirchspielen von Abchasien und Ossethien. Und die Moskowskyia Viedomosti, das Hauptorgan der Reaktionären, rechtfertigt diese Gewalttat, indem sie behauptet, daß diese Kirchspiele von Syro-Chaldaern, zur Orthodoxie bekehrten Armeniern und Mingrelen, bewohnt seien, die eine andere, vom Georgischen verschiedene Mundart sprechen.[1]) Sie fügen hinzu, daß die Georgier der göttlichen Vorsehung dankbar sein müssen für den Schutz der Russen, der sie von den Uebeln, an denen ihre Kirche litt, befreit hat. Der Patriarch von Antiochien, Makarius, behauptet in seiner Reisebeschreibung von Georgien, geschrieben in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts und im vorigen Jahre von Frau Olga Lebedew nach einem ungedruckten arabischen Text der Vatikana herausgegeben, daß die Kirchen Georgiens

---

1) Msr. Kirion, Bischof von Suchum und die Beziehungen zwischen Russen und Georgiern. Moskowskyia Viedomosti, 1906, Nr. 76, 77.

ein Asyl für Wind und Vögel geworden waren. Die russische Einnahme hat den Georgiern das politische und religiöse Wiederaufleben möglich gemacht, aber Rußland will den Lohn für seine Mühen haben. Doch die georgischen Patrioten sehen es mit andern Augen an, sie wollen den moralischen Vorrang ihres Volkes im Kaukasus aufrechterhalten und haben deshalb trotz allen Druckes von Seiten der Regierung, welche aus der georgischen Sprache zur Freude der Philologen eine tote Sprache machen wollte, einen literarischen Aufschwung begünstigt, dessen Bestrebungen in der ruhmvollen Zeitschrift Iwiria und in der Tiflıser Uebersicht Moambé ihren Mittelpunkt finden. Es ist traurig, zu sehen, daß die Russen, um nur in ihren Ansprüchen Recht zu behalten, sich nicht gescheut haben, sogar zur Verleumdung Zuflucht zu nehmen; die Moskowskyia Viedomosti teilen in der Tat mit, daß der gelehrte Bischof von Orel, Kirion, eine der Leuchten der kirchlichen Geschichte von Georgien, sich damit belustigt habe, daß er im Mädchengymnasium von Tiflis seinen Schülerinnen die bedenklichsten Stellen aus den erotischen Gesängen von Ramichwili erklärte.[1])

Jedoch erkennen die liberaler gesinnten Russen die Rechtmäßigkeit der Forderungen der Georgier an, die Notwendigkeit, daß in ihren Schulen der Unterricht nicht in einer ihnen unbekannten Sprache erteilt werde, was dem gesunden Menschenverstande und allen Regeln der Pädagogik zuwider ist. Marroew, ein eifriger Betreiber georgischer Studien, fordert diese Reform besonders für die geistlichen Schulen, weil in denselben die künftigen Seelenhirten das Russische gut lernen, aber die von ihren Gemeinden gesprochene Sprache nicht kennen und somit unnütze Beamte sind. Nicht mit Unrecht forderte deshalb der Kongreß der Geistlichkeit in Kutais in seiner Petition eine radikale Reform des Schulprogramms. Seine Forderungen sind gerecht, aber leider ist die russische Politik von Haß gegen die inorotzi und inovertzi beseelt

1) Ebenda Nr. 85.

und glaubt, — worin sie sich aber stark täuscht, daß das Unterdrückungssystem sie alle im russischen Tiegel umgießen kann.

* * *

Ferner erscheint als drittes Uebel, das durch die Russifizierungspolitik für die georgische Kirche entstanden ist, die Verarmung der Geistlichkeit. Dieselbe war, dank der Schenkungen der Zaren und des Volkes, sehr reich. Dafür zeugen auf beredte Weise die statistischen Zahlen. Vor 1852 beliefen sich allein in der Stadt Tiflis die Güter der Geistlichkeit, bestehend aus Häusern, Gärten, Ländereien, Fischereien usw., auf 447'600,000 Rubel; im Gouvernement Tiflis besaß die Kirche 279,011 Desiatinen bebautes Land im Werte von 139'556,250 Rubel; dazu muß man noch hinzufügen die Besitzungen in Mzcheth im Werte von einer Million Rubel, diejenigen von Imerethien (40,475 Des.) 40'475,000 Rubel wert, und diejenigen von Gurien (2164 Des.), 2 Millionen Rubel wert. Auf solche Weise beliefen sich die unbeweglichen Güter der georgischen Kirche auf die enorme Summe von 683'031,250 Rubeln, anderthalb Milliarden Franken.[1]) Durch einen Ukas vom Jahre 1852 wurden alle diese Güter vom Fiskus eingezogen und die Regierung übernahm es, für den Unterhalt der Geistlichkeit zu sorgen. Auf welche Weise erfüllte sie diese Aufgabe? . . Sie vergütete der Geistlichkeit das Geraubte durch die Spottsumme von 809,808 Rubel jährlich, von welcher 100,000 R. der Gesellschaft zur Wiederherstellung der Orthodoxie im Kaukasus, d. h. einer Gesellschaft, unter deren Mitgliedern sich keine georgischen Priester finden, und 250,000 R. der russischen Geistlichkeit der Eparchien von Suchum und Karthalinien zufallen. Auf diese Weise erhält die georgische Geistlichkeit nur 550,000 R., respektive, wenn man die Ausgaben abrechnet, 435,000 R. Diese Statistik ist nicht über-

1) Die Wahrheit über die Autokephalie der georgischen Kirche. Kutais 1906. 2) Kirion, S. 254.

trieben, davon zeugt ihr russischer Ursprung.[1]) In Georgien sind 1497 Kirchspiele und die in denselben zu ihrer Verwaltung angestellten Priester erhalten in 979 Kirchspielen ein Gehalt von 600 Rubeln jährlich; in 500 Kirchspielen ein solches von nur 150 R. und in 18 Kirchspielen gar keines. In den Städten und größeren Ortschaften existiert wohl die Beisteuer der Gläubigen, aber auf dem Lande in den Dörfern gebrauchen die Bauern, die einen jährlichen Beitrag von 2 R. zahlen sollten, allerhand Ausflüchte, um sich von dieser Last zu befreien, antworten auf Forderungen mit Beleidigungen, und besonders jetzt, bei der im Kaukasus herrschenden allgemeinen Not, ist die Geistlichkeit vollkommen an den Bettelstab gebracht, da ein Priester mit seiner Familie unmöglich mit 100 oder 200 Rubel jährlich sich durchschlagen kann. Nicht mit Unrecht nennt deshalb Natroew die ökonomische Lage der Geistlichkeit in Georgien tragisch.[2]) Die Armut offenbart sich auch in den Kirchen, die den Tzerkovnija Viedomosti selber zufolge klein, verfallen und besonders in unziemlicher Weise schmutzig sind, in der Unbedeutendheit derselben. In 81 Kirchen des Distrikts von Tiflis übertrafen die Kollekten eines Jahres nicht die Summe von 329 Rubel, das macht 4 R. auf eine Kirche.[3]) Und dabei ist der Kaukasus ein Land, dessen Reichtum an Kupferminen, Steinkohlen, Petroleum und Weinen dem russischen Staatsschatz bedeutende Summen liefert; allein die Eisenbahnen tragen ihm 14—15 Millionen ein.[4]) Der Uebelstand des Landes rührt somit von der schlechten Administration her und die georgischen Priester sind in ihrem Recht, wenn sie von der Regierung einen Lohn fordern, der ihren unermeßlichen, von der Regierung konfiszierten Reichtümern entspräche und sie nicht mehr der Willkür ihrer Gemeinde-

[1]) St.-Peterburgskija Viedomosti, Nr. 131, 1906 (29. Juni).
[2]) Ebenda Nr. 62 (31. März).
[3]) Tzerkovnija Viedomosti, Nr. 4, 1906, S. 184.
[4]) La Géorgie, S. 1.

mitglieder überließe. Andere machen den Vorschlag, die der Kirche entzogenen Güter ihr wieder unversehrt zurückzuerstatten, worauf jedoch die russische Regierung nie eingehen wird, weil sie fürchtet, dadurch Waffen in die Hand der Aufrührer des Kaukasus zu geben, deren Programm die vollkommene Unabhängigkeit ihres Vaterlandes ist.

Nach der jetzigen Lage der orthodoxen georgischen Kirche zu urteilen, übersteht sie gegenwärtig eine Krisis, die zu ihrem Tode führen kann, wenn sie nicht zeitig geheilt wird. Die georgische Geistlichkeit hatte sich von der Russifizierungspolitik überlisten lassen; jetzt scheint sie sich aufzurütteln, aber nicht auf selbständigen Antrieb, sondern weil sie vom Volksstrome ergriffen worden ist. Man könnte offiziell sagen, daß das Schisma zwischen ihr und der russischen Kirche erklärt sei und ein wahrhaft sonderbares Schisma, da das Oberhaupt ihrer Hierarchie, der Exarch Nikolaus, Russe und somit das Haupt einer Kirche ist, die ihn als solches nicht anerkennen will. Man kann nicht wissen, ob die georgische Geistlichkeit den Mut haben wird, einen georgischen Katholikos zu ernennen, dadurch jede Fessel von Untertänigkeit gegenüber dem Petersburger Synod zu brechen und ein neues Schisma in der russischen Kirche zu bewirken. Und da Georgien in seinem Recht ist, würde es, getrennt von der russischen Kirche, doch nicht aus der Gemeinschaft anderer orthodoxen Kirchen ausgeschlossen sein, ebenso wie die Bulgaren, die vom armenischen Patriarchat von Konstantinopel getrennt und dem Anathema preisgegeben als Schismatiker und „faule“ Glieder, doch für die anderen Slaven nach wie vor gute Orthodoxe und gesunde Glieder geblieben sind. Und nach der Bekanntmachung des Edikts von der Glaubensfreiheit kann die russische Regierung wohl kaum mit Strenge gegen die georgische Kirche, welche georgische und nicht russische Priester verlangt, verfahren.

In diesem politisch-religiösen Aufruhr gegen Rußland sind einige Georgier auf den Gedanken gekommen, sich der

katholischen Kirche anzuschließen. Prof. Marr selbst hat diese Meinung ausgesprochen, für den Fall, daß die römische Kirche den Georgiern und Armeniern des Kaukasus autonome Bischöfe bewilligen würde. Der Katholizismus hat hier seine Traditionen und mehrere Tausend Katholiken von lateinischem oder armenischem Ritus bilden hier die Ueberreste seiner ehemaligen Blütezeit. Tzagareli, ein gelehrter Georgier, schrieb vor ca. vierzig Jahren eine Broschüre, um zu beweisen, daß die georgische Kirche immer treu die orthodoxen Glaubenslehren bewahrt hätte. Jedoch entspricht seine Behauptung nicht der Wirklichkeit, und um sich davon zu überzeugen, genügt es, das Werk des gelehrten georgischen katholischen Priesters Michael Tamarati zu lesen, ein voluminöser Band von 800 Seiten über die Geschichte des Katholizismus in seinem Vaterlande (Tiflis 1904). Der Katholizismus hatte zu seinen Mitgliedern berühmte Persönlichkeiten, sogar aus den königlichen Häusern Georgiens gezählt und im 17. Jahrhundert blühten dort die Missionen der Augustiner, Dominikaner und Kapuziner. Die russische Einnahme zwang die wenigen übergebliebenen Kapuziner, das Feld zu räumen, auf dem sie im Laufe so vieler Jahre fruchtbar gewirkt hatten.

Wir hegen den lebhaften Wunsch, daß eine Kirche, die durch ihr Mönchtum im Oriente eine glänzende literarische Periode gehabt hat und unzählige dem muhammedanischen Fanatismus zum Opfer gefallene Martyrer verehrt, zu neuem Leben erwache. Nur ist es zu bedauern, daß die russische Kirche, welche in ihren apologetischen Schriften so harte Beschuldigungen gegen die Intoleranz der römischen Kirche schleudert, einen so tätigen Anteil an der intoleranten Politik der russischen Regierung nimmt, die um jeden Preis ein seine Unabhängigkeit, seine Sprache, seine Kirche hochhaltendes Volk vernichten will. Jedoch ist das Spiel etwas gewagt; auf die flüchtigen Triumphe und vermeintlichen Erfolge der Agenten der Russifizierung könnten in nicht zu langer Frist große Unfälle folgen.

XII.

Freiherr vom Stein und das Zeitalter der deutschen Erhebung.

Keine Periode der deutschen Geschichte ist interessanter und für die deutsche Nation glorreicher als die Zeit der Befreiungskriege und der diese Kriege vorbereitenden inneren Kräftigung und Erhebung. „Die deutsche Nation ist augenblicklich — so sagt Max Lehmann in seiner vortrefflichen Biographie Steins, I, S. 7 [1]) — für die Heroen ihrer Freiheitskriege nicht besonders eingenommen. Die politische Einigung Deutschlands ist von andern und auf anderem Wege bewirkt; die Notwendigkeit einer Reform, wie sie Stein unternahm, wird vielfach bezweifelt." Der Grund hiefür muß, wie uns scheint, in der Verkennung der Sachlage gesucht werden. Seitdem uns Lehmann den großen politischen und sozialen Reformator Stein nahegebracht und uns einen Einblick in seinen Charakter, seine Bestrebungen und die großen Errungenschaften, die wir ihm verdanken, gewährt; seitdem Professor Meinecke in seiner ebenso gründlichen als populären Schrift „Das Zeitalter der deutschen Erhebung 1795-1815" Stein und seine Freunde gewürdigt hat, wird die alte Begeisterung für die ideal veranlagten

1) Lehmann: Max Freiherr v. Stein 1757—1831, Leipzig, Hirzel 1902—5. XIX, 453; XVIII, 607; XX, 511. Pr. 32 M

Naturen eines Stein und seiner Freunde und Gesinnungsgenossen wieder erwachen. Unsere Zeitgenossen, die vielfach zu hohen Wert auf die Realpolitik legen und bei ihrer Beurteilung von Staatsmännern das sittliche Element zu wenig betonen, können von Stein sehr viel lernen.

Das vierbändige Werk von Pertz war kaum mehr als eine Sammlung von Dokumenten, selbst der sie verbindende Kitt bestand vielfach aus Auszügen. Von einer Verarbeitung und Durchdringung des Stoffes, der nicht einmal sorgfältig gesammelt war, konnte keine Rede sein. So wurde das Familienarchiv in Nassau, ja sogar das Geheime Staatsarchiv in Berlin nur flüchtig durchgemustert. Gerade die Jugendjahre Steins blieben dunkel, weil sein Briefwechsel nicht verwertet wurde. Stein gehörte einem angesehenen Freiherrngeschlechte Nassaus an, das früher die engsten Beziehungen zu den Grafen von Nassau unterhielt, später aber in Streitigkeiten mit denselben verwickelt wurde. Von den Eltern für die juristische Laufbahn bestimmt, bezog er die Universität Göttingen. Hier wendete er sich mit Vorliebe den geschichtlichen Studien zu, die damals in Göttingen besonders blühten, während die philosophischen in den Hintergrund gedrängt wurden. Für die Geschichte, Politik, Verfassung und Staatswirtschaft Englands, die ihn schon in Nassau interessiert hatte, fand er in der Universitätsbibliothek, die er fleißig benützte, die vollständige Literatur beisammen. Schon frühe legte er sich eine eigene Bibliothek an; auch als Beamter trennte er sich nur ungern von seinen Büchern. Ohne einen akademischen Grad erhalten zu haben, verließ Stein Göttingen Ostern 1777 und trug sich im Mai desselben Jahres als Praktikant in das Kammergericht in Wetzlar ein. Das kleinstädtische Leben, der „Beruf des Rechtsgelehrten, der den Geist ersticke und das Gedächtnis belaste“, war ihm zuwider. Sein unruhiger Geist verlangte die Welt kennen zu lernen und Reisen zu machen. Schon im Januar 1778 begab er sich nach Mainz, später be-

suchte er mit seinem Freunde von Reden die Höfe in Mannheim, Darmstadt, Stuttgart und München. Von da ging er nach Regensburg. Anstatt jedoch nach Berlin zu eilen und die Stelle, welche seine Mutter für ihn von Friedrich II. erbeten hatte, anzutreten, unternahm er eine Reise nach Wien, wo er volle neun Monate „sehr zerstreut und allein dem geselligen Leben ergeben“ lebte (dies sind seine eigenen Worte). Erst dann begab er sich über Dresden nach Berlin, wo er im Februar 1780, über ein Jahr nach der Antwort des Königs, eintraf. Die Beweggründe, durch die sich Stein leiten ließ, hat auch Lehmann nicht zu ermitteln vermocht. Berlin und Friedrich II. würden ihn wahrscheinlich ebenso abgestoßen haben, wie die Engherzigkeit der süddeutschen Höfe und die Nichtigkeit des Reichstages in Regensburg, wenn er nicht an dem Minister Heinitz einen mächtigen Beschützer und väterlichen Freund gefunden hätte. Dieser von Sachsen nach Berlin berufene Finanzmann war durch seine zweite Frau, eine Baronin von Adelsheim, mit der Familie Stein befreundet, und durch die einnehmende Physiognomie sowie die außerordentlichen Kenntnisse Steins so sehr für ihn voreingenommen, daß er ihm über alle Schwierigkeiten hinweghalf und denselben in seinem Ressort, dem Bergbau, beschäftigte. Hier hatte Heinitz weit weniger die Einmischung des Königs als in übrigen Amtsverrichtungen zu fürchten; hier konnte er Untergebenen wie Stein freieren Spielraum gewähren. So angenehm das neue Amt als Referendar war, so große Kenntnisse setzte es voraus. Stein ließ sich jedoch durch die Schwierigkeiten nicht abschrecken; den Morgen widmete er dem Dienst, den Nachmittag dem Studium und den Vorlesungen, welche von tüchtigen Professoren gehalten wurden. In allen schwierigen Fragen konnte er sich bei Heinitz Rat erholen. Da letzterer gerade auf Reisen sich die seltensten Kenntnisse erworben hatte, nahm er auch seinen Schützling auf seine Reisen mit und leitete ihn zu selbständigen Arbeiten an. Die erste größere Arbeit ist ein

von Stein abgefaßter Bericht über die Möglichkeit und Zweckmäßigkeit einer Schiffbarmachung der Ruhr. Unter großen Schwierigkeiten wurde das wichtige Unternehmen durchgeführt. Der Abt von Werden, die Aebtissin von Essen und der Besitzer der Grafschaft Broich waren für den Plan gewonnen worden. Die 11 Schleusen kamen zu Stande und am 5. Juli 1780 fuhr ein mit märkischen Steinkohlen beladenes Schiff glücklich hindurch. Schon im folgenden Jahr wurde Stein bei der Bergwerks- und Hüttenadministration angestellt und mit dem Oberbergrat v. Reden für eine Forschungsreise nach Polen ausersehen; auf dem Rückweg wurde Freiberg besucht, wo sehr vieles zu lernen war. Von da kehrte er nach Berlin zurück.

An Anerkennung fehlte es dem begabten Bergrat keineswegs; es wurde ihm ein Gesandtschaftsposten angetragen, den er glücklicherweise ausschlug. So rückte er schnell zum Bergwerksdirektor auf 1784, zum Präsidenten der märkischen Kammer 1793, zum Oberpräsidenten in Minden 1796, in Münster 1802, zum Minister im Generaldirektorium 1804. Nur ungern hatte Stein die Mission übernommen, den Kurfürsten von Mainz zum Beitritt für den Fürstenbund zu gewinnen. Er äußerte sich bei dieser Gelegenheit: „Ich bat um meine Zurückberufung, da ich der Diplomatie immer abgeneigt war wegen der Wandelbarkeit der Politik der Höfe, des Wechsels von Müßiggang und einer schlau berechnenden Geschäftstätigkeit, des Treibens, um Neuigkeiten und Geheimnisse zu erforschen, der Notwendigkeit, in der großen Welt zu leben, mit ihren Genüssen und Beschränkungen, Kleinlichkeit und Langweile mich zu befassen, wegen meines Hanges zur Unabhängigkeit und meiner Offenheit und Reizbarkeit" (I, 78). Leider war es ihm nicht vergönnt, seinem Berufe immer treu zu bleiben, denn im Gebiet der Politik erntete er keine Lorbeeren. „Friedrich Wilhelm II. suchte das rein persönliche Regiment der beiden letzten Herrscher durch Institutionen zu ersetzen, die den geänderten Verhält-

nissen des größer gewordenen Staates besser entsprachen. Die ärgsten Ausschreitungen des Militarismus wurden beseitigt, die Schule, bisher das Stiefkind dieses neuspartanischen Gemeinwesens, wurde wenigstens als gleichberechtigt anerkannt. Endlich wurden auch dem überlieferten wirtschaftlichen System sozusagen die verletzendsten Spitzen abgebrochen. Der Getreidehandel wurde freigegeben und in der Verurteilung der Monopole konnte der König nicht genug tun. Außerdem wandte sich Preußen wieder England zu" (I, 84). So fand Stein keinen Widerstand, als er um die Erlaubnis einkam, eine längere Reise nach England zu machen. Die reichen Erfahrungen, welche er im Lande der Freiheit zu machen hoffte, wollte er in der Grafschaft Mark, der Perle Preußens, zu verwerten suchen. Da die Märker auf einer höheren Kulturstufe standen als die eigentlichen Preußen, da Industrie, Handel und Gewerbe blühten, die Einwohner aber auf ihre Freiheit und Selbstverwaltung sehr stolz waren, wurden sie von Friedrich II. und seinen Beamten als minderwertige Untertanen angesehen; dagegen waren sie von Stein besonders geschätzt (vgl. Lehmann I, 91). Friedrich II. sah in den schlechten Straßen die beste Verteidigung seines Landes und hatte deshalb den Chausseebau sehr vernachlässigt. Stein huldigte anderen Ansichten und hatte deshalb den Bau von Straßen 1787—92 sehr eifrig betrieben und manche Verwaltungsreformen eingeführt.

Die westlichen Provinzen litten noch furchtbar unter der enormen Schuldenlast, die ihnen die französischen Invasionen unter Ludwig XIV. und XV. auferlegt hatten, einzelne Höfe waren von ihren Besitzern geradezu verlassen worden; nun erschien der alte Feind von neuem 1792. Der preußische König, der sich bei Eröffnung des Krieges so eifrig gezeigt hatte, erschlaffte bald und schloß mit den Franzosen den Separatfrieden von Basel ab 1795. Man hatte geltend gemacht: Um den Krieg fortzusetzen, wäre entweder der finanzielle Beistand der Bundesgenossen oder eine Aenderung

des überlieferten Systemes, vor allem Aufhebung der adelichen Steuerprivilegien nötig gewesen. Aber die Bundesgenossen mißtrauten dem Staat und der Adel weigerte sich, die Lasten des Gemeinwesens auf sich zu nehmen. Stein ließ diese Gründe nicht gelten und nannte den Frieden eine perfide Preisgebung Deutschlands, die Umtriebe Möllendorffs eine einfältige und schurkische Politik, die ihm die Verwünschung und Verachtung aller Jahrhunderte zuziehe (I, 168). Sein Urteil über Friedrich Wilhelm II. war sehr scharf. Wie unerwartet schnell, sagt er, wurde alles nach dem Tod des großen Königs ganz anders. Um es zu glauben, muß man Augenzeuge und Zeitgenosse gewesen sein (S. 172.) Keiner erkannte besser die Schäden des friedericianischen Systems, keiner legte mit größerer Unverdrossenheit und Beharrlichkeit Hand ans Werk. Ein gütiges Geschick hatte es so gefügt, daß die Bevölkerung der Präsidentschaften Minden und Westfalen seinen Wünschen entgegenkam und seine Reformen, z. B. Aufhebung der Binnenzölle, Befreiung von Handel und Gewerbe aus den bisherigen Fesseln, Abschaffung von Mühlenzwang und Vorspann, mit Freuden begrüßte. Stein regierte nicht vom grünen Tisch aus, ließ sich nicht von Standesinteressen beeinflussen, hatte vielmehr ein offenes Auge für die Fehler des Adels, der vielfach den Bureaukratismus der Regierung überbot. Er hatte ein Herz für die Bauern und Städter und brachte den Arbeitern eine besondere Sympathie entgegen. Weil alle seine Reformen so weise ausgedacht und erwogen waren, stieß ihre Verwirklichung auf nur geringe Schwierigkeiten. So erwünscht ihm Friedenszeiten für die Ausführung seiner Pläne waren, so tief schmerzte es ihn, seinen Staat in der Reihe der Kämpfenden fehlen zu sehen. Allein und ohne Preußens Beistand errang der junge Held Erzherzog Karl die neuen Siege 1799, welche Deutschland von dieser Räuberhorde reinigten. „Wir — schrieb er — amüsieren uns mit Kunststücken der militärischen Tanzmeisterei und Schneiderei, und unser Staat hört auf, ein militärischer

Staat zu sein, und verwandelt sich in einen exerzierenden und schreibenden" (S. 235). Preußen erhielt den klingenden Lohn für die Dienste, die es Bonaparte geleistet hatte, in den ihm zugesprochenen Bistümern Hildesheim, Paderborn und einem Teil von Münster, in manchen Abteien und Reichsstädten. Friedrich Wilhelm III. war einer der ersten, der sich die Indemnität aneignete und das Kirchengut an sich riß. Stein betrachtete diese Erwerbungen mit gemischten Gefühlen. Der Tausch der Souveräne war, wie er wohl einsah, nicht immer ein Vorteil für die Bistümer.

Besonders günstig urteilte er über Münster. „Der münsterische Adel", so schrieb er, „zeichnet sich durch gemeinnützige Tätigkeit und liberale Gesinnung aus. Franz von Fürstenberg war einer der besten Minister, die Deutschland je gehabt hat." Stein rühmte alle unter seiner Administration entworfenen Gesetze als vortrefflich und meinte: „man brauche nur auf der durch ihn geschaffenen Grundlage weiterzubauen". Er hat durch seine Erziehungsanstalt einen großen Vorrat von Kenntnissen, von ordentlichem logischen Denken und Moralität unter die Menschen gebracht und, wenn man diesen Geist nicht zertritt, sondern wirken läßt, so kann selbst unter den Trümmern dieser Verfassung sehr viel Gutes werden. Fürstenberg setzt vielleicht einen zu hohen Wert auf das Positive seiner Religion; indessen hat er doch den Zweck zum Teil erreicht und man findet mehr äußere Achtung für Religion, mehr Menschen mit frommen und andächtigen Gefühlen, als ich anderswo gefunden. Die Münsterländer sind ein ernsthaftes, nachdenkendes, redliches Volk, das seine Verfassung liebt, weil es sich darunter wohl befand, ruhig und unabhängig lebte und wohlhabend wurde. Jetzt sollen sie ihre Selbständigkeit verlieren. Indem sie ein kleiner Teil einer großen Monarchie werden, verlieren sie auch die Aussicht auf ein bequemes, sorgenloses Auskommen, das sie in der Kirche fanden." Wohl manche der ehemaligen geistlichen Untertanen hatten

dieselben Beschwerden gegen ihre neuen Herren, wie die Münsterländer. Stein war sich wohl bewußt, wie viel die preußische Verwaltung zu wünschen ließ; er bemühte sich daher, als er zum Oberpräsidenten von Münster ernannt wurde, allen alles zu werden. Da bei ihm der Deutsche niemals im Preußen untergegangen war, da im Gegenteil sein deutscher Patriotismus im Laufe der Jahre nur geläuterter und feuriger wurde, so suchte er durch Einführung der Kreisverfassung des deutschen Reiches die unvollkommenen Einrichtungen des preußischen Westfalens zu verbessern. Obgleich er als Protestant über katholische Institutionen manche irrige Ansichten hegte (er war Gallikaner und wollte vom Papst nichts wissen; er hielt die Orden für unnütz und betrachtete jeden Ultramontanen als Störenfried), wollte er doch gegen die Katholiken billig und gerecht sein. So stellte er mehrere Katholiken als höhere Beamte an und setzte auf Schnedding, der zu den höchsten Ehrenstellen aufstieg, ein besonderes Vertrauen. Er beantragte die Bildung eines katholischen Religionsfonds, drang aber leider nicht durch.

Stein hätte eine Unterdrückung der kleineren Fürstentümer und eine Vereinigung derselben in zwei große Staaten gerne gesehen; aber die Art und Weise, wie die von Rußland und Frankreich bevorzugten Fürsten die Gelegenheit benützten und den Reichsadel seiner Vorrechte beraubten, empörte sein Gerechtigkeitsgefühl. Der Brief, den er an den Herzog von Nassau richtete, erregte allgemeines Aufsehen. Seine Prophezeiung, daß der Herzog das unrechtmäßig Erworbene verlieren würde, erfüllte sich früher, als er ahnte. Nicht bloß die geistlichen Fürsten, sondern auch ihre Untertanen konnten dieselben Beschwerden erheben. Selbst bei denen, die unter preußische Herrschaft kamen, wogen die Vorteile die Nachteile nicht auf, noch viel weniger in Bayern, Württemberg oder Baden. Wenn ein Stein der katholischen Kirche nicht volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, wie viel weniger die anderen preußischen Beamten, mit denen die

katholischen Länder überschwemmt wurden! Stein konnt die Abneigung der Katholiken nicht begreifen, so berechtig sie auch war.

Ueber Steins Wirksamkeit als Minister im General direktorium müssen wir uns kurz fassen. Nach Struensee Abdankung wurde das Fabriken- und Akzisedepartement, di Salzadministration und Seehandlung frei 1804. Stein wa anfangs geneigt gewesen, in den Ruhestand zu trete glaubte aber dem Vaterland durch die Annahme einen Dien zu erweisen, denn „Deutschlands Veredlung und Kultu schien ihm fest und unzertrennlich an das Glück der preu ßischen Monarchie gekettet“ (S. 317). Dieser Ausspruc scheint zu den Klagen über den König und einen großen Te der Beamten schlecht zu stimmen, ist aber leicht erklärlic wenn man bedenkt, daß die grundverschiedenen Richtunge der Reform und des zähen Konservatismus miteinander i Streit lagen, und daß in Preußen verhältnismäßig meh für Abstellung von Mißbräuchen geschah als anderwärts Nur so erklärt sich die Tatsache, daß Preußen so viel tüchtige Männer aus anderen Gauen Deutschlands anzog Lehmann hat in seinem ersten Band den Beweis erbrach daß die geistige Erhebung und innere Kräftigung Preußen noch vor dem Ausbruch des Krieges mit Frankreich begonne hat. Das größte Hinderniß für die Reformpartei wa jedenfalls der König. Trotz der furchtbaren Katastrophe de Jahre 1806—1807, trotz der Chikanen und Erpressunge Napoleons glaubte der König mit Frankreich Frieden halte zu können. Die Reformen Steins flößten ihm größere Furch ein als die Gewalttaten Napoleons. Stein fühlte si verpflichtet, seine ganze Kraft einzusetzen, um den wider strebenden König mit sich fortzureißen, weil er überzeugt wa daß ohne Einführung von Reformen der Zusammenbruc Preußens unvermeidlich war. In dem Konflikt mit dem Köni war das Recht ganz auf seiner Seite; für ersteren gibt es kein Entschuldigung, was immer auch Lehmann vorbringen ma

Stein mußte auf der Entfernung Beymes, in dem die Kabinettsregierung und die französischen Allianzbestrebungen verkörpert waren, der durch unwürdige Schmeichelei den König in seinen Vorurteilen bestärkte, bestehen, wenn er nicht sein eigenes Werk zerstören wollte. Ohne sich beim „Konseil" Rat zu erholen, schickte der König an Stein eine Kabinettsordre, die einen groben, jede Rücksicht beiseite setzenden Verweis enthielt. Nach einem scharfen Tadel seiner oppositionellen Haltung in den Krisen des verflossenen Jahres fuhr er also fort: „Aus allem diesem habe ich mit großem Leidwesen ersehen müssen, daß ich mich anfänglich in Ihnen nicht geirrt habe, sondern daß Sie vielmehr als ein widerspenstiger, trotziger, hartnäckiger und ungehorsamer Staatsdiener anzusehen sind, der auf sein Genie und seine Talente pochend, weit entfernt, das Beste des Staates vor Augen zu haben, nur durch Kaprizen geleitet, aus Leidenschaft und persönlichem Haß und Erbitterung handelt. Dergleichen Staatsbeamte sind aber gerade diejenigen, deren Verfahrungsart am allernachteiligsten und gefährlichsten für die Zusammenhaltung des Ganzen wirkt. Es tut mir wahrlich weh, daß Sie mich in den Fall gesetzt haben, so klar und deutlich zu Ihnen reden zu müssen. Da Sie indes vorgeben, ein wahrheitsliebender Mann zu sein, so habe ich Ihnen auf gut Deutsch meine Meinung gesagt, indem ich noch hinzufügen muß, daß, wenn Sie nicht Ihr respektwidriges und unanständiges Benehmen zu ändern Willens sind, der Staat keine große Rechnung auf Ihre Dienste machen kann". In der ursprünglichen Fassung hieß es: „Sonst müßte ich für Sie ein passendes Quartier bereiten lassen". Stein bat auf der Stelle um seinen Abschied. Der König erteilte ihn am 4. Januar mit den Worten: „Da der Herr Baron v. Stein unter gestrigem Dato sein eigenes Urteil fällt, so weiß ich nichts hinzuzusetzen". Sein Groll war so stark, daß er die Bitte Steins um Ausfertigung einer förmlichen Entlassung unbeantwortet ließ. Wie ganz anders würden die Dinge

sich gestaltet haben, wenn auch andere das Beispiel Steins nachgeahmt und anstatt zu seufzen: „Man ist ein veritabler Sklave; die Seligkeit ist für Gott, aber alles andere muß sein“, sich auf ihr Gewissen und ihre Pflichten gegen das Gemeinwesen berufen hätten. Selbst ein Autokrat wie Napoleon würde einen solchen Minister nicht entlassen und sich begnügt haben, ihn hart anzufahren; denn er konnte Talente würdigen. Ein relatives Recht können wir Friedrich Wilhelm III. nicht zugestehen; weil niemand es gewagt hatte, den König über sein Wissen und Können aufzuklären, weil selbst die Königin Louise, die einen großen Einfluß auf ihn ausübte, statt den König aufzuklären und zu belehren, ihn durch ihr Eingehen auf seine Eigenheiten in seinen Fehlern bestärkte, so wurde er immer eitler und eigensinniger und wollte den großen Abstand zwischen seiner Wenigkeit und der Größe Friedrichs II. nicht bemerken. Hätten Scharnhorst, Gneisenau, Schön, Schulenburg ihre Mitwirkung versagt, dann hätte der Monarch nachgeben müssen. So blieb er scheinbar Sieger und hat durch seine verkehrten Maßnahmen die Verjüngung Preußens verzögert und die furchtbaren Leiden, welche Deutschland von 1807-13 heimsuchten, mitverschuldet.

Der reiche Stoff des zweiten Bandes ist in folgende sechs Abschnitte zusammengedrängt: Programm und Berufung 1807, die Kriegskontribution 1807—8, die Agrarreform 1807—8, die Reform der Bureaukratie 1807—8, die Selbstverwaltung, die Entlassung 1808. Nirgends ist das Bild des alten Preußen reicher und voller gemalt, die klägliche Finanzlage lebendiger geschildert. Die Katastrophe von 1806 war eine Folge der bestehenden Zustände. Glücklicherweise war das alte System durch die Dialektik der Tatsachen überwunden. Es war eine sonderbare Verkettung der Umstände, daß Napoleon seinen größten Gegner — Stein dem König als Minister empfahl und seinen Irrtum so lange nicht erkannte. Noch eingehender als im ersten Bande werden die Mitarbeiter Steins und seine Widersacher geschildert, sodaß man

ein lebendiges Bild jener unruhigen und verwirrten Zeiten erhält. Dank den zahlreichen Biographien der führenden Persönlichkeiten sind uns die Schwierigkeiten, mit denen die Reformpartei zu kämpfen hatte, weit besser bekannt als den meisten Zeitgenossen. Wir wollen wenigstens einige namhaft machen. Die Lage der Landbevölkerung war eine wahrhaft klägliche. Die Bauern heißen Untertanen, der Rittergutsbesitzer heißt Herrschaft. Sie sind ihm Treue, Ehrfurcht und Gehorsam schuldig. Sie dürfen das Gut ohne den Willen der Herrschaft nicht verlassen. Wer ohne herrschaftliche Erlaubnis heiratet, verfällt Gefängnisstrafen oder Strafarbeiten Die Kinder der Untertanen können ohne Erlaubnis weder ein bürgerliches Gewerbe erlernen, noch ein Studium ergreifen; Gutseinwohner, welche sich als Taglöhner nähren, müssen, auch wenn sie nicht dienstpflichtig sind, der Gutsherrschaft vor andern für den gesetzmäßigen Taglohn arbeiten. Diejenigen, welche in fremde Dienste gehen wollen, müssen sich der Herrschaft zuerst anbieten. Der Herrschaft stehen die Spann- und Handdienste des Untertanen zur Verfügung, hier gemessen, dort ungemessen. Die Entlassung aus der Untertänigkeit wurde sehr erschwert, nicht einmal der Kriegsdienst hob sie auf. In einigen Provinzen hat der Gutsherr das Recht, die Untertanen zu zwingen, seinen Brauereien Bier und Branntwein zu entnehmen (vgl. 218—19). Der Gutsherr ernannte den Geistlichen, die Polizei und Gerichtsbarkeit war ihm anvertraut. Der Gerichtsherr konnte seine Gerichtsangesessenen, sogar ganze Gemeinden in seinen eigenen Gerichten belangen, er selbst konnte in seinen eigenen Gerichten wider seinen Willen nicht belangt werden. Selbst in den königlichen Gerichtskollegien fand das Volk keinen Schutz, denn es war vornehmlich aus Adeligen zusammengesetzt. In den Dörfern wurden Vorsteher, Schulzen erwählt, aber wichtige Angelegenheiten durften sie nicht behandeln, waren vielmehr in den meisten Fällen Kreaturen der Großgrundbesitzer.

In den Städten war zwar die Macht der Zünfte durch

8*

ein weitgehendes Aufsichtsrecht, das der Staat beanspruchte, beschränkt worden, so daß einer gedeihlichen Entwicklung von dieser Seite nichts im Wege gestanden hätte, wenn die den Gemeinden erteilten Rechte respektiert worden wären. Nun wurde der Magistrat nicht auf Frist, sondern auf Lebenszeit gewählt und ergänzte sich meistens selbst, die Bürgerschaft wirkte bei der Wahl kaum jemals mit. In den größeren Städten ernannte der König die höchsten städtischen Beamten, und zwar in der Regel ausgediente Offiziere oder Soldaten. Wo juristische Kenntnisse erfordert wurden, bestellte man Juristen, deren Gehalt sich auf höchstens 100 Thaler belief. Manche Städte waren unter die Patrimonialgerichtsbarkeit adeliger Herren geraten. Die Stadtverwaltung war somit in den Händen von Militäranwärtern und Juristen. Erstere waren durchweg Invaliden und sahen den Zivildienst als einen bequemen Sessel an, auf dem man sich ausruhen könne. Letztere aber nahmen, da sie von ihrem Gehalt von 100 Thalern nicht leben konnten, noch andere Stellen an oder erhoben ungesetzliche Abgaben. Die Bürger sollten den dem Magistrat in Polizei- und Gewerbeangelegenheiten unterworfen sein; dieser aber stand unter der Vormundschaft des Steuerrates, der seinerseits unter der Kammer stand, die ihre Instruktionen vom Provinzialdepartement oder gar vom König selbst erhielt. So lästig die Häufung von Kontrollen für Magistrat und Bürgerschaft war, so war sie doch weniger drückend als die Hineinregiererei und die willkürlichen Eingriffe der Militärbehörde. Die Städte waren nach und nach die ausschließlichen Garnisonen des Heeres geworden. Wo ausreichende Kasernen fehlten, mußten die Bürger die Soldaten beherbergen.; außerdem die Abgabe des Servis zahlen, d. h. für billige vom Militär fixierte Preise der Lebensmittel sorgen. Streitigkeiten konnten nicht ausbleiben; es kam in manchen Städten soweit, daß kein tüchtiger Bürger sich dazu verstehen wollte, den Posten eines Bürgermeisters oder Ratsherrn anzunehmen, weil er fürchten mußte, daß

der Garnisonschef ihn grob anfahre oder gar mißhandle. Da die Bürger vom Kriegsdienst befreit waren, hatte die Regierung keinen Grund, den dritten Stand zu beschützen. Der König war vor allem Kriegsherr, der Adel lieferte die Offiziere, der Bauernstand die Soldaten, der Bürger sollte die hohen Steuern aufbringen. Um ein guter Soldat zu sein, war nach damaliger Ansicht wenig Bildung erforderlich; darum wurde die Schule von der Regierung und vom Klerus, der im Lehrer nur einen Kirchendiener sah, auf dem Lande und in den Städten vernachläßigt. Beide hielten die Bildung der Kinder des gemeinen Mannes für nachteilig und wirkten ihr nach Kräften entgegen (vgl. Lehmann 2, 25–34). Nirgends ward eine Reform heißer ersehnt als in West- und Ostpreußen oder Altpreußen. Der König und sein Kabinett kamen dem Wunsch der Bevölkerung nicht entgegen; es war Stein vorbehalten, wenigstens die ärgsten Mißbräuche abzustellen.

Dem Vorschlag Napoleons und dem Drängen der öffentlichen Meinung nachgebend, hatte der König Stein ins Ministerium berufen; am 6. Oktober 1807 hielt Stein seinen ersten Vortrag vor demselben. Seine Aufgabe, die zur Zahlung der ungeheuren Kriegskontribution und zur Bestreitung der Verwaltung nötigen Summen aufzubringen, hätte einen ganzen Mann in Anspruch genommen; aber Steins Arbeitskraft wuchs mit den Schwierigkeiten, die sich ihm entgegenstellten. Er setzte eine Agrarreform, eine Reform der Bureaukratie durch, er entwarf einen Organisationsplan für die Zentralverwaltung, er führte eine neue Städteordnung ein und befreite letztere von der Abhängigkeit von Justiz und Armee. Nichts entging seinem Scharfblick. Trotz der drückenden Schuldenlast und der schlimmen Aussichten war er bereit, Opfer für Hebung des Unterrichts zu bringen, Schulen zu gründen, die Gehälter von Lehrern und Geistlichen zu erhöhen, einen bewaffneten Widerstand gegen Napoleon zu organisieren. Was die größte Bewunderung

erregt, ist der Umstand, daß alle diese Maßnahmen so reiflich überlegt, so sorgfältig geplant waren, daß von einer Ueberstürzung keine Rede sein konnte. Nur eines gelang ihm nicht, das Mißtrauen des Königs zu zerstreuen, denselben aus seiner Apathie aufzurütteln, ihn zur Selbsthülfe anzufeuern. Friedrich Wilhelm III. konnte sich von der fixen Idee nicht losmachen, daß er durch die Vermittlung des Zaren eine Wiederherstellung Preußens seitens Napoleons erlangen könne. Anstatt sein Volk zur Zerbrechung seiner Ketten aufzurufen, an dessen Opferwilligkeit zu appellieren und an der Seite Oesterreichs den Franzosenkaiser zu bekämpfen, zürnte er seinen wohlmeinenden Ratgebern und suchte sich derselben zu entledigen. So wurde Stein, der zum zweiten Mal seine Entlassung forderte, 7. November 1808 pensioniert. Nach seiner Entlassung, 24. November, löste sich die Eintracht unter seinen Mitarbeitern auf, dagegen schlossen seine einheimischen und auswärtigen Gegner einen Bund, der zu einem völligen Umschwung der inneren und äußeren Politik führte. „Wie viel, sagt Lehmann, mußte hier der scheidende Minister unvollendet zurücklassen! Da waren bereits dem Abschluß nahe, teils weit vorgeschritten, teils angeregt, die Verordnungen über die Oberpräsidenten, die Kammern, die Rechte und Pflichten der Beamten, die Landgemeinden, die Kreise, die Patrimonialgerichtsbarkeit, die Militärjustiz, die Polizei, den Adel, die Lehensverfassung, die Provinzial-, die Reichsstände, die Schule, das Kirchenpatronat, die Juden. Und neben diesen konstitutionellen und organisatorischen Arbeiten, neben der früher erörterten sozialen Befreiung der Städte war die soziale Gesetzgebung zu Gunsten der Landbevölkerung durchaus nicht zum Stillstand gekommen; im Werke waren die Regelung der Gemeinheitsteilungen, die Ablösung sämtlicher Dienste und Naturalleistungen, die Beseitigung des Vorspanns und der Fouragelieferung; jedermann wären zustatten gekommen die Freigebung des Salzhandels und die neue Wegeordnung" (2, 605).

Dem König war es gewissermaßen lieb gewesen, daß Napoleon die Entlassung Steins verlangte, nachdem des ersteren Brief an den Fürsten von Wittgenstein bekannt geworden war. Er ahnte wohl kaum, daß er denselben sehr bald zurückrufen werde. Die Frage, wer der größte Gegner Napoleons gewesen, wer diesen mächtigen Koloß zu Fall gebracht, können wir übergehen, denn so groß auch die Verdienste Steins waren, so vollkommen er die sittlichen Eigenschaften widerspiegelte, welche Napoleon stürzten, so ist er doch nur einer der Vielen. Lehmann sagt ganz richtig: „Napoleon hat seine Widersacher einkerkern und ermorden lassen, niemals aber einen einzelnen so in aller Form vor den Augen der Welt einer souveränen Macht gleichgestellt, der er genötigt sei den Krieg zu erklären“ (3,11). Der Minister des Auswärtigen, Champagny, hätte nach Napoleons Absicht die Auslieferung Steins als eines Verräters und Werkzeugs Englands verlangen sollen, aber der französische Gesandte Graf Saint-Marsan durchkreuzte diesen Plan und ließ Stein wissen, daß er gut daran tue von Berlin abzureisen.

Der von Napoleon Geächtete fand ein Asyl in Oesterreich; aber dank der Eifersucht Metternichs nicht den Posten, für den er so geeignet gewesen war. Stein hätte Napoleon schon 1809 überwunden, wenn er den Widerstand hätte organisieren können. Stein urteilt sehr hart über den Erzherzog Karl und den Feldzug von 1809, der mit einem Siege geendet hätte, wenn die Führer ihrer Aufgabe gewachsen gewesen wären (vgl. Lehmann 3,52). So begeistert er für Oesterreich war, so sehr er eine Wiederherstellung des Reiches unter österreichischer Hegemonie befürwortete, so witterte man doch in ihm einen Gegner, einen Jakobiner und fürchtete, die von Stein geplante Umwälzung würde zu einer neuen Revolution führen. Stein hoffte wenig von den Fürsten, wenig von dem Adel, am wenigsten von den Beamten, denen er den Vorwurf machte: „Sie denken am gemeinsten, bei ihnen herrscht der Mietlingsgeist, man wird sie streng sichten und

die Beibehaltenen unter strenge Aufsicht stellen müssen'
Das Meiste erwartet er von den Bauern. „Diesen Stan
sagt er, muß man ehren, heben und ihm die Aussicht z
großen Vorteilen verschaffen". Er wollte eine Annäherun
des Kaisertums an den dritten und vierten Stand (vg
Lehmann 33—34.)

Stein war über das Benehmen der Fürsten des Rhein
bundes sehr empört und ließ sich zu Aeußerungen wie d
folgende hinreißen: „Nur dadurch, daß die Völker die Fesse
zerbrechen, in welche die Fürsten sie werfen wollen, erretti
sie die Fürsten selbst vom Untergang: denn sollte Napoleo
die Universalherrschaft erlangen, so wird er diese veräch
lichen und kostspieligen Werkzeuge seines Despotismus ze
brechen". Aehnlich äußerte sich sein Freund Justus Grunerd
Offizieren gegenüber, die er zum Eintritt in russische Dien
zu bewegen suchte: „Wo der König und die deutschen Fürst
nichts weiter seien als die Präfekten Napoleons, sei nieman
an seinen Eid gebunden oder verpflichtet, für eine schlech
und dem Vaterland verderbliche Sache die Waffen zu führen
(vgl. Lehmann 3,135). Auf die Freiheitskriege von 1813—1
und Steins Tätigkeit als Vorstand des Zentralverwaltung
Departements kann hier nicht eingegangen werden. Der Ein
fluß Steins ist im Abnehmen begriffen, weil die Regierung
Oesterreichs und Preußens eine Wiederherstellung des alte
Kaisertums als eine zu schwierige Aufgabe betrachteten
Stein zog sich mehr und mehr vom öffentlichen Leben zurü
und mußte zu seinem Schmerze sehen, daß die Freiheitskrie
eine Reaktion der schlimmsten Art zur Folge hatten. D
Erhebung der Griechen, die Emanzipationsbestrebungen d
Iren, die Freiheitskriege der Polen riefen seine Sympath
wach und befestigten ihn in dem Glauben, daß die Sach
der Freiheit noch nicht verloren sei. Die Saat, die Stei
ausgestreut, sollte später aufgehen, die deutsche Einheit soll
in anderer Form ins Leben treten.

A. Zimmermann.

XIII.

Das neue englische Elementarschulgesetz.

Dritter Artikel.

Auch während der Parlamentsferien, bis zu deren Beginn wir die Entwicklung der Unterrichtsbill im Monat August 1906 begleitet haben,[1]) blieb die letztere der beliebte Gegenstand öffentlicher Erörterung. Keine Gelegenheit haben sich auch in den Monaten August bis Dezember die Katholiken entgehen lassen, um die neue Bill in ihrer Ungerechtigkeit und in ihrem zerstörenden Charakter öffentlich zu bekämpfen.

Mit den Nonkonformisten und ihren übertriebenen, um nicht zu sagen erheuchelten Gewissensbedenken ging Charles Weld-Blundell, ein katholischer Edelmann von echtem Schrot und Korn, ins Gericht. Ihr Sträuben gegen die Zahlung von Schulsteuern zur Erteilung eines konfessionellen Religionsunterrichtes, mit dem sie unter der letzten konservativen Regierung soviel Aufhebens gemacht, sei heute urplötzlich geschwunden, nachdem das neue Unterrichtsgesetz den gesamten Elementarunterricht in konfessionslosem Geiste umzugestalten drohe. Für die Gewissensbedenken ihrer katholischen Mitbürger dagegen besitzen diese Leute kein Verständnis, wenngleich dieselben in überzeugender Weise öffentlich dargelegt werden und deren Berücksichtigung den berechtigten

---

1) Vgl. diese Zeitschrift Bd. 138, S. 469—479.

Anforderungen der Nonkonformisten keinen Eintrag
würde. Die Bill selbst bedeutet nach dem Redner ei
Eingriff in eines der teuersten Rechte eines jeden Englände
seine Kinder in seiner eigenen Religion heranzubilden.
Verlegung des Religionsunterrichtes, und zwar eines v
waschenen, konfessionslosen, außerhalb der schulplanmäßi
Stunden, sei lediglich geeignet, die wenigen, und noch ob
drein scheinbaren Vorteile der Bill aufzuheben. Mit ges
lichen Mitteln erstrebe die Bill die Einziehung des katholisc
Schulvermögens, das mit den mühsam erbettelten Pfenni
der Arbeiterbevölkerung erworben, nunmehr anderen Beken
nissen solle überantwortet werden.[1])

Sehr bedeutende Kundgebungen mit ihren gewand
Federn lieferten der Jesuitenpater Sydney Smith u
Dr. William Barry. Im Septemberheft des Month e
warf Smith ein auf umfassende Kenntnisse des katholisc
Schulwesens gestütztes Bild von den enormen Verlust
welche die Annahme der Bill für die Katholiken herbeifüh
würde. Von 1100 katholischen Schulen würden 497 die
Gesetze enthaltenen sogenannten Erleichterungen (faciliti
nicht empfangen, und zwar 243, weil sie sich nicht in Sta
distrikten befänden, 254 aus dem Grunde, weil sie au
stande sein würden, eine Mehrheit katholischer Kinder a
zuweisen, so daß jene Vierfünftel der Bekenntnisgenos
nicht erreicht wären, an deren Vorhandensein die Befug
zur Erteilung des Religionsunterrichts geknüpft ist. Die n
verbleibenden Anstalten würden aus anderen Gründen d
Untergang geweiht werden. Als solche werden bezeichnet
stets verstärkten Anforderungen an die Ausstattung
Schulräume und die Ausbildung der Lehrmittel, sowie
Vorhandensein anderer Schulen, über welche die Ortsbehör
zu Ungunsten katholischer Schulen verfügen würden.
drastischer Weise beleuchtet Smith auch die auf Klausel 3

1) Tablet 1906, II 312.

neuen Bill beruhenden besonderen Erleichterungen, namentlich die Befugnis zweimaliger wöchentlicher Erteilung des Religionsunterrichtes. Welches Unheil Elementarlehrer schon auf Grund des Gesetzes von 1870 und der sogenannten Cowper-Temple Clause, die nur den Gebrauch distinkter Katechismen verbiete, sonst aber dem Lehrer volle Freiheit für den Inhalt seines Religionsunterrichtes einräume, anzurichten vermöchten, das ergebe sich aus den vom Erzbischof von Canterbury gesammelten Erhebungen. Ein Lehrer habe Christus mit Mohammed auf eine Linie gestellt.[1])

Am Schluß eines Artikels in The Catholic World stellt Dr. Barry einige verhängnißvolle Fragen. „Werden die Ortsbehörden die Erlaubnis zum Bau neuer katholischer Schulen erteilen? Die neue Bill gewährt ihnen keine Befugnis dazu. Und welcher Katholik möchte künftig zum Bau von Schulen Geldmittel schenken, die eine Sternkammer jeden Augenblick beschlagnahmen kann. Ordensfrauen und Ordensbrüder lehren in vielen unserer Schulen. Was wird aus ihnen, wenn die protestantische Ortsschulbehörde ihre Dienste ablehnt? Schon jetzt drohen Puritaner mit Beseitigung der Kruzifixe aus den Schulen. Die elenden Fetzen von Freiheit, die uns verbleiben, müßten wir durch beständiges Markten und Feilschen mit Ortsschulbehörden zu retten suchen." Die „Vierfünftelklausel" sei ohne Bedeutung, da die Freizügigkeit mit dem Wechsel in der Bevölkerung jeden Winter ihr alle Bedeutung nehmen könne. Die Einheit der Katholiken, die seit der Emanzipation von 1879 nie einen solchen Triumph gefeiert, wie heute in der Unterichtsfrage, werde auch von Vertretern des Radikalismus anerkannt. Mr. Masterman (radikal) habe den Nonkonformisten zugerufen: Die Rechte des Gewissens stehen allerdings auf dem Spiele, aber nicht die Rechte eueres Gewissens.[2])

---

1) Tablet II 482. 2) Tablet II 438.

Am 21. September 1906 traten die englischen Bischö wiederum vor ihre Gläubigen mit einem Hirtenbrief, welch die ganze Sachlage in ihrem bittern Ernste darlegte. D drei unumgänglich notwendigen Forderungen: katholisch Schulen, katholische Lehrer, katholisch Aufsicht über alles, was zum Religionsunterricht gehör seien abgeschlagen. Ungefähr die Hälfte der Schulen wer wegen Verweigerung der Beihilfe aus öffentlichen Steuer dahinsiechen, während man zu gleicher Zeit die Katholik Steuern zahlen lasse, aus denen die Erteilung eines ihn feindlichen Religionsunterrichts bestritten werde. Die R gierung verleugne die nämlichen Grundsätze, deren sie ih Berufung zum Staatsruder zu verdanken habe. Für kath lische Eltern schaffe die Regierung eine Lage, in welch ihnen die Notwendigkeit sich aufzwingt, eher ein Gesetz, d offenbar ungerecht ist, zu übertreten, als ein göttliches Ges zu verachten, welches abzuschaffen keiner Gesetzgebung erlau ist. Unter den Gebetsanliegen des Monats Oktober solle d Unterrichtsbill die erste Stelle einnehmen.[1])

Fast zu gleicher Zeit hielt der Erzbischof Msg Bourne von Westminster auf der Tagung der Cathol Truth Society zu Brighton eine bedeutsame Rede über d Krisis der Kirche in Frankreich. Neben den freundnachba lichen Beziehungen der englischen und der französischen Kirch die seit der dreizehnten Zentenarfeier der Landung des he Augustinus in England[2]) und der Errichtung der Bruderscha zur Bekehrung Englands mit dem Sitze S. Sulpice in Par noch bedeutend verstärkt worden, fordere die heutige gemei same Gefahr zu einer Betrachtung der Lage der Schweste kirche.[3]) Vielleicht beschlich den Erzbischof eine Ahnung v dem Untergang jenes ehrwürdigen Seminars von St. Sulpi

1) Tablet II 483.

2) Vgl. darüber meinen Artikel im Katholik 1898 I 58—80.

3) Tablet II 481—486.

in welchem heute so viele englische und schottische Seminaristen auf Grund der in der französischen Revolution beschlagnahmten britischen Stiftungen ihre Ausbildung erhalten. Am 20. Dezember 1906 ist diese Befürchtung zur Wirklichkeit geworden. Doch hat der Kultusminister Briand dem Erzbischof Bourne die Weiterzahlung von 20,000 Frcs. zugesichert, falls diese Seminaristen zu Issy ihre Studien fortsetzen wollten.[1])

Mit welcher Herzlichkeit der Kardinal-Erzbischof Richard von Paris die Kundgebungen der Teilnahme und Ermunterung des englischen Episkopates aufgenommen, beweist dessen Antwort vom 27. September 1906.[2])

Selbstverständlich konnte der Erzbischof einen Hinweis auf die bedenkliche Lage der Kirche in der Heimat sich nicht versagen; könne man auch Gott dafür nicht genug danken, daß die Bekämpfung der katholischen Elementarschulen nicht in förmlichem Haß gegen das Christentum wurzelten, dann handle es sich doch um politische Dinge, welche die Nerven der Religion berührten. Eine Durchführung der Pläne der Regierung hätte die Vernichtung der Hälfte der katholischen Schulen unausbleiblich zur Folge. In vielen Gegenden würden katholische Eltern vergebens nach passenden Schulen suchen. Werden die Minister katholische Eltern zwangsweise anhalten, solchen Schulen ihre Kinder zu überantworten? Hier streift man an die Vergewaltigung des Rechtes und des Gewissens (II 685). Dieser öffentlichen Kundgebung reihte der Erzbischof eine zweite an im Novemberheft des Nineteenth Century, einer der geachtesten Zeitschriften Londons.[3]) Er

1) Ueber diese Bursen vgl. meine Schrift: Wilhelm Kardinal Allen und die englischen Seminare auf dem Festlande, Mainz 1885, S. 266 und für das irische Kolleg in Paris meine Geschichte der katholischen Kirche in Irland III (Mainz 1891) S. 776.

2) Tablet II 541.

3) Auch The Nineteenth Century January 1907 enthält neuerdings einen bemerkenswerten Aufsatz: The Education Bill and the Future of Education by Lord Stanley of Alderley.

führte aus: Unsere Landschulen und diejenigen in Stad
gebieten, welche nicht urban areas sind, betragen 243. s
sind sofort vernichtet. Weitere 254 Schulen werden au
gehoben, weil wir durch das Gesetz zur Aufnahme protesta
tischer Kinder angehalten werden, was wir ablehnen. Ande
93 Schulen gehen aus anderen Gründen ein. Summa
Achtzig Prozent unserer Schulen stehen infolge des neue
Gesetzes in Gefahr des Unterganges.[1])

Aus der Reihe der zahlreichen Protestversammlunge
seien diejenigen von Manchester,[2]) Liverpool[3]) und Leeds[4]
hervorgehoben. Was besonders wohltut, das ist der Ante
der Bischöfe an diesen Kundgebungen, die entweder persönli
an den Verhandlungen teilnahmen oder im Falle der Ve
hinderung schriftlich ihren Standpunkt begründeten und stet
positive Vorschläge darüber lieferten, wie die Unterrichtsbi
abzuändern sein dürfte, um auch nur das Mindestmaß de
katholischen Anforderungen zu befriedigen. Eine Prüfun
der Reden auf diesen Versammlungen, die nicht selten vo
schlichten Bürgern gehalten wurden, aber gerade deshal
um so beachtenswerter erscheinen, überzeugt den Leser vo
der Einhelligkeit der religiösen Gesinnungen in diesen breite
Massen und von dem Bewußtsein: Wir müssen uns selb
helfen.

Und wie berechtigt dieser Grundsatz, davon mußten di
Verhandlungen des *anglikanischen Kirchenkongresse*
zu Barrow die Katholiken überzeugen. Eine zeitlang mochte
die Katholiken sich dem Glauben an ausreichende Unte
stützung in der Schulfrage durch die Diener der angl
kanischen Staatskirche hingeben. Aber auf dem Kirchenkongre
offenbarte sich schon ein starker Zwiespalt der Ansichte
Die Reden des königlichen Rates Cripps und des Lor
Halifax in allen Ehren gehalten. Aber einen lästigen Eindru

1) Tablet II 685. 2) Tablet II 550. 3) Tablet II 709.
4) Tablet II 830.

machte die Ansprache des Mr. W. Temple, eines Sohnes des vormaligen theologisch hochliberalen anglikanischen Primas Temple von Canterbury, der für konfessionslosen Religionsunterricht eine Lanze einlegte und ihn als Grundlage für den Fortbestand der Staatskirche bezeichnete. Mit Recht trat ihm der Domdekan von Canterbury durch scharfe Kritik an der Regierungsvorlage entgegen.[1])

Auch die Erklärung der katholischen Mitglieder der englischen Gewerkvereine verdient Beachtung. Sie beklagen die Tatsache, daß die Gewerkvereine (Trade Unions) sich für konfessionslosen Unterricht hätten einnehmen lassen. Dies befinde sich mit den Zwecken derselben in Widerstreit. Demnach wird an die Leiter die Bitte gerichtet, diesen Gegenstand vom Programm abzustellen und jedem Arbeiter sein religiöses Recht unverkürzt zu belassen.[2])

Ende Oktober zusammengetreten, begann das Haus der Lords alsbald die Behandlung der Bill. Gleich die erste Besprechung endete mit einer Niederlage der Regierung. Von der Erregung der Gemüter zeugte die Tatsache, daß alle Galerien dicht besetzt waren.

Man erinnerte sich des Tages, an dem Gladstone unter der gespanntesten Aufmerksamkeit Altenglands seine berühmte, eine neue Epoche in der Behandlung Irlands einleitende Homerule-Bill dem Unterhaus vorlegte. Wie damals, so waren jetzt die Galerien und der Saal des Oberhauses dicht besetzt. Jedermann empfand die weittragende Bedeutung der Verhandlungen für das religiöse Leben der Nation. Sie wurden eröffnet durch den katholischen Lord Llandaff mit dem Antrag auf Vertagung auf unbestimmte Zeit. Unterstützt vom anglikanischen Bischof von London, bekämpft durch den Vertreter der Regierung, Lord Crewe, wurde der Antrag zurückgezogen. Nachdem Lord Emly die Regierung, insbesondere den mit den fran-

1) Tablet II 595. 2) Tablet II 391.

zösischen Tagesgrößen sympathisierenden Handelsminister Llo
George hart angegriffen, legte Lord Heneage das die Geist
scheidende Amendement vor: „Keine Schule wird als öffen
liche anerkannt, wenn nicht täglich während der Unterricht
stunden eine bestimmte Frist für den Religionsunterric
angesetzt ist.“ [1]) Dafür stimmte der Erzbischof von Canterbur
Der frühere Minister des Auswärtigen, Lord Lansdown
erinnerte, durchaus in Uebereinstimmung mit den Katholike
das Ministerium an sein wiederholt gegebenes Versprechen
die Gewissensbedenken der Bekenntnisse zu achten, mit d
Bitte um Genehmigung des Amendements. Lord Cre
lehnte es im Namen der Regierung als zu unbestimmt a
Durch Abstimmung erfolgte die Annahme des Amendemen
mit 256 gegen 50 Stimmen. Unter der Mehrheit befand
sich die beiden anglikanischen Erzbischöfe von Canterbu
und York, 20 anglikanische Bischöfe, auch der liberale Herz
von Devonshire, der Freund König Eduards VII.

Mr. Birrell wäre kein echter englischer Ministe
wenn er nicht die Parlamentspausen zu öffentlichen A
sprachen im Sinne seiner Bill ausgenützt hätte. Sein Geb
ist der Westen Englands, wo die Nonkonformisten, die vo
nehmlichsten Stützen der neuen Vorlage, tonangebend sin
Unter Umständen, bemerkte er in seiner Rede zu Brist
am 13. November, den Wünschen der Lords nachzukomme
nicht abgeneigt, könnte das Ministerium die Bill in ihr
jetzt verstümmelten Form unmöglich annehmen. Au
kein Mitglied des Unterhauses könne einen andern Stan
punkt behaupten. Die unkenntlich gemachte Vorlage auszu
führen, sei ein Unternehmen, das jeden Unterrichtsministe
binnen eines Jahres tot oder wahnsinnig machen müßte. De
Schluß bildete die schon unzähligemal gehörte Drohung m
der Abschaffung des Oberhauses.[2]) In denselben Gedanke
gängen verlief die Rede des Schatzkanzler Asquith, d

1) Tablet II 681. 2) Tablet II 761.

in Manchester am 2. November bemerkte, die Regierung könne und werde nicht nachgeben. Allgemein deutete man die Rede im Sinne der Möglichkeit einer Berufung an das Land. Die Tatsache aber, daß die Liberalen bei den Grafschaftswahlen in der Hauptstadt London jüngst eine bedeutende Niederlage erlitten, indem die Zahl der gemäßigten Boroughs auf 23 gestiegen ist, dürfte der Regierung als bedeutende Warnung vor einer Auflösung des Parlaments dienen. Alle Begriffe parlamentarischen Anstandes hat der Minister Lloyd George in seiner Rede zu Gloucester auf den Kopf gestellt, indem er die Lords als eine Bande von Falschmünzern bezeichnete, die dem Lande statt des richtigen Schulgesetzes des Unterhauses falsches Geld in die Hand zu drücken sich nicht scheuten.

Durch diese und ähnliche Angriffe unbeirrt, fuhren die Lords mit der Verbesserung der Vorlage ruhig fort. Es kann natürlich nicht unsere Absicht sein, den weitverzweigten Verhandlungen in den Komiteesitzungen des Oberhauses im einzelnen nachzugehen. Nur die Hauptdaten lassen sich hier anfügen. Auf beiden Seiten wurde mit Mannesmut gekämpft. Die leicht schimmernde Hoffnung eines Ausgleiches zwischen beiden Häusern wurde durch den Brief des Ministerpräsidenten an den Vorsitzenden der Versammlung der nationalliberalen Vereinigung in Caxton Hall (Westminster) vom 27. November zerstört. Am 29. November begannen endlich die Verhandlungen im Plenum des Oberhauses über die für die Regierung bis zur Unkenntlichkeit umgestaltete Bill. Denkwürdig war die Rede des Führers der Opposition Lord Lansdowne, den Vorwurf, unnötige Amendements zusammengehäuft zu haben, wies er zurück mit dem Hinweis auf die verwickelten Paragraphen der Bill selbst. Ein Gesetz, das die Erteilung des Religionsunterrichts von der Willkür der Ortsbehörden abhängig mache, könnten die Lords nicht billigen. Dann verteidigte er die Einzelheiten der umgestalteten Bill, insbesondere die Beseitigung des Unterschieds zwischen

ländlichen und städtischen Distrikten, mit einer Ueberzeugung und Sachkenntnis, die in dem sonst in unerschütterlicher Ruhe erstarrenden Oberhaus einen Sturm der Zustimmung entfesselte. Dem Vertreter der Regierung, Lord Crewe, erübrigte nur ein Hinweis auf das Kriegsrecht. Wer sich nicht unterwirft, wird von der Unterstützung aus öffentlichen Geldern ausgeschlossen.[1])

Nur in zwei Punkten, die den Katholiken wertvoll erschienen, hat die Opposition nachgegeben. Eine Bestimmung der Unterhausvorlage besagte, die Gelegenheit zur Erteilung konfessionellen Religionsunterrichtes solle gegeben werden, wenn drei Fünftel der Eltern es wünschten. Die Lords einigten sich auf zwei Drittel der Eltern, was gewiß keine Verbesserung bedeutet. Was die Zahl der Tage für die Erteilung dieses Unterrichts anlangt, so bewilligte das Unterhaus zwei Tage, während die Lords fünf Tage in der Woche ansetzten, um dann wieder auf zwei herabzusteigen.

In katholischen Kreisen konnte selbst über die von den Lords verbesserte Unterrichtsbill keinen Augenblick ein Zweifel bestehen. In seinem Adventshirtenbrief lehnte der Bischof von Middelsbrough sie ab.[2]) Außerdem traten alle englischen Bischöfe beim Erzbischof Bourne in London zu einer Beratung zusammen, aus welcher der Beschluß hervorging, daß man bei aller Anerkennung für die eifrigen Bemühungen des Oberhauses auch die so bedeutend abgeänderte Bill als Lösung der Unterrichtsfrage nicht annehmen könne, weil sie den Ansprüchen katholischer Eltern auf katholische Erziehung ihrer Kinder nicht gerecht werde, zumal auch in der verbesserten Form jede wirksame Sicherheit bezüglich der Berufung katholischer Lehrer mangelt.[3]) Dieser Beschluß war nichts anderes als eine feierliche Bestätigung einer gleichlautenden Resolution des katholischen Unterrichtsrates. Am Donnerstag 29. November wurde der letztere unter Leitung

1) Tablet II 681, 721. 2) Tablet II 870. 3) Tablet II 910.

des Herzogs von Norfolk vom Lord Lansdowne in Audienz empfangen, in welcher er seine Stellung in der Unterrichtsfrage durch den Mund seiner angesehensten Redner, insbesondere des Mr. Russell darlegte.

In seiner Erwiederung bemerkte der Lord, er würdige vollkommen den Standpunkt der Deputation, indes bleibe zu erwägen, daß das Gesetz in verkehrten Grundanschauungen wurzele. In ein gerechtes Gesetz es umzugestalten, sei eben ein Ding der Unmöglichkeit. In der Tat: den Knäuel all der die Rechte der Familie und der Kirche verletzenden Bestimmungen der Birrell-Bill zu entwirren, übersteigt das Vermögen eines normal angelegten Menschen.

Die Verhandlungen des Oberhauses vom 3. Dezember ließen keinen Zweifel darüber, daß keine der Parteien die Waffen niederlegen werde. Dichtgefüllt war das Haus, während sich an der gegen das Unterhaus führenden Schranke die Träger der Regierung: Birrell, Asquith und viele andere angesehene Volksvertreter eingefunden hatten. Lord Lansdowne befürwortete, die heiß umstrittene Klausel 4, welche die Erteilung konfessionellen Religionsunterrichts „unter gewissen Bedingungen" gestattete, „für alle Umstände" zu genehmigen. Mit einem Eifer, der einer edleren Sache würdig wäre, bekämpfte der hochbetagte Konvertit Marquis von Ripon in Verbindung mit Lord Crewe, beide als Vertreter der Regierung, den Antrag, der aber von den Lords mit 131 Stimmen gegen 45 angenommen wurde.

Am 6. Dezember erfolgte die dritte Lesung der Bill. Als Sprecher des katholischen Episkopats und der mit ihm verbundenen Gläubigen trat der alte, bewährte Kämpe, der Herzog von Norfolk auf. Auch in der durch das Oberhaus der Bill verliehenen Umgestaltung dieselbe anzunehmen sei ihm unmöglich, er werde sich gegen dieselbe erklären. Ihm stimmte bei der wegen seiner Unionsbemühungen

bekannte Lord Halifax,[1]) während der Bischof von Lond
der heute in anglikanischen Kreisen vorherrschenden Ansi
Ausdruck leihend, die Vorlage als brauchbares Mater
für eine spätere Verbesserung bezeichnete. Seine frühe
Gedanken nochmals zusammenfassend, wandte Lord Lansdow
in einer gewaltigen Rede sich nochmals gegen die Bill.
der Unnachgiebigkeit des Unterhauses sei jedes Uebere
kommen ausgeschlossen.

Nachdem der Herzog von Norfolk durch Teilu
(Division) des Oberhauses eine namentliche Abstimmu
herbeigeführt, gaben die katholischen Peers im Sinne
Herzogs ihre Stimme ab.[2]) Zwar wurden sie von ih
Kollegen des Oberhauses überstimmt. Aber vor der Oeffe
lichkeit erreichten sie ihr Ziel, indem sie vor der W
bekannten, daß die Verbesserungen des Gesetzes durch
Lords nicht genügten, daß katholische Kinder nur du
katholische Lehrer zu unterrichten seien und katholische Schu
nur unter katholischer Aufsicht gedeihen könnten. Von
katholischen Presse als Strafgesetz abgelehnt, von den Bischö
als Todesurteil über die katholischen Schulen bekämpft,
die Unterrichtsbill durch die katholischen Lords des Ob
hauses endgültig das Urteil der Verwerfung empfang
An diesem Urteil vermochte auch nicht die ebenso lange,
scharfe und an einigen Stellen wenig würdevolle Rede
Unterrichtsministers Birrell im Unterhause etwas zu ände
auf Grund deren die Verbesserungen der Bill abgelehnt u
diese dem Oberhaus wieder vorgelegt wurde.[3])

Zwei Wochen später, am 19. Dezember, behandel
die Lords die Bill zum letzten Male. Auf den Antrag
Lords Lansdowne wurde die Unnachgiebigkeit des Unt
hauses mit einer Mehrheit von achtzig Stimmen getad
Nachdem der Erzbischof von Canterbury das Scheitern ei
Ausgleichs bedauert, und der Herzog von Norfolk der

1) Tablet II 955. 2) Tablet II 921. 3) Tablet II 918.

gierung für das allerdings geringe Maß des Entgegenkommens bei der Ernennung katholischer Lehrer gedankt, erfolgte die denkwürdige Abstimmung, in welcher das Gesetz mit 132 gegen 52 Stimmen abgelehnt wurde.[1])

Zwei Punkte sind bei der Geschichte der Verwerfung der Bill nicht außer Acht zu lassen, weil sie das politische Parteileben scharf beleuchten. In der elften Stunde, nachdem bereits die dritte Lesung des Gesetzes in jedem der beiden Häuser erfolgt war, brachte die Regierung am 19. Dezember durch Lord Crewe eine Reihe von Verbesserungen im Sinne der Freunde der konfessionellen Schule in Vorschlag[2]) „Die Todesbett-Reue kam zu spät."[3]) In der neunten Stunde noch zugkräftig, verfehlten sie in der elften bei den Lords ihre Wirkung aus parteitaktischen Rücksichten.

Auf die irischen Unterhausmitglieder haben diese „leeren und unzuverlässigen" Anerbietungen ihre Wirkung nicht verfehlt.[4]) Auf Grund der großen Rede ihres Führers Mr. Redmond [20. Dezember[5])] haben sie zuletzt mit der Regierung gestimmt in Anerkennung von drei ihnen gemachten Zusicherungen hinsichtlich des katholischen Charakters der Lehrer, der Ausdehnung der Klausel 4 und ihrer Vorteile auf ländliche Gebiete und der Zahl der Eltern, welche diese Vorteile beantragen könnten.[6]) Vom Bischof O'Dwyer von Limerick in Irland in einem Briefe an Freeman's Journal in Dublin dieserhalb hart angegriffen, hat Redmond sich durch den Hinweis auf die beständige Fühlung mit den englischen Bischöfen verteidigt.[7]) Darin wird ihm niemand Unrecht geben, angesichts der Danksagung, welche Erzbischof Bourne von Westminster für seine und seiner Kollegen Bemühungen zur Rettung der katholischen Schulen Englands an ihn gerichtet hat.[8]) Offenbar waltet über der Sachlage

1) Tablet II 959. 2) Tablet II 1030. 3) Tablet II 961.
4) Tablet II 1016. 5) Tablet II 1031. 6) Tablet II 961.
7) Tablet II 991. 8) Tablet II 1030.

eine gewisse Unklarheit. Der Herzog von Norfolk m
den anderen katholischen Peers, dem katholischen Erziehungsr
und den Bischöfen verwerfen die Bill, die katholischen Ir
im Unterhaus stimmen mit der Regierung für die Bill, u
der Erzbischof belobt die Iren wegen ihres Verhalten
Nachträglich bedauert Generalvikar Brown von Southwar
einer der einflußreichsten Mitglieder des Unterrichtsrates, d
Nichtannahme der spät vorgelegten Verbesserungen.[1])

Wenn die Regierungspresse im Daily Chronicle, Th
Tribunal und The Daily News eine neue Vorlage in Aussic
stellt, dann darf doch wohl als sicher gelten, daß alle Parteie
aus den bis zu tiefster Erregung der Volksseele im ganze
Lande geführten Verhandlungen sich bedeutende Lehren g
merkt haben.[2]) Als Vorbote einer besseren Bill möchte
wir die Tatsache hervorheben, daß lauter Beifall im Unterhau
die Worte des Führers der Iren, John Redmond, b
gleitete, er hoffe, das Haus werde künftig die katholische
Schulen auf der einen Seite belassen, wenn es anderseits d
Zwistigkeiten zwischen den beiden großen Richtungen in d
protestantischen Glaubenswelt zu schließen sich anschicke. Ve
nichtung der Konfessionsschulen der Staatskirche auf de
Lande — das ist das Ziel der Nonkonformisten bei de
ganzen Schulstreit. Zu deren Aufrechthaltung weitere Be
träge in Steuern zu liefern, weigern sie sich. Gut: Hi
schaffe eine neue Bill Recht, störe aber die Katholiken nic
weiter.

Aachen. Alfons Bellesheim.

---

1) Dublin Review 1907. The Education Bill of 1906. By th
Right Rev. Msgr. Brown.

2) Tablet II 1002.

XIV.

Die Wahlreform in Oesterreich.

Der 1. Dezember des Jahres 1906 ist für Oesterreich ein historischer Gedenktag ersten Ranges. Dieser Tag brachte den Oesterreichern die heißumstrittene, mit Dornen umhegte Wahlreform in der Gestalt eines modernen Wahlrechtes, wie es mit geringen Aenderungen die meisten europäischen Großstaaten aufweisen. Der Werde- und Entwicklungsgang dieser Wahlreform, sowie die tiefeinschneidende Bedeutung für das politische, soziale und kulturelle Leben in Oesterreich machen einen kurzen Ueberblick und eine Ausschau auf die Wirkungen der Wahlreform in zweierlei Weise interessant. Einmal ist die wahlrechtliche Experimentierung vom Standpunkte des Politikers und des Staatsrechtlers lehrreich, andrerseits ist eine neue moderne Wahlreform für ein national zerklüftetes und sozial gespaltenes Land in ihrer Entstehung und in ihren Wirkungen von der weittragendsten Bedeutung.

Die Signatur der politischen und kulturellen Entwicklung der meisten Staaten Europas besteht in der Demokratisierung des öffentlichen und gesellschaftlichen Lebens. Die breiten Volksmassen, durch Bildungszunahme und Aufklärungsarbeit politisch mehr oder minder mündig geworden, verlangen gebieterischen Anteil an der Staatspolitik und an der Staatsverwaltung durch Einflußnahme in den parlamentarischen Volksvertretungen. Endziel ist das allgemeine gleiche direkte geheime Wahlrecht. Die Privilegien, welche Korporationen, Einzelpersönlichkeiten, persönlichen Eigenschaften wie Intelligenz,

Alter, Besitz, Bildung eingeräumt waren, verschmelzen un
dem starken Verlangen der Volksmassen nach vollkomme
Gleichheit in bezug auf das Wahlrecht, welches als
vornehmes und hohes Gut des politisch reif gewordenen u
vollerwachten Staatsbürgers angesehen wird.

In Oesterreich trug bis zur Stunde das Wahlrecht d
Charakter eines Privilegs. Da rüttelte die neue Zeit, d
demokratische Volksgeist an diesen morsch gewordenen Wal
rechtsgrundlagen. Ein langer Weg mit vielen Denkstein
führte zum Gelingen der Wahlreform. Die Wahlreform h
zwei Ministerien verschlungen, sie stand stets vor ein
schier undurchdringbaren Berge von Hindernissen. Das Grun
übel aller Schwierigkeiten bestand in dem von überall e
gegentönenden Schlagworte von der Interessenvertretun
Dieses Grundprinzip des bisherigen Verfassungslebens b
herrscht seit bald sechzig Jahren die wahlrechtliche Orga
sation in Oesterreich. Bis zum Jahre 1873 bildeten De
gierte der Landtage der einzelnen Kronländer den Reichsr
Er war eine bloße Interessenvertretung und blieb es a
noch nach dem Reformjahr 1873. Die „Neue Freie Press
hat diesen Begriff nach Bahr (Türmerjahrbuch 1907 S. 4
einmal also interpretiert: „Die Interessenvertretung sei
System, das nur gewissen, für den Staat besonders wich
erachteten Interessengruppen die Teilnahme an der Ges
gebung zuerkenne und alle anderen grundsätzlich davon au
schließe“. Die Arbeiterschaft wurde a limine abgewies
Das Wahlrecht, oder was dasselbe war nach Bahr, d
Zensus, wurde so normiert, „daß aus den vier Wähl
kurien des Großgrundbesitzes, der Handels- und Gewer
kammern, der Stadt- und der Landgemeinden als die eige
lich Herrschenden der adelige Großgrundbes
und das akademisch gebildete Ortsbürgert
hervorgingen“. Außerdem hatte die Regierung noch za
reiche wahlmechanische Möglichkeiten zur Beeinflussung d
Wahlen und Wählerlisten.

Da kam im Oktober 1893 Graf Taaffe mit seiner Wahlreform, welche in den Wahlbezirken in Stadt- und Landgemeinden das Prinzip der Allgemeinheit des Wahlrechtes bringen sollte. Schon damals hatte Taaffe in staatspolitischem Weitblick erkannt, daß der Typus des in anderen Staaten eingebürgerten modernen Wahlrechts auch für Oesterreich eine unaufschiebbare Forderung bildete. „Die Wahlreform“ sagte er damals im Abgeordnetenhaus des Reichsrats, „ist ein Postulat der Staatsraison, da nur durch eine rechtzeitige und ausreichende Erweiterung des Wahlrechts jene großen und schweren Gefahren wirksam und dauernd abgewendet werden können, welche der bürgerlichen Gesellschaft und damit der gesamten staatlichen Ordnung seitens bisher politisch rechtloser Volkselemente drohen“. Die verschiedenen Interessenvertreter waren freilich nicht dieser Meinung. Taaffe fiel. Sein Nachfolger Windischgrätz gab der überwältigenden Mehrheit des Abgeordnetenhauses die Genugtuung mit dem absolutistisch klingenden Worte: „Die Regierung bedarf der Argumente der Straße nicht.“

Im Jahre 1896 brach eine neue Phase für die österreichische Wahlreform an. Graf Badeni trug dem demokratischen Anstürmen Rechnung, ließ aber gleichzeitig die Interessenvertretung der Privilegierten unangetastet. Die vier bisherigen Wählerklassen mit ihren 353 Abgeordneten wurden um eine neue Kurie mit 72 Mandaten vermehrt, in der von nun ab alle erwachsenen Oesterreicher wählen sollten. Acht Jahre währte dieses Mischmaschsystem. Da kam der Umschwung von Grund aus. In Ungarn hatten die Sozialdemokraten am 15. September 1905 den größten politischen Massenaufzug als Anhänger des allgemeinen gleichen direkten Wahlrechts entfaltet. Als der Wiener Reichsrat zusammentrat, fand er nicht weniger als sieben Dringlichkeitsanträge in Sachen des allgemeinen Wahlrechts vor. Die Mehrheit erklärte sich denn auch für die Dringlichkeit und damit für die Prinzipien der Allgemeinheit, Gleichheit und des direkten

Verfahrens. Während vor dem Sitzungsgebäude anderthalbhunderttausend Arbeiter in schier endlosem Zuge vorbeistapften, um ihrer Forderung nach der Wahlreform im Sinne der Gleichheit Ausdruck zu verleihen, verkündete Ministerpräsident Freiherr v. Gautsch im Abgeordnetenhause die Absicht der Regierung, eine Wahlreform im Sinne neuzeitlicher demokratischer Ausgestaltung vorzuschlagen. Das alte System der Interessenvertretung war in seinen Grundfesten angebohrt. Nun begann ein Kämpfen und Ringen um das neue Wahlrecht. Die Wichtigkeit und der Ernst der Sachlage wurde durch den sozialdemokratischen Abgeordneten Adler gekennzeichnet, der einmal ausrief, vom Kaiser bis zum Proletarier sähe jedermann in dem Mißlingen der Wahlreform den Untergang des Staates. Was dann am 28. November 1905 Freiherr v. Gautsch an Wahlreformvorschlägen entrollte, ist nunmehr am 1. Dezember zwar nicht in der Gautsch'schen Urform, so doch in ihren wesentlichsten Bestandteilen Wahlgesetz geworden.

Es gehörte jedenfalls ein rosenroter Optimismus dazu, an eine derartige Lösung der Wahlreformfrage mit ihren ursprünglich denkbar schlechtesten Aussichten zu glauben. Einmal hatten die Verteidiger der alten Interessenvertretung sehr starke Positionen. Dazu gesellte sich der Gegensatz, den das Prinzip der Gleichheit und Allgemeinheit im Wahlrechte in Hinblick auf den national und sprachlich gemischten Wirrwarr, in bezug auf Volksbildung, Volkswirtschaft, politische und soziale Schulung schuf. Innerhalb der meisten Kronländer ist durchaus kein gleichwertiges Personenmaterial gegeben. Insbesondere der vorwiegende bisherige Einfluß der Deutschen, welche Kopf und Herz Oesterreichs, welche das historische Gebilde Oesterreichs darstellen, mußte unter dem Gesichtspunkte der allgemeinen Gleichheit gewaltige staatspolitische Verschiebungen bringen, welche die Physiognomie Oesterreichs vom Grunde aus umgestalteten. Denn die Mehrheit der Bevölkerung sind 15 Millionen Nichtdeutsche,

meist Slaven, bei 9 Millionen Deutschen. Die Wahlreform war sonach mit einem Kampfe um die Vorherrschaft des deutschen Elementes gleichbedeutend. Bei dieser Sachlage war es ohne weiteres klar, daß einerseits kein zahlenmäßiges Uebergewicht der nichtdeutschen Bevölkerung, andrerseits keine Verurteilung der Deutschen zur einflußlosen Minderheitspartei geschaffen werden durfte. Im ganzen war klar, daß durch eine entsprechende gerechte Wahlreform die jahrelangen gehässigen und unfruchtbaren nationalen Fehden zum Stillstand gebracht und ein arbeitsfähiges Parlament geschaffen werden müsse. Aus diesem Grunde gab Freiherr v. Gautsch der Wahlreform ein für Oesterreich charakteristisches Gepräge. Das Prinzip des allgemeinen gleichen Wahlrechts sollte nicht mechanisch nach der Zahl, sondern unter Berücksichtigung der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit und des Bildungsstandes der Nationalitäten Anwendung finden. Die Interessenvertretung soll fallen, niemand soll mehr als eine Stimme haben, aber dieselbe soll nach der Bedeutung seines Volkes innerhalb des Gesamtstaates gewogen werden. Die Vertretung des Deutschtums war dadurch einigermaßen gewährleistet. Trotzdem mußte das Deutschtum mit 205 von 455 Gesamtstimmen im Abgeordnetenhause in der Minderheit bleiben. Andrerseits grollten die nichtdeutschen Parteien wegen ihrer geringwertigeren Einschätzung. Das Ministerium Gautsch fiel, der Stein war aber im Rollen, es mußte eine Lösung der verwickelten Verhältnisse gefunden werden. Die öffentliche Meinung hatte sich der Wahlreform fieberhaft bemächtigt, der österreichische Kaiser ließ es nicht an Sympathiekundgebungen und seinem schwer in die Wagschale fallenden Einfluß fehlen. Der neue Ministerpräsident Freiherr v. Beck war endlich der Mann, der die erforderliche Umsicht, Klugheit und Energie mit der noch notwendigeren Geduld und Diplomatie paarte. Unter seiner tatkräftigen Leitung kam die Wahlreform zum Abschlusse.

Die wesentlichen Merkmale des neuen Wahlrechts gipfeln

in folgenden Gesichtspunkten. Die Zahl der Abgeordneten wurde von 425 auf 455, dann auf 495 und endlich auf 516 emporgehoben. Den Hauptanteil an dieser Vermehrung hat Galizien, welches statt früher 78 jetzt 106 Mandate zählt, ferner Böhmen, dessen Abgeordnetenzahl von 110 auf 130 stieg. Heiß und langwierig war der Streit um das Einstimmenrecht. Das Pluralitätswahlsystem hatte eine ansehnliche Schar von Anhängern. Es ist eine Reminiszenz an die Interessenvertretung. Ausschlaggebend sollten dafür sein Ehestand, ein höheres Alter, der Besuch höherer Schulen sowie Besitztitel. Gegner des Mehrstimmenwahlrechts waren vor allem die Christlichsozialen und die Sozialdemokraten, Anhänger die Konservativen. Das Erfordernis der einjährigen Seßhaftigkeit ist geblieben. Geblieben ist der Grundsatz der nationalen Scheidung der Wahlkreise, namentlich in Böhmen, während in Mähren der nationale Kataster auch für die Reichsratswahlen zur Anwendung kommt, und in Galizien, wo ein solcher nicht besteht, in den Kreisen mit gemischter polnisch-ruthenischer Bevölkerung je zwei Abgeordnete gewählt werden, derart, daß neben dem einen Abgeordneten, auf den die absolute Mehrheit der Stimmen fällt, ein zweiter gewählt erscheint, wenn er mehr als ein Viertel der Stimmen auf sich vereinigt. Geblieben ist der Grundsatz, daß jede Gemeinde Wahlort ist. Nur Galizien macht wegen der vielen kleineren Ortschaften eine Ausnahme. Neu aufgenommen in das Wahlgesetz wurde eine Bestimmung, welche die Deutschen leidenschaftlich und hartnäckig verlangten, der § 42, wonach Aenderungen der Wahlkreiseinteilung nur gültig beschlossen werden können bei einer Anwesenheit von 343 Mitgliedern, ohne Einrechnung des Präsidiums, der Schriftführer vom Tage und der parlamentarischen Minister. Dieser Schutzwall bedeutet die Sicherung des nationalen Besitzstandes der Deutschen. Neu ist ferner und abweichend von den sonstigen europäischen Wahlrechten die fakultative Wahl-

pflicht. Dieselbe erlaubt den einzelnen Landtagen die Einführung der gesetzlichen Wahlpflicht, eine Einrichtung, von welcher insbesondere die Christlichsozialen Gebrauch für Niederösterreich machen werden. Originell wie diese Neuerung ist auch die Einführung der Wahl von Ersatzmännern in den galizischen Wahlkreisen, wo zwei Abgeordnete gewählt werden, um im Falle des Erlöschens eines Minderheitsmandates durch Neuwahl nicht die nationale Minderheit um ihr Mandat zu bringen.

Oft hatte es den Anschein, als ob die Wahlreform scheitern sollte. Unter allen Parteien gebührt der Löwenanteil an der geleisteten Arbeit den Christlichsozialen, die unverzagt und zielbewußt für die Erringung des neuen Wahlrechtes eingetreten sind. Selbst der Kaiser gab seinem fest entschlossenen Willen auf Durchführung des im Ausschuß durchgebrachten und im Plenum vielangefeindeten Wahlgesetzes auf obigen Grundlagen deutlichen Ausdruck durch eine klare und bündige Aeußerung. Das Parlament, welches schon lange keine großen, ernsten Aufgaben zu erfüllen vermochte, mußte aus seiner gesetzgeberischen Lethargie aufgerüttelt und zu einem großen Werk angefacht werden. Es galt die Schaffung eines modernen, die ganze Monarchie umfassenden Wahlrechts, es galt, die gegenseitigen Machtverhältnisse schonend zu behandeln und die Grenzen für die nationale Vertretung aller Volksstämme für lange Zeit unverrückbar festzusetzen. Die „Neue Freie Presse" bringt in ihrer Nummer vom 2. Dez. 1906 den Wert dieses großen Ereignisses, welches vom staatsrechtlichen, politisch-nationalen und völker-psychologischen Standpunkte aus zu beurteilen ist, in folgenden Sätzen deutlich zur Anschauung.

„Das Abgeordnetenhaus hat sich eine neue Verfassung gegeben, und nur Bruchteile der einzelnen nationalen Vertretungen haben sich bei der Endabstimmung von den großen, für das Wohl und Wehe ihrer Nation verantwortlichen Parteien losgelöst und gegen die Reform gestimmt. Die nationale

Zusammensetzung der Majorität ist das eigentliche Ergebnis. Deutsche, Czechen, Polen, Italiener, Rumänen und Südslaven haben für eine Wahlreform gestimmt, welche nach menschlicher Berechnung auf Jahrzehnte hinaus das Maß des politischen Einflusses der Völker auf die Leitung der Staatsgeschäfte neu regelt. Diese Abstimmung über ein nationales Ausgleichswerk, dem kein Ausgleich der Nationen in dem Streite, der sie sonst trennt, vorangegangen ist, hat in der ganzen Geschichte des österreichischen Reichsrates nicht ihresgleichen, und wenn auch der keiner Rechtfertigung bedürftige österreichische Pessimismus von jeder übertriebenen Nutzanwendung für die Zukunft abmahnt, so kann er doch die Hoffnung nicht zerstören, daß sich die Nationen Oesterreichs über Eines immer verständigen werden: Ueber politische Lebensnotwendigkeiten im vollen Sinne dieses Wortes."

Auch im Herrenhause, welches dem neuen Wahlgesetze große Klippen zu bieten schien, ist das Wahlgesetz unverändert geblieben. Hier hatte die Interessenvertretung einen Sieg zu erhoffen gewagt, indem unter allen Umständen auf die gesetzliche Einführung der Alterspluralität gedrungen werden sollte. Man ließ jedoch bald diese Forderung fallen, welche das ganze Reformwerk wieder zerschlagen hätte, und erhielt Zugeständnisse bezüglich des numerus clausus mit Festlegung der Majoritäts- und Minoritätsziffer der Herrenhausmitglieder.

Oesterreich besitzt nunmehr ein Volksparlament. Es kann nicht ausbleiben, daß die kommenden Neuwahlen auf der Basis des jetzigen Wahlrechtes tiefgreifende Umwälzungen in der Zusammensetzung der Parteischattierungen, sowie in der Richtung der inneren Politik hervorrufen werden. Man gibt sich nicht den Anstrich eines Propheten, wenn man das Wachstum der Sozialdemokratie und der Christlichsozialen mit Gewißheit erwartet. Die Sozialdemokratie wird in ihrer wirklichen Stärke vor der Oeffentlichkeit erscheinen. Da hilft dann kein ängstliches Verkriechen und Vertuschen der Gefahr mehr. Es wird Sache

der berufenen christlichen Volksführer sein, eine große christliche Volksbewegung zu schaffen. Die Solidarität derjenigen Kreise, sagt die „Reichspost", welche die christliche Gesellschaftsordnung wollen, war bisher nicht vorhanden; nun kommt der große kategorische Imperativ der Wahlreform. Er treibt die christlichen Parteien zusammen. Die bisherige Sieghaftigkeit der christlichen Partei braucht vor dem neuen Wahlgesetze keine Furcht zu haben, es wird im Gegenteil ein erfreulicher Erfolg der verdiente Lohn der christlich-sozialen Parteiführer und Wahlrechtsvorkämpfer sein. Die Losung für alle christlichen Parteigebilde lautet auf Anpassung an die Formen, an die Neubildungen des Wahlgesetzes, auf Aufklärung der breiten Volksschichten und politische Schulung auf Grund des neuen Wahlgesetzes und im Sinne christlicher Sozial- und Wirtschaftspolitik. Zurückdrängung der unfruchtbaren nationalen Zwistigkeiten und Steigerung des christlich-sozialen Einflusses in Oesterreich scheinen die voraussichtlichen zwei günstigen Hauptfolgen der Wahlreform zu werden.[1])

---

1) Wir unsererseits möchten dem Wunsche und der Hoffnung Ausdruck verleihen, daß die neuen Rechte und Pflichten zu einer Einigung aller konservativen christlichen, katholischen Elemente in Oesterreich führen möchten. Dazu bedarf es aber der inneren Einkehr und wahrer Opferwilligkeit auf allen Seiten und einer gründlichen Ausscheidung solcher Elemente, welche die Epitheta konservativ, christlich und katholisch nicht verdienen. Das Wahlgesetz ist nun einmal eine Tatsache, mag man sich zu dem Entwurf im Ganzen oder im Einzelnen zustimmend oder ablehnend verhalten haben. Nun gilt es zu den neuen Verhältnissen Stellung zu nehmen als Patriot und katholischer Christ. Die Red.

XV.

Die gens Dernburg.

Lord Clive hatte den Engländern Indien erobert und ihnen damit das reichste Kolonialgebiet der Welt in die Hand gegeben. Nicht nur, daß das englische Parlament keine Zuschüsse zu leisten brauchte; der Zufluß von Edelmetall aus Indien nach England war so bedeutend, daß die gesamte englische Volkswirtschaft dadurch verändert wurde; der standard of life stieg rasch und die Preise aller Lebensmittel und Waren stiegen um das Vielfache. Lord Clive war der Nationalheld. Aber bald trat die Kritik an ihn heran. Er wurde der Grausamkeit vornehmlich gegen die indischen Fürsten beschuldigt. Das Parlament verlangte die Untersuchung. Lord Clive, ohne Zweifel der größte aller Kolonialhelden im modernen Sinn, griff zur Pistole und erschoß sich. — Wie ist es den spanischen Kolonialhelden, den conquistadores, ergangen? Das Schicksal des Entdeckers der neuen Welt, Columbus, ist in hohem Grade tragisch. „Mit Ketten beladen" wird er in die Heimat, um Rede zu stehen, geschickt; ein anderer, Amerigo Vespuzzi, eignet sich den Ruhm der Entdeckung an und gibt dem neuen Weltteil seinen Namen und, sowie die germanischen Völker die Oberhand in der Welt bekommen, da treten sie mit der Behauptung auf, lange vor Columbus hätten die Germanen Amerika

entdeckt. Nicht einmal das Grab des Columbus ist mit naher Sicherheit bekannt. Unter solchen Umständen ist das Denkmal in Havanna mit der Inschrift:

A Castilla y a Leon
Nuevo mundo dio Colon

eine schwache Anerkennung. Was aber war der Lohn, den Pizarro und Cortez ernteten? An der Größe ihrer Eroberungen fast kann man die Tragik ihres Schicksals messen.

Nun wende, geehrter Leser, von diesen bedeutendsten Völkern der Kolonialgeschichte den Blick zu der allermodernsten Zeit. Da begegnen wir zunächst dem Namen Livingston, der verschollen ist, als ob er überhaupt nur in den Metamorphosen Ovids vorkomme. Nur die älteren unter uns erinnern sich noch der philantropischen Wallungen, die einst von seinem Namen ausgingen. Cameron, beinahe auch Nachtigall können als halbvergessen gelten; letzterer, so kann man sagen, gehört dem poetischen Zeitalter an. Zuerst und am meisten haftet unser Auge auf Stanley. War er es doch, was man auch sagen mag, der der heutigen Welt durch seine Kongofahrt Afrika erschlossen hat. Mit welchem Jubel wurde er in Berlin empfangen, als er im Jahre 1884 im Architektenhaus seine Rede hielt und dem Bankett bei Huster anwohnte; er war der Held des Tages. Leute, die heute behaupten, sie achteten seines Namens kaum, drängten sich, um seinen Händedruck zu erhaschen, und die Damen stiegen auf Stühle und Tische, um ihn zu sehen. Im Hotel Royal konnte er sich der Besucher kaum erwehren. Dieser Enthusiasmus ist durch die deutschen Kolonialpolitiker zerstört und in das Gegenteil verkehrt worden. Sie hoben zuerst Emin Pascha und dann Wißmann gegen Stanley auf den Schild. Wie die ernsten Männer darüber dachten, mag ein Erlebnis zeigen. Der Konservator der Museen in Berlin, Professor Bastian, hatte Stanley eingeladen, die egyptischen Mumien zu besichtigen. Dabei kam das Gespräch auf Wißmann, den Bastian als „unseren größten Afrikaner" bezeichnete. Stanley

sah überrascht auf, als ihm Bastian die Hand auf di
Schulter legte und hinzufügte: „Ich meine, unsere deutsche
Afrikaner; der größte von allen Afrikanern sind Si
natürlich". Stanley zuckte die Achseln. Mag es nun da
Verhalten des Vorsitzenden des damaligen kolonialen Verein
Admirals von Schleinitz, der Stanley mit kühler Höflichke
behandelte, gewesen sein oder das Verhalten Emin Pascha
oder schließlich eine Reihe von Beobachtungen in Berlin, –
sicher ist, daß Stanley, der als Freund der Deutschen nac
Berlin gekommen war, sich später zu beinahe deutschfeind
lichen Anschauungen auf dem Gebiet der Kolonien bekann
hat. In den Schriften, die nach seinem Berliner Aufenthal
entstanden, schildert er unsere deutschen Beamten in de
tropischen Kolonien in ungünstigem Lichte; er wirft ihne
Hochmut, Verachtung der Schwarzen und Grausamkeit vo

Der verdienstvollste und zugleich der bescheidenste unsere
Kolonialhelden war Wißmann. Sein tragisches Ende i
noch in lebhafter Erinnerung. Mehr als aus ihm i
indessen von jeher aus Dr. Karl Peters gemacht worde
Wir wollen hier keinen Stein auf ihn werfen, aber di
Frage ist doch am Platz, was hat er getan? Er hat Os
afrika erworben und er hat Verträge geschlossen, die uns auc
Uganda gesichert hätten, wenn Fürst Bismarck seine Unte
schrift dazu gegeben hätte; er hat sie aber verweigert, –
verweigert, um uns ein Zerwürfnis mit England zu ersparen
Südwestafrika, von dem verschollenen Lüderitz erworben, wa
anfänglich in den Händen einer deutschen Privatgesellschaf
die nicht vorwärts kam. Bedeutung erlangte diese Koloni
erst, als mächtige Kapitalgesellschaften ihre Interessen un
Spekulationen dahin verpflanzten. —

Wir haben am Eingang dieser knappen Darstellun
gesehen, daß der Eroberer des größten und reichsten Kolonial
gebietes der Welt, Lord Clive, Selbstmord begangen hat
weil er die Kritik im englischen Parlament fürchtete. Seit
dem haben die Menschen entweder stärkere Nerven bekomme

oder die Moralbegriffe haben sich geändert. Denn sowie im Deutschen Reichstag einige untergeordnete Beamte in den Kolonien auf ihren Lebenswandel hin geprüft werden, erhebt sich der Direktor des Kolonialamtes und beschwert sich in larmoyanter Art über „Angriffe auf die Ehre des Beamtenstandes“. Aus dieser Aktion schöpft alsdann der Reichskanzler den äußeren Anlaß zur Auflösung des Reichstags und zu einer politischen Aktion von größter Bedeutung.

Mit dem inneren Zusammenhang dieser Dinge wollen wir uns heute nicht beschäftigen. Wir beschränken uns darauf, den Agenten der reichskanzlerischen Politik bei diesem Vorgang ins Auge zu fassen.

Die früheren Direktoren des Kolonialamtes waren ohne Ausnahme pflichteifrige Beamte, denen es ferne lag, Politik zu machen. Mit der Absicht, den Erbprinzen von Hohenlohe-Langenburg zum Staatssekretär der Kolonien zu ernennen, brach man mit dieser Tradition einfacher Ressortbeamter. Da die Bedeutung der Kolonien nicht wuchs, versuchte man die Bedeutung ihres ersten Vertreters zu erhöhen. Der Erbprinz hatte dazu nicht das Zeug und in dieser Verlegenheit sah sich der Reichskanzler, der sofort vernehmen mußte, daß die Kolonien als Geschäft behandelt werden müßten, nach den Geschäftsleuten um. Zuerst in Hamburg. Aber dort erhielt er die Antwort: „Nein, denn wenn ich morgens an der Börse war, fahre ich mit meinen Füchsen auf das Land. Was bietet mir ein Amt in Berlin?“ — Man kann nicht sagen, daß aus solcher Antwort hoher Sinn und Liebe zum Vaterland spräche; aber der Reichskanzler wurde elegisch gestimmt und wandte sich nach Berlin. Dort war die „Darmstädter Bank“ (in Süddeutschland bekannter als „Bank für Handel und Industrie“) unter der langen Verwaltung des freisinnigen Politikers Stadtrat Kaempf ziemlich weit in den Hintergrund geraten. Die anderen Banken hatten sie längst überflügelt. Da fielen die Augen der Interessenten auf den Justizrat Rießer und den Angestellten der „Deutschen Bank“,

Bernhard Dernburg, der bei der „Deutschen Bank“ kein rechtes Fortkommen sah. Koch, Klönne, Mankiewitz sind noch rüstige Leute und Steinthal hatte ebensowenig wie andere Lust, sich von der Strebsamkeit bedrängen zu lassen. Die „Darmstädter Bank“ dachte zunächst an Herrn Heiligenstadt, der sich vom Kopisten und Bibliothekar der „Diskonto-Gesellschaft“ zum Präsidenten der „Preußen-Kasse“ emporgearbeitet hatte, unterstützt durch die Verbindungen seiner Verwandtschaft (auf der „Reichsbank“, wo er das Archiv eingerichtet hatte, sah man ihn gern scheiden); aber Heiligenstadt besitzt bei der „Preußen-Kasse“ eine viel zu sichere Stellung, außerdem die Anwartschaft auf noch höher dotierte Posten. Er lehnte ab und so fiel schließlich die Wahl der Darmstädter auf Dernburg. Mit Feuereifer machte sich Dernburg an die Reorganisation der „Bank für Handel und Industrie“. Aber schon gleich zu Anfang erregten seine Methoden das Mißtrauen und den Einspruch seiner Kollegen. Der Justizrat Rießer wollte an der Seite Dernburgs nicht arbeiten; er schied aus und schrieb alsbald ein Buch über Bankwesen, in dem er gegen gewissenloses Vorgehen mancher Bankdirektoren warnte. Dernburg beherrschte nun das Feld allein und er hat dann auch in Europa wie in Amerika manches Geschäft für seine Bank zustande gebracht. Es ist ihm aber nicht gelungen, sein Institut auf ganz dieselbe Linie zu bringen, wie die anderen Banken, die einen unter den Umständen nicht einzuholenden Vorsprung besitzen. So nahm, was auch Rießer offenbar befürchtet hat, die Dernburg'sche Verwaltung wohl einen unternehmenden aber auch spekulativen Charakter an. In Deutschland ist das kein ungefährliches Beginnen, zumal niemand wissen kann, wie bald die Hochkonjunktur in der Industrie einem Rückschlag Platz macht; auch „der kühnste“ Bankdirektor muß damit rechnen.

Auch so ist die Tätigkeit Dernburgs bei der „Bank für Handel und Industrie“ nicht durchweg günstig beurteilt worden. Seine offenen und versteckten Gegner nahmen an

Zahl und Bedeutung zu; die Kritik an der Börse, in der Fachliteratur, in den Bureaux der Banken und Gesellschaften hielt nicht mehr zurück. Dernburg hätte sich vielleicht noch ein paar Jahre in der Leitung der Bank behauptet, aber dann hätte er den Rückzug antreten müssen. Wer weiß, ob er sich überhaupt noch anderthalb Jahre gehalten hätte; manches spricht dagegen. So kam ihm denn der Ruf des Reichskanzlers gelegen. Durch die Direktionssäle der großen Banken ging sicher ein Aufatmen, als man die Nachricht in den Zeitungen las, denn fortan konnte man erwarten, daß alle Pferde an dem Wagen der haute banque gleichen stetigen Schritt gehen. Ohne den Ruf Bülows hätte Dernburg — und das ist sicher — nach einigen Jahren in das Privatleben treten müssen, wo er sich wahrscheinlich als freisinniger Politiker beschäftigt hätte. Daß man in den Kreisen der haute banque sich durch die Berufung Dernburgs sehr geehrt gefühlt hätte, kann nicht gerade gesagt werden; denn den eigentlichen Matadoren in diesen Kreisen erscheint das Amt des Kolonialdirektors und die Persönlichkeit Dernburgs nicht bedeutend genug. Wohl aber erkannte man bald darauf, welche Vorteile man sich erschließen kann, indem man Dernburg im Schoße der Regierung als den Agenten der eigenen Interessen behandelt und fördert. Welche Vorteile hat nicht in den Gründungsjahren Miquel der Diskontogesellschaft und den mit ihr verbündeten Gruppen gebracht, deren Interessen er im Norddeutschen Bund und im Reichstag vertrat? Wie wertvoll war der Hochfinanz die Verbindung mit Bamberger, v. Kardorff und einigen anderen? Und nun gar ein Mitglied, ein Geschöpf der Berliner haute banque an einflußreicher Stelle im Schoß der Regierung!

Man kann nicht sagen, daß sich in diesen Kreisen viel staatsmännische Begabung bemerkbar mache; in ihren höheren Schichten ist sogar das politische Interesse sehr gering; desto lebhafter allerdings in den unteren, wo dann auch die poli-

tische Beeinflussung der Presse ihren Ursprung nimmt. In diesen unteren Kreisen ist denn auch der Wert der Dernburgschen Ministerschaft als Agentur des politischen Einflusses der haute banque zuerst betont worden. Man nimmt dort das Leben erheblich leichter, als man sich's gewöhnlich vorstellt. Die Entwicklung der Banken ist ohne Zweifel großartig, aber sie ist nicht das Werk überlegener Geister, sondern lediglich das Ergebnis des Wachstums der Industrie und der Ausdehnung der Geldwirtschaft. Die ganze Kunst unserer Banken besteht darin, die Depositenkassen zu füllen und in London und Paris das Geld zu niedrigem Zins aufzunehmen, um dasselbe alsdann zu hohem Zins auszuleihen; das ist der Grundzug des modernen Bankwesens. So einfach das Verfahren ist, so reich ist der Gewinn. Die großen Kapitalien lassen sich nicht immer leicht verwalten; wenn einmal eine Stockung in der heimischen Industrie eintritt, was dann? Es müssen rechtzeitig große Kapitalanlagen im Ausland geschaffen werden und dazu bietet die Kolonialpolitik ein Mittel; das heißt: im weiteren Sinn. Die Unternehmungen in Kleinasien, in Mesopotamien, in Persien, in Siam, China lassen sich viel leichter betreiben, wenn man eine Hand in der Regierung hat und wie viele andere Vorteile lassen sich erringen. Ebenso wie die öffentlichen Angelegenheiten mehr und mehr nach dem Gesichtspunkte beurteilt werden, wie wirkt diese oder jene Maßregel auf die materiellen Interessen, ebenso gleitet die Regierung selbst mehr und mehr auf der Bahn fort, die zu einer Interessen-Regierung führt. Die Prinzipien stehen im Hintergrund.

Die gens Dernburg, wie man die Kreise nennen darf, deren Agentur in den Händen Dernburgs liegt, hat keine politischen Ziele im parteilichen Sinn; sie sind liberal, konservativ, je nach Bedürfnis, nur nicht — zentrumsfreundlich. Denn im Zentrum erblicken sie den Hüter des alten christlichen Staatsgedankens, der ihnen ein Greuel ist.

Nichts unterscheidet die gens Dernburg von den Stützen des Blocks in Frankreich; es sind ganz dieselben Leute. Sie würden, wenn sie in Berlin zur Herrschaft gelangten, dort ganz so verfahren wie in Paris. —

XVI.

„Geschichtliche Vorläufer der modernen Anti-Duell-bewegung."

Nachdem gerade in jüngster Zeit die Anti-Duellbewegung in Deutschland und Oesterreich größere Fortschritte zu verzeichnen hatte, dürfte es vielleicht nicht ohne Interesse sein, einen kurzen Blick auf die freilich vielfach nur bescheidenen Ansätze von Bestrebungen zu werfen, die schon in vergangenen Zeiten gegen das Duell gerichtet waren. Der Widerspruch gegen das Duell ist ebenso alt wie diese Institution selbst. Erfahren wir ja doch zum erstenmal von dem Vorhandensein des Duells aus einem gegen dasselbe gerichteten Beschluß des spanischen Provinzialkonziles zu Aranda [1]) im Jahre 1473. Allen im Duell Gefallenen sollte das kirchliche Begräbnis verweigert werden. Ganz analog verhält es sich mit dem ersten Auftreten des Duells in Italien. Hier hatte im Jahre 1509 Papst Julius II. infolge der zahlreichen Duellfälle im Kirchenstaate ein strenges Verbot gegen alle Duellanten erlassen. Also die Kirche war es, welche zuerst dem Duell ihre Aufmerksamkeit zugewandt und mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln bekämpft hat. Gleichwie die Kirche nun gegen das Duell vorging und ihm zu steuern versuchte, so war sie seinerzeit gegen den gerichtlichen Zweikampf, gegen

---

1) G. v. Below „Das Duell und der germanische Ehrbegriff" S. 31.

das Fehderecht und die Ausschreitungen der Turniere aufgetreten. Obwohl das Duell mit den genannten Erscheinungen des Mittelalters in keinem irgendwie gearteten Zusammenhang steht,[1]) so halte ich einen derartigen Hinweis für geeignet, zu zeigen, wie sehr die Kirche ihrer kulturellen Aufgabe gegenüber derartigen der menschlichen Gesellschaft verderblichen Unsitten gerecht wurde. Ganz anders benahmen sich zahlreiche Vertreter der weltlichen Gewalt gegenüber dem Duell. Nach dem Berichte des Italieners Alciati haben viele italienische Fürsten des 16. Jahrhunderts das Duell geradezu gefördert. Ein Schein von Pseudo-Rittertum, wie es uns so schön in dem lächerlichen Gebaren des Ritters von der traurigen Gestalt, Don Quixote, entgegentritt, diente zur Bemäntelung dieser Handlungsweise. In Frankreich waren die Könige des 16. Jahrhunderts die wärmsten Protektoren der Duellsitte. Franz I. fand daran sein Vergnügen, bei Duellen zu präsidieren.[2]) Gerade unter den traurigsten Gestalten, die jemals den französischen Thron innehatten: Franz II., Karl IX. und Heinrich III., erlebte das Duell seinen kräftigsten Aufschwung. Der königliche Hof ging ja dem französischen Adel mit gutem Beispiel voraus.

Auch eine Literatur über das Duell[3]) hat sich bereits im 16. Jahrhundert in Frankreich und Italien entwickelt.

In Deutschland hat sich das Duell erst zur Zeit des dreißigjährigen Krieges so recht eingebürgert. Der erste Fall eines Duells wird uns zwar schon aus dem Jahre 1562 berichtet, gewisse Gegenden aber (z. B. Schlesien) kannten

---

1) Diese so überaus wertvolle Erkenntnis verdanken wir den ausgezeichneten Forschungen G. v. Belows.

2) Fougeroux de Campigneulles „L'histoire des duels“ (Paris 1835), tom. I pag. 134.

3) v. Below hebt besonders Alciati (1492—1550), v. Brantôme (geboren um 1527) und den aus der Reformationsgeschichte so bekannten Kardinal Kajetan (gestorben 1534) hervor.

das Duell noch zu Beginn des 17. Jahrhunderts nicht. Es ist kein bloßer Zufall zu nennen, daß sowohl in Frankreich als auch in Deutschland das Duell sich zu einer Zeit ausgebreitet hat, wo die allgemeinen Zustände den Stempel des schlimmsten Verfalles an sich trugen. Die deutsche Literatur des 17. Jahrhunderts fand also bereits genügend Veranlassung, sich mit dem Duell zu beschäftigen. Vor allem möge auf Hans Michael Moscherosch hingewiesen werden, der in seinen „Wunderliche und wahrhaftige Gesichte Philanders v. Sittenwald“ das Duell als eine fremde, romanische Sitte angriff. Besonders die Universitäten und die deutsche Studentenschaft befanden sich damals in einer Verfassung, in deren Rahmen das Duell geradezu wunderbar hineinpaßte.[1]) Als zu Anfang des 18. Jahrhunderts zwei Richtungen, Renommistentum und Petitmäterei, die Signatur des deutschen Studentenlebens bildeten und beide das Duell für ihre Zwecke ausnützten, schrieb Zachariä sein komisches Heldengedicht „Der Renommist“. Infolge gewaltsamer Unterdrückung der Landsmannschaften durch die Regierungen entstanden in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts geheime studentische Vereinigungen, sogenannte Orden, zu deren Hauptprinzipien der Duellzwang gehörte. Die Universität Jena war gewissermaßen die Hochburg ihrer Bestrebungen. Gerade von hier aus ging zu Ende des 18. Jahrhunderts die erste größere Reaktion der akademischen Kreise gegen das Duell aus. Dem evangelischen Kirchenrat Stefani gelang es, viele Vorsteher von studentischen Orden zu der Erklärung zu bewegen, „sie könnten diesem schönen ehrenvollen Unternehmen zwar öffentlich durch ihre Unterschrift nicht beitreten, sie seien aber bereit, wenn es zu Stande komme, sich dieser besseren Gestaltung der Dinge sogleich anzuschließen, indem sie schon lange das Unzweckmäßige und Unsittliche des Zweikampfes

---

1) Siehe meine Broschüre „Das Duell in der Geschichte des deutschen Studententums.“

gefühlt und die Auffindung eines besseren Mittels zur Sicherung der Ehre und der akademischen Freiheit gewünscht hätten". Einen praktischen Erfolg hatte diese Bewegung leider nicht aufzuweisen.

Wie Georg v. Below in seiner genannten Arbeit (S. 35) betonte, nahm die Häufigkeit der Duelle zur Zeit der Befreiungskriege ab. Diese Tatsache ist zu erklären aus der begeisterten Hingabe an neugewonnene, höhere Ziele, wie Freiheit und Ehre des Vaterlandes, christlich-religiöse Gesinnung. Sowohl die erste deutsche Burschenschaft, als auch in weit stärkerem Maße noch die zweite deutsche Burschenschaft, nahm dem Duell gegenüber eine ziemlich ablehnende Haltung ein. Besonders scharf trat der sogenannte Progreß von Jena dem Duell entgegen. Einer der Artikel des Progreßklubs vom Jahre 1848 lautet: „Abschaffung des Duells und daß jeder das Seine tue, um dieses durch vieljährige Gewohnheit und verkehrte Begriffe von männlicher Tapferkeit beschirmte Vorurteil, das den Studenten so wenig Ehre macht, zu vernichten, gleich als ob eine Renommierquart ein Verdienstkreuz und ein allzeit fertiges Satisfaktionsbewußtsein eine Tugend wäre." Wenn auch dieser Progreß als solcher keine Erfolge aufzuweisen hatte, so wurden seine Ideen, vor allem die Antiduellität, durch die konfessionellen (katholische und protestantische) Verbindungen, deren älteste schon auf die Zeit der ersten Burschenschaft zurückgingen, in den folgenden Fünfziger-Jahren auf das kräftigste propagiert. Bis auf den heutigen Tag waren die konfessionellen Verbindungen, unter ihnen vor allem die katholischen, die einzigen, welche zu jeder Zeit konsequent und opferwillig den Anti-Duell-Standpunkt auf akademischem Boden vertreten haben. Wieviel Zurücksetzung und Verachtung mußten die Angehörigen dieser Verbindungen nicht gerade wegen dieses Prinzipes erdulden? Eine große Anzahl ihrer Mitglieder kann mit Stolz darauf hinweisen, daß sie wegen ihrer Ueberzeugung der Offizierscharge ver-

lustig erklärt wurden. In jüngster Zeit ist eine neue Epoche der Anti-Duell-Bewegung eingetreten, indem sowohl auf akademischem Boden als auch in allgemeinen Kreisen der Gesellschaft Vertreter der verschiedensten Parteirichtung, Weltanschauung und Nationen sich zu einem einmütigen Vorgehen in der Bekämpfung des Duells zusammenfanden. Worin ist eigentlich die Erklärung für die merkwürdige Erscheinung zu finden, daß das Duell trotz der angeblichen Hebung des geistigen Niveaus gerade in jenen Kreisen, die sich auf ihre Intelligenz und fortschrittliche Gesinnung so viel zugute tun, so zahlreiche Anhänger noch besitzt? Ein Grund dafür ist in der Feigheit und Menschenfurcht zu suchen, die viele innerlich von der Haltlosigkeit des Duells überzeugte Leute abhält, diese Ueberzeugung offen zu bekennen und in die Praxis umzusetzen, da ja eine derartige Handlungsweise unangenehme Konsequenzen nachsichziehen könnte. Bei einem großen Teil ist die Gedankenlosigkeit daran schuld; man tut einfach das, was bei der Majorität der Gesellschaft als gute Sitte gilt. Diese Anhänger des Duells gleichen auffallend dem Don Quixote, dem Ritter mit dem ausgetrockneten Gehirn. Endlich ist eine der stärksten menschlichen Leidenschaften, die Rachsucht, als beste Stütze des Duells anzusehen. Die verletzte Ehre wird immer durch Ausspruch des Ehrenrates, den die Anti-Duell-Liga der Gesellschaft als Ersatz für das Duell bietet, wiederhergestellt werden können; die durch irgendwelche Kränkung aufgestachelte Rachelust wird in den seltensten Fällen durch den Ausspruch des Ehrenrates befriedigt werden. Freilich bei solchen, deren ganzes Denken und Fühlen von der christlichen Weltanschauung beherrscht wird, ist die Ueberwindung der Rachsucht nie auf allzu große Schwierigkeiten gestoßen.

Wien. Dr. Karl Fajkmajer.

XVII.

Eine neue Weltgeschichte.

Die Zeit, in der man Weltgeschichten schrieb, erklären vie Gelehrte, ist dahin. Ein einziger kann nicht mehr die Fül des Stoffes übersehen, er muß notwendig oberflächlich werd und kann besten Falles die Forschungen anderer wiedergebe Qui trop embrasse, mal étreint. In der Beschränkung zei sich der Meister. Und doch, trotz aller Warnung und We versperrung lockt immer wieder die schwierige Aufgabe u gerade wegen ihrer Schwierigkeit kühne Köpfe, den groß Versuch zu wagen. Trotz aller Gefahren reizt es Wagemuti hohe Gipfel zu besteigen, um eine weite Umsicht zu genieße Wozu, fragen sich manche, all der Kleinkram der Forschun wozu all der Bienenfleiß, wenn es nicht gelingt, die Einz heiten zusammenzufassen und einem größern Ganzen einzufüge Mögen noch soviele ihr Vergnügen darin finden, einzel Winkel zu bebauen und sich mit einem Zaun zu umgeben, d Mehrzahl wünscht einen Ueberblick und Umblick über das we Feld der Geschichte zu gewinnen; dazu bedarf es aber d Führer. Mehr als ein solcher Führer entstand nun wohl letzter Zeit aus der Zusammenarbeit vieler Einzelforscher, alle ihnen fehlt der einheitliche Guß und die gleichmäßige Dur führung. Merkt man doch Weltgeschichten eines Verfasser wie ich eine vielverbreitete im Auge habe, oft allzusehr a daß ihnen sehr verschiedene Vorarbeiten und Hilfsmittel vo lagen.

Dagegen zeichnet sich die im Erscheinen begriffene Weltgeschichte von Theodor Lindner (Stuttgart, Cotta) aus durch große Einheitlichkeit des Planes, Gleichmäßigkeit der Darstellung und große Sachlichkeit. Eine besonders originelle Auffassung ist ihr gewiß nicht nachzurühmen. Sie bewegt sich im großen und ganzen in dem herkömmlichen politischen Rahmen und zieht nur, soweit es für die politische Geschichte von Wichtigkeit ist, Kulturerscheinungen bei, auch fehlt ihr die selbständige Vertiefung in die kulturgeschichtlichen Probleme. Auf den so fruchtbaren Zusammenhang zwischen Wirtschaft, Recht und Politik fällt kaum ein spärliches Licht, aber ebensowenig auf die psychologischen Zusammenhänge der Ereignisse. Weder nach der materiellen noch nach der geistigen Seite dürfen die Leser unerwartete Aufschlüsse erwarten. Der Verfasser ist viel zu sehr Empiriker, Positivist und er geht tiefen philosophischen und religiösen Fragen ebensosehr aus dem Wege, wie rechtsgeschichtlichen Untergründen des politischen Geschehens. Nur die Naturwissenschaften haben ihm eine starke Anregung gegeben, am besten gelingen ihm Vergleiche und Veranschaulichungen aus der Naturgeschichte. Dies zeigt sich namentlich in dem ersten Teil, dem er den Titel Geschichtsphilosophie gab. Richtiger wäre wohl der Titel „Allgemeingeschichtliche Entwicklung" gewesen, den eine seiner kleinen Schriften trägt. Lindners Geschichtsphilosophie enthält die Quintessenz, eine Zusammenfassung der allgemeingeschichtlichen Betrachtungen, die er oft zwischen die Darstellung der Tatsachen einflicht. Sie ist rein induktiv gewonnen und fand eben wegen dieses Vorzuges große Beachtung, sodaß sie sich schon einer zweiten Auflage erfreut. Die philosophischen Voraussetzungen läßt Lindner aus dem Auge, er zeigt denn auch ein gewisses Schwanken, und bleibt bei einem etwas nüchteren Positivismus stehen. Aecht nominalistisch faßt er die Kollektiverscheinungen der Geschichte als bloße Summen, ohne einen substantiellen Träger, er sieht nur Einzelwesen. Das Volk ist ihm eine Masse. Wundt, den er zitiert, hat ganz anders gedacht und geschlossen. Der Satz S. 83 aus Wundt steht daher in Widerspruch mit den Anschauungen des Verfassers, ohne daß er sich dessen bewußt zu sein scheint. Als Individualist verteidigt er die Willensfreiheit mit einer heute doppelt

auffallenden Bestimmtheit. Alle Ideen, sagt der Verfasser gehen von Individuen aus: „alles Werden ist individual, aller Verlauf kollektiv, individual ist der schaffende Augenblick, kollekti der verarbeitende Gang". Sehen wir auch davon ab, daß di Ausdrucksweise des Verfassers nicht ganz prägnant ist, s stimmen die Sätze nicht ganz überein mit früheren Erklärunge der Ideenentstehung. Ideen entstehen nämlich nach ihm au den Bedürfnissen, diese aber machen sich in der Masse fühlbar Der Masse sucht der Verfasser trotz seiner individualistische Voraussetzungen doch gelegentlich gerecht zu werden. In de Wechselwirkung von Individuen und Massen vollzieht sich di Bewegung. Die Veränderung hat einen konstanten Hintergrund das Wechselnde dreht sich um einen festen Stamm. Mit Rech betont Lindner die Bedeutung der Beharrung. Ihre Bedeutun erkannt zu haben, schreibt er sich mit als ein Verdienst zu Dieses Verdienst wollen wir rückhaltlos anerkennen, obwohl e ihm Bernheim streitig machen könnte (vgl. dessen Einleitun in die Geschichtswissenschaft S. 151). Die Geschichtsphilosophe pflegen nur allzu einseitig die Veränderungen ins Auge z fassen und die Mächte der Beharrung zu übersehen. Au Grund meiner eigenen Forschungen kam ich zur Ueberzeugung daß alle Veränderungen, alle Bewegungen Entwicklungen eine von Anfang an vorhandenen Keimes sind. Die Entwicklun vollzieht sich organisch, sie ruht auf einem festen Grund Schon die Urzeiten besaßen unendlich viel mehr an Kultur gütern, als wir voraussetzen. Obwohl dem Verfasser diese Tat sache entging, treffen wir mit ihm darin zusammen, daß wi dem Fortschritt einen begrenzten Raum gewähren; nur geht e uns hierin wieder zu weit, er lehnt alle Versuche ab, in de geistigen, sittlichen ideellen Entwicklung gewisse Regelmäßigkeiten genannt Gesetze festzustellen. Namentlich widerlegt er den Ver such Lamprechts und Breysigs; die vielen andern Versuch namentlich den „theokratischen" übergeht er mit Stillschweige Sie scheinen ihm offenbar einer Widerlegung nicht wert z sein.[1]) Von einem göttlichen Plane der Geschichte ist nirgend

1) Als Hauptvertreter der theokratischen Auffassung stellt Bernhei den Referenten hin in seiner Einleitung in die Geschicht

die Rede; Gott ist bei ihm ganz ausgeschaltet. Weder die Individuen noch die Völker haben von Gott einen Beruf erhalten und die Ideen haben keinen Sitz in Gott, sie schweben rein in der Luft; sie sind nach S. 36 nicht einmal transscendent im Sinne von Kant.

Der Volkscharakter ist rein geschichtlich geworden, beruht auf keinen angeborenen Eigenschaften. Daß der wesentliche Volkscharakter durch alle Wandlungen hindurch sich treu bleibt, daß neben dem Veränderlichen ein Konstantes, Beharrliches bleibt, übersieht Lindner. Wenn ich in diesem Punkte auf Ausführungen meiner „Kultur der alten Kelten und Germanen" Seite 68, 183 der Kürze halber hinweise, werden es mir die Leser, wie ich hoffe, nicht verargen.

Als Gegner jeder Art von Theokratie ist Lindner in seiner Weltgeschichte nicht gut zu sprechen auf das Papsttum und dessen politische Rolle im Mittelalter, wenn er auch in seinen Ausdrücken sehr zurückhaltend ist. Er bestreitet dem Papsttum sogar jenen Rest eines wohltätigen Einflusses, den ihm viele Papstfeinde ließen, nämlich daß es Europa vor dem Cäsaropapismus bewahrte (2, 252). Er meint, im Abendlande wäre ein Cäsaropapismus überhaupt nicht möglich gewesen, was insoweit richtig ist, als die Germanen von Natur aus einer Zentralisierung widerstrebten. Aber noch viel ablehnender verhielten sich gegen eine Zentralisierung die Slaven, die sich in alter und neuer Zeit am wenigsten in eine allgemeine

---

wissenschaft S. 20. Daß Lindner den geschichtsphilosophischen Versuch nicht kennt, den der 1. Teil meines Werkes „System und Geschichte der Kultur" enthält, kann ich ihm nicht übelnehmen, da ihn die katholischen Forscher auch meist ignorieren. In einem Falle, wo dies besonders stark zutage tritt, hatte Herr Dr. Grabmann die Güte, den betreffenden Herrn darauf aufmerksam zu machen, wenn man derb sein wollte, müßte man sagen, er hat ihm die Nase darauf gestoßen, eben mit Hinweis auf Bernheims Einleitung S. 20 (vgl. Lit. Beilage der Köln. Volkszeitung vom 26. April 1906). Ich benütze diesen Anlaß, um Hrn. Professor Bernheim zu danken für seine gütige Aufmerksamkeit.

Ordnung einfügten. Und doch gelang es gerade unter ihnen einen Einheitsstaat und einen Cäsaropapismus zu schaffen, der das getreue Abbild des byzantinischen ist; ich meine Rußland. Gegen den Byzantinismus tritt Lindner mit anerkennenswertem Freimute auf und er stellt sich im Streite zwischen Rom und Ostrom sogar entschieden auf Seite Roms. Bd. II S. 185 schreibt er nämlich: „Der herrschsüchtige Patriarch von Konstantinopel, Michael Cerularius, getrieben von dem Ehrgeiz, das Ansehen seines Stuhles allenthalben durchzusetzen, wollte diese Gelegenheit gegen Rom benutzen und griff Einrichtungen der abendländischen Kirche heftig an."

So ist Lindner bemüht, Licht und Schatten gleichmäßig zu verteilen, so weit es sein Standpunkt zuläßt. Im übrigen schließe ich mich dem Urteil Martin Spahns im Literarischen Ratgeber für die Katholiken Deutschlands Weihnachten 1906 an. „Lindner, sagt Spahn, beginnt vorsichtig erst mit der Völkerwanderung und hat sein Werk dafür mehr in die Breite angelegt, um den nichteuropäischen Völkern Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Lindners Schreibart ist flott. In den bisher erschienenen vier Bänden sind viele geistreiche Teile enthalten. Zu einem abschließenden Urteil kann man auf Grund der vorliegenden Bücher noch nicht gelangen".

Grupp.

XVIII.

Ibsen als Romantiker.

Von Johannes Mayrhofer.

Jeder Dichter ist in seinen Werken das Produkt der eigenen Individualität und der Zeit und Umgebung, in welche er hineingestellt. So wird sich nach Maßgabe der Entwicklung und Umgestaltung dieser beiden Faktoren auch die Physiognomie seiner Schöpfungen verändern.

So konnte auch Ibsen, wenngleich er von sich behauptet:

„Jeg er, hvad jeg var mit hele liv,
Ich bin, was ich war, mein Leben lang",

nicht als der Verfasser seiner gefeierten und zugleich verlästerten, zum Himmel erhobenen und zur Hölle verdammten modernen Gesellschaftsdramen beginnen. Er mußte anfangen als Romantiker, er mußte Pfade gehen, auf denen Oehlenschläger und Wergeland vorangegangen, ohne darum jedoch ein sklavischer Nachahmer und Nachtreter zu werden.

Selbständig war Henrik Ibsen, und seine Ideen und Zukunftsträume hatte er auch, und mochte ihn „des Lebens harte Faust" auch wie so manchen andern, später berühmt Gewordenen, gar unsanft packen, die Not der Verhältnisse konnte auch ihn nicht brechen, sondern nur anspornen zu energischer Tat, ähnlich wie es Nepos von einem seiner Helden berichtet.

I. Catilina.

Der echte Romantiker schwelgt in Vaterland, Größe der Vorzeit, Mittelalter. Ibsen tat den ersten Schritt auf dramatischem Boden freilich auf einem anderen Gebiete. Er begann mit einem Römerdrama, mit „Catilina“.

Eine Jugendarbeit, ein Werk, das ein wenig abseits steht, in der Reihe seiner Werke, aber darum keineswegs ohne Interesse, wenn man den ganzen Ibsen verstehen und würdigen will.

Wie kam der Dichter nun aber gerade auf Catilina? Man sollte meinen, er hätte seine Sympathien einem würdigeren Objekte zuwenden können. Es waren seine eigenen Lebensverhältnisse, die ihm diesen Stoff in die Hand lieferten.

Schon früh mußte er Skien, seine Heimat, verlassen. Am 20. März 1828 war er geboren, 1844 bereits treffen wir ihn in Grimstad in der Apotheke, anfangs als Lehrling, darauf Provisor. Sein Vater, ein Kaufmann, war verarmt und so mußte er selbst als Fünfzehnjähriger für seinen Unterhalt sorgen. Er blieb bis 1849 in seiner vorläufigen Lebensstellung, die ihn mit dem Notwendigen versorgte, richtete indes zur selben Zeit seinen Blick höher. In den freien Stunden, die ihm bei seinen pflichtmäßigen Arbeiten noch verblieben, bereitete er sich auf das Examen artium vor, und da der Tag ihm nicht den erwünschten Spielraum gab, zog er sich von der Nachtruhe ab.

Aber auch so war er noch nicht hinreichend beschäftigt. Sein lebhafter, jugendlich stürmischer Geist begnügte sich nicht damit, die Schriftsteller des klassischen Altertums zu studieren; mehr noch als die Ereignisse verschwundener Zeiten bewegten ihn die Vorgänge der Gegenwart. „Die Zeit war voll Sturm und Drang“, so berichtete er selbst im Vorwort zur zweiten Ausgabe des ‚Catilina‘.[1] „Die Februarrevolution,

1) Wir zitieren im folgenden nach „H. Ibsens Sämtliche Werke in deutscher Sprache“. Durchgesehen und eingeleitet von G. Brandes,

die Aufstände in Ungarn und anderswo, der Schleswiger Krieg — all das griff mächtig und fördernd in meine Entwicklung ein, wie unfertig sie auch lange danach noch bleiben mochte".

Zugleich entdeckte er mehr und mehr die poetischen Talente, die in seinem Innern schlummerten. Er schrieb Gedichte voll Begeisterung für Freiheit, Recht und Menschenwürde, und seine Schuld war es sicher nicht, wenn die „festen Pfeiler" des „Despotismus" noch nicht brachen und die Throne der „Tyrannei" nicht zusammenkrachten (vergl. „An Ungarn" 1849).

In dieser jugendlichen Schwarmgeisterei sprach er denn auch bei passender oder unpassender Gelegenheit seine Meinung aus, aber die Freunde belächelten den jungen Feuerteufel und andere verwunderten sich baß, von wannen ihm diese Wissenschaft gekommen, die ihn trotz seiner Pillen und Mixturen zu so sicheren Orakelsprüchen befähige.

Daneben revolutionierte er auch in seiner Weise gegen die ihn umgebende Gesellschaft. Er machte Epigramme und verwendete sein Talent für Malerei, das er nicht künstlerisch hatte ausbilden können, zum Karikaturenzeichnen. Es setzte Beleidigungen und Feindschaft ab, obschon er es nicht so schlimm gemeint, und „während da draußen eine große Zeit brauste, lebte ich auf Kriegsfuß mit der kleinen Gesellschaft, in die der Zwang der Lebensbedingungen und Verhältnisse mich sperrte".

So studierte er seinen Sallust und Cicero, aber wie konnte das Bild des Catilina wohl stimmen, das diese beiden entworfen! Er meinte, es müsse doch wohl was Tüchtiges

---

J. Elias, P. Schlenther. 10 Bde. Berlin, Fischer. „Catilina" ist daselbst von Chr. Morgenstern übersetzt, ebenso „Das Fest auf Solhaug" und die „Komödie der Liebe". Emma Klingenfeld hat „Das Hünengrab", „Die Herrin von Oestrot", „Olaf Liljekrans" und „Die Helden auf Helgoland (Nordische Heerfahrt)" übertragen, Ad. Strodtmann, „Die Kronprätendenten".

in dem Manne gesteckt haben, vor dem ein Cicero sich so in acht genommen. Und dann gab es ja auch keine Catilina-Biographie von einem Freunde des Helden.

Mit dieser selbständigen Auffassung des geschichtlichen Materials und selbst im Kampfe mit der Enge des Lebens und den Philistern von Grimstad, schrieb er sein erstes Drama — wie konnte es anders heißen denn „Catilina"!

Dieser „Catilina" wird von Baumgartner ebenso kurz, wie scharf und kraftvoll als „ein von Widersprüchen strotzendes, in jeder Hinsicht tolles poetisches Ungeheuer" charakterisiert. Das jedenfalls werden auch die größten Ibsenfanatiker zugeben müssen, daß es sich in diesem Werke um eine bedenklich grüne, unreife Jugendarbeit handelt. Doch schauen wir uns das dreiaktige Drama selbst einmal des nähern an.

An der Flaminischen Straße finden wir unseren Helden, an einen Baumstamm gelehnt und in Reflexionen versunken. Er ist ein zerrissener Charakter, voll Mut und Tatendrang und Schwärmerei und zugleich verloren „an zügellose Freuden", die er selber verachtet, ein

„nicht gemeiner Mensch,
Den trotz aller Gaben eins nur lockt:
Genuß, Genuß und abermals Genuß",

der sich aber trotzdem berufen fühlt, „das stolze, reiche, berühmte Rom mit seinen Lastern und seinem Verfall" zu demütigen und zu züchtigen.

So belauscht er die Abgesandten der Allobroger und nimmt ihnen, was sie noch an guter Meinung von Rom im Herzen tragen, der erste Schritt zur Erwerbung von Bundesgenossen. Weitere finden sich in einer Bande junger, vornehmer Römer, die bei ihrem Lotterleben einen baldigen Umsturz sehr nötig haben und sich der frohen Hoffnung hingeben, in dem begabten Catilina den rechten Führer zu finden.

Catilina scheint bei all seinem Edelsinn gut zu dieser sauberen jeunesse dorée zu passen. Wir finden ihn im Tempel der Vesta, auf einem minder erbaulichen Abenteuer.

„Mich reizt der Wechsel, ich besaß noch niemals
Einer Vestalin Herz, das streng bewachte."

Daß er die tugendhafte, ihn aufs innigste liebende Aurelia seine Gattin nennt und andererseits vor der Stadt ein unglückliches Mädchen in Schmach und Tod getrieben, kann diesen herrlichen Charakter natürlich nur interessanter machen.

Furia, die Vestalin, erscheint, voll Eckel und Haß gegen ihren tatenlosen Tempeldienst. Sie will mit Catilina flüchten, weit weg aus Rom „der Stadt der Sklavenseelen und der Volksverräter". Aber eines muß ihr idealer Verehrer ihr versprechen, wenn er sie liebt; er soll ihr schwören, daß ihr eigener Todfeind auch der seine. Er schwört's und ruft allen Zorn der Götter auf sich, wenn er den Eid brechen sollte, ewig der böse Dämon dieses Menschen zu sein. Und wer ist es? Der, welcher Furias Schwester unglücklich gemacht, — und o weh! — das ist er selber, wie sich sofort herausstellt.

Er stürzt hinaus, das heilige Feuer der Vesta erlischt, und Furia wird fortgeschleppt „zu Urteil und Gericht".

Inzwischen will auch die treue Aurelia mit ihrem Gatten das eitle Rom verlassen und in anmutiger, ländlicher Einsamkeit ein glückliches, frohes Leben mit ihm führen auf dem Landgute, wo sie ihre Kindheit und später das erste, junge Glück ihrer Liebe durchlebt. Aber Catilina hat das Landgut bereits versilbert, um Geld zu Bestechungen zu haben. Aurelia fügt sich heldenmütig in die Vernichtung ihrer Träume und lobt und bewundert ihren Catilina obendrein, als er im nächsten Augenblick in seinem Edelmut die ganze Summe einem alten Soldaten schenkt, damit er seinen gefangenen Sohn auslösen kann. Die arme, lebendig begrabene Furia wird unterdessen von einem Verwandten Catilinas befreit, von Curius. So reichhaltig ist der erste Akt.

Im zweiten sehen wir, wie eine Gesandtschaft von Catilinas Freunden den Helden zum Anführer im Bürgerkriege begehrt, aber abgewiesen wird. Er will ja friedlich in Gallien ein neues Heim gründen und sich von seiner Hände Arbeit ernähren. Aber Furia, die angeblich ihren Haß im Grabe zurückgelassen, stachelt ihn an, dem Leben nicht zu entfliehen, sondern sich den verdienten Herrschersitz zu erobern. Nun ist er umgewandelt:

> „Sieg, Rache, Leben kommt nun allen Träumen
> Von Größe, Herrschermacht, Unsterblichkeit,
> Mein Feldruf laute: Tod und rote Lohe!
> Weh' Dir, o Rom! Jetzt bin ich erst ich selbst!"

So sucht er denn selbst die Freunde auf, die gerade eine andern Anführer gewählt, der aber jetzt zurücktreten muß. Be einem Wortwechsel, der sich gleich darauf erhebt, wollen si ihn dann erdolchen, er aber entwaffnet sie durch seine kühl Ueberlegenheit. Solch einem Manne müssen sie sich beugen Sie versprechen ihm zu folgen, wenn auch nicht, um das alt Rom zu wecken, so doch wenigstens, um das wirklich gegenwärtig Rom zu vernichten.

Curius, der sich indessen in Liebe und Sehnsucht nac Furia verzehrt, wird von dieser beredet, den Catilina bei Senate zu verraten. Auch die Allobroger, welche sich mit de Revolutionär verbündet, werden ihm durch Furias Weher wieder entfremdet. Den wankenden Catilina befestigt die mächtig Vestalin, indem sie ihm „unsichtbar hinter den Bäumen" (wi die Bühnenanweisung bemerkt) das eine Wort zuruft: „Rach Catilina!" Nicht einmal die sanfte, gute Aurelia vermag sei nunmehr „totes" Herz zu bewegen.

Der dritte Akt spielt im Lager in Etrurien. Catilina ir da des Nachts umher und grübelt über schaurige Traumgesicht Dann erscheint ihm zum Ueberfluß noch der Geist Sullas un prophezeit ihm:

> „Du fällst von eigner Hand, und doch
> Wird eine fremde Hand Dich fällen!"

Dann kommt als drittes Schrecknis sein Anverwandter, Curiu und bekennt voller Seelenqual, daß er Catilina angezeigt, da schon die Feinde heranziehn und ihn umzingeln. Er reicht ih den Dolch, mit dem er ihn strafen soll, aber Catilina verzei mit einer Gemütsruhe, die einem Heiligen Ehre machen würd

Die Tugend muß viel leiden. Gleich darauf zeigt si Lentulus, der gern an Catilinas Statt Führer geworden un der ihn jetzt durch zwei Gladiatoren umbringen will. Aber d Kerle fliehen im entscheidenden Augenblick; er selbst unterlie im Kampfe. Catilina bietet dem unfähigen Toren höhnend d Oberbefehl an und läßt ihn dann, da ihm bange wird, laufe

Jetzt sammeln sich die Verschworenen. Furia taucht gleichfalls wieder auf und spornt und stachelt den Catilina, da Aurelia sanftere Gefühle in ihm erwecken will. Schließlich ersehnt die treue Gattin nur noch „Grabesfrieden“ an ihres Mannes Seite, während Furia sich am Anblick seines Leichnams sättigen will.

Die Schlacht wird geschlagen. Alle Freunde Catilinas decken als Leichen die Walstatt. Nur er selbst entgeht dem Schwert, aber er fühlt sich jetzt erst recht, vom Schwert verachtet und verschmäht, als einen Toten. Furia hält ihm sein ganzes Sündenregister vor, alles, was er geraubt an „Leben, Blut und Ehre“. Er mag nicht mehr leben. Er ist gebrochen, nur Aurelia hält ihn noch mit ihrer Milde und Liebe im Leben zurück. Bei ihr will er Verzeihung suchen und bereuen; aber aufs neue von Furias Worten aufgepeitscht, zerreißt er das Band, das ihn noch ans Leben fesselt, und stößt der Gattin den Dolch in die Brust.

Jetzt noch ein Schritt, dann ist er am Ziel. Es ist ihm, als trage er seine eigene Leiche auf dem Rücken. Von der soll Furia ihn befreien. Er reicht ihr den Dolch:

„Nimm, nimm und ramm' ihn mitten durch den Leichnam,
So wird er ohne Macht, und ich bin frei.“

Furia ergreift die verhängnisvolle Waffe.

„Stirb, Seele, denn, die ich im Haß geliebt!
Wirf ab Dein Irdisches und komm mit mir!

Sie bohrt ihm den Dolch tief in die Brust; er sinkt am Fuß des Baumes nieder.

So ist er halb von eigener und halb von fremder Hand gefallen.

Nach einiger Zeit kommt er übrigens wieder zu sich, auch Aurelia, die der Leser längst tot geglaubt, tritt wieder aus dem Zelt, um mit ihrem Gatten zu sterben. Ihre Liebe verscheucht den Gedanken an eine düstere Unterwelt, wo er sich „zur Linken“ wenden müßte.

„Sieh, des Morgens milde Mächte schaun versöhnt herab,
Und, besiegt durch deine Liebe, flieht die Nacht ins Grab.“

Auch Furia entweicht, während Catilina mit seiner Gattin verscheidet, und der Vorhang fällt. —

Das Erstlingswerk Ibsens ist durchaus nicht ohne Talent geschrieben, aber es ist die Arbeit eines Anfängers. Die Charaktere sind noch nicht so allseitig scharf umrissene und lebenswahre Gestalten, wie sie uns in seinen späteren, reiferen Dramen begegnen. Wie langatmig undramatisch nimmt sich nicht die lyrisch gehaltene, in langen trochäischen Versen geführte Unterredung zwischen Aurelia und Furia im dritten Akte aus! Kein Wunder, daß man von einer Verflüchtigung dieser Gestalten in allegorische Schemen geredet. Und Catilina selbst — wir wollen die Frage nach der geschichtlichen Wahrheit dieses Charakters auf sich beruhen lassen; er mag ja in manchen Punkten größer und nobler gewesen sein, als man durchweg annimmt — aber ist Ibsens Catilina ein geschlossenes, abgerundetes Individuum? Es können sich ja gewiß viele Gegensätze in einer Person finden, aber sie sollten im Drama weniger schroff und unausgeglichen nebeneinanderliegen. Man empfindet so etwas gewiß nicht als gesunden Realismus. Sehr wenig glaubhaft ist auch Furia. Sie verfolgt das ganze Stück hindurch, ihrem Namen entsprechend, diesen Mann, den sie „im Haß geliebt"; aber dieser Haß in der Liebe und diese Liebe im Haß ist sehr problematischer Art. Man spürt bereits etwas von dem späteren symbolistischen Mystiker, der selbst im hellen Tageslichte seiner modern-sozialen Bühnenstücke dem Zuschauer und Leser so viele ungeknackte Nüsse mit auf den Weg geben muß.

Auch sonst zeigt sich des Dichters Vorliebe für das Verschleierte, Geheimnisvolle. Wer denkt nicht, wenn er des Curius Worte von dem wundersam beseligenden Grauen und Schaudern liest, an die dunklen Erklärungen der Rattenmamsell im „Klein Eyolf", oder wenn er Catilina und Furia von vergangenen Lebensperioden reden hört, die sie abgeschlossen, für die sie tot, die sie gleichsam nie gelebt, an die entsprechenden sentenzenhaften Sätze im Epilog: „Wenn wir Toten erwachen!"

An die Geschichte hat sich Ibsen natürlich nicht sehr ängstlich gebunden. Doch lag es ihm auch fern, aus seinem Helden einen „Helden" im Sinne der alten Schule zu machen. Er hat sich bestrebt, sich in den Revolutionär gegen das gesunkene Rom hineinzufühlen, aber nicht, ein Idealbild aus ihm zu schaffen. Auch hier zeigt sich der spätere Realist, der sich nicht gern mit einer bestimmten Person seiner Werke identifiziert.

Daß er übrigens manches aus seinen persönlichen Gedanken und Stimmungen durchschimmern ließ, haben wir oben schon angedeutet. Er selbst erzählt viele Jahre später in einem Briefe an P. Hansen (28. Oktober 1870): „‚Catilina' wurde geschrieben in einer kleinen Spießbürgerstadt, wo mir die Möglichkeit nicht gegeben war, dem, was da alles in mir gärte, Luft zu machen, — es sei denn durch tolle Streiche und allerlei Unfug, was mir den Unwillen der achtbaren Bürger zuzog, die sich nicht in die Welt hineinversetzen konnten, womit ich in Einsamkeit mich trug."

Daß es in Ibsens eigener Brust gärte und ein unbestimmter Freiheitsdrang an ihm rüttelte, ohne daß er selbst imstande gewesen wäre, der törichten, bornierten Gesellschaft klar und konkret einen besseren Weg zu weisen, spiegelt sich auch in etwa darin, daß Catilina wohl richten und vernichten und zerstören will, aber natürlich kein Vernünftiger glaubt, daß er etwas Gescheites aufzurichten versteht.

Wäre Ibsen nicht zu einseitig gewesen, hätte er einen etwas weiteren Blick zur Beurteilung der Weltereignisse gehabt, so wäre er vielleicht auf den Gedanken gekommen, dem Treiben der Rebellen eine lebendige, individuell ausgestattete Gegenpartei gegenüberzustellen, vor allem Cicero in scharfer Beleuchtung auf die Bühne zu setzen. Aber hier zeigt sich wieder der Anfänger. Vorzügliche Möglichkeiten, die ungenützt verdorben sind.

Die Sprache ist schon in der ursprünglichen Fassu
nicht übel, wenn auch nicht fehlerfrei. In der zweit
Ausgabe, ein Vierteljahrhundert später, hat er sie tadell
geglättet. Woerner bemerkt, er hätte lieber „die nai
ursprüngliche Fassung“ belassen sollen, da die Grundfehl
des Stückes „durch eine vollendetere Formgebung nur me
hervorgehoben werden“. (Henrik Ibsen. I. Bd. S. 37.)

Ueber dem ganzen Drama aber liegt trotz aller V
gleiche, die man mit den späteren Gesellschaftsdramen zieh
könnte, ein eigenartig romantisches Kolorit. Es legt s
geradezu, so weit die beiden Werke auch sonst voneinand
abstehen und so wenig Ibsens Erstlingswerk in sein
Gesamtwerte eine solche Zusammenstellung verdient, ein V
gleich mit der „Jungfrau von Orleans“ nahe. Vom Metr
angefangen, das gelegentlich längere trochäische Verse u
andere Gebilde an die Stelle der fünffüßigen Jamben se
von der Sprache, die so reich an Bildern und die sich z.
in Aurelias Schilderung des friedlichen Landlebens u
Furias stimmungsvoller Darstellung der Unterwelt zu hoh
poetischer Schönheit erhebt, von der bunten Mannigfaltigk
des ersten Aktes mit seinen wechselnden Szenerien, welch
gegenüber die spätere Entwicklung freilich etwas versand
bis zu Einzelheiten, wie die Vestalin in der Verlassenh
ihres Grabes und die Erscheinung eines Geistes aus de
Totenreiche, — wer sieht nicht, wie man da bedeutsa
Aehnlichkeiten herausschälen kann, und erst recht, wie d
Drama, im Gegensatz zu Ibsens späterem Schaffen, e
romantisches genannt werden muß.

Welches war nun der Erfolg, den Ibsen mit seine
„Catilina“ errang? Es war eine Enttäuschung, eine schlech
Entschädigung für die Nachtstunden, die er dem Schla
entzogen und den Musen geweiht hatte.

Seine Umgebung sollte von dieser Kunstpflege nich
erfahren; aber „da ein zwanzigjähriger Dichter es do

nicht gut ganz ohne Mitwisser aushält", so eröffnete er sich zwei guten Freunden. Einer schrieb das Drama sauber ins Reine, der andere brachte es nach Christiania, wo er es auf die Bühne und unter die Presse befördern wollte. Aber das Ungeahnte geschah. Das Theater lehnte ab und von den Buchhändlern verlangte „der Höchstbietende so und so viel, um das Stück honorarlos zu drucken". Jetzt wurde das Drama in Selbstverlag genommen, es erschien 1850; bei den Studenten fand es Interesse, die Kritik tadelte durchweg, verkauft wurde nur eine geringe Anzahl von Exemplaren, und als die gemeinschaftliche Haushaltung Ibsens und seines Freundes in pekuniäre Verlegenheit geriet, wurde alles, was dieser vorrätig hatte, zu Makulatur gemacht und einem Höker verkauft. Nun hatte man ein paar Tage zu leben.

Also zerrann Henrik Ibsens erster stolzer Dichtertraum.

II. Das Hünengrab.

Vom Grimstad begab sich Ibsen 1850 nach Christiania, um die Früchte seiner nächtlichen Studien zu genießen. Zuvor aber mußte er in Heltbergs „Studentenfabrik" den letzten wissenschaftlichen Schliff erhalten. Die nächste Vorbereitung auf das Examen war infolge von Ibsens persönlichen Verhältnissen nicht die allergründlichste; im Griechischen und in der Arithmetik versagten daher im kritischen Moment seine Kenntnisse. Er fühlte indes keine Lust, den erlittenen Mißerfolg wieder auszugleichen, und warf sich nun vollends der Literatur in die Arme.

Sollte man glauben, daß aus dieser Zeit vor dem Examen artium mit all seiner Drangsal noch nebenbei ein Drama hervorgehen konnte? Und doch geschah es. „Kjaempehöjen", das Hünengrab, war die neue Leistung betitelt. Sie erblickte richtig das Rampenlicht, hat aber nicht viel Glück gehabt und wäre sicher den Strom des

Vergessens hinabgeschwommen, hätte nicht Ibsens späterer Ruhm auch ihr die Unsterblichkeit der „Sämtlichen Werke" verliehen.

Der Inhalt ist bald angegeben. Es ist ja nur ein Einakter.

Auf einer kleinen Insel bei Sizilien lebt ein alter Einsiedler, Roderik, mit seiner Pflegetochter Blanka, die beständig in ihren schwärmerischen Jugendträumen nach dem wilden Norden schaut, für welchen Roderiks Schilderungen sie begeistert. Und Roderik muß den Norden kennen, denn er ist ein alter Wikingerführer, der einst mit seinen Mannen hier gekämpft hat und schwer verwundet auf der Insel zurückgeblieben ist. Blanka, deren heimische Burg zerstört, hat den Fremdling damals gefunden und verpflegt und im Glauben unterwiesen. So hat er denn sein Rüstzeug und Schwert vergraben und mit ihm den alten Wiking, und ein ruhiges, stilles Einsiedlerleben geführt, bis jetzt eines Tages neuer Waffenklang über die Insel dahinschallt und Gandolf, der Seekönig, Rache sucht für den Tod des Vaters. Aber Blanka entwaffnet seinen Grimm; er vermag nicht, den ersten Teil seines furchtbaren Eides bei Walhalls Göttern zu erfüllen: „den Herrn zu rächen"; so sieht er nur noch die zweite Möglichkeit: „oder selbst zu fallen". Auf seinem Drachenschiffe will er nach der Ahnen Art „mit roten Schwingen" nach Walhall auffahren. Aber siehe da! in Roderik dem Einsiedler findet er seinen totgeglaubten Vater, den alten Wiking, wieder, er fühlt sich von seinem Eide erlöst und kehrt mit Blanka heim nach dem Norden. „Thors Hammer ist entzwei, sein Reich zu Ende." Jetzt soll der weiße Balder die Herrschaft antreten. Der Alte aber bleibt, wo sein Grab ihn erwartet, und Hemming, der Skalde, gleichfalls, um seinem König das Grablied zu singen.

Es ist dies ein Drama, das seiner geistigen Atmosphäre nach gerade so gut von Oehlenschläger sein könnte. Freilich hätte dieser die alten nordischen Helden wohl mehr stilisiert und idealisiert. Aber gerade die korrektere Zeichnung bei Ibsen verdient Anerkennung; man muß nicht die Früchte des Christentums vom Baume des heidnischen Aberglaubens

pflücken wollen, und es nimmt sich wie ein Zeichen nationaler Borniertheit aus, wenn eine Zeitung (Christiania-Posten, 28. September 1850) dem jugendlichen Verfasser vorwarf, er habe dem alten Seebären Züge angehängt, mit denen weder den jetzigen Norwegern noch den Vätern gedient sein könne. Ibsen hat die Forderungen der Geschichte und der Aesthetik in diesem Punkte gut kombiniert.

In der ästhetischen Richtung ist er jetzt noch entschiedener Romantiker als früher. Insel bei Sizilien, purpurn wogende Abendgluten, tempelstiller Strand, Lilien und Vergißmeinnicht auf dem Bautasteine eines Hünengrabes, Drachenschiffe und Schilderklirren der Wikinger, ein verwundeter Kämpe, vom schönen, träumerischen Burgfräulein gepflegt, lyrische Monologe eines sehnsuchtsvollen Herzens, ein Seekönig als Eremit und ein Skalde, der in edler Mannentreue seine Einsamkeit teilt, um ihm das Grablied zu dichten — ich denke, das genügt, um zu zeigen, wie auch Ibsen in jungen Jahren die blaue Wunderblume gesucht.

Auch Christentum steckt in dieser Dichtung; die siegreiche Macht des Glaubens schimmert hindurch mit ihren veredelnden Idealen der Sanftmut und Feindesliebe. Freilich Asgaut will der „Seuche" des Südens entfliehen, und müßte er bis nach Island. Aber hier lastet trotz der vielen Heiden nicht die schwüle, drückende, von Egoismus, Nervosität und Pessimismus vergiftete Atmosphäre auf uns, wie später, wo Ibsen uns die modernen Heiden vorführt. Aus diesem Volk, das roh, aber nicht verrotet, kann unter dem Einfluß des Christentums noch eine neue Kultur sich entwickeln. Blanka hat nicht ganz unrecht, wenn sie am Schluß erklärt:

„Der Norden selbst — er wird zum Hünengrab.
Doch denkt des Trostes, den uns Allvater gab:
Wenn Moos und Blumen um das Grab sich breiten,
Wird dort des Helden Geist in Walhall streiten —
Dem Grab entsteigt dann **Nordland** hell und hehr:
Zur Geistestat auf des Gedankens Meer!"

III. Die Herrin von Oestrot.

Nachdem sich Ibsen mit ein paar Freunden an einem Wochenblatt versucht, das anfangs namenlos, dann unter dem seltsamen Titel „Andhrimner" — so heißt in der Edda der Koch zu Walhall — herauskam und sehr radikalen Geist atmete, dem aber trotz aller Freiheits- und Höhenluft schon vor dem vierten Quartal der Lebensodem ausging, und nachdem er weiter mit des Lebens Not gerungen und oft genug statt des Mittagessens einen Nachmittagskaffee zum Unterhalt genügend befunden, da wurde ihm eine Aufgabe, die für sein ganzes späteres Schaffen hohe Bedeutung erlangte. Er wurde 1851 als Theaterdichter und Bühneninstruktor an das neue „Norwegische Theater" in Bergen berufen, konnte auch bald darauf eine Studienreise nach dem Ausland machen und schloß dann seinen Kontrakt für fünf Jahre.

Dieses Theater diente mächtig dem patriotischen Geiste der damaligen Norweger, und Ibsen, der Bühnendichter, der jedes Jahr zum Stiftungstage ein Drama lieferte, mußte naturgemäß einen Stoff wählen, der die nordische Heimat vorführte, und weil man einmal im Zeitalter der Romantik lebte, das Ganze in mehr oder minder romantisch-bengalischer Beleuchtung vorführen.

Allerdings nicht dies war es, was Ibsen aus seiner damaligen Stellung für das Leben mitnahm, der dauernde Gewinn war das praktische Studium der Bühne, das ihm in immer neuen Aufgaben den technischen Blick schärfte und ihn befähigte, bühnenwirksam zu schreiben.

Im übrigen war er diese ganze Zeit Romantiker. Gleich die erste Frucht seiner neuen Stellung, „Sankthansnatten", die „Johannisnacht", die er 1852 verfaßte, war ein durchaus romantisches Stück. Er verlor hier den Boden der Wirklichkeit einigermaßen unter den Füßen und lieferte ein Nisse-, Elfen- und Berggeistdrama à la Hostrup und Shakespeare („Sommernachtstraum"). Doch konnte sich der spätere

„Staatssatirikus" und Gesellschaftskritiker schon damals nicht enthalten, allerlei kleine Geißelhiebe auszuteilen.

Da Ibsen selbst dieses Drama nicht veröffentlichen wollte und auch die umfassende deutsche Ausgabe der „sämtlichen Werke" über dieses Buch hinweg zur Tagesordnung schreitet, — auf dem Theater hat es ebenfalls kein Glück gehabt, — so wollen auch wir gleich zum folgenden übergehen, zu dem bedeutsamen „Schauspiel" — genauer gesprochen der Tragödie — „Fru Inger til Oestrot", „Frau Inger auf Oestrot", oder wie man es jetzt nennt „Die Herrin von Oestrot".

Es spielt in Norwegens Vergangenheit, anno 1528, „auf dem Herrensitz Oestrot am Drontheimsfjord". Aber geschichtlich ist es darum noch nicht. Ibsen hat hier ähnlich wie Schiller die Geschichte als Magazin für seine Phantasie betrachtet und mit Personen und Ereignissen frei und willkürlich geschaltet, in einer Weise, die z. B. bezüglich der geschichtlichen Frau Inger ein Unrecht genannt werden muß.

Die Handlung ist unendlich kompliziert, und es geht über den Rahmen unserer Arbeit, das künstliche Gewebe hier in allen seinen verschlungenen Fäden aufzutrennen. Nehmen wir den Inhalt in großen Zügen.

Frau Inger, die Witwe des Reichshofmeisters Nils Gildenlöve, ist eine Persönlichkeit, auf welche alle norwegischen Patrioten, die über die unglückliche Lage des Landes seufzen, die größten Hoffnungen gesetzt. Hat sie doch schon als junges Mädchen einen kühnen Heldengeist und eine glühende Vaterlandsliebe offenbart und feierlich geschworen, ihre Kräfte der Heimat zu weihen. Aber es ist wenig geleistet worden. Sie sieht sich dauernd die Hände gebunden, da sie in einen schwachen Augenblick ihr Herz einer sündhaften Liebe eröffnet und jetzt von beständiger Angst um die Frucht dieses unerlaubten Verhältnisses gefoltert wird: um ihren unglücklichen Sohn, der in Schweden weilt als Geisel der Feinde. (Dieser natürliche Sohn ist auch eine Erfindung des Dichters.) Sie will ihn retten, sie will ihn befreien, ja sie träumt schließlich gar von einem Thron, den er als Sten Stures Sohn erlangen kann. Aber all ihr

Ringen und Kämpfen ist umsonst. Die größten Opfer, we
sie der heillosen Politik bereits gebracht, das eigene Glück
das ihrer Töchter, das sie den Dänen hingegeben, die ra
nierteste Diplomatie, die sie dem gefährlichen, gewissenlo
Intriganten Nils Lykke gegenüber zur Anwendung bringt, nic
kann schließlich den vollständigen Zusammenbruch ihres stol
Hauses, ihres Glücks und ihrer Pläne verhindern. Sie se
verwickelt sich in ein unentwirrbares Netz und läßt, da
Sohn auf Oestrot eingetroffen, in der Meinung, es sei de
Halbbruder, das eigne zärtlich geliebte Kind ermorden, um sei
Nebenbuhler zu beseitigen und ihm den Weg zum Thr
zu ebnen.

Es hätte sich aus diesem Stoffe, obschon die politisc
Voraussetzungen nicht so ganz einfach entworfen sind,
ziemlich durchsichtiges Drama formen lassen. Aber Ibsen
es vorgezogen, eine erschreckliche Menge von Mißverstä
nissen und Verwechslungen zu ersinnen, die dann zu
schaurigsten Konsequenzen führen, eine Arbeit, die e
besondere Art dramatischen Scharfsinns zeigt, aber die äst
tische Wirkung des Stückes beeinträchtigt. Sehr lange w
der Zuschauer nicht einmal, welches denn eigentlich
große „Geheimnis" ist, das so schwer auf Frau Inger las
Zwei schwache Andeutungen gegen Ende des ersten u
zweiten Aufzugs sind wohl nicht genügend, das tiefe Dun
zu lichten.

Eine großartige Kunst hat der Dichter in den Hau
charakteren des Dramas enthüllt. Frau Inger selbst,
vornehm, angesehen und einflußreich und doch so gehem
und gehindert, eine Erscheinung voll königlicher Hoheit u
männlicher Festigkeit und doch wieder ein schwaches hilflo
Weib, eine Stolze, die schließlich Gott selbst zum Kam
herausfordert und, da sie die Früchte ihrer Taten ern
gebrochen und wie geistesverwirrt am Sarge ihres Soh
zusammenbricht, eine kluge, scharfsinnige Diplomatin, die
mit dem ärgsten Ränkeschmied aufnimmt und die doch
all ihrer grenzenlosen Schlauheit sich selbst vernichtet —

liegt eine Tragik in dieser Figur, die packend ist, und zugleich eine Klarheit und feste Linienführung in der Zeichnung, daß Frau Inger bei allen Gegensätzen als geschlossen, innerlich wahre Persönlichkeit leibhaftig und greifbar vor den Augen des Lesers steht.

Auch Eline, die älteste Tochter der Herrin von Oestrot, die erst so stolz und entschieden alle Schmeichelei des nichtswürdigen Nils Lykke, dem kein Mädchen zu widerstehen vermag, mit eisiger Kälte und Verachtung von sich weist und endlich doch in leidenschaftlicher Liebe zu Grunde geht, auch sie ist ein vortrefflich entworfener Charakter. Desgleichen Nils Lykke selbst, der ruchlose Don Juan und politische Fuchs mit seiner beispiellosen Verschlagenheit und Geistesgegenwart.

Leider wird das Interesse an den Charakteren etwas zerstört durch die endlosen Intriguen der Handlung. Indem Ibsen zwei große dramatische Aufgaben zugleich lösen wollte, hat er bei aller Meisterschaft in beiden Richtungen der einen durch die andere geschadet; das Stück wurde zu amphibienartig.

Ein reines Charakterdrama allerdings konnte dem jugendlichen Dramaturgen nicht genügen, dafür hatte er zu sehr die Bühnenwirkung im Auge. Seine neuen Erfahrungen an Ort und Stelle im Musentempel selbst, kann man auf Schritt und Tritt herausmerken. Ein reiches dramatisches Leben durchpulst das Ganze bis zu dem hochdramatischen Schlusse, der den vollständigen Bankerott der unglücklichen Frau Inger bedeutet.

Zugleich steht hier der ideale Gehalt auf seiner Höhe. „Pst! Ich vertraue dir was an", ruft sie im Geiste ihrem Sohne zu „Ich bin verhaßt dort oben, jenseits der Sterne, weil ich dich zur Welt gebracht. Ich war dazu bestimmt, Gottes Wahrzeichen durch das Land zu tragen. Aber ich ging meine eigene Bahn: darum mußte ich so viel und so lange leiden". Die Arbeit ist ihr schwer geworden, denn sie hatte mit höheren Mächten zu kämpfen, aber jetzt steht sie am Ziel.

Ihr zerrütteter Geist malt ihr die Herrlichkeiten des Krönungszuges. Alles verneigt sich auch vor ihr, bald wird sie den geliebten, so lang entbehrten Sohn in ihre Arme schließen. „Haha! Wer siegt, Gott oder ich!" Da wird der Sarg mit ihrem Liebling hereingebracht. An Sten Stures Ring erkennt sie ihr Kind. Zu Tode getroffen sinkt sie über die Bahre.

(Björe versucht sie aufzuheben.) „Hilfe, Hilfe! — Was fehlt Euch, Herrin?"

(Inger mit matter Stimme, indem sie sich halb aufrichtet): „Was mir fehlt? — Noch ein Sarg. Ein Grab bei meinem Kinde!" — —

Statt „Königsmutter" zu sein, ist sie „Königsmörder" geworden. Das erschütternde Wortspiel (im Original viel schöner, im Deutschen nicht nachzuahmen: Kongemoder — Kongemorder) ist an geeigneter Stelle im fünften Akt vorausgeschickt und wirft sein Licht auf den tieftragischen Schluß hinüber.

„Königsmutter! Das ist ein stolzes Wort!" hat Frau Inger selbst gesagt. „Nur ein Aber ist dabei, — daß es so häßlich anklingt an ein anderes Wort: Königs m u t t e r und — Königs m ö r d e r. Königsmörder heißt, wer einem König das Leben raubt — Königsmutter heißt, wer einem König das Leben schenkt. Wohlan, ich will Ersatz schaffen für das, was ich nahm". Aber was sie g e n o m m e n, hat sie ja bereits ihrem S o h n e genommen, der Tote ist nicht Graf Sture, wie sie gemeint.

Das Stück legt den Vergleich mit allerlei Schicksalstragödien nahe, es ist aber keine. Inger Gyldenlöve selbst schmiedet sich ihr Schicksal. Die Katastrophe ist nicht von einem blinden Fatum herbeigeführt, sondern von der ewigen Gerechtigkeit „jenseits der Sterne".

Der Farbenton des Dramas ist natürlich ein sehr ernster, düsterer. Sogar die äußere Beleuchtung, in welche die Szenen gerückt sind, wirkt dazu mit. Treffend schreibt Roman Woerner (H. Ibsen I S. 54): „Sein Drama ‚Catilina', meint Ibsen, gehe wohl deshalb bei Nacht vor sich, weil er das Stück des Nachts geschrieben habe; hier ist die Hand-

lung mit bewußter Kunst in eine stürmische Nacht verlegt. Nur der Widerschein des Herdfeuers, Ampel- und Kerzenlicht beleuchten die Gestalten in dem düsteren, unheimlichen Rittersaale."

Raffiniert ist auch des Volkes Gespensterglaube, sodann die Schrecknisse der Familiengruft und anderweitige Romantik ausgenutzt. Das Dunkle im Menschenleben übte schon damals auf Ibsen eine große Anziehungskraft aus, und nach der Lektüre der „Herrin von Oestrot" fühlt man sich im Hinblick auf spätere Werke des Dichters zu dem Gedanken versucht: „Nacht muß es sein, wo — Ibsens Sterne strahlen."

Daß auch dieses Werk, teilweise wenigstens, aus der Situation und Stimmung des Dichters herauswuchs, versteht sich bei Ibsen eigentlich von selbst. Doch waren die antreibenden Momente diesmal ohne direkten Belang für die Haupthandlung. „Frau Inger auf Oestrot", bekennt Ibsen in seinem Briefe an P. Hansen (28. Okt. 1870), beruht auf einer schnell angeknüpften und gewaltsam abgebrochenen Liebschaft". Diese Erklärung kann uns aber bitterwenig nützen, und wir tun am besten, sie bei Beurteilung des Dramas einfach außer acht zu lassen, da sie doch keinen tieferen Blick in die Zusammenhänge gewährt, denn der junge Ibsen und das von ihm verehrte „Feldblumenkind von sechzehn schimmernden Sommern"[1]) konnten doch nicht so ohne weiteres die Vorlage bilden zu dem dänischen Ritter Nils Lykke und Ingers Tochter Eline, deren Schwester der unheimliche Mann verführt und in den Tod getrieben, um jetzt auch noch durch Ingers eigne Verblendung das Unglück der einzigen überlebenden Tochter zu werden.

(Ein zweiter Artikel folgt).

1) Dieser Ausdruck ist aus dem Gedichte „Feldblumen und Topfpflanzen" entlehnt, das sich nach Ibsens eigener Angabe auf dies Verhältnis bezieht.

XIX.

Die Wurzeln des deutschen Febronianismus.

Von Leo Mergentheim.

Die Blicke der Katholiken sind heute nach Frankre gerichtet, um den Kampf zu beobachten, den dort die Kir mit den kirchenfeindlichen Elementen des Staates zu füh hat. Wie oft hat man nicht schon gefragt, was trägt de eigentlich die Schuld an diesen traurigen Zuständen? W oft hat man nicht schon einen bedeutenden Teil jener Sch den allzugroßen Freiheiten zugeschrieben, deren sich die ga kanische Kirche in der Neuzeit erfreute. Jahrhunderte la stand die französische Kirche in Opposition zum Primat u verteidigte mit Zähigkeit ihre wirklichen und vermeintlich Freiheitsrechte. Erst die Ereignisse von 1870 haben Diskussion dieser Freiheiten beendigt. Ist es nicht ein merkenswertes Schauspiel, die Kirche, die der Hort d festesten Episkopalismus durch Jahrhunderte bis auf uns Zeit war, zusammenfallen zu sehen. Das rückt auch d Nichthistoriker den Episkopalismus wieder in den Gesichtskr des Interesses.

Auch deutsche Bischöfe standen einst in Opposition zu Papste, um ihre Selbständigkeit scharf, allzuscharf zu beton Aber bei uns ist diese Periode deutschen Episkopalism schon längst überwunden, historisch geworden.

Es war im Jahre 1763, da erschien zu Frankfurt e Buch, dem der Vorzug zuteil wurde, daß es nicht, wie f

alle wissenschaftlichen oder belletristischen Erzeugnisse jener Tiefstandsperiode deutschen Geistes, der baldigen Vergessenheit anheimfiel. Ein gewisser Febronius publizierte unter dem Titel de statu ecclesiae eine kirchenpolitische Programmschrift, die für unser Vaterland eine ähnliche Bedeutung gewann, wie Pithou's Libertez de l'Église Gallicane (1594) für Frankreich. Hier wie dort handelte es sich um das Verhältnis des päpstlichen Primates zum Episkopate. Febronius ging nicht so weit, den Primat völlig zu leugnen, das konnte und wollte er nicht, denn er nannte sich katholisch. Ja sogar nicht nur den primatus honoris, den Ehrenvorrang des römischen Bischofs, erkannte er an, sondern auch im Grundsatz den primatus iurisdictionis, die rechtliche Ueberordnung über die anderen Bischöfe. Der Nachfolger Petri ist auch ihm das centrum unitatis.[1]) Aber bei dieser prinzipiellen Anerkennung blieb es, denn Febronius erkannte von allem Primatialrecht nur einige, unbedeutendere Befugnisse als „wesentliche Primatialrechte" an.[2]) Er schränkte den primatus iurisdictionis auf ein unwesentliches Minimum ein. Vor allem sprach er dem Papste als fremdem Bischof in den anderen Diözesen jede Dispensations- und Absolutionsgewalt ab.[3]) Das Werk erregte ungeheures Aufsehen. Nicht so sehr seines Inhalts wegen, denn wie wir noch erwähnen werden, sind diese Gedanken im deutschen Kirchenrecht jener Zeit durchaus nicht neu. Der Verfasser gab dem Buche die Bedeutung: der hervorragende Jurist und Weihbischof von Trier, Nikolaus von Hontheim. Hinter diesem Prälaten wiederum standen, um den ausgesprochenen Lehren den Rückhalt ihrer Macht zu geben, vor allem die drei geistlichen Kurfürsten. Ihre Kirchenpolitik realisierte nun das Programm des Weihbischofs. Es begann der jahrzehntelange offene Kampf zwischen diesen Kirchenfürsten und der Kurie,

---

1) Febronius c. VIII, n. 1, S. 574 f. 2) Ders. c. II, V.
3) Ders. c. 8, n. 6583.

der schier unheilbar dauerte, bis die französische Revoluti
am Rhein des Papstes wie der Bischöfe Jurisdiktion v
der Tafel wischte. Febronius aber hatte mit seiner Pr
grammschrift diesem Episkopalismus die Grundlage, ja d
Kirchengeschichtsperiode den Namen gegeben.

Wie bei jeder Einzelperiode der Kirchengeschichte, so
es auch bei der des Febronianismus falsch, sie als etw
Selbständiges, Abgegrenztes zu betrachten. Ohne Geschicht
baumeisterei zu betreiben, muß man die Entwicklung d
katholischen Kirche als ein Ganzes, die Einzelimpulse a
durch Jahrhunderte gehend auffassen. So möchte ich au
hier mit der alten Professorenphrase beginnen: dieses Instit
ist älter, als man bisher glaubte. Jedenfalls ist es grun
falsch, wie bisher geschehen, den Febronianismus nur a
ein Produkt des 18. Jahrhunderts, von Absolutismus u
Aufklärung anzusehen. Ja, wenn wir vom Episkopalism
sprechen, haben wir zunächst eine ganz andere Kirch
geschichtsperiode im Auge. Die Blütezeit des Mittelalt
brachte das Papsttum auf eine gewaltige Höhe der Mac
vollkommenheit in allen Dingen, alsdann aber trat
Niederlage im Kampfe gegen Philipp den Schönen die p
tische Hochblüte des Papstes in den Staub. Als nun
reale Macht geschwunden, da suchte die Kurie durch juri
schen Ausbau der primatialen Rechte eine anders geart
Machtperiode des Primats hervorzurufen. Es kam die E
stehungszeit der Reservate in Dispens- und Absolutionsma
und der juristischen Formulierung primatialer plenitu
potestatis. Wie immer, wenn die reale Macht der juristi
vindizierten nicht ihren Rückhalt leiht, so folgte auch j
auf die Anspannung der Primatialrechte eine ganz natürli
Reaktion. Im Staatskirchenrecht bezeugen das die in j
Periode fallenden ersten Konkordate. Im Verhältnis v
Primat zu den Bischöfen aber kam diese Reaktion zu gew
samem Ausdruck. Durch die große Revolution, die in d
drei Reformkonzilien zu Pisa, Konstanz und Basel die Kir

erschütterte, suchte der Episkopat den Primat in den Hintergrund zu drängen, die neu formulierte plenitudo potestatis zu beseitigen. Das ist die Periode des eigentlichen großen Episkopalistenkampfes. Damals war der Sitz der Bewegung nicht die einzelne Nationalkirche, sondern die Gesamtkirche, der Schauplatz des Kampfes die ökumenischen Konzilien. Das Papsttum ging siegreich aus dem Sturme hervor. Nicht Aeneas Silvius Piccolomini, Papst Pius II. war der stärkere, und Basel, das Konzil blieb supra Papam. Ich habe diese spätmittelalterliche Periode nicht näher zu behandeln, insbesondere auch nicht die Frage, inwieweit schon vorher in der Entstehungszeit der Dekretalien episkopalistische Wünsche und Meinungen ans Tageslicht treten. Aber hier, in der Periode des gesamtkirchlichen Episkopalismus ist die Basis, auf der der nationaldeutsche Episkopalismus aufbaut.

In Frankreich hat sich die Oppositionsbewegung schon bald in gewisser Weise spiritualisiert, wozu in erster Linie die großen Juristen und Theologen der Sorbonne das ihrige taten. Ich nenne nur Peter de Cugnières und andere, deren Wirken Leclerc und Renan in ihrer französischen Literaturgeschichte des 14. Jahrhunderts uns überliefern. — Ganz anders bei uns. In Deutschland war die Opposition in erster Linie eine politische. Erst viel später haben die deutschen Literaten die Aktionen der geistlichen und weltlichen Fürsten unterstützt. Das charakterisiert diesen ganzen Episkopalismus, der im wesentlichen ein politischer und diplomatischer Kampf der Fürsten gegen die Kurie um Macht und Jurisdiktion ist.

Die Grundlage für die deutschen Episkopalistenbestrebungen bildet das Konzil von Konstanz. An die Verhandlungen in der causa reformationis anknüpfend, suchten die Eiferer für Freiheit des deutschen Kirchenregiments in der nun folgenden Konkordatsverhandlung den Schwerpunkt der hierarchia iurisdictionis mehr von Rom in die Heimat zu verlegen. Das Wiener Konkordat von 1448 bildet den ersten

Abschluß hierin. Es stellt eigentlich einen Kompromiß dar. Wie jeder Kompromiß aber bot es nur die Basis neuer Kämpfe. Die indices in partibus, durch die der Papst die deutschen Sachen in der Heimat entscheiden lassen wollte, bleiben vorläufig auf dem Papiere stehen. In klarer Erkenntnis charakterisiert Aeneas Silvius Piccolomini den Vertrag: Wir haben einen Waffenstillstand, keinen Frieden. Schon 1450 ist daher darauf das erste gravamen aus Deutschland gegen den päpstlichen Stuhl zu verzeichnen, das sich insbesondere neben der Abstellung der Mißstände im kirchlichen Leben mit der Frage der Ausübung der kirchlichen Jurisdiktion befaßt. Ist dieses erste gravamen noch ein nichtoffizielles, so hatten doch schon 1439 die deutschen Fürsten in dem Annahmedekret der Konzilsbeschlüsse von Basel sich beschwert, daß man sich wegen aller Dispens- und sonstigen jurisdiktionellen Entscheidungen nach Rom wenden müsse. Es folgt nun eine Beschwerdeschrift nach der anderen. Besonders richtete sich im Verlauf der Entwicklung der Unwille des deutschen Volkes gegen des Papstes Gesandte und die Ausübung ihrer Vollmachten. Beliebt waren die Legaten wegen der allzustarken finanziellen Ausbeutung ihrer Dispens-, Absolutions- und sonstigen Vollmachten in Deutschland nie gewesen (Hauck IV. 176 f.).

Als aber im Anfange des 16. Jahrhunderts die Nuntiaturen aus gelegentlichen zu ständigen wurden und diese ständigen Nuntien vom Papste mit weitgehenden Vollmachten, Fakultäten genannt, ausgerüstet wurden, da wurden den Fürsten wie Bischöfen diese Nebenbuhler in ihrer Jurisdiktion doch bald gar unbequem. In allen Beschwerdeschriften des 16. Jahrhunderts wenden sich die deutschen Machthaber in erster Linie gegen diese Nuntiatur-Fakultäten. So protestierte man in den großen gravamina der deutschen Nation gegen die Kurie, welche die Stände 1522 erließen auf das energischeste gegen dieselben.

Vom Konstanzer Konzil bis zum Wormser Reichstag

verfolgt Gebhard in seiner Schrift „die gravamina der deutschen Nation gegen den römischen Hof" die ganze Geschichte dieser Opposition gegen die Kurie und verzeichnet die zahlreichen einzelnen Beschwerdeakten. Die Schrift hat aber, bei aller Genauigkeit der Forschung, die Fehler jeder Tendenzschrift an sich. Gebhard betrachtet alle diese gravamina als ein Vorspiel der Reformation. Er vergißt dabei völlig, was er selbst im Vorworte bemerkt, wie streng sich die causa fidei von der causa reformationis scheidet, und daß die größten Oppositionellen auf disziplinarem und kirchenrechtlichem Gebiete die strengsten und festesten waren, was die Irreformabilität des Dogmas angeht. Mag man über diese Opposition denken wie man will, Reformatoren im Sinne Luthers waren die deutschen Stände nie, noch wollten sie es sein. Gebhard vergißt ferner, daß die Reformation in diesem Kampfe der deutschen geistlichen und weltlichen Stände gegen Papst und Nuntien auch in keiner Weise einen Abschnitt, viel weniger den Abschluß bildet. Nach Luthers Auftreten und der Kirchentrennung blieb die Stellung der katholischen Prälaten und Stände gegen Papst und Nuntien genau die gleiche. Der Kampf um die Jurisdiktion geht ununterbrochen weiter. Die Fortsetzung der Gebhard'schen Sammlung der Kampfesakten aus der Opposition der Stände gegen Nuntius und Papst (mit deren Materialsammlung ich begonnen habe), ergibt klar, daß die Opposition statt zu verschwinden, immer stärker wurde. Einige Mitteilungen aus dem Rheinlande, dem Heim des Febronianismus, zur Illustration. Als 1579 Gebhard Truchseß von Waldburg, durch seine Apostasie das Erzstift Köln beinahe protestantisiert hatte, sandte der Papst 1584 zur Unterstützung des Bayernherzogs Ernst, der als katholischer Erzbischof den bedrohten Besitz hielt, einen ständigen Nuntius mit ausgedehnten Vollmachten nach Köln. Obwohl nun 1595 der Erzbischof Ernst in dem sogenannten Coadjutorievertrage die Fakultäten des Nuntius Garzadore ausdrücklich anerkennen mußte, konnte ich doch schon 1609

von demselben Erzbischofe ein scharfes Edikt gegen jede Ausübung von Gerichtsbarkeit durch den Nuntius verzeichnen. 1638 wird das Edikt durch den Nachfolger des Erzbischofs, Ferdinand, erneuert, und es bietet überhaupt im 17. Jahrhundert fast jedes Jahrzehnt etliche Konflikte zwischen Erzbischof und Nuntius. Der Erzbischof protestiert bald beim Reichskammergericht, bald beim Reichstag, bald beim Kaiser gegen die Ausübung der Nuntiaturvollmachten. Es genügen hier diese kurzen Mitteilungen, daß von der Gründung der rheinischen Nuntiatur bis zu des Febronius Zeiten ein ständiger Kampf zwischen Nuntius und Erzbischöfen herrschte. Es genügen auf der einen Seite diese Mitteilungen, um Gebhards Auffassung, daß die vorreformatorischen gravamina nur ein Vorspiel der Kirchentrennung gewesen, zu widerlegen, genügen andererseits zum Beweis, daß die Kämpfe zwischen Nuntius und Erzbischöfen im Zeitalter des Febronius nur das Ende einer mit dem Wiener Konkordat anhebenden Entwicklung sind.

Daß das Verhältnis dieser Kirchenfürsten zum Nuntius im 18. Jahrhundert, also in der Zeit kurz vor des Febronius Auftreten nicht besser geworden, möge folgende Anekdote kurz illustrieren. Im Jahre 1723 erhielt Nuntius Cajetan de Cavallerii vom Papste die Vollmacht, auch in der Fastenzeit den Fleischgenuß zu erlauben. Er übermittelte nun diese Vollmacht durch Subdelegation dem Erzbischof Lothar Franz von Mainz. Dieser aber sandte dem Nuntius postwendend einfach den Subdelegationsbrief zurück, weil er empört sei, sich von dem Nuntius, als einem fremden Bischof, für seine Diözese ein Recht erteilen zu lassen. Die Erzbischöfe erkannten also auch im 18. Jahrhundert keinerlei Jurisdiktion des päpstlichen Vertreters in ihren Diözesen an.

Somit ist also der berüchtigte rote Faden gefunden, der, vom Anfange des 15. Jahrhunderts bis in die Zeit des Febronius führend, die Entwicklung der Opposition gegen die Ausübung nichtbischöflicher kirchlicher Jurisdiktion im

Rheinlande bezeichnet. Interessanter noch ist es, die Stellung der Bischöfe zu der päpstlichen Dispensationsgewalt historisch zu untersuchen.[1]) War doch dies die zweite gefährlichere Seite des Febronianismus, daß die episkopalistischen Kurerzbischöfe erklärten, wir, die Ordinarien der Diözesen, sind die Träger der Dispensgewalt, auch wenn es sich um Befreiung vom gemeinen Rechte handelt. Diese Prälaten der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nahmen alle Dispensgewalt für sich iure proprio in Anspruch.

Die Literatur der Kirchengeschichte stellt sich nun im allgemeinen zu diesen Tatsachen so, daß sie diese selbstverständlich unberechtigten Forderungen aus den Anschauungen der Aufklärung einerseits, des Rokokoabsolutismus und seiner Staatsbegriffe andererseits erklärt. Man weist darauf hin, wie seit mehr denn hundert Jahren vorher die Bischöfe vom Papste Vollmachten, in des Papstes Namen Dispense zu erteilen, angenommen und so stets auch im 16. und 17. Jahrhundert das päpstliche Dispensrecht anerkannt hätten. Im krassen Gegensatz dazu behaupten die zeitgenössischen Episkopalisten in der Broschürenliteratur jener Zeit scheinbar in schroffem Widerspruche mit der Geschichte: nie haben die rheinischen Ordinarien des Papstes Dispensgewalt anerkannt, stets aus eigenem Rechte dispensiert. Mit den Vollmachten habe die Kurie die Bischöfe rein übertölpelt. Die Urkunden wurden von Rom übersandt und von den Ordinarien einfach ad acta, resp. in den Papierkorb gelegt.

Beide Darstellungen sind grundfalsch. Zunächst haben die rheinischen Erzbischöfe bis zu des Febronius Zeiten es nie gewagt, des Papstes Dispensgewalt offen und prinzipiell zu leugnen. Damit hätten sie sich von dem Boden der katholischen Lehre entfernt, die Einheit mit dem Stuhle Petri

---

[1]) Zu dem folgenden wird näheres mein in den kirchenrechtlichen Abhandlungen von Prof. Stutz bei Enke, Stuttgart, demnächst erscheinender Band: Die Entstehung der Quinquennalfakultäten pro foro externo etc. bringen.

aufgegeben. Sie wären schismatisch geworden. Sie haben auch nicht die Dispensvollmachten, wenn ihnen solche von Rom verliehen wurden, nur aus Höflichkeit angenommen und in den Papierkorb gelegt. Stets nahmen sie gerne diese Vollmachten an, ja sie erbaten dieselben. Nur zwei Daten. 1573 bezeichnet der Erzbischof Jakob III. von Trier dem Nuntius Gropper gegenüber die ihm vom Hl. Stuhl delegierten Dispens- und Absolutionsvollmachten als gratissimas et pro archiepiscopalis muneris debita executione plane necessarias. Jakob III. dachte also nicht daran, iure proprio zu dispensieren, sondern nahm höchst erfreut päpstliche Vollmachten an. Im J. 1639 aber hätte Kardinalstaatssekretär Barberini den Gesandten des Erzbischofs Ferdinand von Köln beinahe vor die Türe gesetzt, weil er einen Antrag auf Verleihung einer solchen Vollmacht so lang und umständlich und mit superflue parole auseinandersetzt. Also hat man sogar die Vollmachten selbst beantragt. Schon diese Mitteilungen und noch mehr das folgende beweisen, daß die Erzbischöfe sich nicht prinzipiell schon in früherer Zeit das Dispensrecht in eigenem Namen angemaßt haben, daß die episkopalistischen Broschüren mit der Geschichte im Widerspruch stehen. Aber doch sind die Bestrebungen der rheinischen Prälaten, sich in Besitz des Dispensrechtes iure proprio zu stellen, weit älter, wie man glaubt. Schon 1585 erteilte nämlich der Lütticher Generalvikar des Kölner Erzbischofs Ehedispense ohne päpstliche Vollmacht, wie, so erklärt er dem Nuntius, seine Vorgänger seit mehr denn hundert Jahren und alle benachbarten Ordinariate. Daraus sehen wir, daß man bereits um 1585 mißbräuchlich am Rhein ohne päpstliche Vollmachten Ehedispense erteilte. Die Ordinariate nehmen aber trotzdem kein Dispensrecht in eigenem Namen in Anspruch, sondern der genannte Generalvikar stützt sich für diese Usurpationen nur auf „alte Vollmachten der Vorgänger oder Gewohnheitsrechte". Ob der Nuntius Bonomi gegen den Mißbrauch einschritt, kann ich nicht feststellen. Jedenfalls erging es

einem Nachfolger des Generalvikars schlecht, denn dieser wurde, als er um 1605 aus vorgeblich eigenem Rechte Ehedispense erteilte, von Rom beinahe des Amtes enthoben. Um diese Usurpationen zu verhindern, verlieh nun Paul V. um 1605 dem Erzbischof Ernst für Köln und Lüttich die fraglichen Vollmachten durch päpstliche Delegation auf fünf Jahre. Die Kurkölner Ordinariate ließen die Indulte verfallen, ohne sie erneuern zu lassen, dispensierten aber ruhig weiter. So lebten die alten Usurpationen wieder auf und erst um 1625 bewog der Nuntius Caraffa Urban VIII., wieder mit päpstlichen Vollmachten den Mißständen abzuhelfen, die diesmal auf sieben Jahre lauteten. Der zeitige Erzbischof wagte, vom Nuntius auf die Usurpationen hingewiesen, nicht, Dispensrecht in eigenem Namen zu beanspruchen, sondern erbat eam potestatem supplex a Summo Pontifice. Als die neuen Vollmachten abgelaufen waren, begann das alte Spiel; im Jahre 1636 dispensierten die erzbischöflichen Ordinariate schon wieder ohne Vollmacht weiter. Wie Rom nun die Sache regelte, werden wir sehen. Die erwähnten Usurpationen stellen Versuche dar, hinterrücks, wenn nicht offen, so doch durch Usurpation tatsächlich in den Besitz des Dispensrechtes zu kommen. Hätte Rom die Sache vielleicht ein halbes Jahrhundert gehen lassen, würden sich dann die Ordinariate darauf berufen haben: wir dispensieren seit langer Zeit ohne päpstliche Vollmacht, also sind wir, meinetwegen durch Gewohnheitsrecht, im Besitz der Dispensationsmacht. Rom aber schritt stets rechtzeitig ein Es kam zu einem Kompromiß, in dem die Ordinariate die Dispensrechte, die sie bisher usurpiert ausübten, vom Papste in delegierten Vollmachten erbaten und erhielten.

Man sieht, es haben ebensowenig die episkopalistischen Literaten recht, die behaupten, die Erzbischöfe hätten nie des Papstes Dispensgewalt anerkannt, noch ist die heute herrschende Geschichtsauffassung richtig, daß die rheinischen Kirchenfürsten erst zu des Febronius Zeiten die Dispens-

macht in eigenem Namen erstrebten. Wir haben im Gegenteil gesehen, daß die Versuche, in Besitz des Dispensrechtes zu kommen, bis ins 16. Jahrhundert zurückreichen. So ging das Spiel mit Vollmachten, Verfallenlassen und Usurpationen bis ungefähr 1640, da beschloß Rom eine definitive Abhilfe. Von jener Zeit an nämlich verlieh in den sogenannten Quinquennalfakultäten die Kurie den Ordinariaten eine ganze Anzahl solcher Vollmachten zur Dispensation, Absolution ꝛc. auf fünf Jahre und sorgte von da ab für pünktliche Erneuerung dieser Vollmachten von fünf zu fünf Jahren. So waren die Bestrebungen der Erzbischöfe unterbunden. Ich unterlasse zu untersuchen, ob in jedem Einzelfall die Quinquennalfakultäten pünktlich erneuert sind. Im großen und ganzen ist das der Fall, das sehen wir aus dem Katalog der erlassenen Quinquennalen, den der Nuntius Pacca 1787 veröffentlichte. Freilich kommen auch in der Folgezeit stets Usurpationen besonders durch Ueberschreitung der Fakultäten vor, über die sich die Nuntien von Zeit zu Zeit beklagen, und die uns beweisen, daß durch die Konzession der Quinquennalfakultäten wohl die schlimmsten Mißbräuche, nicht aber das episkopalistische Bestreben in den Besitz der Dispensationsgewalt zu kommen unterdrückt war, bis dann, durch Febronius angereizt, die Kurerzbischöfe offen in Opposition traten und erklärten, was sie schon immer seit dem 16. Jahrhundert erstrebt hatten: wir, die Bischöfe, sind Herren über Dispensation und Absolution!

Somit sind die Wurzeln des kirchenpolitischen Febronianismus gefunden. Wir haben die episkopalistischen Bestrebungen um Dispensgewalt bis ins 16. Jahrhundert, den Kampf um die kirchliche Jurisdiktion im allgemeinen gar bis in den Anfang des 15. Jahrhunderts zurück verfolgt. Wir haben damit, was bisher nicht erkannt wurde, erwiesen, daß der kirchenpolitische Febronianismus nicht ein Produkt des 18. Jahrhunderts ist, sondern der End- und Kulminationspunkt einer Bewegung, die aus der episkopalistischen Re-

volution der Reformkonzilien ausfließend, durch alle Jahrhunderte der modernen deutschen Kirchengeschichte durchgeht. Freilich waren die Impulse der Aufklärungszeit nicht ohne Einfluß darauf, daß sich der Kampf in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu solcher Heftigkeit, ja beinahe bis zum Schisma der Erzbischöfe steigerte. Das beweist besonders die Literaturgeschichte des Febronianismus. Hier nur wenige Worte. Es liegt ein Buch des großen Kirchenhistorikers Brück vor, „Die nationalistischen Bestrebungen im katholischen Deutschland“, in welchem dieser Altmeister der Kirchengeschichte erweist, wie schon vor Febronius in der rheinischen Kirchenrechtsliteratur die Gedanken des Episkopalismus wach werden. Das Buch zeigt, wie Protestantismus und französische Philosophie die Lehrmeister der im 18. Jahrhundert entstehenden episkopalistischen Literatur waren. Aber leider ist Brücks Werk, 1865 zu Mainz erschienen, in der Forschung veraltet, und daher nicht mehr vollständig genügend. Besonders fehlt jede Untersuchung darüber, wie die französische gallikanische Literatur auf die deutschen febronianistischen Schriftsteller eingewirkt haben. Ich glaube, daß eine solche Untersuchung brauchbarere Resultate gezeitigt hätte wie Brücks Forschung.

So steigerte sich also in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts der jahrhundertealte deutsche Episkopalismus zum heftigen Kampfe zwischen den Erzbischöfen und der Kurie. An sich ist diese Bewegung selbstredend zu verwerfen, denn derartige Dezentralisationsbestrebungen sind mit der ganzen Struktur der una sancta catholica et apostolica ecclesia unvereinbar. Andererseits darf gesagt werden, daß der Febronianismus auch eine nationaldeutsche Bewegung war, und besonders in den für deutsches Volksgefühl so traurigen Zeiten des 18. Jahrhunderts ringt uns jede Regung deutschen Bewußtseins, also auch diese Seite der an sich verwerflichen Erscheinung, eine gewisse Sympathie ab. Daß die Bewegung vom niederen Klerus und dem Volke als eine nationaldeutsche vielfach aufgefaßt wurde, ist aus der reichen, meist

anonymen Broschürenliteratur klar ersichtlich, in der „deutsche Freimut“, „deutscher Sinn gegen Römertücke“ eine große Rolle spielt. Lassen wir es dahingestellt, inwieweit die nationalen Regungen der Skribenten ehrlich sind und inwieweit es sich nicht etwa mehr um Papsthaß, denn um deutsches Volksgefühl handelte. Diese Skribenten waren nicht die ausschlaggebenden Elemente und die Drahtzieher hatten sicher egoistische, nichtnationale Gedanken. Typisch ist als Beweis hiefür die Stellung des deutschen Episkopates zu der Opposition. Wie ein Mann treten nämlich die Bischöfe den Plänen der Erzbischöfe entgegen, in der klaren Erkenntnis, daß sie bei einer Niederlage des Papsttums die Leidtragenden sein und statt des Nachfolgers Petri die verweltlichten großen Kirchenfürsten zu Herren haben würden, statt eines Gebieters, vier Despotlein Mainz, Köln, Trier und Salzburg. Dieses Bewußtsein war in den Bistümern so stark, daß sogar Clemens Wenzeslaus von Trier, gleichzeitig als Erzbischof von Trier an den Emser Punktationen festhielt und in der Eigenschaft als Bischof von Augsburg sich gegen dieselben aussprach. So stellt sich denn der Febronianismus als einer der in Deutschlands Kirchengeschichte seit der Frankenzeit immer wiederkehrenden Versuche der Metropoliten dar, durch Trennung von Rom und Ausbau einer Nationalkirche die Herrschaft über den Episkopat zu erlangen. Einer jener Versuche, die Rom in Verbindung mit dem Episkopate glücklich immer abgeschlagen hat.

XX.

Ein katholischer Kunstforscher Oesterreichs.

(Monsignore Dr. Johann Graus.)

Vor kurzem beging einer unserer fleißigsten und tüchtigsten und zugleich stillsten und bescheidensten katholischen Geistesarbeiter seinen siebzigsten Geburtstag. Wer jemals Gelegenheit hatte, in die Werkstatt des kunstliebenden Einsiedlers im Grazer Priesterhause einen Blick zu tun, wer als Schüler den begeisterten Vorträgen des Jubilars lauschen durfte, wer dessen vielseitige kunstwissenschaftliche Interessen oder seine Tätigkeit als Ratgeber für die kirchliche Kunstübung von heute einigermaßen kennt, erschien persönlich oder im Geiste als dankbarer Gratulant mit einem Segenswunsche bei dem unermüdlichen Forscher. Gerade jetzt, wo die deutsche Kunstwissenschaft daran geht, ihre ganzen Kräfte zu streng organisierter Tätigkeit zusammenzufassen und dabei vielleicht neue Schritte nach vorwärts zu tun, wollen wir in liebevoller Erinnerung auch jener Männer gedenken, die den noch vielfach urweltlichen Boden dieser Wissenschaft zuerst urbar machen halfen und bereits ein reiches Material für den künftigen Weiterbau herbeischafften. Dr. Graus, einem solchen braven Arbeiter, den auch die reichsdeutschen Fachgenossen und Kunstfreunde schätzen, ziemt darum auch an dieser Stelle ein kleines Lorbeerblatt, wie es eben dankbare Schülerhand zu reichen vermag.

Es wird heute abschreckend viel über Kunst geschrieb
und gesprochen und man darf fürchten, daß die au
gewirbelten Schlagworte von „Kunsterziehung", „Volk
kunst" rc. durch Mißbrauch und endlose Wiederholung d
Menschen bald lästig werden. Allein ein lebhaftes Intere
an der Kunst und an allen Fragen, die sich auf diesel
beziehen, wird im übrigen auch der pessimistische Wel
betrachter den heutigen Kulturmenschen nicht absprech
Eine Anspannung aller künstlerischen Kräfte, ein Such
nach neuen Wegen, ein kühner Wagemut, ein ernstes Arbeit
zeichnet trotz aller Irrgänge und Auswüchse die moder
Kunstbewegung aus. Mit dem Interesse an der Kun
wuchs auch die Wertschätzung derselben bei den Gebildete
Sie gilt nicht mehr bloß als gleichgültiger Luxus, a
Zeitvertreib und Leckerbissen für vornehme Genußmensche
sondern es bricht sich allmählich immer mehr die Uebe
zeugung Bahn, daß die Kunst einem ernsten Bedürfnis d
menschlichen Herzens entgegenkommt, daß Kunstübung un
Kunstgenuß ganz entscheidende Funktionen des menschlich
Geistes sind. Gleichviel, ob sich der eine lieber der Mu
und Dichtkunst, der andere wieder den bildenden Künst
zuwendet. Ueber die Bedeutung der Kunst für das mensc
liche Geistes- und Gemütsleben kann sich am besten d
Kenner der Kunstgeschichte belehren, wenn er den vie
verzweigten Entwicklungsgängen, dem Aufkeimen, Blühe
und Verblühen der Künste bei den großen Kulturnatione
nachgeht. Das schöne Wort Herders von der Volkspoesi
„Sie ist die Blume der Eigenheit eines Volkes" kann m
demselben Rechte auch von der bildenden Kunst au
gesprochen werden. In Rafael und Lionardo hat der Gei
der italienischen Kultur nicht minder eine herrliche Gesta
und feinstes Leben gewonnen als in den mächtigen Terzine
der ‚Divina Comedia' oder in den frühlingszarten Liebe
kanzonen der ‚Vita nuova'. Wie ferners die schimmern
Blume der Kunst und die Religion, das höchste Licht jede

Kultur, einen ewigen Bund schlossen, hat vor 100 Jahren A. W. Schlegel in wohllautenden Stanzen, das haben Wackenroder und die übrigen Romantiker oftmals mit edlem Enthusiasmus verkündet. Und wer immer eine katholische Kirche zur Zeit des feierlichen Gottesdienstes betritt, sieht diesen Bund verwirklicht und wird überwältigt von dem großen Zusammenklange des Wahren und Guten mit dem Schönen, er fühlt den Zauber des großen heiligen Gesamtkunstwerkes der Liturgie, in welchem Poesie und Musik, Architektur und Plastik, Malerei und alle Formen der schmückenden Kleinkunst sich zum herrlichen Chorus vereinigen, der das Lob des Ewigen verkündet. Kein anderes Kunstwerk auf Erden kann diese seelenbesiegende, mächtige Wirkung erreichen, wie das Universalkunstwerk in unserer Kirche, wenn es sich in seinem ganzen glänzenden Reichtum und in seiner unermeßlichen Gedankentiefe rein und ungehemmt entfalten kann.

Tausend und Tausende fühlen es: aber nicht viele bringen es sich zum klaren Bewußtsein.

Der Mittel und Wirkungen, des Sinnes wie der Formen dieses einzigen Kunstwerkes sich klar bewußt zu werden, ist vor allem Sache des katholischen Geistlichen, des geweihten Dieners in diesem Heiligtum, das zugleich das Heim hoher Kunst ist. Und es gehört sicherlich zum Schönsten, die kirchliche Kunst, ihre Geschichte, ihre bewundernswerten Großtaten, die unschätzbaren Erbstücke vergangener Jahrhunderte, ihre Verbindung mit dem Kultus und ihr innerstes künstlerisches Wesen nach allen Richtungen zu studieren, um dann wieder dem gläubigen Volke die sinnvolle Bedeutung und Schönheit des Gotteshauses verständlich und vertraut zu machen. Als Vorbedingung für die richtige Erfüllung dieser Aufgabe erkannten daher frühzeitig verschiedene kunstfreundliche Bischöfe in Deutschland und Oesterreich die Einführung eigener kunstgeschichtlicher Vorträge für die Kandidaten des geistlichen Standes an. Eine Reihe deutscher

Diözesen erfreute sich dieser Einrichtung vor einem halben Jahrhunderte und unsere Seckauer Diözese blieb hinter jenen nicht zurück. In den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts übernahm es zuerst der „Landesarchäologe" Karl Haas, der von den steiermärkischen Landständen berufen war, die mittelalterlichen Denkmäler unseres Landes zu durchforschen und durch Vorträge im Joanneum den Sinn für alte Kunst einem weiteren Publikum zu erschließen, auch den Theologen kunstgeschichtliche Vorträge zu halten. Nach diesem kurz währenden Versuch trat zuerst Professor Dr. F. Wagl und nach ihm P. Ulrich Greiner aus dem Stifte Rein an Haas' Stelle im fürstbischöfl. Priesterhause. Nach P. Ulrichs Tod (1875) kam die Reihe an Dr. Graus, welcher in den langen Jahren seines Wirkens die Art des Unterrichts der möglichsten Vervollkommnung entgegenzuführen strebte. Die 1875 geschaffene Dozentur für Kunstgeschichte und christliche Archäologie wurde erst in jüngster Zeit der theologischen Fakultät an der Grazer Universität angegliedert.

Dr. Graus, der diesen Lehrstuhl jetzt inne hat, ist geboren am 21. Novbr. 1836 im reizend gelegenen Markte Deutsch-Landsberg. Er studierte in Graz Gymnasium und Theologie und erhielt als Theologe seine erste Anregung zum kunstwissenschaftlichen Studium durch die Vorträge des oben erwähnten Archäologen Haas. Im übrigen ist er ganz und gar ein selfmademan, der studierend und zeichnend sich von den ersten Anfängen an die Vertrautheit mit seiner Wissenschaft Schritt für Schritt erringen mußte.

In welcher Weise unser Jubilar seit so vielen Jahren sein Lehramt versieht, das wissen die Hunderte von dankbaren Schülern, die sich je um den breiten massigen Tisch in seinem schlichten, büchergefüllten Arbeitszimmer versammelten. Wie gerne denken wir alle an die anregenden Stunden zurück! Wie dort vor unserem Auge und Geiste die Denkmäler Aegyptens, Assyriens, Persiens, Indiens, die

schöne Welt der griechischen Architektur, der Prunk der römischen Prachtpaläste vorüberzogen, wie sich dann ausführlicher die Entwicklungsphasen der christlichen Zeit als altchristliche Bauweise, als byzantinischer, romanischer und gotischer Stil und die vielgestaltige Renaissance anschlossen, wie Plastik und Malerei in Wort und Bild unser Interesse fesselten, das hat, glaube ich, niemand von uns vergessen und sollten auch schon Jahrzehnte zwischen jenen Stunden und heute liegen. An den großen Ueberblick über die Kunstgeschichte schloß sich dann erst das engere Gebiet der christlichen Kunstarchäologie im besonderen an', die Vorträge über die mancherlei Objekte, welche im Kirchengebäude dem katholischen Kultus dienen: Altar, kirchliche Gefäße, Paramente, Orgel, Glocken und alle übrigen größeren und kleineren Einrichtungsgegenstände des Gotteshauses, sowie eine Uebersicht über die kirchlichen Denkmäler Steiermarks.

Was uns immer aufs neue an diesen Vorträgen entzückte, war außer dem ausgebreiteten Wissen über das Gesamtgebiet wie über die kleinsten Details die begeisterte, hingebende Art, die geradezu persönliche Leidenschaft, mit welcher Dr. Graus bedeutende kunsthistorische Erscheinungen, besonders die großen und größten Kunstwerke schilderte, heute den Kölner Dom, ein andermal die Peterskirche, dann wieder Rafaels Madonnen usw. Durch sein enthusiastisches Wort, durch eine rührende Ergriffenheit, mit welcher unser Lehrer in den Werken lebte, die aus jedem Wort und jeder Handbewegung sprach und selbst die zufälligen Interjektionen durchzitterte, wußte er den Zuhörer unfehlbar für die Sache zu gewinnen und ihm immer neue Schönheiten des besprochenen Werkes aufzuschließen.

Die wertvolle Aussaat, welche diese Vorträge in die Geister so vieler Zuhörer streuten und noch immer streuen, ist aber erst ein kleiner Teil der Lebensarbeit unseres Jubilars. Ebenso vielseitig und noch dauernder als durch sein Lehrwort wirkt Dr. Graus durch seine schriftstellerische

Tätigkeit. Es sind zwar keine dicken Bände, die er als selbständige Schriften veröffentlichte, sondern eine Reihe kleiner aber inhaltsreicher und selbständig durchdachter Publikationen. Ich nenne nur folgende: „Die zwei Reliquienschreine im Dome zu Graz" (1882), „Die katholische Kirche und die Renaissance" (1886), „Ueber eine Kunstanschauung" (1889), „Reise nach Spanien" (1891), „Die Herz-Jesukirche in Graz" (1891), „Uebersichtliche Schau auf die Kirchen der Diözese Seckau" (1893), „Vom Gebiete der kirchlichen Kunst" (1904), „Maria im Aehrenkleid" (1904), „Conceptio Immaculata in alten Darstellungen" (1905). Den weitaus größten Teil seiner Studienergebnisse legte Dr. Graus in den 36 Jahrgängen des „Kirchenschmuck" nieder, in welchem fast vollständig die Vorarbeit für eine Geschichte der kirchlichen Kunst in Steiermark aufgespeichert erscheint. Dazu kommen noch viele interessante Abhandlungen mit wertvollen Ergebnissen über die alte Kunst der anderen Kronländer Oesterreichs und endlich noch eine stattliche Reihe von Arbeiten, die über das lokale Interesse weit hinausreichen und entweder der allgemeinen Kunstgeschichte und der christlichen Archäologie oder wichtigen prinzipiellen Fragen derselben gewidmet sind. Eine Auswahl aus diesen lehrreichen Studien enthält das Buch „Vom Gebiete der kirchlichen Kunst". Hier finden wir z. B. eine vollständige Darstellung der Stilentwicklung in der christlichen Architektur mit besonderer Berücksichtigung der einschiffigen Kirchenbauten. Oefters muß Dr. Graus gegen unnötige Einseitigkeiten in kirchlichen Stilfragen Stellung nehmen. Er knüpft seine gründlichen Erörterungen gerne an Kunststreitfragen, wie sie der Tag bringt. Wenn z. B. P. Tschakert in einer Schrift für den protestantischen Kirchenbau bloß die Frühgotik als zulässig erklärt, so war dies für den Herausgeber des „Kirchenschmuck" ein Anlaß zur Untersuchung der Stellung, welche die Zentralbauten als Schloßkapellen, Grab-

kirchen, Taufkirchen und als Nachbildungen des hl. Grabes in Jerusalem in der christlichen Kunst einnehmen. Mit Fug und Recht verteidigt unser Kunsthistoriker wiederholt den schönen mannigfaltigen Reichtum innerhalb der christlichen Kunst gegenüber der willkürlichen und allzu ängstlichen Einengung des Gebietes derselben durch manche Theoretiker und Künstler („Die Kirche und die Kunst, die Kirche und die Stile", „Die Renaissance und die katholische Kirche"). Der kirchlichen Gesetzgebung liegt es auch ganz ferne, eine „Stiltyrannei" nach einer bestimmten Richtung auszuüben. Es kann sich auf katholischem Boden vielmehr jeder Stil entfalten und jeder Stil für Kirchenbauten benutzt werden, wenn er sich nur als praktisch erweist, dem Kultbedürfnis entspricht und die kirchlichen Traditionen achtet. Von diesem Gesichtspunkte aus mußten natürlich die überstrengen Gegner des Renaissancestiles nachdrücklich zurückgewiesen werden. Es wäre jedoch ein arges Mißverständnis, anzunehmen, Dr. Graus verwerfe den gotischen Stil zugunsten des Renaissancestiles. Er will einzig nur dem einen neben dem anderen in der kunsthistorischen und ästhetischen Schätzung den gebührenden Platz einräumen und die ganz unberechtigte Behauptung, der Renaissancestil sei „unkirchlich", ablehnen. —

Der „Kirchenschmuck" enthält außerdem die gehaltvollen und lehrreichen Abhandlungen über den Altaraufbau und seine Geschichte, über die gotischen Flügelaltäre, über fast alle einzelnen kirchlichen Einrichtungsstücke. Der Verfasser bleibt nie bei bloß archäologischen oder theoretischen Erörterungen stehen. Die alte Baukunst, Malerei und Plastik werden sozusagen immer mit Rücksicht auf den Kult, auf die kirchliche Ueberlieferung, auf die praktische Zweckdienlichkeit und auf die heutigen Anforderungen betrachtet. Und immer entwickelt sich so aus dem Alten leicht und ungezwungen das Neue. Gerade diese Seite der Kunstschriftstellerei unseres Jubilars wird noch immer zahlreichere Freunde finden.

Soll ich nun noch berichten von der sonstigen Tätig-

keit, von den ungezählten fachmännischen Gutachten, welche Dr. Graus für kirchliche und weltliche Aemter erteilte? Von seiner langjährigen Wirksamkeit als Obmann des „christlichen Kunstvereins“, von den Anregungen, die er Privatpersonen, Bauherren, Künstlern, Kunsthandwerkern zukommen ließ? Wann würde ich mit allem zu Ende kommen? Ein Wort geziemt allerdings noch der heroischen Opferwilligkeit und Selbstlosigkeit, mit welcher unser Forscher immer nur seiner Sache lebte, alles seiner Wissenschaft opferte und an seine Person immer zuletzt nur dachte. Die Kunstwissenschaft hat, nebenbei bemerkt, außer ihrer romantischen Seite auch einen auffallend „metallischen Beigeschmack“. Große Kunstwerke wollen auf langen Reisen aufgesucht sein; die immer mehr sich häufenden Publikationen, das zum Studium unentbehrliche gute Abbildungsmaterial kosten große Summen. Nun ist aber ziemlich bekannt, daß ein Kunstforscher in Oesterreich überhaupt nicht mit solchen Summen rechnen kann und der geistliche Kunstforscher naturgemäß noch viel weniger. Es staunt darum billig jeder Besucher bei Dr. Graus, daß es diesem doch gelungen ist, mit geringen Mitteln soviel zu erreichen. Und letzteres eben dadurch, daß er in seinem Eifer für die Sache den letzten Heller nur für Bücher und Anschauungsmittel hingab und für die eigene Weiterbildung auf Reisen in Oesterreich-Ungarn, Deutschland, Frankreich, Spanien, Italien. Im In- und Ausland, in der Großstadt und auf mühsamen Gebirgswegen ist der photographische Apparat sein steter Begleiter. Mit eigenen Aufnahmen vieler bisher unbeachteter Kunstwerke stattete er die Bände seiner Zeitschrift aus und vergrößerte er seine wissenschaftliche Sammlung, die schon Tausende von Nummern zählt. Wenigstens mit einem Worte erwähnen muß ich Dr. Graus' Tätigkeit als staatlich bestellter Konservator der steirischen Kunstdenkmäler, als Ratgeber bei Kirchenbauten und Kirchenerneuerungen und in verschiedenen anderen Fragen der vielberufenen Denkmalpflege. Eine Arbeit auf lauter Gebieten,

wo der Weg für den eifrigen Arbeiter sehr oft mit Dornen und Nesseln überwachsen ist, und wo man gar leicht statt des Dankes einen Abschiedsgruß erlebt, wie Parzival beim ersten Besuche der Gralburg. Es fehlte aber anderseits nicht an aufrichtiger Anerkennung der aufopfernden Mühe und des lauteren Wollens, von dem Dr. Graus zeitlebens beseelt war. Außer unzähligen ehrenden Beweisen der Anerkennung und Hochschätzung aus dem In- und Auslande sei hingewiesen auf die Auszeichnungen, die der Schematismus der Diözese vermeldet: Ehrenkämmerer Sr. päpstlichen Heiligkeit, fürstbischöfl. geistl. Rat, Ritter des k. k. Franz-Josephs-Ordens.

Möchten diese schlichten Zeilen, die lange nicht erschöpfen können, was sich über dieses stille arbeitsreiche Forscherleben sagen ließe, auch manchem Kunstfreunde im Deutschen Reiche draußen unseren trefflichen Landsmann, den wir in seiner österreichischen Heimat als Lehrer, Forscher, Ratgeber, als Priester und Menschen so hoch schätzen, in Erinnerung bringen. Nicht wenige kennen ihn ja als Kunstschriftsteller. Und er dient seit mehr als drei Jahrzehnten nicht nur der heimischen Kunst und Kunstforschung mit ganzer hingebender Seele, sondern nicht minder der kirchlichen Kunst im weitesten Umfange. Gott gebe, daß er diesem edlen Dienste noch lange so geistesfrisch und arbeitsfreudig erhalten bleibe, wie wir ihn jetzt in unserer Mitte sehen.

Graz. Dr. Johann Ranftl.

XX.

Los vom Materialismus![1])

Von Oberlehrer Dr. Reinhard Müller-Hildesheim.

Ein sonderbares Buch ist es, dessen Besprechung wir hier vorlegen. Als „Bekenntnisse eines alten Naturwissenschaftlers" führt es sich ein; sein Titel „Los vom Materialismus!" spannt. Es ist das Werk eines Gelehrten, der auf seinem Spezialgebiete mit Erfolg gearbeitet hat;[2]) er darf es die Frucht der Erwägungen eines langen Lebens nennen.

Religiöse „Vorurteile" sind es nicht gewesen, die dem Verfasser die Feder in die Hand gedrückt. Im Gegenteil: er gesteht sowohl ein, daß er „von Jugend an ein gut Teil seines Lebens der materialistischen Doktrin angehangen hat",[3]) als er auch sich noch zur Stunde zu der Anschauung bekennt: „Die Wissenschaft ist auch für mich die letzte ratio der Dinge, die einzige Quelle der Wahrheit" (S. 167).

Wenn das Buch dieses Naturwissenschaftlers einen starken Zug zur Religion hin bekundet, allerdings in sehr eigenartiger Weise, dann ist das auch ein Zeichen der Zeit. Alles in allem erscheint es uns als ein charakteristisches Dokument heutigen Geisteslebens von einer gewissen kulturhistorischen Bedeutung.

---

1) Los vom Materialismus. Bekenntnisse eines alten Naturwissenschaftlers. Von Prof. Dr. Adolf Mayer. Heidelberg 1906, Winter.

2) M. ist Agrikulturchemiker, geb. 1843 in Oldenburg. Hauptwerk Lehrbuch der Agrikulturchemie. 6. Auflage.

3) Vorrede IV; vergl. die Erinnerungen aus der Jugend des Vf.s S. 103/4.

Lassen wir, indem wir das Werk werten, wo es irgend angeht, den Verfasser selbst reden.

Was versteht er unter dem von ihm bekämpften Materialismus? Materialismus ist „jede Weltanschauung, welche die ganze Welt, auch die geistige, auf physikalische und chemische Erscheinungen zurückzuführen sich anheischig macht, und deßhalb folgerichtig Geist außerhalb vom Tier- und Menschenkörper, Gott und Unsterblichkeit nicht bloß nicht anerkennt, sondern als ungereimt verwirft“ (99). Er faßt unter Materialismus auch „diejenigen monistischen Anschauungen“, welche längst die Materie als das eigentlich Wesentliche des Seienden, und daher die Bezeichnung Materialismus verlassen haben — also auch dynamische Theorien bis zur neuesten Phase, der „Energetik Ostwalds“ (144/5). Zur Ueberzeugung der Vielen glaubt Verf. seinen Ausgangspunkt so allgemein wie möglich nehmen zu sollen; „daher ist mein Ausgangspunkt für die Lebensgrundsätze, denen hier das Wort geredet werden soll, das Glück“ (1).

So erweist sich Verfasser von Anfang an durchaus als Praktiker und charakterisiert sein Buch als „Aufbau einer menschlichen Glückseligkeitslehre“ (1).

Die erste Frage, die in dem Buche gestellt wird, heißt also: Kann der Materialismus glücklich machen?

Das erste Kapitel erörtert die Grundfrage: „Was ist Glück?“ Verf. will die mannigfaltigen Glücksformen auf zwei zurückführen. „Entweder beruht die Glücksempfindung auf der Voraussetzung einer über die sinnliche Welt hinausgehenden Welt“ (Transzendentales Glück: Seele als geistige Substanz neben der körperlichen, Unsterblichkeit, Himmel). „Oder aber das Glücksideal geht von dem Grundsatz aus: Hic est Rhodus, hic salta, das heißt, ohne daß darum die Existenz alles Uebersinnlichen geleugnet zu werden braucht, zunächst habe sich alles nach den wirklichen Verhältnissen dieser greifbaren Welt zu regeln“ (Irdisches Glück). „Dann kann man in jeder dieser beiden Gruppen wieder unterscheiden: Beglückung durch den Genuß und Beglückung durch die Arbeit.“ [1])

1) S. 3. Hier spricht Verf. von 3 Glücksformen, die er aber S. 6 auf 2 zurückführt (die Beglückung durch die Kunst ist unter 1 und 2 untergebracht).

Da der Materialismus von einem transzendentalen G
völlig absieht, dasselbe als Schwindel oder Verblendung
trogener Toren erachtet, so fragt sichs bei ihm nur, wi
um das „Irdische Glück" bestellt ist.

Im 2. Kapitel wendet sich nun Verf. der Kritik
materialistischen Genuß-Glücks-Ideals zu.

Er betrachtet den Genuß von der physiologischen S
und nennt die uns durch die menschliche Natur zugängli
Genußarten „hohe Prämien", welche die Natur auf bestim
Leistungen gesetzt hat, die der Erhaltung des Individu
oder der Gattung dienen. Die Ueberschreitung dieser von
Natur gesetzten Grenzen führt notwendig zum Unglück. A
auch der mäßig Genießende kann in dieser Art von Ge
sein Glück nicht finden, weil „diese Quelle des Genusses nie
reichlich genug ist, um das ganze Dasein auszufüllen" (
reichlicher überhaupt nur in sehr beschränkten Zeitgrenzen fl

Ergebnis ist also: „Der sinnliche Genuß läßt auch in
Flitterwochen unseres Daseins große Lücken, welche auch
besten Falle das Glück, welches so gewonnen wird,
unvollständig erscheinen lassen, und ferner kann hierin d
keine noch so raffinierte Entdeckung eine Veränderung gebr
werden, weil dieser Zustand eben auf der physischen N
unseres Körpers unabänderlich begründet ist" (12).

Aber auch von einer Seite, die Verf. die ökonom
nennt, betrachtet, ist das Glück im Genuß für die Mehr
der Menschen unmöglich; die wirtschaftliche Welt würde „
den Angeln gehen", wenn auch nur eine Mehrheit von Mens
das Genußideal als solches rücksichtslos anstreben würde,
eben„ der sinnlich Genießende zugleich in hohem Grade ökonom
konservativ ist".

„Ganz unabhängig von den Grundsätzen irgend e
religiösen oder ästhetischen Moral" ist also „das Glücksi
des Genußmenschen beseitigt".[1])

Ihm stellt Verf. „das Glück in der Tätigkeit" gegenü

---

1) S. 14. — Daß im Kunstgenuß des Lebens Glück nicht zu fin
S. 14–16.

Auch dieses soll gleich dem Genußglücke auf einem in der Natur grundgelegten Instinkt beruhen (21–22), ja es soll gar nicht so viel auf sich haben mit dem Unterschiede, der Art nach — zwischen der Lust des Genießens und der Befriedigung durch die Arbeit. Beide sind ihrem Ursprung nach mächtige Instinkte, durch die Natur in den lebenden Wesen großgezüchtet, von denen nur die ersteren mehr Beziehung haben auf die Erhaltung des Individuums und der Gattung, die letzteren mehr auf die Sippe oder Gesellschaft (23). Verf. versteigt sich hier bis zu dem Satze: „Hier aber wird nachzuweisen unternommen, ob zum erstenmal, weiß ich nicht, aber jedenfalls im Gegensatz zu allem mir in dieser Hinsicht Bekannten, daß die Arbeit und jegliche Leistung, ganz abgesehen von dem höheren sittlichen Standpunkte . . . eine Quelle des Glückes in sich birgt, genau desselben Ursprungs, wie die Quelle der Lust am Genießen" (28). Gewiß ist die Tätigkeit geeignet, „in sehr vielen Existenzen die geräumige Lücke auszufüllen, welche das bloße Genießen immer offen läßt" (28). Aber von da bis zu der Behauptung des Verf., daß die Arbeit und jegliche Leistung eine Quelle des Glückes in sich berge, ist noch ein sehr weiter Weg. Dem Spieltriebe im weitesten Sinne (und wie groß ist da das Grenzgebiet der aus dem Spieltriebe unternommenen „Arbeiten" . .) würde die Masse der Menschen wohl huldigen, um die Existenzlücken auszufüllen. Aber weitaus das Meiste von dem, was man Arbeit nennt, ist so geeigenschaftet, daß der Mensch sich zu ihr weniger aus Trieb zur Arbeit bequemt, als dem Triebe gehorchend, sich durch sie des Lebens Bedürfen zu verschaffen.

Nachdem Verf. diesen Teil seiner Ausführungen damit beschlossen hat, daß er in einem Bilde voll Spott und Hohn nochmals das falsche Genuß-Glücksideal des praktischen Materialismus an den Pranger stellt (38 ff.); nachdem er die Kraft- und Stoff-Theorie der Büchner und Genossen in ihrer ganzen Borniertheit mit scharfen Worten gezeichnet (41 Anm. 30); nachdem er auch die Mängel eines einseitigen Tätigkeits-Glücksideals aufgezeigt (42—44) — stellt er die Ergebnisthese auf: Das bleibend glückliche Leben kann mithin nur auf einer, die Natur der Dinge nachahmenden Abwechslung zwischen produktiver Arbeit und einer kleineren Menge für den Körper unschädlichen

Sinnenlust gefunden werden, wobei in einem höheren
zustande die Freude am Leben um das Vielfache gesteige
die Kunst im weitesten Sinne des Wortes" (44).

Die Frage des 5. Kapitels schließt sich naturgem
„Ist das Glück erreichbar?" Verf. bekennt sich zunä
Optimismus; aber sein Optimismus hält doch nicht st
der Betrachtung der Unsumme des Erdenunglücks, die i
Ausruf entringt: „Das Arsenal des Schmerzes ist gr
unerschöpflich." Aus solchen Betrachtungen erwächst fü
noch eine anscheinend äußerst günstige Beantwortung der
frage: „Viele Menschen sind glücklich oder können
werden; ja, unter gewissen Voraussetzungen kann ma
Ausspruch tun für die Mehrheit, vielleicht für ein
Mehrheit von Menschen. Aber man würde die Wahrh
kürzen, wollte man nicht hinzusetzen: Einige Mensc
unglücklich oder müssen unglücklich werden; eine al
Bürgschaft für Glück ist in dieser gegenwärtigen Welt n
gegeben; auch ist keine Organisation denkbar, die der
ein Ende machte, und: das Damoklesschwert des Unglück
einem jeden über dem Haupte, mag er sein Leben ei
wie er will" (50/51).

Er meint dazu: „seine Antwort wäre trotz der optim
Menschennatur (des Verf.) pessimistisch genug ausg
Aber es kommt noch ganz anders. Abgesehen von einer
zendentalen Lösung der Frage, die zeigen wird, daß s
die dunklen Lücken, welche die relative Glückseligkeitslehr
weilen läßt, auf dem Wege, welchen wir hier zu ge
zwungen sind, noch zu einem großen Teile ausfüllen las
fühlt er sich zu dem schrecklichen Geständnis verbunden
der bis dahin erreichten Stufe unserer Erkenntnis mü
vorläufig sagen: der Untergang der Welt wäre ein n
Glück; wenn es uns gelingen könnte, diese unsere E
Dynamit zu füllen und gegen den Mond zu jagen, s
dies eine wirksamere Tat als alles Flickwerk, mit d
den Glückszustand auf unserer Erde zu heben versuche
das aber nicht angeht, „so müssen wir uns eben nach
Mitteln umsehen, es auch in dieser gegebenen argen W
einem möglichst hohen Glückszustand zu bringen" (51/5

Daran schließt sich die entscheidende Frage: Wie nun muß der Mensch beschaffen sein, um die größtmögliche Anwartschaft zu haben auf die relative (überhaupt erreichbare) Glückseligkeit?

Diese Anwartschaft erhält er „durch die Moralität, und zwar durch die höchste Moralität, welche die Entwicklung der Menschheit kennt“ (52).

Zu dieser zum Glück führenden Moralität gelangt man nur durch das Nützlichkeitsprinzip. Das ist zu beweisen.

Den ersten Beweis führt Verf. indirekt: Da alle übrigen Wege, zur Moralität zu gelangen, sich ihm als ungangbar darstellen, „bleibt das Nützlichkeitsprinzip allein übrig, um zur Moral zu führen“ (53).

Zwei Wege sind dem Verf. Irrwege. Die Begründung der Moral auf die Religion zunächst. Daß sie abzuweisen sei, glaubt er durch folgendes Dilemma dartun zu können: „Entweder ist die Moral als Folgerung aus der Religion identisch mit der Moral aus dem erweiterten Utilitätsbegriff, und dann ist sie — die Religion — (als Grundlage) unnötig, oder sie ist es nicht, und in diesem Falle fordert sie Opfer an unserem Glücksbestand, die wir nicht bewilligen können, so lange das ‚Jenseits‘ noch problematisch ist“ (64). Und problematisch bleibt dem Verf. das Jenseits. Auch die zweite Begründung, die ihre Formulierung in dem Satze: „Das Gute um des Guten willen“ gefunden hat, lehnt M. als Selbsttäuschung und petitio principii ab (56, 64).

Bleibt also nur noch der bisher so viel angefeindete Utilitarismus übrig, den er folgendermaßen formuliert: „Nach dieser Auffassung soll eine sittliche Handlung diejenige sein, die dem Handelnden am meisten Glück in Aussicht stellt, natürlich nicht unmittelbar (sonst fielen Sittlichkeit und Egoismus zusammen), sondern am letzten Ende“ (57).

Diesen sonst vielfach verrufenen Utilitarismus will Verf. „retten“, ihn durch seine positive Begründung, die nun folgt, auf eine ganz neue Grundlage stellen, und zwar unter Voraussetzung der von ihm vorgenommenen „Glücksanalyse“ (65). Seine Einschätzung des Glückes durch Tätigkeit als unanfechtbar annehmend, argumentiert er so. Während der Genuß sich „auf die eigene Persönlichkeit beschränkt“, geschieht die „Arbeit, zumal

in unserem gesellschaftlichen Leben mit durchgeführter Arbeitsteilung ... zu einem großen Teil für einen andern, für unsern Nächsten" (66). Die Arbeit für den Nächsten aber beglückt. „Wer für den andern empfindet, als wenn der andere ein Stück von ihm selber wäre, gleichwie die Mutter für ihr Kind, der wird sich willig, ja freudig Handlungen unterziehen, die dem Genusse des andern dienen." „Dem Liebenden sind die Werke der Liebe selber genußreich" (67). So wird „die Lösung des Rätsels, da beide, Arbeit und Genuß, zur Befriedigung führen können, und somit der Liebende allein der große praktische Weltkünstler ist ... durch unsere Betrachtungsweise gegeben" (67). „Es ist ... der glückschöpferische Charakter der werktätigen Liebe, welche ... diese ans Wunderbare grenzende Wendung herbeigeführt hat" (69). Das „Resultat dieser Betrachtung" soll „in hohem Grade geeignet" sein, „eine mehr optimistische Stimmung über den Weltverlauf hervorzurufen" (69). Erhebung des Altruismus auf die Höhe des Egoismus (69 oben) — da liegt es, das ist „das Wahre". Der Altruismus trägt „auch auf dieser Grundlage mit der höchsten logischen Konsequenz den Sieg davon" (66).

Diese „höchste logische Konsequenz" können wir leider in der Argumentation des Verf. nicht finden. Er vertauscht unseres Erachtens zwei ganz verschiedenartige und verschiedenumfassende Begriffe: Arbeit für den Nächsten und werktätige Liebe. Er wird im Ernst nicht behaupten wollen, daß jeder Arbeit für den Nächsten glückschöpferischer Charakter innewohne. Finden die Millionen von Arbeitern darin ein Glück, daß sie an der Herstellung von Dingen „für den Nächsten" arbeiten? — Am Ende der Beweisführung ist freilich nur mehr von „werktätiger Liebe" die Rede. Aber auch da können wir ihm nicht beistimmen. Zunächst wie klein ist im Verhältnis zu den Tätigkeiten für den Nächsten im allgemeinen der Umfang der Werke tätiger Liebe im eigentlichen Sinne. Ferner hätte den Verf. sein Beispiel von der Mutterliebe stutzig machen sollen. Wenn die „Natur" (im Sinne des Verf.) die allerunerläßlichsten Werke des Altruismus auf Triebe von der Macht der Mutterliebe hat begründen müssen, damit sie nur in dieser „argen Welt" überhaupt geschehen, wie kann der Verf. dann

die Voraussetzung machen, der Altruismus im Sinne der „allgemeinen Menschenliebe", dessen Triebkraft mit jenem erstgenannten erfahrungsmäßig keinen Vergleich aushält, werde sich analog äußern und analog beglücken? — Dann sieht M. nur die eine Seite des Altruismus, das Beglückende; der Unsumme von Täuschung, Schwierigkeit, Qual, die bei den Werken des Altruismus zu überwinden ist, verschließt er sich. Wenn er ferner sogar als Stütze für seine Doktrin die altruistische Lehre des Christentums heranzieht, so übersieht er dabei, daß Christus gerade den Altruismus nur in einer unlösbaren Verkettung mit dem „Transszendentalen" gelehrt, daß er die ganze eschatologische Tragik des Geistes in die innigste Verbindung zu der Betätigung oder Unterlassung altruistischer Werke gebracht, daß er also auf einem ganz anderen Fundamente baute als auf der beglückenden Wirkung des Altruismus. Die Geschichte endlich liefert auch nicht im mindesten den Beweis, daß die Menschheit jemals geglaubt hat, Egoismus und Altruismus ständen in glücksschöpferischer Wirksamkeit auf gleicher Höhe.

Da sich — wie Verf. zugibt — historisch die Moral stets in Verbindung mit der Religion zeigt (70), so will er im folgenden sich darüber verbreiten, in welchen Beziehungen die Religion — diese stete Begleiterscheinung der Moral — zu diesem „relativ besten Mittel für irdische Glückseligkeit" steht. Er widmet diesem Thema Kap. 7—9.

Hier erleben wir das interessante Schauspiel, daß das Darwinistische Züchtungsprinzip, das dem Vf. als ausgemachte Wahrheit gilt, auf die Entstehung der Religionen angewandt wird. Vf. spricht selbst — er nennt's ein „kühnes Wort" — von einer „Züchtung der Religionen". Die Quintessenz seiner weit ausholenden, langgedehnten Erörterungen bekommen wir in dem Satze: „Man begreift so die Religion als eine, wohl durch einzelne geniale Propheten wesentlich geförderte, aber doch im ganzen aus halb instinktiven Elementen entstehende und wachsende Glückseligkeitslehre, die ihre Kraft daran (Druckfehler?) entlehnt, daß ihre Dogmata zu Handlungen antreiben, welche dem Individuum oder der Gesellschaft nützlich sind, ohne daß diese Nützlichkeit zurzeit direkt empfunden oder philosophisch nachgewiesen werden könnte" (96).

Was ist in diesem chemischen Prozeß aus der „Religion geworden! Was der „geläuterte Utilitarismus“ mit philo sophischer Nachweisung leistet, etwas davon bemüht sich au der niedrigen Stufe des Instinktiven, die Religion fertig zu bringen. Ihre ganze „Kraft“ besteht im Antriebe zu Hand lungen, die dem Individuum und der Gesellschaft nützlich sind Ihre Dogmata haben, abgesehen von ihrer Brauchbarkeit für das Lebensglück, keine Bedeutung. Da ist freilich alles „Trans szendentale“ bis auf jegliche Beziehung zu Gott „verdampft“.

Nach dieser Definition muß, lassen wir den Vf. reden, „die Religion uns erscheinen als ihrem Glaubensinhalte nach aus märchenhaften Annahmen bestehend, denen bloß praktisch ein gewisser Wert zukommt, weil sie eine scheinbare, aber sehr augenfällige Motivierung abgeben für eine moralische Handlungsweise, wie sie eben für unsere irdische Glückseligkeit die beste ist“ (97).

Wenn M. selbst erklärt, daß mit einer solchen Auffassung die Religion „degradiert ist von einer durch die Gottheit geoffenbarten Wahrheit zu einer Art . . . Eselsbrücke der Moral oder des Zweckmäßigen“ (97–98) — wer möchte ihm da widersprechen?

Aber dennoch! Man muß sie als „wichtigen Kulturfaktor hoch in Ehren halten“. Aber nur vorläufig, nämlich solange keine Mittel erdacht sind, um alle Klassen der menschlichen Gesellschaft so tief mit philosophischer Bildung zu tränken, wie es jetzt für einzelne wissenschaftlich Hochstehende möglich ist, und welche aus diesem Grunde der Anspornung zum Guten und der Tröstung im Leiden durch die Religion meinen entbehren zu können (105).

Also Achtung vor der Religion als Notbrücke zur Moralität für die geistig Zurückgebliebenen. Dasselbe Verhältnis, in dem sich die Philosophen des Heidentums zum Götzendienst der Masse stellten. Alles schon dagewesen.

Bei einer solchen Anschauung von Religion erübrigt es sich auch, von „wahren“ oder „falschen“ Dogmen zu sprechen; ganz folgerichtig teilt sie Verf. in „gute“ und „gefährliche oder unbrauchbare“ (126). Alles ist „Brauchbarkeit“! Was ist Wahrheit? —

Ja, was ist Wahrheit? — Darauf gibt er in dem äußerst lehrreichen 11. Kapitel seine Antwort. Es trägt die Ueberschrift: „Die Wahrheit der Religion".

Was ist denn die „Religion", deren Wahrheit er erforschen will? — Das Christentum ist es nicht, denn das ist keine Glückseligkeitstheorie im Sinne des Vf.s. („Wenn wir nur in diesem Leben auf Christus hoffen, dann sind wir elender daran als alle Menschen" I Cor. 15, 19.) Nein, wir haben es hier mit einer Religion zu tun, die M. definiert als „den Rest des christlichen Dogmas, der nach jeder möglichen(!) freien Kritik von seiten der modernen Wissenschaft noch übrig bleibt, ausreichend, um als moralische Grundlage für unser Tun und Lassen zu dienen, und zugleich uns den religiösen Trost zu gewähren, der uns alles Leid dieser Erde ertragen läßt" (146).

Da sind natürlich jene speziellen Glaubensartikel, wie über Erbsünde, Opfertod, Erlösung, . . . „nicht nötig, sondern meines Erachtens einfach und allein der Glaube an eine liebende Gottheit, die alles kann, was auf den Zustand unseres Gemütes Bezug hat, und in diesem Sinne (!) allmächtig ist, und auch alles will, was diesen Zustand zum Guten führt (also liebend ist). Eine Behinderung der Beglückung tritt dann nur insofern ein, als es bei uns an dem Wollen gebricht" (146/147).

Nach der Wahrheit dieser Religion wird gefragt. —

„Diese Dogmen" sollen nach dem Vf. „nicht nur Scheingründe abgeben für ein moralisches Handeln", nicht nur „liebliche Täuschungen sein, mit dem Menschengeschlecht erwachsen, die aber allerdings jetzt vielfach auch von den Wissenden, die ihre wissenschaftliche Unhaltbarkeit erkannt haben, des praktischen großen Nutzens wegen festgestellt werden" (126).

Was sollen sie denn sein? —

Antwort. Sie stehen auf dem gleichen Niveau mit „wissenschaftlichen Theorien" und teilen deren Schicksal. „Die Theorie steht nicht in dem Zeichen der objektiven Wahrhaftigkeit (sic!), sondern vielmehr in dem der Nützlichkeit oder Opportunität". „Theorien sind somit frei erfundene Sätze, die sich zur logischen Ableitung des Tatsächlichen nützlich erweisen". „Die Wahrheit der Theorie ist nur relativ und steigt und fällt mit ihrer Nützlichkeit" (128).

Schlußsatz. „Und nun das Dogma? — Allerdings
der Regel nicht frei erfunden (!), aber wenigstens Sätze, welch
ebenso wie jene Theorien im wissenschaftlichen Sinne rein wil
kürlich sind, dagegen (!) auch, wenn es gute Dogmen sind, un
jemehr sie den geläuterten Religionen angehören, von große
und größerem Nutzen" (128, 129). Da mag M. triumphieren
ausrufen: „Ist die Uebereinstimmung (zwischen Theorie un
Dogma) nicht auffallend?" In beiden Fällen logische Willkü
trotzdem hohe Bedeutung, die aber nach dem Nutzen beurtei
werden muß. „Also in dem Sinne, wie eine Theorie wahr sei
kann, wird es vielleicht (!) auch das Dogma sein können" (129)

In den „guten" Dogmen wie in den glücklichen Theorie
steckt ja ein „Kern von Wahrheit", aber er ist unfaßbar un
undefinierbar (a. a. O.). „Falsche und unbrauchbare Dogmen
sind zu betrachten „ähnlich wie rudimentäre Bildungen de
Tier- und Menschenkörpers, die aus früheren Perioden de
Züchtung noch übrig geblieben sind und nun trotz der nun be
stehenden Sinnlosigkeit nicht sogleich verschwinden" (129). S
zerfällt denn endlich die Menschheit ganz naturgemäß in zwe
Teile: die Leute des „Mysteriums" (philosophisch begründete
Utilitarismus) und die Leute des „Evangeliums" (der land
läufigen Religionen). Die „Religion" ist nur „Vorstufe z
der höheren Erkenntnis", der Geistliche „Vorarbeiter au
einer niedrigeren Stufe der Erkenntnis", aber „Förderer der
selben Moral, worum es auch uns zu tun ist" (130).

Man sollte — meint Vf. — „nicht empfindlich sein, wen
er (der Geistliche) unsere Superiorität, deren wir uns so deut
lich bewußt sind, „nicht begreift" (a. a. O.). Gewiß, wi
verstehen das. Aber fatal ist es doch, wenn er das Geständni
zu machen nicht umhinkann, daß trotz aller Superiorität die
Mysterium in einer der wichtigsten Angelegenheiten der Mensch
heit völlig versagt: in der Erziehung der Jugend.

Hören wir. „Die religiöse Erziehung kann durch nicht
anderes in der Welt ersetzt werden. Eine so wichtige Sache
wie eine gute Moral, von der mehr wie von allen ander
Dingen das künftige Lebensglück abhängt, befestigt man nich
an einzelnen dünnen Fäden. Hier muß eine zuverlässige Stütz
heran, wie sie nur der Glaube an eine allweise, allwissende,

allgegenwärtige, allgerechte, aber auch allgütige Gottheit geben kann.[1]) Da also wird der Glaube an eine Wahrheit zur unvermeidlichen Grundlage gemacht. Wie nun aber, wenn der Jüngling dahinter kommt, daß die „Wahrheit", auf die man seine ganze Erziehung basierte, in der Tat keinen anderen Wert als den einer glücklichen „wissenschaftlichen Theorie" hat? — Ob er sich damit zufriedengeben wird, wenn man ihm sagt: Aber das war ja damals zweckmäßig, und darauf allein kommt es an!! —

Daß „Dogmen" solcher Art für „variabel" erklärt werden (12. Kap.), kann nicht Wunder nehmen.

Aber auch die Moral des „geläuterten Utilitarismus" ist nicht bloß im allgemeinen variabel („damit ist nicht gemeint, daß das Moralgesetz ein für alle Zeiten feststehendes wäre") (133); sie ist „von Zeit zu Zeit der Reform bedürftig". Doch nicht bloß das: der Einzelne, der im allgemeinen „nicht an demselben

---

1) Von treffender Aehnlichkeit ist das Konterfei, das der Verfasser von einer im Materialismus erzogenen Jugend (S. 108/109) zeichnet: „Ich meine, wir kennen es schon an einigen ihrer Zeit vorausgeeilten Exemplaren, wir kennen es schon aus der Geschichte, aus der Zeit der Sansculotten, dieses neue scheinbar so verständige, im religionslosen Geist, in der konfessionslosen Schule erzogene Geschlecht, frühreif in der Entwicklung des Intellekts, daher kritisch und naseweis, die Flügel der Phantasie frühzeitig gestutzt, banausisch in ihren Interessen und leer an neuen Ideen; die guten Instinkte nach Kräften unterdrückt, daher arm im Gemüte; der Ermahnungen wie des Trostes der Religion in gleicher Weise entbehrend, daher wenig skrupulös in den Mitteln und ohne Schnellkraft im Unglück. Weltverbesserungstheorien wird diese Jugend sehr geneigt sein, auch wenn jene nicht alle die vielen Faktoren genügend berücksichtigen und daher unreif sind. Vertreter dieser Theorien zu sein, schmeichelt ihrer jungen Einbildung; und so eine Rolle zu spielen, ist weitaus bequemer, als sich in's Bestehende zu fügen, worin der Jugend — aber gerade ihrer geringen Erfahrung wegen — zunächst nur eine bescheidene Rolle und viel Arbeit zuerteilt ist. So füllt sie die Reihen des Sozialismus, Anarchismus, Nihilismus, und anderer radikaler Bestrebungen, die einen guten Kern mit so gefährlichen Gewaltmitteln zu knacken unternehmen, daß diese — Schale samt Kern und noch dazu die knackende Hand zu zerschmettern drohen".

zu rütteln unternehmen darf", darf doch sich davon dispensieren, wenn „die Folgen ganz zweifellos unschädlich sind für die Umgebung" (a. a. O.). Also endlich nichts fest, alles vom „Nutzen" regiert. Und wie weit diese „Reform" schon jetzt gehen soll, dazu ein klassisches Beispiel, das zugleich klar macht, bis zu welchen Grenzen hier der „Nutzen" ausschlaggebend ist. Im 19. Kapitel wird die bisherige Auffassung des Selbstmordes als dringendst der Reform bedürftig dargestellt. Er erhält die neue Bezeichnung „der freie Tod" und wird allen Ernstes für den Fall vorgeschlagen und angeraten, wenn ein eigens dazu eingesetztes Ehrengericht, worin auch der freidenkende Pfarrer Sitz hat (240), dem freiwilligen Todeskandidaten bescheinigt, daß er sich um's Leben bringen darf, weil er „weder für sich noch für andere, weder zu genießen noch zu leisten imstande ist", weil „das ganze bevorstehende Leben mit den negativen Posten des Leidens für sich und der zwecklosen Plage für andere ausgefüllt erscheint" (234). Es wird dann noch für diesen „freien Tod" in Aussicht genommen: „Man könnte den Akt mit einigem Zeremoniell umgeben, wie ja schon beim japanischen Harakiri geschieht" (241).

Das ganze 13. Kapitel: „Ist die Religion im Widerstreit mit der Wissenschaft?" kann die Haltlosigkeit des Vf. in der religiösen Frage nur noch in eine neue Beleuchtung rücken.

Da die angebliche Ungereimtheit des religiösen Dogmas so manche aus der Kirche treibe (144), so will er zu diesem Vorwurf Stellung nehmen.

Zunächst wendet er sich dem Nachweise zu, daß die „Annahme eines geistigen Prinzips" nichts Ungereimtes sei. Auf die von ihm selbst als „Phantasmen" bezeichneten Höhen, die er hier zu Beginn seiner Deduktion erklimmt, wollen wir ihm nicht folgen (148). Es ist nicht nötig; dann endlich behält auch hier der „geläuterte Utilitarismus" das letzte Wort. „Es ist endlich einleuchtend, daß das Absprechen eines Seelenlebens über den physischen Tod hinaus ein äußerst gefährliches Moment ist . . . . Man mache sich die Folgen eines solchen als Wahrheit zugelassenen Satzes gut deutlich, und man wird mir zustimmen, daß man den entgegengesetzter Satz solange mit aller Energie halten muß, so lang noch eine wissenschaftliche

Möglichkeit hierzu besteht" (150). Und diese „wissenschaftliche Möglichkeit" will er nachgewiesen haben, weiter nichts.

Ganz ähnlich verhält er sich zum Problem der Willensfreiheit. Er sieht ein, daß „eine wirksame Religion, die doch für alle gilt, der Annahme eines freien Willens nicht entbehren kann", „dem auch — wie er sehr kleinlaut fortfährt — theoretischerseits zurzeit sowie erfahrungsgemäß nichts im Wege steht". Als Eideshelfer wird dann Wundt angerufen, der in seiner „Physiologischen Psychologie" die Meinung vertrete, daß „das Determiniertsein des Willens nicht zwingend bewiesen werden könne" (152, Anm. 122). Das ist auch in diesem Falle — alles.

Von Christus meint Vf. sodann, er sei ein Mittler gewesen und sei es noch jetzt „durch das Fortwirken seines beispiellosen Wandels und seiner Lehrtätigkeit". Aber „das Wunderbare dabei ist ein Schlag ins Gesicht für die heutige naturwissenschaftlich geklärte Weltanschauung, erscheint aber glücklicherweise nur für denjenigen wesentlich, der eben noch zu dieser Anschauung nicht durchgedrungen ist" (153). Sapienti sat!

Endlich wird der Materialismus noch ernstlich getadelt, daß „er sich so gerne versteigt bis zum Ausspruch der Ungereimtheit der Gottesidee" (154). Indem M. schon für das „Willkürliche (nicht Ungereimte!) der materialistischen Weltanschauung", ihre völlige Unzulänglichkeit in der Erklärung des Geistigen betont, ist er aber doch in seinem Angriff sehr vorsichtig. „Ich sage nicht, daß eine derartige Auffassung (die materialistische) unmöglich ist in aller Zukunft, aber sie ist bis jetzt eben Zukunftsmusik, trotz des vielen Bestechenden in dem System" (157). Also auch der „Tod vom Materialismus" ist nicht endgültig, sondern nur sehr bedingt zu nehmen. Und der Gottesbegriff? „Ich gebe gerne zu und bin darin mit jener (der materialistischen) Weltanschauung einig, daß Gott sich selbst nicht wissenschaftlich erweisen läßt . . . . Aber man darf dies Zugeständnis . . . nicht sogleich ausdehnen bis zur Anerkennung der entgegengesetzten Behauptung, bis zum Ausspruch der Ungereimtheit der Gottesidee" (154). Also das ist wieder alles?! —

Alles bis auf den emphatischen Ausruf: „Aber noch ist die Religion keineswegs aus ihren letzten Schlupfwinkeln ver-

trieben. Und wer sagt uns, daß es wirklich nur Schlupfwinkel sind? Warum ein Haus, in welchem wir behaglich wohnen, ja, wollten wir dasselbe verlassen, vor den Unbilden der Witterung vergehen zu müssen vermeinen, aufgeben, ehe dasselbe endgültig expropriiert ist?" (157). Was bleibt? „Geläuterter Utilitarismus" und die Perspektive auf die Möglichkeit einer „endgültigen Expropriation!" Der Schlußsatz fügt sich entsprechend an. „Also Hypothese hier (beim Materialismus) und Hypothese dort" [in der Religion Mayerscher Genesis] (a. a. O.). Mehr verlangen ja auch in unglaublicher Bescheidenheit die „Gläubigen" dieser Religion nicht; sie „verlangen ja auch nicht die wissenschaftliche Sanktion religiöser Prinzipien, sondern nur deren Duldung. Sie verlangen, daß auf einer wissenschaftlichen terra incognita, über welche noch unreife Meinungen herüber und hinüberwogen, auch noch die religiöse Hypothese als Möglichkeit gelten darf" (157, 158). Doch noch mehr! Sie soll „von jedem Einsichtigen einer besonderen Berücksichtigung gewürdigt werden, weil die praktische sittliche Bedeutung derselben eine ungeheure ist". Immer die alte Melodie.

Stellen wir zum Ende die Frage: Wahrheit oder nicht? — so hat der Vf. darauf die Antwort: „Die in Rede stehende (Gottesidee), sowie die zwei obengenannten grundlegenden Sätze (Unsterblichkeit und Willensfreiheit) lassen sich freilich nicht beweisen", sie sind „fruchtbare Theorien" (158, 159).

Im nächsten (14.) Kapitel dreht Vf., wenn wir uns vulgär ausdrücken dürfen, den Spieß um. Hat er sich bisher mit der religiösen Weltanschauung „kritisch" auseinandergesetzt, so kommt nunmehr die „naturwissenschaftliche" an die Reihe. So entsteht das fesselnde Kapitel: „Ueber die beschränkte Einsicht der Naturwissenschaft in das Wesen der belebten Welt", mit dem innig zusammengehört Kapitel 15: „Wie sind die Vorurteile der materialistischen Anschauung zu erklären?" Seit den allbekannten Vorträgen Du Bois-Reymonds sind wohl die Vertreter der „naturwissenschaftlich geläuterten Weltanschauung" nicht so scharf von einem aus ihren Reihen in ihre Grenzen verwiesen, wie es hier geschieht. Auf Einzelheiten brauchen wir nicht einzugehen. Die Kapitel gehören zu den lesenswertesten im ganzen Buche. Im 16. Kapitel macht uns Vf. mit der jüngsten

Metamorphose seiner Anschauungen bekannt. Er meint, daß er neuerdings der Religion noch näher gerückt sei.

Den kuriosen einleitenden Ueberblick über den Gang des bisher Betrachteten dürfen wir uns nicht entgehen lassen. „Wir meinen also bisher soviel erreicht zu haben, was man am besten mit dem Namen von wissenschaftlicher Duldung und praktischer Würdigung andeuten kann. Etwas, was wissenschaftlich nicht verkehrt ist, praktisch aber die größten Dienste beweist, muß von jedem Einsichtigen geduldet und gewürdigt werden, auch wenn es rein wissenschaftlich noch als willkürlich erscheint, während eine Duldung des schlechthin Falschen so sehr unserem wissenschaftlichen Gewissen widerstreitet, daß, so groß der praktische Nutzen auch sein mag, von einer Duldung nicht mehr die Rede sein kann" (185). Eine Verklausulierung, deren Notwendigkeit man dem Vf. nachfühlen kann, die aber nicht hindert, daß man sich der ganzen Monstrosität seines Standpunktes hier noch einmal so recht bewußt wird. Jedenfalls dürfte man der Beantwortung folgender Preisfrage mit Spannung entgegensehen: Was ist das, das nicht wahr, aber auch nicht schlechthin falsch, dabei wissenschaftlich nicht verkehrt ist und rein wissenschaftlich noch als willkürlich erscheint?

Von dem „Mysterium", dessen er selber teilhaftig geworden ist, will also Verfasser „noch einen Schritt hinauswagen über diesen Standpunkt". „Dieser Schritt geschieht durch das Aufwerfen der Frage: Enthalten jene wichtigsten religiösen Sätze nicht auch wirklich wissenschaftliche Wahrheit?" (186.) Die erste Antwort lautet: „Daß dies nicht der Fall ist, gemessen an den gewöhnlichen, jetzt üblichen wissenschaftlichen Methoden, versteht sich freilich von selbst". Da jedoch „eben auch die wissenschaftlichen Methoden dem Wechsel unterworfen sind", in unserem naturwissenschaftlichen Zeitalter aber, wo „der Blick von unserm Innern hinweg und hinaus auf das Objekt gerichtet ist", die „philosophische Kritik daneben sehr vernachlässigt ist"; — so würde „nachzuholen sein, inwieweit in uns selbst, in unserem eigenen Geiste Beweise für die Religion zu finden sind, und zugleich würde zu erwägen sein, inwieweit auf dem Wege der Züchtung, die ja doch immer die Tendenz hat, das Unbrauchbare abzustoßen, das Brauchbare zu erhalten

und zu potenzieren, eine gewisse Garantie gegeben ist für den endlichen Sieg eines relativ zweckmäßigen Dogmas" (a. a. O.). Zunächst wird der „Weg der Züchtung" beschritten, um zu einer greifbaren Wahrheit zu kommen. Aus einer großen Menge von Doktrinen des „instinktiv für wahr Gehaltenen oder selbst des willkürlich Erfundenen" — „können im Laufe der Zeit, in welcher sie gleich den drei Ringen Nathans praktisch ihre Kraft erproben müssen, nur diejenigen übrig bleiben, die mit der Wahrheit übereinstimmen." Mit anderen Worten: Behandlung der Religion nach „darwinschem Prinzip". Wie weit er nun mit dieser Selektionstheorie zur Zeit zu Wahrheiten gekommen zu sein glaubt, darüber spricht sich der Vf. nicht recht aus, sondern macht nur die vorsichtige Einschränkung: „Allzu wörtlich dürfen wir natürlich, der Natur seiner Entstehungsweise entsprechend, die scharfen Definitionen nicht günstig ist, einen dogmatischen Satz nicht nehmen, sondern mehr nach seiner praktischen Tendenz". Er deutet endlich an, ob man daraus nicht die Sicherheit gewinnen könne, „daß das, was wir als Geistiges in uns empfinden, zeitlich und örtlich sich weiter erstreckt, als unsere körperliche Existenz. Daß dieses Geistige ein großmächtiges ist und in persönliche Beziehung zu uns tritt, so daß wir etwas an ihm haben, einen Stecken und einen Stab, während die Gottheit des Pantheisten nichts ist, als ein verwaschenes Abgezogenes aus der Natur" (187/188).

Hier bricht mit wahrhaft elementarer Gewalt die Sehnsucht nach dem lebendigen Gott des Christentums hervor. Aber mit aller Selektion kommt M. zu keiner Sicherheit, sondern fährt nur mit dem Spieß im Nebel herum. Darum flüchtet er sich auf die „Erfahrungen des Gemütes" und hält für die „Beweisführung der religiösen Wahrheit aus der Prüfung unseres eigenen Geistes oder Gemütes" die von ihm zitierten „tief empfundenen dichterischen Ergüsse" K. F. Meyers und Mörickes, welche die subjektive Empfindung einer Gottesnähe zum Gegenstand haben, für „schon wichtige Instanzen". Aber was haben denn diese rein subjektiven Empfindungen mit objektiver, allgemein gültiger Wahrheit zu tun? Vf. gibt eine geradezu verblüffende Antwort. „Auch in der wissenschaftlichen Welt wird alles zurückgeführt auf allgemein anerkannte Tatsachen und Sätze, die

unmittelbar einleuchten, sogenannte Axiome, die aber dann ihrerseits keines Beweises mehr bedürfen. Warum sollen nun dergleichen Erfahrungen des Gemütes der Frommen nicht auch die Wirklichkeit von solchen Axiomen und Tatsachen haben?" (189). Wir müssen gestehen, daß wir uns nicht erinnern können, jemals Zeugen eines ähnlichen Salto mortale gewesen zu sein, und halten jedes Wort der Kritik für überflüssig.

Aber Vf. wendet dann die Frage so: „Ob solche spontane Aeußerungen der religiösen Gewißheit .... allgemein genug sind, um als eine Regel gelten zu können", — fügt aber in sehr begreiflicher Vorsicht hinzu: „ob die zu Grunde liegende Erscheinung sich nicht anderweitig etwa als eine Täuschung erklären läßt" (189). Die Antwort erfolgt prompt: „Ich bin nun weit davon entfernt, zu meinen, daß es jemals möglich wäre, volle wissenschaftliche Gewißheit auf diesem Gebiete zu erlangen." „Alt sind ja dergleichen Erfahrungen; aber ob sie allgemein und sicher genug sind, hierfür ist es ... schwer, allgemein geltende Beweisgründe beizubringen" (190). „Als Beweismittel", meint er, „kommen in Betracht die inneren Erfahrungen des Gemütes, deren sich vor allem die sogenannten Pietisten rühmen. ... Nun ist natürlich in dieser Beziehung als feststehend anzunehmen, daß auch hier viel einer krankhaften Sensibilität zuzuschreiben ist, ja daß hie und da Heuchelei mit unterläuft." Also Endresultat: Non liquet. Auch der Sprung in den uferlosen Subjektivismus vermag wohl zu allerlei glaubensfreundlichen Erwägungen zu führen (S. 190), aber endlich lautet doch die Entscheidung: „Zur absoluten Gewißheit gelangt man in diesen Dingen allerdings niemals".[1])

So wäre denn Prof. Mayer trotz des vermeinten Schrittes nach vorwärts gerade so weit, wie er vorher auch war, und es würde bei der „Hypothese" sein Verbleiben haben. Auch das Zurückziehen auf einen unkontrollierbaren Subjektivismus kann daran nichts ändern. Und dennoch glaubt er dies Kapitel mit dem Zitat aus K. F. Meyer schließen zu können:

> Hinüber retten wir in neue Zeit
> Und edle Form den Hort der Frömmigkeit.

1) S. 195. Vgl. die interessanten Ausführungen S. 193—197, die psychologisch sehr bedeutsam sind.

Wir erkennen das Streben des Vf., herauszukommen aus der Sackgasse des Materialismus, rückhaltlos und ganz an. Wir sind ihm dankbar und freuen uns über manches wahre und treffende Wort, über so manche richtige und vorurteilsfreie Beobachtung, die sein Buch enthält. Wir sehen mit Wehmut das tiefe Gefühl der Seele sich äußern, die ihn zur Religion zieht, und wollen die Bemühung, der Religion auch in den Augen des Materialisten wieder zur Achtung zu verhelfen, nicht unterschätzen.

Dennoch aber können wir nicht umhin, zum Schluß unserer Besprechung die Frage zu stellen: Welchen „Hort der Frömmigkeit“ hat denn Vf. in die neue Zeit hinübergerettet? — Ein „aufs äußerste reduziertes“ Christentum, welches kein Christentum im Sinne Jesu Christi mehr ist, und dieses nicht als Wahrheit, sondern als „religiöse Hypothese“. Alles schwankt, alles ist problematisch: Gott, Unsterblichkeit, Willensfreiheit. Nur nicht ungereimt sind sie, das ist alles, was man mit Sicherheit sagen kann. — Aber hinübergerettet ist doch der „erleuchtete Utilitarismus“! Wenn wir ihn aller überflüssigen Hüllen entkleiden, was bleibt dann übrig als der Satz: „Lebe moralisch, damit du tust, was an dir ist, um zu einem relativen Erdenglück zu gelangen.“ Der Satz ist nicht neu, und die Neuheiten seiner Begründung haben sich unseres Erachtens nicht stichhaltig erwiesen. Daß solche Sätze, der Menschheit vorgehalten, keine besondere Umbildungskraft besitzen, weiß jeder, der Geschichte kennt. Wenn der Menschheit durch gute Lehren zu helfen wäre, dann hätten wir überhaupt das Christentum nicht nötig gehabt. „Das Evangelium ist eine Kraft“ — in diesem Wort liegt seine Bedeutung und der Grund seiner weltumbildenden Wirksamkeit. Doch das gilt ja dem Vf. nicht. Aber eins gibt auch unser Vf. zu, nämlich, daß sich historisch die Moral stets in Verbindung mit der Religion zeigt. Sollte ihm das nicht zu denken geben? — Er hat den Versuch gemacht, sie von diesem Fundament loszureißen. Es ist ihm nicht gelungen. Was er uns an Erkenntnis und Glücksanwartschaft gerettet hat, ist derart, daß dem Skeptizismus und Pessimismus der Weg bereitet wird.

XXII.

Die Kirche in Frankreich.

II.

Des Grafen de Maistre einst soviel gelesenes Werk „Considérations sur la France“ ist heute für die Allgemeinheit verschollen. Die trüben Wellen der Wirklichkeit sind über den politischen Teil der Betrachtungen hinweggegangen. Es wäre jedoch der Mühe wert, den Faden aufzunehmen. Woher kommt es, daß in diesem Lande, dessen erdrückende Mehrheit katholisch ist — nicht nur dem Taufschein nach —, dennoch die Gegner und die erklärten Feinde der Religion und der Kirche gebieten? Die Frage ist schnell beantwortet, wenn man an die Interessen denkt, denen in unserer Zeit fast alle Menschen ihr Leben widmen. Die Jagd nach dem sogenannten Glück währt unaufhörlich und seit den Tagen des frühen Christentums im Abendland hat es dort keine Zeit gegeben, wo der Geschäftsgeist so ausschließlich geherrscht, alle Gedanken erfüllt hat. Eisenbahn, Telegraph, Telephon, Automobil sind die modernen Wahrzeichen. Wo bleibt da das Besinnen auf sich selbst, die Seelenruhe? In der Woche erübrigt nur ein kleiner Teil der Bevölkerung die Zeit zum Kirchenbesuch; alle Energie gilt dem eisernen Kampfe um die Existenz.

Je mehr in einem Lande die Gliederung des Volkes aufhört und die Erinnerung daran verblaßt, desto heftiger wird dieser Kampf, der an alle die größten Anforderungen

stellt. Gerade in Frankreich, mehr noch als in Nordamerik
steht der individuellen Energie und dem rücksichtslose
Wagemut das Feld der sogenannten Erfolge offen, un
das berühmte Wort Guizots „Enrichissez-vous“ wirkt heu
mehr als je zuvor. Die materielle Lage der Arbeiterklasse
hat sich in den letzten Jahrzehnten bedeutend gehoben
damit sind aber die Ansprüche gewachsen und die Unzu
friedenheit, die Begehrlichkeit ist größer als je. Versagt di
wirtschaftliche Maschinerie einmal, dann wird sich sofort de
Druck wiederholen, der in der Vergangenheit zu den Re
volutionen geführt hat.

Daß in dem heutigen Frankreich die Loge, die haut
finance, die Juden herrschen, ist der adäquate Ausdruck de
materialistischen Geistes im Volke. Ihre Zahl ist bei weite
geringer als die der Katholiken, die im Herzen de
Kirche anhängen. Aber auf ihrer Seite ist die Energie, de
feste Wille zum Erfolg. Auch in den früheren Perioden de
Geschichte haben ähnliche Faktoren große Macht besesse
Die mächtige Stellung der Genfer Bank- und Handelskrei
in Frankreich ist bekannt; ihr starrer Calvinismus hüllte si
in tolerante Formen, und unduldsamer gegen andere al
irgendwer, gelangten sie dennoch in den Ruf der Mild
Wäre es nach ihnen gegangen, Kirche und Papst wäre
schon unter Heinrich IV. offen befeindet worden; hätte de
Herzog Sully freies Spiel gehabt, die Macht der Hugenotte
wäre durch sie aufs neue erblüht. Daß Richelieu un
Mazarin, wenn auch aus politischen Utilitätsrücksichte
mehr als aus Interesse für die Religion diese Kreise nic
aufkommen lassen, erklärt ihre Zurückhaltung bis zu de
letzten Zeiten Ludwigs XVI. Diese Calvinisten haben abe
zu jeder Zeit den Kern der kirchenfeindlichen Bewegun
gebildet; man muß hinzufügen den besseren Kern. Di
Necker und seine Gesinnungsgenossen unterscheiden sich vor
teilhaft von den Elementen der heutigen so mächtigen Finan
Allein um diesen Kern herum gruppieren sich die Fre

maurer, die Juden und alle Streber, die jene als Verbündete benützen. Ihr mächtigstes Werkzeug ist die Presse, von der in der Tat gesagt werden kann, daß mit ihrer Hilfe Frankreich beherrscht wird. Daß der heutige Ministerpräsident Clémenceau Journalist ist — ein glänzender Journalist —, muß als der Ausdruck dieser Macht hingenommen werden. Ausgenommen die katholischen Zeitungen, unter denen nach L'Univers La Croix an erster Stelle zu nennen ist, untersteht die französische Presse der Hochfinanz und natürlich der Loge. Vielfach sind die Männer in der Presse besser (manchmal aber auch schlechter) als ihre Werke, die Zeitungen. Sie können jedoch ohne das Geld der Loge, der Finanz nicht bestehen; folglich verkaufen sie ihren Geist, ihre Seelen. Die geistige Prostitution ist in der ganzen modernen Welt ungeheuer; nicht zuletzt in Frankreich. Wohl gibt es eine große Anzahl glänzender katholischer Schriftsteller und Redner; sie werden auch fleißig gelesen, sowohl von den Katholiken als von den Gegnern, die sich an dem Geiste, an dem hohen Flug der Gedanken erfreuen, aber dann trotzdem hingehen, um die Wirkung zu verhindern, zu ersticken. Chateaubriand hat manchen Nachfolger, aber wie die Glocken des angelus in Paris verhallen, so verrauschen ihre Stimmen.

Die heutige Welt ist „dem Geist" abwendig. Nicht was einer ist oder vorstellt, gilt, sondern nur, was er hat. Hinc illae lacrimae. — Man tut den Franzosen Unrecht, wenn man ihnen Lauheit in der Verteidigung der Kirche vorwirft und unsere deutschen liberalen Zeitungen irren sich gewaltig, wenn sie ihren Lesern erzählen, Frankreich würde der Welt mit der „Vernichtung Roms" vorangehen. Daß der Kampf hier heftigere Formen annimmt, sensationeller aussieht als anderswo, das liegt im französischen Temperament und in dem wichtigen Umstand, daß alle kirchenfeindlichen Elemente der ganzen Welt zur Zeit ihre Fäden in Paris knüpfen. Geldspekulationen spielen auch dabei eine Rolle, denn die Kirche in Frankreich, so oft beraubt, besitzt

noch manches Gut und Kleinod, das den modernen Briganten willkommen ist. Manchen Politikern ist die innere Zerrüttung Frankreichs willkommen; weßhalb sich da, auf dem Umweg über die Finanz, nicht der Mittel bedienen, um Wirren zu stiften und Frankreich zu schwächen? Man stelle sich nur einmal vor: wie anders stünde Frankreich in der Welt da, wenn es, ich will nicht sagen, als katholische Vormacht, so doch als katholische Macht erschiene? Seine Kraft in Europa nnd in den Kolonien würde sich um das Zehnfache heben. Man vergesse doch nicht ganz die Lehren der Geschichte; man nehme Gregor von Tours' „Historia Francorum" und etwa die Briefe Eginhards zur Hand, um zu ersehen, daß ganz Europa damals wie heute dem „Materialismus" gehörte und daß es der gesta Dei per Francos bedurft hat, um der Verwilderung der Geister und der Sitten Grenzen zu ziehen. Die Vernichtung, zum wenigsten die Lahmlegung des geschichtlichen Frankreichs bildet eine der wichtigsten Voraussetzungen des sozialistischen wie des zäsaristischen Materialismus.

In jedem Kampf ist „Klarheit der Position" erforderlich. Schon deshalb ist es Pflicht, dem Papst Pius X. zu danken, daß er durch die Haltung gegenüber den Kirchengesetzen aller Zweideutigkeit ein Ende gemacht hat. Es ist ein weitverbreiteter Irrtum, der von den Gegnern geflissentlich genährt wird, zu glauben, die Haltung Roms hätte den Kampf verschärft und einen Vergleich mit der Regierung verhindert; oder manche Katholiken gingen dadurch der Kirche verloren. Nichts von alledem. Gerade dem französischen Volksgeiste gefällt und imponiert die Hoheit und die Klarheit in den Entschließungen des Papstes.

Die bange Frage, wie es mit den Kirchen und mit den Mitteln zur Bestreitung der notwendigen Ausgaben für den Gottesdienst, selbst für den Lebensunterhalt unbemittelter Geistlicher wird, — schwebt auf allen Lippen. Es wird schließlich nichts so heiß gegessen wie gekocht und hoffentlich

wird alles gelinder kommen als man zur Zeit fürchtet. Es ist ja wahr, daß eine Gefahr, der man fest ins Auge sieht, an Schrecken verliert. Trotzdem sieht die Zukunft der Kirche doch bedenklich aus; auch in dem reichen Frankreich. Vor acht Tagen vernahm ich die bewegte Stimme des ehrwürdigen Pfarrers der Madeleine, wie er die Gläubigen aufrief ihr Scherflein für die Kirche beizusteuern und dabei erzählte der besorgte Pfarrer von mancher Enttäuschung, welche ihm gerade die Reichen bereiten. Offener sei die Hand der Armen; so sei ein altes armes Mütterlein zu ihm gekommen, um ihre geringen Ersparnisse der Kirche zu bringen. Es sei unmöglich, den Kultus in der seitherigen schönen Weise zu feiern; Einschränkungen müssen überall gemacht werden. Es fallen fort die Einnahmen aus den teuereren Klassen der Trauungen und Begräbnisse, denn dieselben sind bis zur sechsten Klasse aufgehoben; ferner die Einnahmen aus dem Vermieten der Kirchenstühle. So sind die Kirchen fortan auf die freiwilligen Gaben angewiesen. Morgen wird der Erlaß des Erzbischofs über den „Gottes-Pfennig" (denier du culte) verlesen; er wird in den Kirchen und bei den Gläubigen der Gemeinden gesammelt; die Hälfte des Ertrages wird dem Erzbischof überwiesen behufs Unterstützung armer Gemeinden. Es handelt sich um etwa 60,000 Kirchen und um eine noch höhere Zahl von Geistlichen. Viele Kirchen und Kathedralen erfordern große Ausgaben für Beleuchtung, Reinhaltung usw., von Reparaturen ganz abgesehen. Schon heute wird befürchtet, daß dieser Feldzug gegen die Kirche auch die Kunstinteressen schädige, denn wer sorgt für die Baudenkmäler und für die Kunstschätze der Presbyterien, Seminarien und der ehemaligen Bischofspaläste? Schon heute gibt es in Paris eine frühere Klosterkapelle, in der sich jetzt ein Kinematograph-Theater breit macht. Was wird mit der neuen prächtigen Sühnekirche auf der Höhe von Montmartre geschehen? Was mit so vielen anderen Kirchen, selbst mit den Kathedralen?

So lange es geht, wird die Geistlichkeit an dem Gott
dienst in den Kirchen festhalten und der Privatgottesdie
kann nur im äußersten Fall als Notbehelf in Betra
kommen. Vorderhand scheint es damit, im allgemeir
wenigstens, noch gute Weile zu haben; — obgleich niema
den Tag vor dem Abend loben soll.

Zurzeit hat es den Anschein, als ging der Plan l
Regierung dahin, den Schein der Verfolgung zu vermeid
und als sei sie bestrebt, das Volk in den Wahn zu versetz
nur den Papst und die Geistlichkeit träfe die Verantwo
lichkeit für die Wirren der Gegenwart. Vielleicht versucht
es mit dieser Schlummerliedpolitik, bis etwa ein Jahr heru
ist. Hat sich dann das Volk an den neuen Zustand e
bißchen gewöhnt, dann kann man ja weiter gehen und vi
leicht auch die Kirchen schließen.

Hier gelangt man notwendig zu der Frage: wird d
katholische Frankreich sich die Schließung der Kirchen gefall
lassen? Oder wird sich das Land gegen die Vollendu
dieser kirchenräuberischen Politik erheben? Ich würde mi
freuen, wenn ich sagen könnte: ich bin überzeugt, ga
Frankreich wird sich erheben und mit der Regierung d
Gotteslästerer und Kirchenfeinde wird es aus sein. — Alle
das kann ich nicht; diese Ueberzeugung fehlt mir. Wo
glüht der Schmerz in den Herzen der Franzosen, wohl halt
ihre Augen Umschau nach einem Retter. Woher aber s
der kommen? An glänzenden Rednern fehlt es den Kath
liken nicht, auch nicht an opferfreudigen Kämpfern. W
aber zeigt sich der Held, der die zahlreichen katholisch
Haufen sammelt und geschlossen in die Wahlschlacht oder a
den Kampfplatz führt? Die monarchischen und imperialis
schen Gruppen, welche der katholischen Sache dienen wollte
sind zu Schemen herabgesunken und wo ist dann d
monarchistische oder imperialistische Prätendent, der Aussic
auf den Thron hätte? Der Rat Leo XIII., die französische
Katholiken möchten sich um die Republik schaaren, ist nic

beherzigt worden. Wohl ist es möglich, daß in Zukunft die Katholiken bei den Wahlen zusammenhalten, und daß sie es dann zu einer stärkeren Vertretung in der Kammer bringen.

Aber selbst diese Entwicklung wird Zeit, viel Zeit gebrauchen. An dem Tage, an dem der ehrwürdige Erzbischof von Paris, Kardinal Richard aus seinem Palais vertrieben wurde, stand auf den Straßen eine Menge von etwa 20,000 Menschen. Der Haufen derer, die für den Erzbischof demonstrierten, war jedoch kaum größer, als 3000 Menschen. Wohl war dieses Häuflein von hoher Gesinnung und bereit für den Bischof zu sterben, — aber Paris hat 3 Millionen Einwohner und nur 3000 davon begaben sich in solcher Stunde vor das Haus des Kardinals. Die Berichte aus den Provinzen schätzen die Zahl der Anhänger, welche die vertriebenen Bischöfe begleitete auf 5000 oder 3000, in einigen Fällen auf 500 Menschen. Dabei handelte es sich in allen Fällen um volkreiche Städte. Nun sei es fern von mir, den Eifer dieser Getreuen nicht zu rühmen, aber sollte man nicht glauben, daß es Pflicht gewesen wäre, halb Paris in den Straßen zu versammeln, als der Erzbischof verjagt wurde, daß in Nancy, Tours, Reims, Rochelles u. a. O. das ganze Volk sich erhoben hätte?

Als am Anfang des letzten Jahres (1906) die Regierung den Versuch machte, gegen die offen die Revolution predigende Arbeiterbörse in Paris einzuschreiten, da waren die umliegenden Straßen schwarz von Menschen, jeden Augenblick bereit, die Revolution zu beginnen und in der Tat fanden Kämpfe statt, bei denen an 60 Polizisten verletzt wurden. — Man mißverstehe den Vergleich nicht. Katholiken haben andere Waffen, als die Revolutionäre und sie erwarten den Sieg ihrer heiligen Sache nicht von Menschenhänden. Gott wird in entscheidender Stunde seine Heerscharen zur Hilfe schicken.

Wenn man aber wissen will, wo in Frankreich zur Zeit das größere Maß von Energie ist, so muß man auf die Arbeiter blicken und namentlich auf die Syndikate der Arbeiter

und auf die Arbeiterbörsen, welche seit zwei Jahren, wie s
selbst offen eingestehen, die soziale Revolution vorbereite
Man sehe sich die „Allgemeine Konföderation der Arbeite
an, die jetzt an 7'800,000 Arbeiter lenkt und welche
ihren Statuten deutlich festgesetzt hat, daß alle Polit
in ihrem Bereich ausgeschlossen ist? In dies
Konföderation liegt zur Zeit das Schicksal Frankreichs, der
von der Konföderation hängt es ab, ob es zur Revolutio
kommen soll oder ob man damit noch warte. Ihre Zie
sind rein sozialistisch-revolutionär; zunächst der Achtstunde
Arbeitstag, dann der allgemeine Arbeitsausstand und schließli
die kommunistische Republik.

Unsere Zeit ist so an Phrasen und an furchtb
klingende aber hohle Beschwörungen gewöhnt, daß sie
fast verlernt hat, irgend etwas wahr zu nehmen; es s
denn, es brenne unter den Sohlen. So begegegnet ma
im allgemeinen nur geringem Verständnis für die Bedeutun
der „Konföderation" als revolutionäre Macht. Dennoch i
es nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet, daß es selb
in Frankreich niemals eine gefährlichere revolutionäre Vo
macht gegeben hat als die „Konföderation". Sie hat d
Arbeitermassen in der Hand wie ein General seine Truppe
denn die Organisation verteilt sich über das ganze Lan
das mit Rednern, Agitatoren, Zeitungen, Schriften übe
schwemmt wird, die alle die Revolution vorbereiten. Ihr
Führer sind Männer wie Griffelhues, Yvetot, Puyet, Gnes
und zahlreiche andere, und in jedem von ihnen steckt ein Mar
oder ein Robespierre. Die Regierung wagt es schon läng
nicht mehr, gegen die „Konföderation" etwas zu versuche
denn sie bedarf derselben bei den Wahlen. Außerdem sitzt i
der heutigen Regierung kein Minister, der nicht im Herzen de
Zielen der Konföderation Erfolg wünschte. Der Kultusminist
Aristide Briand hat selbst vor einigen Jahren auf eine
Kongreß der Konföderation erklärt, er betrachte den allgemeine
Arbeiterausstand als den letzten Schritt zur Schaffung de

kommunistischen Republik, der Staatsform der Zukunft. Clémenceau selbst steht der Konföderation nahe.

Faßt man diese Dinge (sie sind außerordentlich schwer von Gewicht) ins Auge, so versteht man besser die Resignation, die in vielen katholischen Kreisen Frankreichs herrscht, trotz des Umstandes, daß der Haß der Kirchenfeinde eigentlich zu Taten anspornen sollte. Jene augenblickliche Resignation der Katholiken scheint vielfach aus der oft unbewußten Erkenntnis zu fließen, daß nicht nur die Kirche, sondern das ganze Land am Rand des Untergangs stehen. Wenn morgen oder übermorgen die soziale, die kommunistische Republik sich erhebt und jede staatliche Ordnung niederreißt, wenn die Arbeiter=Börsen und die Syndikate die Herren Frankreichs werden, dann allerdings hätte es keine Eile, mit den vergänglichen Tagesgrößen, die sich in der Kammer, im Senat und in den Ministerhotels breit machen, im Kampfe anzubinden. Diese Leute sind ohnehin dem Untergange geweiht.

Deshalb scheint es seitens der katholischen Autoritäten, von den höchsten bis zu den niedrigsten, und seitens der Gemeinden ein durchaus richtiges Verhalten zu sein, zunächst auf sich selbst zu blicken, das heißt, das Mögliche zu tun, um den Gottesdienst, möglichst in dem alten Glanz, zu sichern, die Geistlichkeit gegen die Not zu schützen, die Gemeinden zu erhalten und zu beseelen, die Herzen zu stärken; kurz, die Parole in diesem Augenblicke lautet: Sursum corda.

Wenn dann der Sturm über Frankreich hereinbricht, ein ganz anderer Sturm, als Combes, Briand, Viviani und Clémenceau es sich denken, wenn der Kommunismus alles hinwegtragen will, dann wird man die Barke Petri, allein zwischen all den Trümmern, auf den empörten Wellen steuern sehen.

Der Triumph der Kirche wird wahrscheinlich unter ganz anderen Umständen eintreten, als man es sich heute denkt; aber — dieser Triumph wird nicht ausbleiben. —

Segest.

XXII.

Politische Betrachtungen.

Der Zentrumsturm.

29. Januar 1907.

Die „Kölnische Volkszeitung“ hat im Toben des Wah kampfes, als ringsum Feinde gegen das Zentrum in blind Wut anstürmten, einmal geschrieben: „Sie werden a Granit beißen“.

Mit Recht und frohem Stolze konnte nach dem 25. Ja das führende rheinische Blatt ausrufen: „Und sie haben a Granit gebissen.“

Wie der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht ste der Zentrumsturm heute da, unerschüttert, ungebroche sieghaft wie immer, und seine Bemannung geht unverseh aus dem Sturme hervor. Wo wir uns umsehen, im ganz deutschen Vaterlande sind die Wähler ihren erprobten Führe treu geblieben und wenn in den polnisch sprechenden Teil des Reiches die erwarteten Verluste eingetreten sind, so b deutet das vielleicht das Gegenteil von einer Schwächu der Partei, welche nach wie vor auch für die Rechte ihr polnischen Mitbürger eintreten wird nach bestem Erkenne Der Erfolg der Polen ist einzig und allein auf Rechnung d ungesunden Ostmarkenpolitik der preußischen Regierung setzen; unfähig kolonisatorisch zu wirken, greift sie zu Gewal maßregeln, welche jedem Gerechtigkeitsgefühl Hohn sprech

und treibt dadurch die Polen, welche doch auch preußische Staatsbürger sind, ins polnische Nationallager, in die Reihen der blinden Chauvinisten. Wir begreifen den psychologischen Zusammenhang vollständig und würden uns wundern, wenn's anders wäre. Die preußische Regierung mag sich dieses Triumphes über das Zentrum freuen, er kommt wirklich ganz und uneingeschränkt auf ihr Konto — aber belastend im Sinne des Gemeinwohles.

Die zahlenmäßige Einbuße des Zentrums im Osten des Reiches wird aber reichlich wettgemacht durch die Angliederung, welche Elsaß-Lothringen bringen wird.

Die moralische Bedeutung dieses höchst erfreulichen Erfolges im Westen könnte auch an jener Stelle zu denken geben, welche die „Nation" und die „nationale Begeisterung" zu hellen Flammen angefacht hatte gegen jenes Zentrum, dessen kluges zielbewußtes Vorgehen unter Berücksichtigung der berechtigten Gefühle der dortigen Bevölkerung jedenfalls eine hervorragendere patriotische Betätigung ist als das geradezu brutale Vorgehen Preußens in Polen.

Und wenn eine Partei, deren Vernichtung als Wahlparole ausgegeben war, welche man zum Mindesten zum Wanken bringen wollte, indem man Zwietracht säte, wenn diese Partei einen so untrüglichen Beweis der Anhänglichkeit erhielt durch zwei Millionen Wähler, dann kann nicht von einem „Niedergange"[1]) gesprochen werden, denn das ist Sieg.

Die Nörgler und Neider hüben und drüben, im In- und Auslande, wollen nur gefälligst die Zahl der beim ersten Anlaufe vom Zentrum festgehaltenen und genommenen Wahlkreise mit den Ziffern der ganzen Gegnerschaft vergleichen, dann werden sie zugestehen müssen, daß die Schläge, welche dem Zentrum zugedacht waren, nicht eingetroffen sind.

Wie sich das Bild des neuen Reichstages definitiv gestalten wird, läßt sich freilich heute noch nicht sagen; wohl

1) Wiener „Vaterland" (!) vom 27. Januar, Nr. 27.

ist die Zahl der noch nötigen Stichwahlen um ein Erkleckliches geringer als im Jahre 1903, gleichwohl aber werden erst sie die endgiltige Entscheidung bringen. Die geschlagenen Sozialdemokraten stehen in ebenso vielen Wahlkreisen in Stichwahl, als das Zentrum jetzt bereits in Sicherheit hat, werden aber kaum den alten Stand erreichen, da ihre bisherigen Verluste zu schwerwiegend sind und die Regierung das Möglichste tun wird, damit die Parole, welche nun nicht mehr lautet: gegen die schwarz-roten Reichsfeinde, gegen die Sozialdemokraten allein zur Durchführung gelangt.

Die Nationalliberalen, die einst so stolze, mächtige Partei die wie es scheint heute nicht mehr auf eigenen Füßen stehen, kann, sondern nur auf den Krücken Anderer, des Blocks, sich zur Geltung bringt, jubilieren, weil sie ganze 20 Mann durchgedrückt (in Bayern — keinen!). Und dabei haben sie sich der Gunst der Regierung erfreut, was ja für sie beseligender Lebensodem ist. Sie müssen von den 58 Stichwahlen, an welchen sie beteiligt sind, genau die Hälfte gewinnen, wenn sie nur in der alten Stärke in den Reichstag einziehen wollen.

Am besten unter den Parteien, welche sich um das Siegesbanner der Regierung geschart, haben bisher zweifelsohne die Konservativen abgeschnitten, welche — 1903 52 Mann stark — heute schon 41 ihrer Kandidaten durchgebracht haben und aus den 29 Stichwahlen mit einigem Gewinn gegen früher hervorgehen dürften. Auch die Reichspartei befindet sich gegenüber 1903 im Vorsprung.

Die Wiener „Neue freie Presse" freut sich in einer Besprechung über die Wahlen von Dr. Paul Nathan, daß „die Freisinnigen gestärkt aus den Wahlen hervorgehen" und fährt dann fort: „da es dem Fürsten Bülow nicht gelungen ist, das Zentrum zu erschüttern, so wird er voraussichtlich um so weniger geneigt sein, eine Politik einzuschlagen, die ihn in bleibenden Gegensatz zum Zentrum bringen müßte. Einer solchen politischen Orientierung würden sich auch die

Konservativen, wenn nicht offen, so doch im Geheimen entgegenstellen, und ihre Hauptstärke besteht in ihrer unterirdischen Tätigkeit". (Wir haben den letzten Satz noch hieher gesetzt wegen der bekannten „Nebenregierung" des Zentrums). „Also, selbst wenn Fürst Bülow wollte, er wäre kaum in der Lage, an die Traditionen der alten nationalliberalen Partei anzuknüpfen." [1]) Als ob von der alten nationalliberalen Partei außer ihrem Namen überhaupt noch etwas übrig wäre. Wie lange im Uebrigen der Freisinn Regierungspartei bleiben wird, darauf sind wir in der Tat begierig. Was würde wohl Eugen Richter angesichts der jüngsten Situation gedacht haben?

Die Wiener freisinnige Schwester schrieb noch in der Nacht nach der Wahl frohlockend: „die Zeit wird nicht ausbleiben, in welcher der Liberalismus dem Fürsten Bülow nach dem heutigen Erfolge mit guter Aussicht im neuen Reichstage seine Rechnung wird präsentieren können". [2]) Wir gratulieren dem Fürsten auch zu dieser neuen Nebenregierung neben jener der Konservativen ꝛc. und wollen dabei nicht außeracht lassen, mit welcher Verlegenheit die später widerrufene Nachricht aufgenommen wurde, daß das hervorragende ehemalige Mitglied der Zentrumspartei, der bisherige Reichstagspräsident Graf v. Ballestrem für den 28. Januar zur Audienz zum Kaiser befohlen worden sei. Ihm schuldet das Zentrum besonderen Dank für die Erklärung, in welcher er in so wahrhaft edelmännischer Weise zur Treue gegen das Zentrum aufgefordert und darauf die einzig richtige Antwort auf das unbegreifliche Vorgehen der bekannten Regierungskatholiken gegeben hatte. An und für sich war und ist das Auftreten dieser Sonderbündler ohne Belang geblieben, aber so weit es sich hiebei um ernst zu nehmende Charaktere handelt, muß deren feindliche Stellungnahme gegen das Zentrum in einem so wichtigen Wahlkampfe tief

1) Neue freie Presse vom 27. Januar 1907, Nr. 15243.
2) Neue freie Presse vom 26. Januar 1907, Nr. 15242.

bedauert werden. Das Zentrum ist die einzige Partei, in welcher bisher alle Stände und Berufe vertreten waren und nebeneinander gelebt und gewirkt haben; das besonders macht die Stärke des Turmes aus; nie und nimmer möchten wir daher den Einfluß und die treue Mitarbeit gerade der aristokratischen Mitglieder missen, welche auch im Zentrum ein ausgleichendes Moment bilden müssen gegenüber dem demokratischen Zuge der heutigen Zeit.

Was den äußeren Anlaß der Reichtagsauflösung betrifft, der zu dem ganzen nutzlosen Fastnachtsrummel den Vorwand abgeben mußte, so kann man ruhig abwarten, was die Stichwahlen bringen werden. Es wird der äußersten Anstrengungen der Blockparteien bedürfen, um die 199 Stimmen zur Majorität zu erlangen. Und selbst wenn die paar Stimmen, welche am 13. Dezember fehlten, nun der Regierung zufallen werden, so hätte man einen solchen Ausgang bequemer haben können, und ohne das deutsche Volk einem verbitternden Wahlkampfe auszusetzen.

Allein man kann nicht oft genug betonen, an maßgebender Stelle handelte es sich gar nicht um die Kolonialfrage in der vorliegenden Form, es handelte sich um einen Kampf gegen das Zentrum, das aus seiner wichtigen Position geworfen werden sollte. Es darf nicht vergessen werden, in welch schroffer Form sowohl der Reichskanzler als insbesondere der stellvertretende Kolonialdirektor gegen das Zentrum resp. seine Führer aufgetreten sind. Die „Eiterbeule“ war das Zentrum und erst in zweiter Linie kamen die übrigen Parteien der Mehrheit vom 13. Dezember. Später allerdings hatten wir die Ehre, mit den Sozialdemokraten zur „schwarz-roten“ Majorität zusammengeworfen zu werden, wie sich der Reichskanzler in taktvoller Weise auszudrücken beliebte. Takt war im allgemeinen und besonderen während der letzten Wochen nicht gerade die starke Seite der Regierung und derer, welche sich mit ihr identifizierten. Das Novum des Wanderapostolates war dabei

noch nicht das Schlimmste, obgleich auch das an ein gewisses Demagogentum erinnern könnte, mit welchem man einzelnen beweglichen Zentrumsabgeordneten so gerne aufwartet. So stieg man denn um der „nationalen Ehre" willen vom kurulischen Sessel herab auf die Gasse; und während man sich am Rhein mit amtlicher Pression und allenfalls mit einem Vortrage v. Lindequists begnügte, erging in Baden aus erlauchtem Munde die Aufforderung zu nationaler Bekenntnistreue; und als die Wahlen vorüber waren, erfreute der König von Sachsen den Minister Grafen v. Hohenthal mit einem Belobigungstelegramm für die treuen Sachsen, welche, wie anzuerkennen ist, die sozialistische Hochflut wenigstens nach außen hin zurückgedämmt. Auch in Bayern erklang laut und dringend der Hilferuf nach einer Unterstützung durch das Ministerium, das selbstverständlich in korrekter Reserve blieb und es dem bayerischen Volke überließ, dem Appell der Berliner Leitung nach eigenem Ermessen zu antworten. Die Antwort des bayerischen Volkes aber war kein Vertrauensvotum für Dernburg, den Macher des Ganzen. Auch das möge man in Berlin bedenken, aber auch nicht vergessen, daß trotz all dem scheinbaren heutigen Erfolge der Tag kommen wird, an welchem man auf das Zentrum als das letzte Bollwerk gegen die Sozialdemokratie angewiesen ist.

In weiten „nationalen" Kreisen hätte man es wohl auch lieber gesehen, wenn statt der Sozialdemokraten das bestgehaßte Zentrum eine erschütternde Niederlage erlitten hätte.

XXIV.

Die Herrschaftsgebiete in Schwaben und Neuburg 180

Wie überaus zersplittert zu Ende des 18. und im Begi des 19. Jahrhunderts die Herrschaftsgebiete in Süddeutschl waren, ist jedem sattsam bekannt, den Beruf oder Neigung Arbeiten aus jenem Zeitraume führt. Waren die französi Revolution und ihre Begleiterscheinungen, die Umwertung a bis dahin vorhandenen Grundsätze in Recht, Autorität, M und Religion noch so traurig, war der Sturm, welcher man Thron in unserem Heimatlande als nicht weiter existenzberech hinwegfegte, noch so beklagenswert, die Auflösung aller j kleinen und kleinsten Staatengebilde mit ihrem Zierat Hoheits- und Herrschaftsrechten muß, wenn der gewalts operative Eingriff auch wehe tat, heute als ein Segen unsere Lande betrachtet werden. Fast am schlimmsten hatt damals in unserem bayerischen Kreise Schwaben und Neub ausgesehen. Man muß, um die alten Zustände und d spätere Umgestaltung voll würdigen zu können, eine graphi Darstellung der süddeutschen Länder in genügend großem M stabe, nicht etwa bloß ein Blatt aus einem der bekan historischen Schulatlanten vor sich haben. Bisher stand lediglich eine Karte der Herrschaftsgebiete des Königre Württemberg, das unserem engeren Vaterlande Bayern d

1) Die Herrschaftsgebiete im heutigen Regierungsbezirke Schwa und Neuburg nach dem Stande um Mitte 1801. Aus a valischen Quellen bearbeitet von Professor Dr. Alfred Schrö kartographisch dargestellt von Hauptmann Hugo Schrö Herausgegeben vom historischen Verein von Schwaben Neuburg 1906.

wieder einmal ein gut Stück vorangeeilt war, aus der gleichen Zeit zur Verfügung; jetzt liegt für den Kreis Schwaben und Neuburg eine allen kritischen Anforderungen entsprechende historische Karte der Herrschaftsgebiete nach dem Stande um Mitte 1801 vor, bearbeitet nach archivalischen Quellen von Lyzealprofessor Dr. Schröder-Dillingen und Hauptmann Schröder-Augsburg, herausgegeben vom historischen Verein für Schwaben und Neuburg als Vereinsgabe für 1906.

Es ist ein buntes Farbenbild, das sich hier im großen Maßstabe von 1:200,000 von unserem Schwabenländle dem Auge darbietet. Einigermaßen geschlossene Gebiete sind nur die geistlichen Besitzungen im Süden des Landes, da wo auch schon der Gebirgsbau solche geschlossene Territorien bedingte. Der Kreis vereinigt in 20 Bezirksämtern über 1000 Gemeinden. Nun vergegenwärtige man sich, welche Mühe es kostete, auf Grund von Aktenmaterial, wie es die Archive, dann Registraturen der Regierung ꝛc. boten, für jede einzelne Gemeinde auf das Jahr 1801 Landeshoheit und Grundherrschaft festzustellen. Dabei waren in den meisten Gemeindebezirken Untertanen ausmärkischer Grundherren angesiedelt, über welche deren Grundherr die Hoheitsrechte innehatte. Diese Grundhoheitsherren waren auszumitteln und auf der Karte kenntlich zu machen. Daß als Ausdruck der Landeshoheit nicht sowohl die hohe Gerichtsbarkeit, sondern lediglich das Steuer- und Kriegsrecht gewählt und kleinere Merkzeichen bei Seite gelassen wurden, ist als entschiedener Vorzug zu erkennen, da nach gleichen, überall gegebenen Prinzipien verfahren werden mußte und auch auf Klarheit des Kartenbildes Rücksicht zu nehmen war. Als Merkzeichen der Grundherrschaft ist dann das Recht der niederen Gerichtsbarkeit festgelegt; andere Herrenrechte sind ausgeschaltet bezw. blieben unberücksichtigt. Beispielsweise gehörte die kleine Gemeinde Rohrbach ob Rennertshofen zu Pfalz-Neuburg, Landeshoheit und Grundherrschaft übte der Kurfürst als Landesherr; daneben gab es dort Grunduntertanen des Klosters Kaisheim, der Grafen v. Pestalozza und Arco bezw. der Gräfin Leopoldine, die Landeshoheit über diese aber stand beim Kurfürsten. In der Gemeinde Niederaltheim übte der Fürst von Oettingen-

Wallerstein Landeshoheit und Grundherrschaft aus; daneben ga
es dort Grundholden der Grafen von Oettingen-Spielberg, d
Deutschordens-Kommende Kleinerdlingen, des Klosters Mönch
deggingen, des Reichsstiftes Kaisheim und des Spitals d
Reichsstadt Nördlingen, worüber Oettingen-Wallerstein nur zu
Teil die Landeshoheit besaß. Alles dies ist genau zum Au
druck gebracht. Besonders verwickelt waren bekanntlich die Ve
hältnisse in der Markgrafschaft Burgau und in den verschiedene
Territorien unter österreichischer Landeshoheit, die sich sog
über ziemlich umfangreiche bayerische Herrschaften erstreckt
Soweit eine Prüfung hier möglich, sind die Hoheitsrechte al
richtig gegeben.

Hingegen möchte es dahingestellt bleiben, ob es ganz richti
ist, die heutigen Gemeindegrenzen auch bereits für das Jah
1801 als bestehend anzunehmen. Bei der Mehrzahl der G
meinden des Kreises wird ja eine Aenderung nicht eingetrete
sein, doch haben die Verordnungen der Jahre 1808 und 181
auch in Gemeindeformationen verschiedentlich umgestaltend ei
gewirkt. Sicherheit wäre hier aus den älteren Grundbücher
zu gewinnen gewesen, doch hätte die Durchprüfung dies
Grundbücher die Arbeit überaus vermehrt und verlängert un
wäre schließlich dem Zwecke dieser Publikation ferner gelege

Die kartographische Darstellung ist sauber, deutlich un
gewährt dem Auge ein ansprechendes Bild trotz des bunte
Farbenwechsels; der beigegebene Text der Erläuterungen i
klar und knapp gegeben und übersichtlich verteilt, so daß ei
Auffinden rasch möglich ist.

Schwaben und Neuburg kann stolz sein, als erster Kre
Bayerns eine solche vorzügliche statistisch-historische Karte z
besitzen; mögen sich für die übrigen Kreise gleich gründlic
Bearbeiter in Bälde finden. Der historische Verein des Kreis
hat durch Herausgabe dieser Karte nicht nur eine lobenswer
Abwechslung in der Art seiner Publikationen geboten, sonder
auch für die Vereinstätigkeit ein neues Feld wissenschaftlich
Arbeit eröffnet.

Neuburg a. d. D. O. Geiger.

XXV.

Kirchenhistorische Literatur.

Legendenstudien

nennt sich ein kleines Buch, das der Tübinger Geschichtsprofessor H. Günter geschrieben hat.[1]) Ueber den Ursprung seines Werkes sagt der Verfasser im Vorwort: „Je weiter mich Liebhaberei und Bedürfnis durch die Acta Sanctorum führten, desto mehr drängten sich die großen Zusammenhänge auf; desto klarer wurde mir, daß es sich bei der überwiegenden Mehrzahl dieser Gebilde nicht um Individualitäten, sondern um ein Schema handelt; daß auch ein historisches Heiligenbild nur aus diesem weitesten Rahmen gewertet werden darf und kann. Dann aber muß sich eine Uebersicht über die Zusammenhänge erreichen, muß sich ein Weg durch die Wucherung finden lassen, von dem aus ein Vordringen nach rechts und links zum Einzelproblem möglich wird." Diesen Weg sucht sich nun der Verfasser zu bahnen, indem er das massenhaft angesammelte Material unter folgenden Gesichtspunkten ordnet und prüft: 1. Das Außerordentliche in der authentischen Akte (S. 5—14); 2. Das Wunder in der Legende (S. 14—63); 3. Die Akte und ihre Weiterbildung (S. 64—82); 4. Die Märtyrerlegende im Abendland (S. 82-125) und 5. Die Bekenner-Vite (S. 126-186). Das allgemeine Ergebnis der Untersuchung lautet: „Es gibt einen Heiligen-Typ, der sich von den Heiligen der Geschichte möglichst unabhängig zu halten wußte und der seinerseits fast sämtliche Heiligenbilder überfirnißte. Legende und Legendenträger sind durchweg zu trennen. Die Legende ist etwas von ihrem Träger sachlich, nicht bloß begrifflich Verschiedenes. ... Die Legende ist die ererbte Brille, durch die man die Heiligenbilder anzusehen sich gewöhnt hat.

---

1) Legenden-Studien von Dr. H. Günter, a. o. Professor d. Geschichte a. d. Universität Tübingen. Köln. Bachem. 1906. 8°. IX, 192 S. [Ungeb. ℳ 3.60.]

Dabei soll der Tradition ihr Recht ungeschmälert sein, insofer doch in der Regel eine historische Erscheinung nur auf Grun bestimmter Voraussetzungen zum Legendenträger werden konnte. (Vorwort).

Man kann mit diesem allgemeinen Ergebnis gewiß ein verstanden sein, auch wenn man nicht jede Wertung der bei gebrachten Belegstücke im einzelnen adoptieren möchte. So seh der Sammel- und Ordnungsfleiß des gelehrten Verfassers Be wunderung verdient, so hat man doch bei dem Studium seine Arbeit das Gefühl, das ihm ja auch selbst an einer Stelle gekomme ist (Vorwort S. 1), daß in der Beibringung von Belegen häufi eine größere Beschränkung besser gewirkt hätte. Man läuft jet bisweilen Gefahr, bei der Menge der Einzelheiten den Ueber blick zu verlieren. Daß hier ein weises Maßhalten sichere zum Ziele führt, zeigt die klassische Arbeit des Bollandiste Delehaye,[1]) die gerade durch die geschickte Auslese der Be spiele, unter Vermeidung alles Unnötigen so belehrend und über zeugend geworden ist. Der Vergleich der beiden Schriften i auch in anderen Beziehungen sehr lehrreich. Sie ergänzen si in der Tat in manchen Stücken. Während Delehaye sein Untersuchung wesentlich auf die Heiligenleben der ersten Jahr hunderte beschränkt, hat Günter auch die zahllosen Vitae de Mittelalters herbeigezogen. Anderseits verfügt der Bollandi dessen Lebensaufgabe ja in der Beschäftigung mit den Act Sanctorum besteht, über eine Klarheit der Auffassung, de Methode und der Darstellung, die in den Legendenstudien nic immer zur Geltung kommen. Erst wer die Darlegungen De lehayes gelesen hat, wird die Bedeutung von Günters müh samen Forschungen völlig zu würdigen wissen. Beide Schrifte können gewiß nebeneinander bestehen. Und wie man sich üb die Studie Günters freuen kann, so sollte man wünschen, da die Broschüre Delehayes recht bald auch ins Deutsche überse würde. Beide vereint werden imstande sein, die noch vielfa verworrenen Begriffe über Wert und Bedeutung der Heiligen legende endgültig zu klären und zu beruhigen.

1) Les légendes hagiographiques par Hippolite Delehaye, S. J Bollandiste. Bruxelles 1905. kl. 8°, XI, 264.

XXVI.

Ibsen als Romantiker.

Von Johannes Mayrhofer.

IV. Das Fest auf Solhaug.

Der „Herrin von Oestrot" mit ihrer grandiosen Tragik (1855 zuerst aufgeführt) folgte im nächsten Jahre (1856) „Gildet på Solhaug', „Das Fest auf Solhaug", das gleichfalls sehr ernste Motive zu Grunde legt, aber sehr versöhnend und wohltuend endigt und auch im Gange seiner Entwicklung, wenn wir einen Ibsenschen Ausdruck gebrauchen sollen, von einer „leichten Sommerluft" durchweht ist.

Nachdem sich Ibsen in den Vorstudien zu seinem letzten Drama etwas eingehender mit dem späteren Mittelalter befaßt, ging er jetzt noch einige Schritte weiter in der Zeit zurück, zu den nordischen Sagen. Besonders wertvoll erschienen ihm für seine Zwecke die isländischen Familiensagen. Er lebte sich bald in deren reiche Schätze ein, und der erste Entwurf zu den „Helden auf Helgeland" begann in seinem Geiste Gestalt anzunehmen.

Doch es traten ihm sowohl persönliche Angelegenheiten wie literarische Eindrücke anderer Art hemmend in den Weg. Der Plan blieb zunächst liegen, aber aus demselben Boden, der ihn und das spätere Werk gezeitigt, sproßte vorläufig ein anderes Drama, aus der Tragödie ward ein sehr lyrisch gefärbtes Schauspiel.

„Die Stimmungen, in denen ich mich damals befand“ sagt Ibsen selbst (‚Vorrede zur zweiten Ausgabe‘), „vertrugen sich besser mit der literarischen Romantik des Mittelalters als mit den Tatsachen der Sagen, besser mit der Versform als mit dem Prosastil, besser mit dem sprachmusikalischen Element des Heldenliedes, als mit dem charakterisierenden der Sage.“

So entstand „Das Fest auf Solhaug“, nach Woerners Urteil (a. a. O. S. 55) „eines der besten Stücke, die die Romantik in irgend einem Lande gezeitigt hat“.

Frau Margit, die Gattin des Bengt Gauteson, des Herrn von Solhaug, lebt in äußerlich sehr glänzenden, beneidenswerten Verhältnissen, aber sie ist tief unglücklich, denn sie hat keine Liebe zu ihrem Mann. Wie ein Hohn auf ihr Schicksal ist es ihr, daß heute so festlich der dritte Jahrestag ihrer Hochzeit auf dem Schlosse begangen wird. Da kommt plötzlich ein ganz unerwarteter Gast, ein Jugendgespiele Margits und ihrer Schwester Signe, der Sänger Gudmund Alfson, den sie jahrelang nicht mehr gesehen. Sie glaubt anfangs, er wolle sich an ihrem tiefen Leid erfreuen, muß aber bald erkennen, daß ihn selber ein schweres Mißgeschick verfolgt; er ist beim König in Ungnade gefallen und irrt umher als „ein friedloser Mann“. Bald ist das alte Vertrauen wiederhergestellt, sie schüttet dem Freunde nun auch ihrerseits das Herz aus. Doch dabei bleibt es nicht; eine gewaltige Liebe keimt in ihrem Herzen empor, während der Sänger eine tiefe Neigung zu ihrer Schwester Signe faßt. Margit ist überzeugt, daß er ihr gern den Vorzug gegeben: „Wär' ich frei gewesen, so weiß ich wohl, wen er gewählt hätte! — Ja, frei!“ Und ihr Gatte Bengt ist unvorsichtig genug, sich in gleichem Sinne zu äußern: „Hör', Margit! Für eines kannst Du dem Himmel danken, und zwar dafür, daß ich Dich heiratete, bevor Gudmund Alfson wiederkam.“

Schließlich kommt Margit in ihrem Ekel und ihrer Verzweiflung zu dem entsetzlichen Entschluß, ihren Gatten durch Gift aus dem Wege zu räumen. Der Becher steht bereit, beinahe trinken auch Gudmund und Signe davon. Doch auf diesem kritischen Punkt noch nimmt das Stück eine glückliche

Wendung. Die Bedrohten werden gerettet, niemand trinkt. Bengt Gauteson freilich findet seinen Tod, jedoch im Kampfe mit Feinden, die gegen das Schloß herangerückt sind und die dann von Bengts Gästen und seinen Leuten überwunden werden. Gudmund, dessen Unschuld sich inzwischen herausgestellt, wird vom Könige wieder in Gnaden und Freundschaft aufgenommen und mit Signe, dem Gegenstand seiner Wünsche, vereint. Frau Margit aber geht voll Reue über ihre Sünden und voll Dank gegen Gottes Vorsehung ins Kloster.

„Nun weiß ich, das Leben ist mehr als ein Jagen
Nach glänzenden Gütern, nach festlichen Tagen.
Ich fühlte, wie bitter der Mensch verzagt,
Der seiner Seele Seligkeit wagt. —
Ich tret' in Synnöves Kloster ein. —"

Wir erblicken in diesem Schlusse einen Vorzug des Dramas und sehen nicht ein, warum — was andere zu wünschen scheinen — Herr Bengt notwendig durch Gift sterben soll. Sein Tod durch die Feinde ist im Drama sehr gut motiviert und vorbereitet. Margit ist innerlich schuldig, ob ihr Gatte nun trinkt oder nicht, aber es ist doch immerhin ein Trost für sie selbst, daß es nicht zum äußersten gekommen; die sanften, friedlichen Schlußakkorde, in denen die Dichtung ausklingt, haben auch Daseinsberechtigung. Das Einzige, worüber sich die Kritik aufregen könnte, ist deshalb nicht das bißchen „Zufall", das da mitgespielt; auch nur halb so schlimm, wie es aussieht, denn die Feindschaft des Knut Gaesling kommt absolut nicht als deus ex machina vom Himmel geschneit. Es ist deshalb gar nicht nötig, daß die Schlußwirkung für den heutigen Leser „verdorben" wird, wie Woerner will. Auch ist nur halb richtig, was Georg Brandes bemerkt (‚Einleitung' XVIII):

„Alles in allem ist ‚Das Fest auf Solhaug' von einem jungen Romantiker gedichtet, der absichtlich der Tragik seines Themas die Spitze abgebrochen hat, um es lyrisch still ausklingen zu lassen; — indessen, man fühlt selbst diesem Werke gegenüber, daß in dem Dichter ein Tragiker wohnt,

der erst an dem Tage groß wird, da unbarmherzige Wahrheitsliebe ihn gegen jede wohlfeile Schlußharmonie [!] gleichgültig macht.“

Besser hat Ibsen selbst sein Werk beurteilt: Der „Schluß des Stückes wurde *natürlich seiner Art gemäß*, als der eines Dramas und nicht einer Tragödie, gedämpft und gemildert; aber unter rechtgläubigen Aesthetikern dürfte gleichwohl darüber gestritten werden können, ob in diesem Schluß nicht ein Zug von unvermittelter Tragik zurückgeblieben sei, als ein Zeugnis von des Dramas Ursprung“.

Ibsens Jugendromantik feiert in diesem Stücke den schönsten Triumph. Nicht ohne Grund wurde das Drama bei seiner ersten Vorführung mit Begeisterung aufgenommen und brachte seinem Schöpfer große Huldigungen ein, wenn auch die „richtige Kritik, besorgt von den richtigen Kritikern,“ die Freude wieder etwas verdarb. Nun, die „richtige“ Kritik scheint allerdings in diesem Falle dem Dichter unrecht getan zu haben, wenn auch am Ende nicht alles wörtlich zu nehmen ist, was Ibsen in seiner bluttriefenden „Vorrede zur zweiten Ausgabe“ den Gegnern vorrückt.

Das Stück ist in vieler Beziehung vorzüglich. Die durchsichtige, folgerichtige Komposition, wo Handlung auf Handlung mit großer Sorfalt eingeleitet und begründet wird, die sichere Durchführung der Charaktere, der beschränkte, unselbständige, in seinem Reichtum sein Genügen findende Bengt, der Margit die größte Wohltat erwiesen zu haben glaubt, da er sie geheiratet, dann die Heldin selbst, die sich, ein innerlich brodelnder Vulkan, da die Stunde der Prüfung kommt, der größten Leidenschaftlichkeit hingibt und vor dem ärgsten Verbrechen nicht zurückschaudert, bis endlich der christliche Grund ihrer Seele den Sieg erlangt über die dämonischen Mächte ihres Wesens, dann die zarte, ewig heitere Signe und der sangesfrohe, ritterliche Gudmund, der starrköpfige, gewalttätige Utilitarist Knut Gaesling, der Vogt des Königs, — sie alle mit einer Bestimmtheit durch-

geführt, die man von einem dreiaktigen Werke, das zugleich so lyrisch gehalten, durchaus nicht besser verlangen kann. Lyrisch ist das Drama, ja; auch die sprachliche Form ist der getreue Spiegel des Stimmungsgehaltes — und sein wohlgewählter Ausdruck. Prosa und Vers wechseln, und die poetischen Teile wieder bewegen sich in einer bunten Mannigfaltigkeit der Form. Nur selten kann man sagen, daß die Uebergänge besser vermittelt sein müßten. Es herrscht ein echt organisches Gefüge in dem Ganzen.

V. Olaf Liljekrans.

Wenig Erfolg hatte Ibsen mit seinem folgenden Werke, das wieder ein dreiaktiges Schauspiel war. Es wurde 1856 vollendet und im Januar des folgenden Jahres zweimal aufgeführt. Darauf aber versank „Olaf Liljekrans" in der Unterwelt, um erst unter den Auspizien von Georg Brandes in den „Sämtlichen" 1898 seine Auferstehung zu feiern. Im Dänischen war das Werk überhaupt noch nicht erschienen. Ibsen selbst scheint nicht allzuviel davon gehalten zu haben.

Natürlich spielt es wieder im Mittelalter, und zwar in einem norwegischen Kirchdorf im Gebirge. Die reiche Ingeborg, die Tochter des Arne von Güldnik, soll den Sohn der vornehmen, aber wenig vermögenden Frau Kirstin Liljekrans heiraten. Aber Olaf vergafft sich in die Tochter des „tollen Spielmanns" Alfhild, die mit ihrem Vater in einem einsamen Gebirgstale menschenfern und unbekannt herangewachsen als eine Inkarnation der weltfremden, phantasiefrohen Romantik selbst. Andererseits herrscht eine lebhafte Sympathie zwischen Ingeborg und ihres Vaters getreuem Knechte Heneming. Selbstverständlich gibt es jetzt im Drama die bunteste Romantik der Verwicklungen. Verlobung, Auflösung der Verlobung und Wiederverlobung, bis sie sich endlich glücklich „kriegen", Olaf seine Alfhild und Heneming seine Ingeborg.

Es treten in diesem Stück keine Berggeister, kein Neck und keine Elfen auf, aber einzelne der Personen sind in eine

so verzauberte Sphäre blitzblauer Romantik versetzt, daß die Wirkung dieselbe ist, und besonders Alfhild scheint eine zeitlang mehr Elfenmaid als gewöhnliches Menschenkind.

Brandes und Woerner scheinen etwas starkes Gewicht auf einige Züge im Drama zu legen, die wie eine Kritik der Romantik, ein Ausdruck innerer „Zweifelsfragen" klingen, und da zitieren sie als besonders bezeichnend die Stelle, wo Alfhild, die ins Dorf der Menschen niedergestiegen, mit einem Male eine schrille Disharmonie entdeckt zwischen der poetischen Darstellung, die ihr der Vater stets in seinen Liedern vom Tode gegeben, und dem, was sie jetzt an Elend und Qual erblicken muß als unheimliche Gefolgschaft des Todes, wie er sich unter den Menschen wirklich einstellt.

Bislang ist ihr der Tod bloß der „Elf mit den weißen Schwingen" gewesen.

„Der kleine Elf mit den weißen Schwingen
Bereitet ein Bett ihm so kühl;
Von Lilien webt er das Linnen fein,
Von roten Rosen den Pfühl.
Er legt das Kind auf die Polster weich,
Naht, sanft im Arm es zu tragen,
Und fährt mit ihm zum Himmel auf
Im goldenen Wolkenwagen."

Jetzt muß sie etwas ganz anderes kennen lernen.

Olaf: Ein Kind ist gestorben — es folgen dem Schrein
Die Mutter und die Geschwister klein.

Alfhild: Und wo ist der Pfühl von Rosen, den roten,
Und wo die Lilienlaken des Toten?

Olaf: Ich seh' weder Pfühl noch blankes Linnen,
Ich sehe die schwarzen Bretter bloß, —
Auf Spänen und Stroh schläft der Tote darinnen.

Alfhild: Auf Spänen und Stroh?

Olaf: Ja, das ist unser Los!

Alfhild: Und wo ist der Elf, des Arm ihn umschmiegt,
Und der mit ihm auf gen Himmel fliegt?

Olaf: Ich seh' nur die Mutter in bitterer Pein,
Und hinter dem Sarg die Geschwister klein.

Alfhild: Und wo sind die Perlen, die weißen und blauen,
Die die Englein streu'n von des Himmels Auen?
Olaf: Ich seh' nur die schimmernden Tränen fließen,
Die am Grabe die kleinen Geschwister vergießen.
Alfhild: Und wo ist die Heimat, der liebliche Ort,
Wo die Tote schlummert in Ruh?
Olaf: Die sieht es: Sie senken hinab ihn dort
Und decken mit Erde ihn zu.
Alfhild ernst und gedankenvoll nach einer Pause:
So war's in des Vaters Liedern nicht!
Olaf: Wohl wahr, von den Freuden oben im Licht
War keinem auf Erden Bericht." —

Wie man sieht, schüttet Olaf das Kind mit dem Bade aus und ist gerade so einseitig wie Alfhild es gewesen, nur daß er ins entgegengesetzte Extrem geht und keinen Sinn hat für die Wahrheiten, die des Spielmanns Liedern zu Grunde liegen und die natürlich unverständlich werden, wenn man den tieferen Sinn und die poetische Form nicht zu sondern versteht.

In Wirklichkeit ist es mit der Kritik, die Ibsen hier geübt haben soll, nicht so weit her. Alfhild muß sich schließlich doch wieder bekehren. Freilich hat sie einmal geäußert:

„Ach, und ich glaubte das Leben so licht —
Nichts ist Wahrheit, alles Gedicht!
Alles nur Gaukelbilder und Tand!
Was wir haschen, wird jäh uns entweichen,
Was wir schauen, plötzlich erbleichen —
Nichts hält dem prüfenden Blicke stand!"

Aber am Schlusse des Dramas muß sie bekennen:

„Nun seh' ich, das Leben ist reich und licht,
Licht wie des Herzens schönstes Gedicht!
Wie schwer und mächtig düster die Sorgen —
Einmal doch tagt ein strahlender Morgen!"

Und dann kniet sie dankerfüllt nieder:

„Ihr Englein! Ihr habt meine Schritte gelenkt,
Habt wieder Trost mir und Frieden geschenkt!

Ihr stützet den Fuß, der vom Pfade wich. —
Nimmer im Glauben wanken will ich!
Ihr himmlischen Mächte ihr haltet noch Wacht!
Die Sonne scheint klar nach der Winternacht. —
Trotz allem mußt' unsre Liebe bestehen,
Mag, was da will, nun geschehen!
Nun bin ich bereit, nun gewinn ich Stärke
Und Mut zu des Lebens wechselndem Werke!
(Mit einem Blick auf Olaf):
Und wenn wir dereinst —
(Bricht ab, mit hoch erhobenen Händen):
Dann weich und warm
Tragen uns Engel in Gottes Arm!"

Also eine geläuterte Romantik behält das letzte Wort; das ist es, was Brandes und Woerner nicht genugsam beachtet haben.

Daß Ibsen an Psychologie und dramatischer Komposition die bereits erreichte Höhe in diesem Drama leider nicht behauptet und daß er die Sache etwas breit angelegt, setzt den Wert des Stückes allerdings herunter, und die vielen Einzelschönheiten können uns darüber nicht vollkommen hinwegtäuschen.

VI. Nordische Heerfahrt.

Ein ganz anderes Gepräge als der verträumte, liebes- und waldeinsamkeitstrunkene „Olaf Liljekrans" zeigt das nächste Drama. Ibsen ging wieder in graue, längst entschwundene Zeiten zurück; diesmal aber schlug er einen minder romantischen Ton an als im „Hünengrab". Es galt ihm, die Sagazeit in ihrer ganzen Kraft und Wildheit, in ihrem Mannesmute, ihrer Hochherzigkeit und zugleich ihrer heidnischen Barbarei in einem Drama lebenswahr wiederaufleben zu lassen. So schuf er „Haermaendene på Helgeland", „Die Helden auf Helgeland" oder „Nordische Heerfahrt".

Schon die Sprache, eine knappe, kernige Prosa, zeigt an, welcher Geist das Stück durchweht. Hier ist nichts von

Oehlenschlägers weichen Rücksichten, von all dem Retouchieren an den heidnischen Gestalten und dem Heidentum der Vorfahren. Freilich ist manches Abschreckende nicht weiter berührt oder doch poetisch gemildert, aber es ist ein gigantisches oder besser ein echt wikingerhaftes Milieu, in das wir versetzt werden, eine grause, unheimliche, blutige Welt, wo auf kecke Reden Mord und Brand und Blutrache folgt und am stürmischen Himmel die Geister der Toten auf schwarzen Wolkenrossen nach Norden rasen.

Im nördlichen Norwegen, in Helgeland, ist der Isländer Oernulf gelandet, und bald sieht er sich hier zwei Mannen gegenüber, die dereinst in seinem Hause kühnen Raub begangen. Gunnar, der seine Pflegetochter Hjördis entführt, und Sigurd dem Starken, der ihm seine eigene Tochter Dagny genommen. Da dieser die geforderte gesetzmäßige Buße anerkennt, so wird Friede mit dem Seekönig geschlossen. Auch Gunnar, der freilich der Sicherheit wegen seinen Sohn nach Süden geschickt, ist zu einem Vergleiche geneigt. Sein Weib scheint härteren Sinn zu haben; wenigstens bittet Kåre, ein Bauer, die Fremden um Schutz vor der grimmen Hjördis, die ihm feindselig und rachsüchtig nachstellt. Auch Hjördis selbst lernen wir nur zu bald kennen. Schon bei ihrem ersten Auftreten fallen höhnische und rücksichtslose Worte. Ihren Gatten verdächtigt sie als feige, und Sigurd setzt sie herab, weil er einst eine kühne Tat unterlassen. „Sigurd ist ein vielgepriesener Held, und doch vollbrachte Gunnar eine kühnere Tat, als er den Eisbären vor meiner Kammer tötete.“ So fängt sie auch mit Oernulf Händel an, der aber schleudert ihr erregt den Vorwurf ins Gesicht, sie sei ein „entführtes Weib“, das sich als solches nicht gesetzlich auf seinen Gatten berufen könne. Da aber lodert ihre Leidenschaft in den dichtesten Flammen auf: sie erklärt Oernulf den unversöhnlichsten Krieg. Gefährdet soll er sein an Leib und Leben.

Oernulf will nun ihren Feindseligkeiten zuvorkommen. Sigurd sucht ihn zu versöhnen und bietet all seine Habe, wenn es möglich, zwischen seinen Freunden den Frieden zu erhalten. Auch Gunnar bringt bald befriedigende Nachricht und ladet zu einem glänzenden Gelage, wo alle Feindschaft begraben werden

Dabei soll der Tradition ihr Recht ungeschmälert sein, insofern doch in der Regel eine historische Erscheinung nur auf Grund bestimmter Voraussetzungen zum Legendenträger werden konnte." (Vorwort).

Man kann mit diesem allgemeinen Ergebnis gewiß einverstanden sein, auch wenn man nicht jede Wertung der beigebrachten Belegstücke im einzelnen adoptieren möchte. So sehr der Sammel- und Ordnungsfleiß des gelehrten Verfassers Bewunderung verdient, so hat man doch bei dem Studium seiner Arbeit das Gefühl, das ihm ja auch selbst an einer Stelle gekommen ist (Vorwort S. 1), daß in der Beibringung von Belegen häufig eine größere Beschränkung besser gewirkt hätte. Man läuft jetzt bisweilen Gefahr, bei der Menge der Einzelheiten den Ueberblick zu verlieren. Daß hier ein weises Maßhalten sicherer zum Ziele führt, zeigt die klassische Arbeit des Bollandisten Delehaye,[1]) die gerade durch die geschickte Auslese der Beispiele, unter Vermeidung alles Unnötigen so belehrend und überzeugend geworden ist. Der Vergleich der beiden Schriften ist auch in anderen Beziehungen sehr lehrreich. Sie ergänzen sich in der Tat in manchen Stücken. Während Delehaye seine Untersuchung wesentlich auf die Heiligenleben der ersten Jahrhunderte beschränkt, hat Günter auch die zahllosen Vitae des Mittelalters herbeigezogen. Anderseits verfügt der Bollandist, dessen Lebensaufgabe ja in der Beschäftigung mit den Acta Sanctorum besteht, über eine Klarheit der Auffassung, der Methode und der Darstellung, die in den Legendenstudien nicht immer zur Geltung kommen. Erst wer die Darlegungen Delehayes gelesen hat, wird die Bedeutung von Günters mühsamen Forschungen völlig zu würdigen wissen. Beide Schriften können gewiß nebeneinander bestehen. Und wie man sich über die Studie Günters freuen kann, so sollte man wünschen, daß die Broschüre Delehayes recht bald auch ins Deutsche übersetzt würde. Beide vereint werden imstande sein, die noch vielfach verworrenen Begriffe über Wert und Bedeutung der Heiligenlegende endgültig zu klären und zu beruhigen.

---

1) Les légendes hagiographiques par Hippolite Delehaye, S. J., Bollandiste. Bruxelles 1905. kl. 8°, XI, 264.

rüsten kann. Zum Dank weckt Hjördis bittere Zweifel in Dagny, ob sie mit ihrem weichen Charakter denn auch ihrem Gatten, der einst nach einem kriegerischen, walkürenhaften Weibe verlangt, viel habe wert sein können. Klagend gesteht Dagny: „Ich fühl's, ich bin nicht das rechte Weib für ihn.“ Sie mag ihrem Manne nicht mehr begegnen. Hjördis aber genießt ihre Rache: „Und sie wollt' ich — Geringe Rache wäre das gewesen — Der Hieb traf besser! Hm — es ist schwer, zu sterben; aber bisweilen ist es noch schwerer, zu leben.“

Jetzt nimmt Sigurd Abschied. Hjördis macht auch jetzt aus ihrer feindseligen Gesinnung kein Hehl. Aber Sigurd ist schwach genug, ihr seine einstige Liebe zu gestehen. Aus Liebe zum Freunde, zu Gunnar, der sich so sehr nach ihr sehnte, hat er auf sie verzichtet. Hjördis aber will ihm, da sie das vernommen, auch jetzt noch angehören; nicht als Weib, sondern als Walküre will sie ihm folgen, unbekümmert um Gunnar und Dagny. Und welche Perspektiven eröffnen sich da gleich! „Manch guter Kämpe wird in Deiner Gefolgschaft streiten; mit unüberwindlicher Macht wollen wir vordringen, streiten und wirken, und nicht ruhen, bis Du auf Hårsegars Königsthron sitzest.“ Um die Rasende in etwa abzulenken, fordert Sigurd den Gunnar zum Zweikampf, er hat ja den Bruder seiner Gattin getötet. So wird Hjördis ihm nicht mehr folgen können.

Nachdem wir im vierten Akt den alten Oernulf am Grabe seiner Söhne geschaut, wie er, von Leid gebrochen, sich an seiner Kunst als Skalde wieder aufrichtet, indem er seiner Söhne Drapa singt, geht die Haupthandlung raschen Schrittes der Katastrophe entgegen.

Kåre zieht aufs neue gegen Gunnar heran, aber Sigurd sendet ihm den Oernulf mit einer Anzahl Knechte nach. Er selbst will ihm vor dem Zweikampf nicht begegnen. Da erscheint Hjördis, mit Helm und Panzer und Scharlachgewand, mit Köcher und Bogen. Ueberall sieht sie Todesboten. Aber es ist ja gut, wenn sie stirbt. Gunnar und Dagny haben zwischen ihr und Sigurd gestanden. „Fort von ihnen und aus dem Leben müssen wir — dann können wir zusammenbleiben!“ „Auf des Himmels Königsstuhl will ich Dich setzen und mich selbst Dir zur Seite!“

Da sieht sie in ziehenden Wolken des Unwetters droben d Toten Heimkehr. Sie will mit, ein schwarzes Roß für selbst, eins für Sigurd. Sie schießt ihn nieder. „Nun gehör wir einander an!“ Aber Sigurd entgegnet: „Nun wenig denn je: hier trennen sich unsere Wege — ich bin ein Chri ... der weiße Gott ist mein Gott ... zu ihm geh' ich j hinan!“ Kaum, daß er tot, so ist ihr alles gleichgültig geworde sie will auch kein Walhall ohne Sigurd, sie stürzt sich ins Me

Gunnar, der inzwischen Hof und Mannen durch Fe und Schwert verloren, kommt nun mit Oernulf und Dag ans Gestade; sie finden Sigurds Leiche und Hjördis' Boge Der kleine Egil aber sieht in den Wolken in der Tot Heimfahrt die Mutter ziehen. „Dort — voran — auf de schwarzen Roß!“ ....“ Gunnar und Oernulf aber versöhne sich und ziehen zusammen nach Island.

In vieler Beziehung ein Meisterwerk, dieses Drama Es ist ein großartiges Gemälde, mit gewaltiger Kunst de Komposition ausgeführt. Die Szenen sind oft von eine erschütternden Gewalt; erinnert sei nur an das Fest i zweiten Akt und an die grandiose Schlußszene. Der Dialo ist oft von einer meisterhaften Schärfe in Rede und Gegen rede, dazu die Sprache so markig, knapp und inhaltsreich

Fehler hat das Drama allerdings auch. Der Charakte einer Hjördis z. B. ist doch etwas Entsetzliches und wir zeitweise gar zu abstoßend. Ibsen selbst meint, daß er de Vorwurf nicht verdiene, er habe die „nationale Sagenwel in eine Sphäre herabgezogen, in die sie nicht gehört (Vorw. zur ersten deutschen Ausg. 1876). Den verdient e freilich nicht, eher schon jenen, daß er bisweilen zu schaur die Dimensionen gesteigert. Dieser widerwärtig stolze, wil kriegerische, gefühllos streit- und rachesüchtige weibliche Sata ist eine etwas kühne Bühnenleistung.

Ueberraschend wirkt sodann, daß Sigurd die Hjördi so geliebt; nach seinem Auftreten kommt zunächst keiner a den Gedanken, daß Dagny sein Herz eigentlich nicht besit Und noch mehr vielleicht wächst das Erstaunen, wenn d

Held ganz am Schlusse erklärt, er sei ein Christ. Freilich, in der guten alten Zeit, in welcher das Stück spielt, klebte den christlichen Helden eines Volkes, das eben sein Heidentum ablegte, oft noch allerlei heidnisches Wesen an, und, mit Hjördis verglichen, ist Sigurd ja allerdings der reine Heilige — aber immerhin, das Geständnis überrascht.

Sonst sind die Charaktere, wie Hjördis und Dagny, Gunnar und Sigurd meisterhaft charakterisiert und ausgezeichnete Kontrastwirkungen geschaffen.

Im ganzen genommen, bedeutet dieses Drama einen Schritt zum Realismus, freilich ist es hier ein Realismus der Sagazeit, wenn der Ausdruck erlaubt ist. Später wird Ibsen seine Formen für den Realismus der Moderne schaffen. Es wäre interessant, eine Studie darüber zu schreiben, wie beide sich zueinander verhalten. Speziell auch die Ehekonflikte in beiden. Erwähnt sei nur die große Zartheit Sigurds gegen das ungeliebte Weib. Noch kurz vor seinem Tode sagt er zu Dagny: „Alle guten Mächte mögen verhüten, daß Du je weinest um meinetwillen!“ Und wie liebevoll und sanft hat er sie die fünf Jahre hindurch behandelt, er, der Recke, der andererseits den Eisbären von zwanzig Männer Kraft erschlug! Im übrigen ist das Verhältnis zwischen Gunnar und Hjördis, Sigurd und Dagny ein bedeutungsvolles Präludium zu all dem Jammer, den Ibsen später in seinen Gesellschaftsdramen aufdeckt.

VII. Die Komödie der Liebe.

Nachdem uns Ibsen in der „Nordischen Heerfahrt“ in das längstentschwundene Altertum der Sagazeit zurückgeführt, entrollt er in der „Komödie der Liebe“, „Kaerlighedens Komedie“, ein Bild aus der Gegenwart, und zwar ein Drama, das nicht nur Kunstwerk sein soll, sondern auch schneidende Satire. Schon in der „Johannisnacht“ hatte sich dieser kritische Zug bemerklich gemacht, jetzt schöpfte er aus dem Vollen und entlud, was sich lange in ihm aufgespeichert

an Geringschätzung der „Gesellschaft“ mit ihren überlieferten Grundsätzen, Normen und Gebräuchen. Und das Thema, um das sich alles drehte, war: Liebe und Ehe.

Die Hauptrolle in dem Stück spielt der junge Dichter Falk und seine Angebetete, Schwanhild, eine Tochter seiner Logiswirtin. Um das Problem genügend zu beleuchten, macht uns der Dichter ferner bekannt mit Anna, der Schwester Schwanhilds, und einem jungen Theologen, Lind, der sich im Stück mit ihr verlobt, ferner mit dem Aktuar Stüber und seiner langjährigen Braut, Fräulein Elster, endlich mit dem Landpastor Strohmann, der bereits im Hafen der Ehe eingelaufen und sich mit seiner Albertine einer blühenden Schar von zwölf Kindern erfreut, ein dreizehntes erhofft er zu Michaeli. Vergessen darf endlich nicht der Großkaufmann Goldstadt werden, der ebenso wie Falk Fräulein Schwanhild liebt, doch in anderer Weise. Nehmen wir dazu noch die würdige Logiswirtin selbst, Frau Halm, eine Beamtenswitwe, sodann den ganzen Apparat von Studenten, Familien, Gästen, Brautpaaren und Tanten usw., so werden wir begreifen, daß auf einer solchen Operationsbasis die aufgerollte Frage sehr eingehend diskutiert werden konnte. Wie weit dies geschehen, möge im folgenden wenigstens in ein paar der wichtigsten Züge untersucht werden.

Falk, der jugendlich überspannte, schwärmerische Dichter, liebt Schwanhild. Aber bislang hat er sich nicht erklärt; erst, da sein Kollege Lind ihm mitteilt, daß er verlobt sei und Falk dies auf Schwanhild bezieht, dann aber seinen Irrtum erkennt, erschließt er ihr sein Herz. Aber eine seltsame Bewerbung! Falk huldigt sehr fortgeschrittenen Ideen, er will „ein frei Pulsieren“, keinen „Taktstock der Moral“. Wie sagt er zu Schwanhild?

„Leben Sie erst, eh' Sie sterben sollen!
Erst sei'n Sie mein in Gottes Lenznatur;
Sie kommt noch stets zu zeitig, die Dressur
Zur „Dame“, — und dann mag das Weib sich trollen.
Doch das just lieb' ich. Was ist mir der Rest?
Entführ' Sie einst ein andrer in sein Nest! —
Doch hier wär's, wo mein erster Lenz ersprösse,
Mein Liedertraum die ersten Triebe schösse;
Hier, Schwanhild, würd' ich reifer, reicher, lichter, —
Hier würd' mir Flugkraft — hier, hier würd' ich Dichter!“

Da aber Schwanhild den naiven, unselbständigen Egoisten mit einem Papierdrachen vergleicht, der sich selber nicht zu einer Tat aufraffen kann, kommt mit einemmale ein seltsamer Umschwung. Der geistreiche Tagedieb will jetzt plötzlich Taten verüben und sich am folgenden Tage mit Schwanhild verloben.

Seine Taten bestehen aber zunächst bloß darin, daß er auf seiner und Linds gemeinschaftlicher „Bude“ die größte vandalische Verwüstung anrichtet, an Lampe, Ofenrohr und Gardine, um „der alten Zeit Garaus“ zu machen, und daß er dann mit der ganzen Gesellschaft Krieg anfängt, indem er seine freien Ideen von Liebe und Ehe und Borniertheit der Menschen zum besten gibt, bis ihm Frau Halm endlich sehr gereizt die Wohnung aufkündigt. Schwanhild nur bleibt ihm getreu und er — verlobt sich mit ihr.

Aber die Herrlichkeit dauert nicht lange. Im dritten Akt bewirbt sich der Kaufmann Goldstadt um ihre Hand, während Falk dabeisteht. Sie soll sich für einen von ihnen entscheiden, frei und ruhig, aber sie soll auch wissen, auf welches Fundament sie baut, wenn sie Falk mit seinen leichten Grundsätzen ihr Vertrauen schenkt. Die Erörterung wird in aller Gemütsruhe geführt und Falk selber schließlich zur Anerkennung seines ideellen Bankerottes gebracht. Denn ein solcher liegt doch wohl in folgendem Dialog:

Schwanhild: Und wenn nun diese Liebe doch einst bräche,
Was für ein Pfeiler rettet dann das Haus?
Hast Du dann das, was doch noch Glück verspräche?

Falk: Nein, mit der Liebe wäre alles aus.

Schwanhild: Und kannst Du mir Dein heilig Jawort geben,
Daß nie sie welken soll, sich nie verjähren,
Nein, daß sie, so wie heut, das ganze Leben
Lang duften soll?

Falk (nach einer kurzen Pause). Sie dürfte lange währen.

Aber so will Schwanhild ihr Glück nicht beschließen, dann soll die Sonne doch lieber gleich am Mittag sterben. Man hebt die Verlobung auf. Falk zieht, in der Erinnerung lebend, ein „Lautenspiel“ in der Brust, als Sänger „zu tausend

Möglichkeiten", und Schwanhild reicht dem Kaufmann die Ha
freilich nicht ohne melancholische Anwandlungen.

„Nun ist es aus, mein frisches Freiheitsleben;
Nun fällt das Laub, — nun, Welt, empfange mich!"

Es ist nicht leicht, mit diesem Drama fertig zu werd
Brandes und andere Kritiker haben sich den Kopf da
zerbrochen. Wer hat denn eigentlich recht? Die Gesellsch
Aber diese ganze Gesellschaft ist ja derartig von Il
zerzaust, wenn auch hie und da unter Annahme mildern
Umstände, daß man sieht, der Dichter will sich um kei
Preis mit ihr identifizieren.

Er selbst erzählt in dem Briefe an Hansen (28. Okt. 18
daß der Freiheitstrieb, der schon in seinem Gedichte „
den Höhen" weht, „in der ‚Komödie der Liebe' zu seinem vo
Ausdruck" gekommen. Und so faßte man das Drama in N
wegen als eine Revolution gegen Liebe und Ehe. „Das B
erregte, als es erschien, einen rasenden Sturm der Erbitterun
(Brief an Gosse, 30. April 1872). „Das Buch gab in Norwe
Veranlassung zu vielem Gerede; man zog meine persönli
Verhältnisse in die Diskussion hinein, und ich hatte in
öffentlichen Meinung sehr verloren. Die einzige, welche dam
das Buch billigte, war meine Frau. Sie ist ein Charakter,
ich ihn just brauche, — unlogisch, aber von einem starken poetis
Instinkt. Groß ist ihre Denkungsart und beinahe zügellos
Haß gegen alle kleinlichen Rücksichten. Dies alles kapierten m
Landsleute nicht, und es fiel mir nicht ein, den Kerlen zu beich
So wurde ich denn in Acht und Bann getan; alle waren wi
mich." „Die Aufnahme hat mich übrigens nicht überrascht.
‚gesunde Realismus', den wir Norweger, wenn auch nicht
die Gesundheit, so doch was den Realismus anbetrifft, uns
Fug und Recht beimessen dürfen, bringt uns auf ganz nat
lichem Wege dahin, im Bestehenden das Berechtigte, in
Lösung der Aufgabe ihre Idee zu erblicken. Diese Art der
trachtung bringt ein innerliches Wohlbefinden hervor, aber
fördert nicht gerade sehr die Klarheit. Da ich nun in mei
Komödie nach Kräften Liebe und Ehe gestriegelt habe, so

es nur in der Ordnung, daß die Menge im Namen der Liebe und der Ehe ein Geschrei erhob. Die Zucht und Dressur des Gedankens, die nötig sind, um den Irrtum zu begreifen, hat unser Bücher beurteilendes und lesendes Publikum in seiner Mehrzahl nur mangelhaft durchgemacht" (Vorrede zur zweiten Auflage).

Also die Gesellschaft ist im Unrecht? Da soll wohl Falk der Sprecher des Dichters sein? Aber Falk selbst ist auch komisch, und sich selbst komisch machen wollte der Dichter doch wohl nicht.

Falk wird besiegt von der nüchternen Argumentation Goldstadts. Vertritt der die Stelle des Dichters? Hat der vielleicht recht mit seinem Ideal von der Ehe, wo das Glück beruht

„auf Achtung vor des andern Wert,
Auf stiller, warmer Freundschaft, die ein Herze
So tief wie des Berauschten Jubel ehrt;
Darauf, daß man der Pflichterfüllung Segen,
Der Sorgfalt Glück, des Obdachs Frieden kennt,
Den Hausschatz, der sich Selbstverleugnung nennt,
Des Wachens Süßigkeit, das von den Wegen
Der Auserkornen jedes Unheil trennt.
Er ruht auf Händen, die die Wunden lindern,
Auf Schultern, denen jede Last behagt,
Auf Gleichgewicht, das Jahre nicht vermindern,
Auf Armen, deren Treue nicht verjagt."

Goldstadt behält recht; auf seine Sentenzen legt der Dichter selbst großen Wert, denn gerade ihn hat er nicht lächerlich gemacht im Drama, damit er auf den rechten Weg hindeuten könne.

Die meisten Leser werden sich über den Grundgedanken des Stückes nicht völlig klar werden. Sie werden vielleicht auf den Gedanken kommen: Nach Ibsens Anschauung ist es mit der Ehe nichts, ist es mit der Liebe ohne die Ehe gleichfalls nichts, kurz ist die Welt, um einen Schopenhauerschen Ausdruck zu gebrauchen, „an allen Enden bankerott und das Leben ein Geschäft, das nicht die Kosten deckt".

Die Idee des Dichters aber ist diese, daß die schwärmerische, entzückte Liebe kein genügendes Fundament zu einer glücklichen Ehe für die lange Dauer des Lebens bilden könne. Vielleicht, daß er diesen Gedanken noch etwas schärfer hätte herausarbeiten sollen, daß derselbe etwas zu sehr überrankt ist von all der vielen Verliebtheit, die eine so große Rolle in dem Drama spielt, und all dem einseitigen Preis der Liebe, das uns darin entgegentönt. Aber dann wäre am Ende jene andere Idee nicht so zum Ausdruck gekommen, das, was Woerner „die Idee Ibsens vom Werte der Entsagung für einen Dichter nennt", der Gedanke an Dantes Beatrice. —

Zum erstenmal hat Ibsen hier die Gelegenheit benützt, der „Gesellschaftslüge" gründlich den Spiegel vorzuhalten und nach rechts und links Streiche auszuteilen. Da ist z. B. der Theologe Lind, welcher nach Amerika in die Mission wollte, aber jetzt durch die Macht der Ehe mit ihren Forderungen gedrängt, den Entschluß faßt, Glauben Glauben sein zu lassen und „Mädchenschulen statt Kirchenbänken" zu predigen. Da ist Herr Pastor Strohmann, der kaum noch für eine Minute aus dem Bann seiner Albertine und seiner Kinder, die ihn bei jedem Schritt und Tritt verfolgen, herauskommt und der von seinen Idealen und von der Begeisterung für sein Amt kaum noch eine Spur gerettet; da sind die bösen Tanten, die sich in alles hineinmischen mit ihrer ganzen Schwatzseligkeit und Theevergötterung.

Kurz, neben aller Romantik und neben all dem Geglitzer einer geistreichen Dialogführung und einer krystallklaren, an Platen gemahnenden Schönheit der Diktion haben wir hier schon einen auf die Spitze getriebenen Realismus und eine Satire, die hinter jener der „Stützen der Gesellschaft" oder des „Volksfeindes" nicht um Haaresbreite zurücksteht.

Daß das Stück auch allerhand gefährliche Ideen nahelegen kann, versteht sich, da Falk in seinem übermütigen

reiheitsdrang gerade nicht die Forderungen der Moral in
esinnung und Worten verkörpert und doch nicht den ge-
ührenden Widerspruch findet, und dabei andererseits auch
in gewöhnlicher Gesellschafter ist, sondern mit genialer
achlässigkeit seine Witze und Geistreichigkeiten sprühen läßt.

VIII. Die Kronprätendenten.

Wieder ein Stück aus dem Mittelalter. Es spielt in der
sten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Norwegen ist zerrissen,
spalten in Parteien. Jeder will dem Führer seiner Partei
im Siege, zum Königtum verhelfen. Håkon Håkonsson und
r Jarl Skule sind die, um welche sich schließlich der ganze
ampf dreht, die „Kronprätendenten“ (‚Kongsemnerne‘).

Aber welch ein Unterschied zwischen diesen Männern, wie
r Dichter ihre Charaktere entworfen! Håkon durchaus über-
ugt von seinem Recht und seinem Beruf, dabei bis in die
sten Fasern seines Herzens durchglüht von seiner großen
ufgabe, seinem „Königsgedanken“, statt der alten Zwietracht
ieden und Einheit im Lande zu begründen, aus dem äußerlich
fügten Staatsgebäude eine Nation zu schaffen, in der es keine
iväringer und Trondjemer, keine Halogeländer und Agdeväringer
ehr gibt, keinen Haß und keine kleinliche Eifersüchtelei, sondern,
n die Worte aus dem „Tell“ zu brauchen, nur noch „ein
nig Volk von Brüdern“.

Dabei ist Håkon ein hochherziger, durchaus ritterlicher,
öniglicher Charakter, energisch, streng, wenn es nötig erscheint,
reng besonders gegen sich selbst, andererseits auch wieder von
inem weitgehenden Entgegenkommen, bereit zur Milde und zu
n größten Opfern, wenn er das für geboten hält.

Ihm gegenüber steht der unglückliche Jarl Skule, der
weifler an Håkons Recht und wohl noch mehr Zweifler an
inem eignen, innerlich zerwühlt und gepeinigt von seinem
rgeizigen, schließlich ganz krankhaften Streben nach der Königs-
ne, der Alleinherrschaft in Norwegen, einem Streben, das
in die größten Verirrungen treibt, unsägliches Leid und

Blutvergießen über das Land bringt und niemand so tief unglücklich macht wie ihn selbst.

Es sind meisterhaft gezeichnete Gegensätze, die uns in diesen beiden Personen vor Augen treten. Aber der Kontrast war für Ibsen noch nicht scharf genug. Er schuf noch eine dritte Figur, den diametralen Gegensatz zu Håkon, Bischof Nikolas von Oslo. Es ist ein entsetzlicher Charakter, den Ibsen hier erdacht, denn historisch ist er ja in der Gestalt durchaus nicht. Wohl mag der geschichtliche Nikolas im verworrenen Treiben der Zeit einmal geirrt und gefehlt haben, kann sein; aber Ibsens Nikolas ist ein wahrer Satan, ein Mensch der Leidenschaft und der Intrigue, der nur froh ist, wenn er Verwirrung und Kampf entfesseln kann und Kampf für immer und ewig, ein grauses perpetuum mobile in der Weltgeschichte! Und bei der größten Gewissenlosigkeit wieder die schrecklichste Angst vor der Hölle! Ja, er ist ja krank, der Arzt kann ihm für alles Geld nicht mehr als eine Stunde versprechen, die Mönche, die nebenan für ihn beten, „acht handfeste Burschen mit Kehlen wie Posaunen", retten ihn gleichfalls nicht. Und es wäre doch so schön, noch etwas freveln zu können! Er ist im Grunde derselbe wie kürzlich in gesunden Tagen. „Es gibt weder Gutes noch Böses, weder Oben noch Unten, weder Hoch noch Niedrig", hat er damals gesagt, und Luzifer ist ihm der gewesen, der „die erste große Tat in der Welt" vollführte. Wenn er nur wüßte, ob ihm mit der letzten Oelung die zukünftigen Sünden vergeben sind (!). Nun, jedenfalls stiftet er rasch noch einen Goldbecher für die Kirche und dekretiert, daß nach seinem Tode „noch sieben große Kirchengebete" extra für ihn gelesen werden. Man weiß schließlich nicht mehr, wieweit er noch bei Vernunft oder pathologisch zu beurteilen ist. Mit einer entsetzlichen Todsünde stirbt er, und die Teufel kichern und schreien aus allen Ecken. Im fünften Akt erscheint er gar als Abgesandter der Hölle, um Skule „alle Herrlichkeit dieser Welt" zu zeigen, „Land und Reich" zu versprechen um den Preis einer Menschenseele und sein Programm als böser Dämon Norwegens aufzurollen.

Für einen Katholiken ist eine derartige Darstellung des Bischofs peinlich. Es ist wahr, was E. Reich (Ibsens Dramen

2. Aufl. S. 39) bemerkt, während Håkon den leuchtenden Tag vertritt und über Skules Gemüt eine ungewiß hin- und herspielende Dämmerung lastet, ist des Bischofs Sinn in finstere Nacht untergetaucht. — Man glaubt stellenweise Nietzsches Zarathustra zu hören, aber nicht einen mittelalterlichen Bischof.

Sonst ist aber gerade dieses Drama in vieler Beziehung vorzüglich. Es ist groß und monumental gedacht, reich an Ideen wie an packenden Momenten, an erschütternden und erhabenen Szenen, an fein pointierten Dialogen und Bemerkungen.

Das eigentliche Problem ist der Beruf. Håkon und Skule zwei groß angelegte Naturen, beide anscheinend wie gemacht für die Königswürde. Aber nur einer ist berufen. Håkon kämpft für das, was ihm der Himmel als Aufgabe vorgesetzt, Skule dagegen gesteht am Ende seines Lebens: „Mein Wille strebte stets dahin, wohin nicht Gottes Finger mich wies; deshalb sah ich bis jetzt niemals klar den Weg.“ In hochherzigem Opfertod sühnt er seine Verirrungen, ein echttragischer Charakter.

Etwas befremdend kann allerdings der Schluß des Dramas wirken:

„Hakon: Ein jeder beurteilte ihn falsch — es war ein Rätsel an ihm.

Dagfinn: Ein Rätsel?

Hakon (faßt ihn beim Arm und sagt leise): Skule Bardison war Gottes Stiefkind auf Erden — das war das Rätsel an ihm!“ — —

Ein besonderes Interesse gewinnt das Drama noch, wenn man die persönlichen Verhältnisse des Dichters beachtet, die seine Seele beim Abfassen desselben bewegten. Ist es nicht, als hätte er bei Håkon und Skule ein wenig an Bjørnson mit seinem unerschütterlichen Selbstvertrauen und seinen durchschlagenden Erfolgen und andererseits an die eigene Person, den eigenen, in trüben Stunden angezweifelten „Beruf“ und die eigenen Mißerfolge gedacht?

Jawohl, angezweifelter Beruf! Wenige Jahre v
hatte er sein Herz „In der Bildergalerie“ ausgesch
Es sei erlaubt, einige Zeilen hierherzusetzen:

„Wie diese Künstlerin im Bildersaal,
So schwärmt' auch ich einst schön und ohne Zügel;
Mein Dichtertraum flog über alle Hügel,
Und offen schien des Himmels Goldportal.

Ach, und auch ich erlitt des Sinkens Qual;
Langsam erlosch die Stärke meiner Flügel —
Mein Frühlingsmärchenbuch schloß trüb und schal,
Und Zeit nun hab' ich für Moralgeklügel.“
(„In der Bildergalerie“ XVI

„Der Dichtung Fundament ist Bilderspiel,
Ein Steinchen-Mosaik, Figurensetzen;
Ich aber kann sie nicht zusammensetzen.“ (XI

Ein arger Elf pflegt ihm als letzte Blume

„Die Blume meiner ängstlichen Gedanken,
Die gläub'ge Hoffnung bald, bald Zweifelsschrecken
Um des Berufes Taufe mir erwecken.“ (XX

Und der ganze Zyklus klingt aus in den pessimisti
Worten:

„Was blieb mir noch an des Verlorenen Statt?
Ein Stück Erinnerung, ein verwelktes Blatt;
Das ist des Lebens ganzer Erntesegen!“ (XXI

Da versteht man dann, was durch des Dichters
hindurchzitterte, als er in den „Kronprätendenten“ dies
gespräch zwischen Skule und seinem Skalden Jatgejr sc

„König Skule (faßt ihn am Arm). Welche Gabe brauch' ic
König zu werden?
Jatgejr. Nicht die Gabe des Zweifels; sonst fragtet Ihr
König Skule. Welche Gabe brauch' ich?
Jatgejr. Herr, Ihr seid ja König.
König Skule. Glaubst Du jederzeit so sicher, daß Du Skalde

Geistreich bemerkt Georg Brandes: „Kehrt da das
hältnis sich nicht um, so daß die Sache sich wandelt
zum Bilde gerade dessen wird, was hier das Bild

Sache sein sollte? Welches schmerzliche Bekenntnis in den letzten Zeilen: „Glaubst Du jederzeit so sicher, daß Du Skalde bist?"

* * *

Nun, Henrik Ibsen war doch ein Skalde, ein gottbegabter Dichter. Und mag auch manches an jenen Werken, die wir hier an unserem geistigen Auge vorübergeführt, auszusetzen sein, er hat darin die unzweifelhaftesten Belege seines Genies gegeben. Gewiß, sein Licht hatte nicht verdient, unter den Scheffel des niederen Zolldienstes gestellt zu werden, woran seine Freunde schon gedacht, da es mit seiner Stellung am Theater nichts mehr war. (Zuletzt war er künstlerischer Beirat und Beistand für die Direktion des Christianiatheaters der Hauptstadt gewesen, konnte aber niemals richtig sein monatliches Gehalt von 25 Speziesthalern bekommen.)

Er blieb denn auch der Muse treu und dichtete weiter. Von seinen Landsleuten vielfach angegriffen und, wie er selbst sagt, „vom norwegischen Yankeetum . . . auf allen Punkten geschlagen", ging er „in die Verbannung" (Brief an Hansen, 28. Okt. 1870). 1864 ließ er sich in Rom nieder. In seinem poetischen Schaffen trat in dieser Zeit ebenso wie in den äußeren Verhältnissen eine Aenderung ein. Er schuf nun zunächst seine großen religiös-philosophischen Dramen, um dann später zum modernen Gesellschaftsdrama überzugehen.

Wäre er auf dem Wege seiner Jugendromantik, gebildet durch reichere Erfahrung und Abstand nehmend von aller süßlichen Spielerei mit Mondschein und Berggeistern, rüstig weitergeschritten, wie er in den „Kronprätendenten" so erfolgreich getan, hätte er über dies Drama mit wachsender Kraft hinaus geschaffen, und — das muß auch gesagt werden — hätte er für sein späteres Leben ein besseres positives Fundament gehabt, von dem aus er die Wirrnisse und Irrungen des Menschenlebens werten und zugleich den

Weg zum Besseren hätte angeben können, welch einen vo
züglichen Dichterheros würden wir heute an ihm besitze

Seine Entwicklung nahm eine andere Bahn; er ve
abschiedete sich von der Romantik und ging später zu
krassen, oft mit seltsamer Grübelei verquickten Realismus üb
Aber es kommt einem fast vor, als hätte er bei der so ga
veränderten Richtung und bei allen späteren Erfolgen da
bisweilen schmerzlich der Romantik wie einer längst e
schwundenen Jugendliebe gedenken müssen, der Romant
die imstande gewesen wäre, ihn zu den lichtesten Höhen d
Poesie zu führen.

„Wenn wir Toten erwachen.
Ja, — was sehen wir da eigentlich?
Wir sehen, daß wir niemals gelebt haben.“

Ja, ja, wenn wik Toten erwachen. . . .

XXVII.

Nietzsches Philosophie gegenüber dem geltenden Rec

Rudolf Euken, Professor der Philosophie an der Un
versität in Jena, hat ein Buch mit dem Titel, „Die Leben
anschauungen der großen Denker“ herausgegeben. Die fünf
Auflage, im Jahre 1904 erschienen, enthält auf 523 Seite
73 Männer, deren erster Plato, deren letzter Nietzsche ist. De
dem jüngsten „Denker“ gewidmete Abschnitt enthält etw
fünf Seiten, auf denen über den Werdegang, die einzelne
Schriften, die Erkrankung sowie über das tragische Ende ke
Wort gesagt ist. Euken, der einen Rückschlag gegen de
Realismus des 19. Jahrhunderts für erforderlich eracht
sieht ihn durch Nietzsche herbeigeführt und wirksam geworde

Es sind nur allgemeine Urteile und Wendungen, die fast nur Anerkennung und Bewunderung Nietzsches und seiner Verdienste bringen. Euken schließt mit den Worten: „In Wahrheit beschränkt sich die Wirkung Nietzsches nicht auf den Kreis, der sich enger an ihn anschloß und geneigt war, auf die Worte und Formeln des Meisters zu schwören. Es konnte leicht etwas Unerfreuliches dabei herauskommen, wenn eine Gedankenwelt, die bei dem Urheber ganz und gar aus individueller Art und individueller Lebenserfahrung hervorging, zu einem formelhaften Bekenntnis erhoben und das Ergebnis einsamer Lebensarbeit auf den Jahrmarkt des Alltags gebracht wurde, wenn den Charakter einer Massenerscheinung annahm, was einem glühenden Haß gegen alle Massenerscheinung sein Dasein verdankt. Aber Nietzsches Wirkung reicht weit über diesen Kreis hinaus in das allgemeine Leben; die von ihm ausgehende Anregung und Befreiung, die Erschütterung einer selbstgerechten Kultur, das Flüssigmachen starr gewordener Größen, sie sind auch denen zugute gekommen, welche seine Lehren ablehnen müssen; die Bewegung des modernen Lebens ist ohne ihn nicht zu verstehen“.

Schon im 28. Lebensjahre ist Nietzsche infolge von Magen- und Augenleiden sowie Migräne genötigt gewesen, seine Tätigkeit als Lehrer einzuschränken. Von da an hat er ununterbrochen gekränkelt, so daß er im Frühjahr 1879 um seine Zurruhesetzung bitten mußte. Ende 1888 trat ein paralytischer Anfall ein, der dauernde geistige Umnachtung bewirkte. Im August 1900, 56 Jahre alt, erlag er seinem Leiden. Wie lange die geistige Erkrankung sein Denken und Schreiben beeinflußt hat, darüber wird lebhaft gestritten. Von Vielen wird behauptet, die Gehirnkrankheit sei bei Nietzsche schon seit dem Jahre 1881 entschieden nachweisbar. Nach meiner Meinung schon früher. Auch Chamberlain bezeichnet in den „Grundlagen des 19. Jahrhunderts“ es als vor aller Augen liegend, daß Nietzsche in dem Augenblick ein

Opfer des Wahnsinns wurde, als er von Richard Wagner abfiel. Das war im Jahre 1877.

Friedrich Nietzsche ist seit drei Jahrzehnten der Philosoph der Mode, und sein Einfluß ist, wenigstens in Deutschland, in stetem Wachsen begriffen. Das verdankt er in erster Reihe der bestrickend reizvollen Form, in der er seine Ansichten zum Ausdruck bringt. Wegen des Zaubers seiner Darstellung nennt ihn einer der vielen Kritiker „einen Vogelsteller für unvorsichtige Seelen". Nietzsche sagt einmal in seiner maßlosen Selbstvergötterung, es gebe drei große Prosaisten in Deutschland, das seien Luther, Goethe und er. Wie ihn Selbstüberschätzung und seltsamer Hochmut blenden und irreführen, möge aus folgendem entnommen werden. Er erklärt die ganze heutige Kultur für moderne Barbarei, unsere Bildungsanstalten verurteilt er als Pflanzstätten der gelehrten Fettsucht. Der Staat, sagt er, sei ein kaltes Untier, das kälteste aller kalten Ungeheuer, lüge in allen Zungen und, was er habe, habe er gestohlen. Christentum und Alkohol bezeichnet er als die beiden großen Mittel der Korruption, die christliche Humanität erklärt er für eine Kunst der Selbstschändung, einen Willen zur Lüge um jeden Preis, eine Verachtung aller guten und rechtschaffenen Instinkte. Ist etwas ähnliches schon dagewesen!

Vor wenigen Monaten ist eine Schrift über den Urheber dieser Ungeheuerlichkeiten erschienen, der man nicht Lobes genug spenden kann. Sie heißt „Nietzsches Philosophie vom Standpunkte des modernen Rechts". Verfasser ist der Reichsgerichtsrat Dr. Adalbert Düringer. (Leipzig bei Veit & Co.) Ich bin des Dankes der Leser sicher, wenn ich den vier Abschnitten das Hauptsächliche entnehme.

In den zahlreichen mit dem Staate sich beschäftigenden Erörterungen beweist Nietzsche eine völlige Verständnislosigkeit für das wirkliche Leben und seine sozialen Forderungen. Er verfällt in eine von Jahr zu Jahr sich steigernde Abneigung und leidenschaftliche Gehässigkeit gegen den modernen Staat.

Während seiner Lehrtätigkeit in Basel glaubte er, von seine glühenden Verehrung für den durch seine Erstlingswerke berühmt werdenden Richard Wagner verleitet, eine höhere Kultur der Menschheit könne durch Musik herbeigeführt werden. Die ersten Bayreuther Festspiele führten ihn zu der Anschauung, daß es notwendig sei, „den Staat auf die Musik zu gründen". Aber bevor er dazu kam, zu sagen, wie es in einem solchen Staatengebilde zugehen sollte, trat ein Zerwürfnis zwischen ihm und Wagner hervor. Alsbald bekämpfte und beschimpfte er den Abgott seiner Jugend. Und zwar in schauerlicher Art. „Ist Wagner überhaupt ein Mensch? Ist er nicht eine Krankheit? Wagner ist ein großer Verderb für die Musik". „Man singt Wagner nur mit ruinierter Stimme: das wirkt dramatisch. Weder Geschmack, noch Stimme, noch Begabung: die Bühne Wagners hat nur Eines nötig — Germanen! Definition des Germanen: Gehorsam und lange Beine".

Bald nachher wird bei Nietzsche die Ansicht herrschend, daß eine höhere Kultur nur da entstehen könne, wo es zwei Kasten der Gesellschaft gebe: eine Herrenkaste und eine Sklavenkaste. „Nur auf dem Boden der Sklaverei konnte der wunderbare Lebensbaum der griechischen Kunst erwachsen". Da die Triumphzüge der Kultur nur einer unglaublich geringen Minderheit von bevorzugten Sterblichen zugute kommen könnten, sei der Sklavendienst der Masse eine Notwendigkeit. „Wir müssen uns dazu verstehen, als grausam klingende Wahrheit hinzustellen, daß zum Wesen der Kultur das Sklaventum gehört, und wenn es wahr sein sollte, daß die Griechen an ihrem Sklaventum zugrunde gegangen sind, so ist das andere viel gewisser, daß wir an dem Mangel an Sklaventum zugrunde gehen werden. So redet die ver-ingende Stimme der alten Zeit zu uns, aber wo sind noch hren, sie zu hören?" Rußland mit seinem Absolutismus und spotismus erscheint hiernach dem späteren Nietzsche als Ideal „die einzige Macht, die noch etwas versprechen kann".

Als in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Sozialpolitik im Sinne der Edelsten im deutschen Reiche in den Vordergrund trat, war es Nietzsche, der in seiner „Götzendämmerung" folgendes schrieb: „die Dummheit, im Grunde die Instinkt-Entartung, welche heute die Ursache aller Dummheiten ist, liegt darin, daß es eine Arbeiterfrage gibt. Ueber gewisse Dinge fragt man nicht: erster Imperativ des Instinktes. Ich sehe durchaus nicht ab, was man mit dem europäischen Arbeiter machen will, nachdem man erst eine Frage aus ihm gemacht hat. Er befindet sich viel zu gut, um nicht Schritt für Schritt mehr zu fragen, unbescheidener zu fragen. Die Hoffnung ist vollkommen vorüber, daß hier sich eine bescheidene und selbstgenügsame Art Mensch, ein Typus Chinese, zum Stande herausbilde: und dies hätte Vernunft gehabt, dies wäre geradezu eine Notwendigkeit gewesen. Was hat man getan? Alles, um auch die Voraussetzung dazu im Keime zu vernichten." Im Zarathustra steht folgendes: „Staat? Was ist das? Wohlan! Jetzt tut mir die Ohren auf, denn jetzt sage ich euch mein Wort vom Tode der Völker. Staat heißt das kälteste aller kalten Ungeheuer. Kalt lügt es auch, und diese Lüge kriecht aus seinem Munde. ‚Ich, der Staat, bin das Volk.' — Vernichter sind es, die stellen Fallen auf für Viele und heißen sie Staat: sie hängen ein Schwert und hunderte Begierden über sie hin. Wo es noch Volk gibt, da versteht es den Staat nicht und haßt ihn als bösen Blick und Sünde an Sitten und Rechten." Und so geht's Seitenlang weiter.

Nietzsche ist nicht verheiratet gewesen, hat auch weder geistigen noch gesellschaftlichen Verkehr mit gebildeten Frauen gepflegt. Die Mutter, die er einmal die „kleine Törin" nennt, scheint nur geringen Einfluß auf ihn gehabt zu haben. Auch hat zwischen ihm und der noch lebenden einzigen Schwester ein geistig reger Verkehr nicht bestanden. Sie hat sich seiner mit Liebe angenommen, als geistige Umnachtung ihn hilfsbedürftig machte. Die Urteile Nietzsches

über die Frauen, entbehren daher fast aller persönlichen Erfahrung. Sein einziger Verkehr war mit den unglücklichen Geschöpfen, die, fast immer von Männern verführt, aufgehört haben, der anständigen Gesellschaft anzugehören. Er hat mithin kein Recht, über Wert und Unwert des weiblichen Geschlechtes zu urteilen, und, wenn er es tut, so verfällt er dem Fluche der Halbbildung „Alles Halbe ist noch schlimmer als nichts," sagt Graf Chesterfield, und bei Heinrich von Treitschke steht geschrieben: „Alle Halbbildung ist schamlos."

Mann und Weib sind verschiedene gleichwertige Träger der einen Menschennatur. Das Weib ist dem Manne in keiner Hinsicht untergeordnet: das weibliche Geschlecht ist ebenso allseitiger eigentümlicher und harmonischer Bildung fähig wie der Mann. Erst männliche und weibliche gleichförmige Bildung, in freiem harmonischen Wechselwirken, ist der Triumph der Menschheit. Für beide Geschlechter gilt dieselbe Moral, dieselbe Würde. Zu einer vollen freien Persönlichkeit gehört auch die Freiheit in der Wahl des Lebensberufes. Die Jungfräulichkeit hat eine weittragende soziale Bedeutung.

Das neue deutsche Bürgerliche Gesetzbuch hat das Prinzip der Gleichberechtigung anerkannt und konsequent durchgeführt. Es hat eine Reihe von Ausnahmen und Beschränkungen hinweggeräumt, die man bis dahin im Interesse des weiblichen Geschlechtes selbst aufrecht erhalten zu müssen glaubte. Im heutigen Recht sind alle Beschränkungen der privaten Handlungsfähigkeit des Weibes beseitigt. Auch in der Ehe stehen sich Mann und Frau gleichberechtigt gegenüber. Die Ehe ist als eine auf sittlicher Grundlage beruhende dauernde Lebensgemeinschaft aufgefaßt. Allerdings ist der Mann das Haupt der Familie. Wie er den Namen der Frau bestimmt, so steht ihm auch in den das gemeinsame Leben betreffenden Angelegenheiten die Entscheidung zu. Aber die Frau ist nicht verpflichtet, dieser Entscheidung zu folgen, wenn sie sich als Mißbrauch seines Rechtes darstellt. Hin-

sichtlich der Ehescheidungsgründe sind Mann und Frau völlig gleich behandelt.

Die Philosophie Nietzsches verwirft und bekämpft die im heutigen Rechte anerkannte Stellung des Weibes. Ginge es nach ihm, so würde die Jahrhunderte alte Rechtsentwicklung auf den Anfang der Kultur zurückgeschraubt. Die Frau ist nach ihm die Leibeigene ihres Mannes, die seiner beliebigen körperlichen Züchtigung unterworfene Sklavin, das willenlose Spielzeug seiner Begierden. Nach ihm sinken die Männer gewöhnlich etwas, wenn sie heiraten. Wiederholt vergleicht er die Frauen mit Vögeln und mit Katzen. „Besten Falles sind sie Kühe". „Das, was am Weibe Respekt und oft genug Furcht einflößt, ist seine Natur, die natürlicher als die des Mannes, seine echte raubtierhafte listige Geschmeidigkeit, seine Tigerkralle unter dem Handschuh, seine Naivetät im Egoismus, seine Unerziehbarkeit und innerliche Wildheit; das Unfaßliche, Weite, Schweifende seiner Begierden und Tugenden. . . . . Was bei aller Furcht für diese gefährliche und schöne Katze Weib Mitleiden macht, ist, daß es leidender, verletzbarer, liebebedürftiger und zur Enttäuschung verurteilter erscheint, als irgend ein Tier". „Allen rechten Frauen geht Wissenschaft wider die Scham. Es ist ihnen dabei zu Mute, als ob man damit ihnen unter die Haut — schlimmer noch! unter Kleid und Putz gucken wollte. Wenn ein Weib gelehrte Neigungen hat, so ist gewöhnlich etwas an ihrer Geschlechtlichkeit nicht in Ordnung". Ueber die häusliche Tätigkeit schreibt er: „Die schauerliche Gedankenlosigkeit, mit der die Ernährung der Familie und des Hausherrn besorgt wird! Wenn das Weib ein denkendes Geschöpf wäre, so hätte es ja als Köchin seit Jahrtausenden die größten physiologischen Tatsachen finden, insgleichen die Heilkunst in seinen Besitz bringen müssen. Durch schlechte Köchinnen, durch den vollkommenen Mangel an Vernunft in der Küche ist die Entwicklung des Menschen am längsten aufgehalten, am schlimmsten beeinträchtigt worden; es steht heute selbst noch wenig besser".

Bekannt sind die Worte, die ein altes Weib Zarathustra anvertraut: „du gehst zu Frauen? Vergiß die Peitsche nicht!“ „Nach dem Takte meiner Peitsche sollst du mir tanzen“, ruft Zarathustra „der verfluchten, flinken, gelenken Schlange und Schlupfhexe“ zu, „tanzen und schreien. Ich vergaß doch die Peitsche nicht? — Nein!“

Mit tiefster Geringschätzung betrachtet Nietzsche Ehegatten, denen er zufällig begegnet. Offenbar auf Grund des ersten, oberflächlichsten Eindrucks. „Würdig schien mir dieser Mann und reif für den Sinn der Erde: aber als ich sein Weib sah, schien mir die Erde ein Haus für Unsinnige. Ja, ich wollte, daß die Erde in Krämpfen bebte, wenn sich ein Heiliger und eine Gans miteinander paaren.“ . . „Seine Frau kauft sich auch der Listigste noch im Sack.“

Gerade auf diesem Gebiete sind die Lehren des kranken Philosophen populär geworden und sie führten zu den traurigsten und abscheulichsten Konsequenzen. „Mir sind wiederholt, sagt Düringer, Fälle bezeugt, in welchen eine tiefgehende Entfremdung zwischen Ehegatten auf den Einfluß der Lektüre Nietzsches zurückzuführen ist. Jeweils war es der Mann, welcher plötzlich in sich eine Tiefe des Gemüts entdeckte, von der er vorher keine Ahnung hatte, und seine Frau nur in der Karikatur wiedererkannte, die Nietzsche von dem Weibe gezeichnet hat. Die Folge war, daß der Mann sich Ausschweifungen außer dem Hause hingab oder ein Haustyrann wurde. In einem Falle ging der Mann unter ausdrücklicher Berufung auf Nietzsche zu körperlicher Mißhandlung der Frau über.“ Das mag Manchem unglaublich klingen. Der Menschenkenner aber weiß, welche Rolle Oberflächlichkeit und halbe Bildung auf der Welt spielen. Und „ein leerer Kopf ist allen Einflüsterungen offen; in der Höhle des Berges hallt jedes Geräusch wieder“ — heißt ein chinesischer Sinnspruch.

Schon der jugendliche Nietzsche forderte, wie wir gesehen haben, für die Menschheit eine höhere Kultur, die zunächst

durch die Kunstwerke Richard Wagners erreicht werden sollt
Als er anläßlich der Bayreuther Festspiele die erste groß
Enttäuschung erlebt hatte, wurde er durch Darwins Leh
von der natürlichen Zuchtwahl an die Erreichung sein
Ideals erinnert. Wie der Mensch nach Darwin sich a
der niederen Gattung entwickelt hatte, so konnte er vielleic
die eigene Gattung zu einer höheren erheben. An Stel
des von ihm so gefühllos verlästerten Glaubens an Go
trat alsbald der Glaube an den Uebermenschen. „Tot si
alle Götter, „nun wollen wir, daß der Uebermensch lebe,
und unter Nachahmung der Sprache der Bergpredigt ve
kündet Zarathustra die neue Offenbarung als tiefste menschlic
Erkenntnis im Gegensatz zum gewöhnlichen Menschen, de
Herdentier.

Was den Begriff des Uebermenschen im Sinne ein
höheren Gattung des Menschen betrifft, so ist weder d
Vorstellung noch der Ausdruck neu. Schon Herder u
Goethe haben sie gekannt und gebraucht. Auch im Myth
der Griechen erscheint die Erhöhung der Menschheit z
obersten Stufe der Vollkommenheit als Götter und Hal
götter. Nietzsche jedoch will Uebermenschen aus Fleisch u
Blut. „Warum sollen wir nicht am Menschen zustan
bringen, was die Chinesen am Baume zu machen verstehe
daß er auf einer Seite Rosen, auf der andern Birnen trägt
Jene Naturprozesse der Züchtung des Menschen, welche b
jetzt grenzenlos langsam und ungeschickt geübt wurden, könnte
von den Menschen in die Hand genommen werden. Es müsse
Versuche auf Tausende von Jahren hin eingeleitet werden.
Nietzsche verlangt also ohne irgendwelche wissenschaftliche B
denken von der lebenden Generation, daß sie sich der E
zeugung einer höheren Wesensart hingebe. Ueber das W
macht er sich keine Skrupel. In die Ergebnisse der wisse
schaftlichen Forschung ist er niemals eingedrungen. Gleic
wohl sind seine Ansichten über das Verbrechen, seine schließlic
Verherrlichung des Verbrechens nur aus dem Grunde e

klärlich und einigermaßen verzeihlich, daß dem von Menschen- und Lebenskenntnis weit entfernten Denker unausgesetzt das Problem der Erhöhung des Typus Mensch, sei es als Genie, sei es als höheres Gattungswesen vorschwebte. Diese höheren Menschen dachte er sich aber aus den Grenzen der heutigen Gesellschaftsordnung hinausgehoben und „jenseits von Gut und Böse." Trotz seiner geringen Kenntnis der Strafrechtstheorien, der Frage nach Berechtigung, Grund und Zweck der Strafe wagte er, das alte philosophische Problem der Freiheit oder Unfreiheit des menschlichen Willens im Sinne des Determinismus zu entscheiden, mithin der Weltansicht, wonach alles, was geschieht, durch eine äußere oder innere Notwendigkeit des Causalnexus aller Dinge bestimmt wird, den Vorzug zu geben. Er nennt den Begriff des freien Willens „das anrüchigste Theologen-Kunststück, das es gibt, zum Zwecke, die Menschen in ihrem Sinne verantwortlich, das heißt, sie von sich abhängig zu machen." In der Morgenröte schreibt er: „Arme Menschheit, ein Tropfen Blut zu viel oder zu wenig im Gehirn kann unser Leben unsäglich elend und hart machen, daß wir mehr an diesem Tropfen zu leiden haben, als Prometheus an seinem Geier. Aber zum Schrecklichsten kommt es erst, wenn man nicht einmal weiß, daß, jener Tropfen die Ursache ist: ‚Sondern der Teufel!' oder ‚die Sünde.' — „Sollten wir noch nicht sagen dürfen: jeder Schuldige ist ein Kranker? Man hat kaum angefangen über die Physiologie der Verbrecher nachzudenken und doch steht man schon vor der unabweislichen Einsicht, daß zwischen Verbrechern und Geisteskranken kein wesentlicher Unterschied besteht: vorausgesetzt, daß man glaubt, die übliche moralische Denkweise sei die Denkweise der geistigen Gesundheit. Kein Glaube wird aber jetzt so gut noch geglaubt, wie dieser, und so scheue man sich nicht, seine Konsequenz zu ziehen und den Verbrecher wie einen Geisteskranken zu behandeln: vor allem nicht mit hochmütiger Barmherzigkeit, sondern mit ärztlicher Klugheit, ärztlichem

guten Willen. Es tut ihm Luftwechsel, andere Gesellschaf zeitweiliges Verschwinden, vielleicht Alleinsein und eine neu Beschäftigung not, — gut!

Vielleicht findet er es selber in seinem Vorteil, eine Ze hindurch in einem Gewahrsam zu leben, um so Schutz geg sich selber und einen lästigen tyrannischen Trieb zu finden, – gut! Man soll ihm die Möglichkeit und die Mittel de Geheiltwerdens ganz klar vorlegen, auch, im schlimme Falle, die Unwahrscheinlichkeit desselben, man soll den unheilbaren Verbrecher, der sich selber zum Greuel ge worden ist, die Gelegenheit zum Selbstmord anbieten. Dies als äußerstes Mittel der Erleichterung vorbehalten, soll man nichts verabsäumen, um vor allem dem Verbrecher den guten Mut und die Freiheit des Gemütes wiederzugeben; man soll Gewissensbisse wie eine Sache der Unreinlichkeit ihm von der Seele wischen und ihm Fingerzeige geben, wie er den Schaden, welchen er vielleicht an dem einen geübt, durch eine Wohltat an anderen, ja vielleicht an der Gesamthei ausgleichen und überbieten könne. Alles in äußerster Schonung Und namentlich in Anonymität oder unter neuem Namen und mit häufigerem Ortswechsel, damit die Unbescholtenheit des Rufes und sein künftiges Leben so wenig wie möglich dabei Gefahr laufe. Unser Verbrechen gegen Verbrecher besteht darin, daß wir sie wie Schufte behandeln*.

Nietzsche bestreitet jede subjektive Schuld und folgeweise auch jede Berechtigung zur Strafe. „Schaffen wir den Begriff der Sünde aus der Welt, und schicken wir ihm den Begriff der Strafe bald hinterdrein. Die meisten Verbrecher kommen zu ihren Strafen, wie die Weiber zu ihren Kindern. Sie haben zehn- und hundertmal dasselbe getan, ohne üble Folgen zu spüren: plötzlich kommt eine Entdeckung und hinter ihr die Strafe. Die Gewohnheit sollte doch die Schuld der Tat, derentwegen der Verbrecher gestraft wird, entschuldbar erscheinen lassen: es ist ja ein Hang entstanden, dem schwerer zu widerstehen ist. Anstatt dessen wird er,

wenn der Verdacht des gewohnheitsmäßigen Verbrechens vorliegt, härter gestraft, die Gewohnheit wird als Grund gegen alle Milderung geltend gemacht. Umgekehrt: eine musterhafte Lebensweise, gegen welche das Verbrechen um so fürchterlicher absticht, sollte die Schuldbarkeit verschärft erscheinen lassen! Aber sie pflegt die Strafe zu mildern".

Bei Nietzsche war das sittliche und soziale Empfinden von Anfang an nur in beschränktem Maße vorhanden und wurde später unter dem Einfluß seiner Spekulationen und der Gehirnkrankheit völlig beseitigt. Schließlich sinkt er so tief, jede Moral als ein Unglück sowohl für die Menschheit, wie für den Einzelnen aufzufassen und die Immoralität als das zu erstrebende Ziel aufzustellen. „Ihr sagt, gewisse Glaubenssätze sind der Menschheit heilsam, folglich müssen sie geglaubt werden. Aber das ist meine Tat, zum ersten Male die Gegenrechnung gefordert zu haben! — also gefragt zu haben, welches unsägliche Elend, welche Verschlechterung der Menschheit dadurch entstanden ist, daß man das Ideal der Selbstlosigkeit aufstellte, also den Egoismus böse hieß und als böse empfinden ließ". Die Moral ist ihm „die bösartigste Form des Willens zur Lüge". „Wie ist es nur möglich, daß die Menschheit nicht längst vor dieser unheimlichsten und gefährlichsten Gestalt des Irrtums gewarnt worden ist, daß sie von mir erst gewarnt wird?"

Vom Ursprung des schlechten Gewissens wagt Nietzsche folgendes zu behaupten: „Jener Wille zur Selbstpeinigung, jene zurückgetretene Grausamkeit des innerlich gemachten in sich selbst zurückgescheuchten Tiermenschen, des zum Zwecke der Zähmung in den Staat Eingesperrten, der das schlechte Gewissen erfunden hat, um sich wehe zu tun, nachdem der natürliche Ausweg dieses Wehtunwollens verstopft war — dieser Mensch des schlechten Gewissens hat sich der religiösen Voraussetzung bemächtigt, um seine Selbstmarterung bis zur schauerlichsten Härte und Schärfe zu treiben. Eine Schuld gegen Gott: dieser Gedanke wird ihm zum Folterwerkzeug"...

„O über diese wahnsinnige, traurige Bestie Mensch! Wel-
Einfälle kommen ihr, welche Widernatur, welche Paroxism
des Unsinns, welche Bestialität der Idee bricht sofort hera
wenn sie nur ein wenig verhindert wird, Bestie der T
zu sein!“

Man glaubt das Toben eines Wahnsinnigen zu höre

Wir haben es aber heutzutage nicht mit der Perso
Nietzsches, wir haben es mit seinem Werke zu tun, das vo
leichtfertigen, oberflächlichen Verehrern als tiefste menschlic
Weisheit gepriesen wird.

In Tagebüchern oder sonstigen Papieren von Verbreche
finden sich nicht selten Niederschriften, die mit den Lehre
Nietzsches auffallend übereinstimmen. Welchen Einfluß, welc
Verwirrung solche Lehren auf diejenigen ausüben müsse
die ohne tiefere Bildung und sittlichen Halt an die ihn
als Offenbarungen des „großen Philosophen und Denkers
empfohlenen Werke herantreten, das bedarf keiner weiter
Erörterung.

Ob es wohl seit Begründung des Christentums Zeit
gegeben hat, in denen Verbrechen, nicht am wenigsten Mo
und Selbstmord, so zahlreich sind, wie gegenwärtig? Adalbe
Düringer schließt mit dem Urteile, welches ein Studiengenos
Nietzsches, der Berliner Universitätsprofessor Diels, in d
Kgl. Akademie der Wissenschaften am 23. Januar 190
gehaltenen Festrede zum Ausdruck bringt:

„Wie dieser gottlose Wahn jäh zerstob, wie der himme
stürmende Uebermensch plötzlich hinabgeschleudert ward i
finstere Nacht, in die Nacht des Wahnsinns, dies ist un
allen noch in frischester, schmerzlichster Erinnerung. Nie h
sich die Titanentragödie in tragischerer Gestalt verwirklic
Nie ist die Hybris in schauerlicherem Sturze gesühnt worde
Nie ist die Menschheit eindringlicher an ihre Grenzen erinne
worden“.

Hildesheim. Alexander von Padberg.

XXVIII.

Pius VII. und Kaiser Napoleon in neuer Beleuchtung.

Zweiter (Schluß-) Artikel.[1])

Der erste Band Rinieris über die Beziehungen zwischen Kaiser Napoleon I. und Papst Pius VII. während der Zeit von 1804 bis 1813 auf Grund unbekannter Urkunden des Vatikanischen Geheimarchivs wurde in dieser Zeitschrift Bd. 138 (1906) S. 301—312 ausführlich zur Anzeige gebracht. Ihre sachgemäße Ergänzung und Vollendung empfangen die sechsundzwanzig Kapitel dieser Arbeit durch den eben aus der Presse hervorgegangenen Band, welcher die Verbannung Pius' VII. in den Städten Grenoble und Savona, sowie im kaiserlichen Lustschloß Fontainebleau, die ehelichen Verbindungen des Kaisers, das Nationalkonzil von Paris, die napoleonische Verwaltung der Stadt Rom und das mit List, Gewalt, Drohung dem Papst durch den Kaiser abgerungene sogenannte Konkordat von Fontainebleau vom 25. Januar 1813 schildert — denn eine feierliche Vereinbarung war das nicht, sondern nur 11 Artikel, die für eine solche als Grundlage dienen sollten.

Enthält dieser Band im Anhange auch nur zwei ungedruckte Urkunden, so steht er an Bedeutung dem ersten doch keineswegs nach. Denn im Laufe der Darstellung hat Rinieri eine lange Reihe von Notizen aus unbekannten Quellen eingefügt, welche

---

1) P. Ilario Rinieri, Napoleone e Pio VII (1804—1813). Relazioni storiche su documenti inediti dell'archivio vaticano. Torino, Unione tipografico-editrice. 1906. 8° (IX, 390). Lire 6.

nicht bloß auf die Hauptpersonen, Pius VII. und Napoleo sondern auch auf die sie umgebenden und beeinflußenden Staat männer, Kardinäle und Bischöfe vielfach neues Licht werfe Als solche sind zu bezeichnen der Brief eines wachthabend Soldaten in Savona über die Herbigkeit der Gefangenschaft d Papstes daselbst, ferner des Kardinals Consalvi Notizie p servire alla istoria del concilio nazionale, das Tagebuch d Kardinals Spina über das Afterkonzil von Paris für die Z vom 8. Juni bis 5. August 1811, das Tagebuch des Bischo von Cervia, Kardinal Gazzola, mit den merkwürdigen M teilungen Pius' VII. über Napoleons unverantwortliches B nehmen in Fontainebleau (187), der berühmte Brief der Kar dinäle Consalvi und Di Pietro an Kaiser Napoleon (137), i dem sie jede Erörterung über die Frage nach der Einsetzun der Bischöfe ohne Auftrag des Papstes ablehnen, der Brief des Bischofs De Broglie von Gent an Msgr. Mazio über das von Napoleon angestrebte Schisma der französischen Kirche (196) und der in den Papieren des Kardinals Spina befindliche, von ihm herrührende Entwurf zu jenem Breve, in welchem Pius VII. von Savona aus das Disziplinardekret des Konzils von Paris in bedingter Weise genehmigte (242), endlich einige Stellen aus der Vatikanischen Urschrift der Denkwürdigkeiten des Consalvi, welche Chrétineau Jolys Uebertragung derselben verbessern, und eine Wiedergabe des Originals jenes famosen Briefes an Innocenz XII., in welchem Ludwig XIV. die vier Artikel widerruft (110).

Wenn Rinieri dem ganzen Bande den allgemeinen Titel „La suprema lotta“ verleiht, so hat er den tiefsten Gedanken des Widerspruches zum Ausdruck gebracht, in welchem die beiden Weltmächte, Papst und Kaiser, sich bewegten. Von einer rein weltlichen Angelegenheit, der gegen das Völkerrecht vollzogenen Wegnahme der Stadt Ancona durch Napoleon, seinen Ausgang nehmend, zog der gewalttätige Korse den Streit immer weitere Kreise, indem er den Kirchenstaat, die Schutzmauer der Un abhängigkeit der Päpste, niederriß, dann die geistliche Gewalt des Oberhauptes der Kirche in Fessel schmiedete, den Papst zum Bischof der Hauptstadt des halb Europa umfassenden französischen Reiches erniedrigte, die Gesamtheit der Bischöf

ihm überordnete und endlich, was Pius VII. als namenlose Schmach empfand und mit tiefstem Unmut ablehnte, die ehrwürdige Roma zum Bistum eines französischen Departements herabwürdigte, dessen geistlicher Hirt durch französische Erzbischöfe zu bestellen sein würde, wollte der Papst Miene machen, an einem solchen scelus nefandum seine Beteiligung zu versagen.

Eine reiche Zahl kleiner, aber markanter Mitteilungen über die Wegführung des Papstes am 6. Juli 1809 aus dem Quirinal auf staubverfüllten Straßen, unter einem glühenden Himmel und in einem nach Art einer Tiermenagerie verschlossenen Wagen durch Italien, nach Grenoble und dann zurück nach Savona läßt die ausgesuchte Grausamkeit Napoleons erkennen. Was jeden rechtliebenden Menschen erquickt, das ist die „ebenso einfache wie majestätische Haltung" des Papstes (9), der Geld, Vergnügungen, Bequemlichkeiten, raffinierte Aufmerksamkeiten, überhaupt alles ablehnte, dessen Annahme eine Billigung seiner Lage bedeuten konnte. Anderseits brach überall mit der Gewalt einer Naturmacht die Bewunderung des katholischen Volkes vor dem hohen Dulder hervor, während heldenmütige Liebe auch das feinste Bewachungssystem zu überbieten und dem Papste Erweise rührender Hingabe zu widmen wußte.

In dem für Kirchengeschichte und Kirchenrecht in gleicher Weise lehrreichen Kapitel 26 sind die auf der neuesten Literatur fußenden Untersuchungen über die Frage nach der Gültigkeit der dreifachen Vermählung des Kaisers mit großer Klarheit niedergelegt. Ihr Ergebnis lautet: Der Kaiser hat nie in einer gültigen Ehe gelebt. Die erste Verbindung vom 9. März 1796 war ungültig, weil er eine bloße bürgerliche Ehe eingehen wollte und einen katholischen Geistlichen, der damals nach Ausweis der Verhandlungen des Pariser Offizialats vom Monat Dezember 1809 und der neuesten Geschichtsstudien leicht zu erreichen war, nicht hinzugezogen hat. Auch nach der Rückkehr aus Aegypten hat er sich um eine kirchliche Einsegnung nicht gekümmert, während er die Ehen seiner Schwestern Karolina, Pauline und Hortense kirchlich einsegnen ließ. Auf Napoleons Stellung zur Zivilehe legte der Erzbischof von Wien 1810 ein derart schweres Gewicht, daß ohne die durch den französischen Gesandten in Wien herbeigeführte Verwirrung

die Verbindung mit der Erzherzogin Maria Luise nie zustan
gekommen wäre (30).

Allerdings hat Kardinal Fesch am 1. Dezember 18
Nachmittags vier Uhr auf Grund umfaßendster Vollmach
Pius VII. den Kaiser mit der Kaiserin Josephine kirchlich
traut und der letzteren über den Vorgang eine Urkunde a
gestellt. Kaum hatte der Kaiser das erfahren, als er
Urkunde vernichtete, Fesch mit Vorwürfen überhäufte und o
innere Zustimmung nur zur Beruhigung der Kaiserin gehan
zu haben erklärte. Des Kaisers dritte Ehe mit der Erzherzo
entbehrte der Gültigkeit wegen des Mangels an Zuständig
beim Pariser Offizialat, da die Ehesachen der Träger
Krone nach dem gemeinen Kirchenrechte ausschließlich vor
Papst gehören.

Uebrigens werden die österreichischen Geschicht
schreiber Veranlassung nehmen, sich die damaligen Wie
Verhandlungen näher anzusehen. Rinieri bezeichnet sie
„punto imbrogliatissimo" sowie als „enigma della faccen
di Vienna" (40. 42). Unter Berücksichtigung der von Rini
benützten Berichte des Wiener Nuntius Severoli darf man b
haupten: 1. der Erzbischof von Wien (von Rinieri nicht genann
Graf Hohenwart, hat seine Pflicht erfüllt. 2. War es berechn
Absicht oder bloßes Mißverständnis, daß ein Beamter des fra
zösischen Gesandten Baron Otto die aus Paris angekommen
Verhandlungen des dortigen Offizialats, ohne sie dem Erzbisch
Hohenwart zu übergeben, wieder einpackte und nach Paris b
förderte, so daß der Erzbischof sich mit einer beschworen
Aussage des Gesandten über die Richtigkeit der Ehen d
Kaisers begnügen mußte? 3. Unglaublich ist die Stellung d
Nuntius Severoli. Nachmals von Rom aus mit „schwer
Vorwürfen" (forti rimproveri) bedacht, brachte er als En
schuldigung vor seine Unwissenheit über die ausschließliche Z
ständigkeit des Papstes in den Ehesachen der Souveräne (4

Die folgenden Kapitel 27 bis 29 beleuchten die Eheschließu
des Kaisers mit der Erherzogin und die Frage nach der E
setzung der Bischöfe. Während dem Papst der Fischerr
abgenommen, Rom und der Kirchenstaat dem französisc
Reiche einverleibt, Briefe von zynischer Roheit durch den Ka

an Pius VII gerichtet wurden, strahlte Paris im Glanze der Herrscher. Im Ganzen sind diese Dinge und auch die Stellung der Kardinäle in Paris bekannt. Und doch erfahren wir manche neue Züge, welche uns die Kardinäle Consalvi und di Pietro als „die beiden Säulen des heiligen Kollegiums" (56) erscheinen lassen. Und um so höher ist der Unabhängigkeitssinn dieser Männer zu bewerten, als Napoleon Geld und Ehren mit verschwenderischer Hand auf die höhere Geistlichkeit regnen ließ und außerdem durch den dämonischen Zauber seiner Persönlichkeit alles an sich zu ketten verstand.

Bald nach der Einkerkerung des Papstes bedrängte der Kaiser denselben indirekt durch eine Reihe spitzfindiger Fragen, die er vier Bischöfen vorlegen ließ. Die Antworten der letzteren befriedigten Niemand, am allerwenigsten den Kaiser. Caprara und Barral, Erzbischof von Tours, spielen dabei die traurigste Rolle, während Pius VII. aus seinem Kerker an die Prälaten ein von Kraft und Milde zeugendes Schreiben richtete.

Die Einsetzung der Bischöfe führte zu neuen Kämpfen. Der eingekerkerte Papst gewährte sie „denen, welche der Kaiser ernannt hatte", unter Beseitigung der früheren Formel „auf Grund der Ernennung unseres geliebten Sohnes des Kaisers Napoleon." Mit dem kaiserlichen Auftrag bedacht, den Papst gefügig zu machen, empfingen vier Bischöfe, unter ihnen auch Kardinal Caprara, von Pius VII. eine durch Klarheit und Festigkeit derart leuchtende Antwort, daß Consalvi sie ein „capolavoro" nannte (75). Jetzt wird vier Bischöfen eine Reihe von verschmitzten Fragen über die Ausdehnung der Papstgewalt vorgelegt, deren tiefster Gedanke in dem Bemühen ruhte, den Primat durch ungebührliche Erhebung des von der französischen Regierung sklavisch geleiteten Episkopats aufzuheben. Man hatte Bossuets Wort vergessen, der Papst vermöge Alles, wenn das Heil der Kirche es verlange. Weil von den meisten Geschichtschreibern unbeachtet gelassen, anderseits die tiefste Grundlage für das Afterkonzil von Paris bildend, wurde den Antworten der Bischöfe bei Rinieri ein breiter Raum bewilligt (97).

Nach den Denkwürdigkeiten Metternichs erzählt Rinieri die Sendung des Barons von Lebzeltern zu Pius VII. nach Savona im Monat Mai 1810. Der hohe Gefangene lehnte alle Versuche, ihn für Napoleons Kirchenpolitik zu gewinnen, standhaft ab. Sein Gottvertrauen erregt Bewunderung (105). Daß seine Freunde, die Cardinal-Erzbischöfe Spina von Genua und Caselli von Parma, in gleicher Sendung aus Auftrag Napoleons bei ihm erschienen, konnte nicht umhin, sein Herz zu verwunden. An den Kardinal Maury aber, der die Stirne hatte, dem Papst seine contra sacrorum canonum dispositiones erfolgte Berufung auf den Erzstuhl von Paris anzuzeigen, richtete Pius eine Antwort, die für ähnliche Fälle vorbildliche Bedeutung besitzt. Die gewaltsame Erneuerung der vier Artikel von 1682, gefälschte Zustimmungen der italienischen Domkapitel zu denselben, der Befehl zur Füssilade des Kapitularvikars d'Astros von Paris (die noch glücklich verhindert wurde), geben eine Anschauung von der Tyrannei, welche die Geistlichkeit zu verkosten hatte. Die damaligen Ansprachen des Kaisers an die Bischöfe erinnern, wenn sie Fragen der Kirchenpolitik betrafen, an die Haltung eines Theaterhelden. Diejenige vom 16. März 1811 erfuhr durch Consalvi eine scharfe Kritik.[1])

Gerade jetzt, wo der dritte, vorläufig abschließende Band der urkundlichen Geschichte des allgemeinen hochheiligen Vatikanischen Konzils von Granderath-Kirch auf den Büchermarkt geführt wurde, ist die mit Verwendung neuen Materials von Rinieri gezeichnete Entwicklung des napoleonischen Afterkonzils von 1811, dieses Zerrbildes der Wahrheit, einer besondern Aufmerksamkeit würdig. An die Spitze stellt Rinieri den berühmten Brief der beiden Kardinäle Consalvi und di Pietro vom 2. Februar 1811. Vom Kaiser über die Angelegenheit der Bullen der kanonischen Einsetzung der Bischöfe des Kaiserreichs befragt, erklären sie sich, ohne von Seiner Heiligkeit beauftragt zu sein, dazu nicht befugt, um so weniger, als sie vom Papst, ihrem Oberhaupte, getrennt seien und der letztere seine Ent-

1) Rinieri 147. Un tessuto di erroneissimi principii e di falsissimi fatti e di atroci calunnie e di massime oppostissime a quelle della Chiesa ed alle sue leggi.

scheidung kund gegeben. Napoleon zerriß diesen Brief und verbrannte ihn. Von seinem Standpunkte ist dieses bedauerliche Verfahren erklärlich (138). Die beiden „Kriegszüge“ nach Savona zu dem seiner Ratgeber und seiner Bücher beraubten und vom Präfekten Chabrol unaufhörlich bedrängten Papste verfolgten im tiefsten Grunde nur einen Zweck: Vernichtung des Primates. Allerdings gab Pius VII. nach. Und dennoch hatte Napoleon nichts erreicht, weil der vierte Artikel der ganzen Einräumung einen vorläufigen Charakter aufdrückte — bis zu Wiederherstellung der Ordnung, des Friedens und der Freiheit des heiligen Stuhles (167).

Zwei wichtige Bemerkungen Rinieris verdienen hier besondere Beachtung. Erstens: Wenn ältere Geschichtsschreiber Pius VII. mit Tadel belegten, dann haben sie seiner damaligen unbeschreiblich trostlosen Lage, über die wir erst heute im klaren sind, viel zu wenig Rechnung getragen (161). Zweitens: die Gesamtdarstellung der Vorgänge in Savona durch Graf d'Haussonville vergewaltigt die Tatsachen und wimmelt von schweren Beleidigungen gegen den Papst (172—176).

Auf die Schilderung der Vorbereitung, Entwicklung und der am 11. Juli 1811 verfügten Beendigung des sog. National-Konzils von 1811 mit seiner Vergewaltigung, Ueberlistung durch den Kaiser, und all den enormen Unregelmäßigkeiten der Versammlung selbst wird hier nur hingewiesen. Als Beispiel der kaiserlichen Tyrannei diene die den ungedruckten Notizie des Kardinals Consalvi entlehnte Beschreibung der Vorgänge in der Sitzung vom 10. Juli, in welcher das mit den Bewilligungen des Papstes angeblich übereinstimmende, in der Tat und Wahrheit aber ihnen schnurstracks zuwiderlaufende Dekret des Kaisers über die Besetzung der Bistümer dem Konzil zur Genehmigung vorgelegt wurde. Den Gipfelpunkt erklomm diese Gewalttat in der dem Kaiser eingeräumten Befugniß, auch das Bistum Rom durch einen Metropoliten besetzen zu lassen. Die Verwerfung des kaiserlichen Vorschlags durch das Konzil beantwortete der Kaiser mit der Auflösung der Versammlung und der Einsperrung von drei Bischöfen in der folgenden Nacht.[1])

1) Für diese Sitzung, wie für den nach Schluß des Konzils mit den Bischöfen als Einzelpersonen vom Kaiser und seinem Kultus-

Wie Pius VII halbtot über den Mont Cenis g
wurde, ist im allgemeinen bekannt. Neu sind die Mitt
welche die mit kindischer Furcht gepaarten Roheiten d
leonischen Beamtenschaft nach den Papieren des Staa
in Turin in ihrer abstoßenden Häßlichkeit dem Leser e
Indem wir auf das für die französische Raubgier und M
verachtung beachtenswerte Kapitel „Die Napoleonische R
in Rom“ mit seinen Einzelangaben nach dem Tagebuch F
Fortunatis in der Vatikanischen Bibliothek kurz v
betonen wir namentlich die beiden letzten Kapitel, w
Ausgang des Kampfes in Fontainebleau darlegen.

Wenngleich die 11 Artikel von Fontainebleau vom 25
1813 kein Konkordat, sondern, wie es in der Einleitu
„nur die Grundlage zu einem endgültigen Vertrag“ e
rief die Annahme derselben durch den Papst allgem
stürzung hervor. „Der Glaube des Nachfolgers Petr
unter Zulassung Gottes; aber nur für einen vorüber
Augenblick, nach demselben lebte er mit einer Kraft au
die ganze Kirche tröstete und stärkte“ (325). Wi
Fontainebleau zwischen Papst und Kaiser herging,
poleon, von dem Feuer seiner Leidenschaften fortgeriss
holte, um sich am Papste zu vergreifen, das hat P
im April 1814 dem Bischof von Cervia (nachmals K
Monsignore Gazzola, in dessen Amtswohnung eines
gemütlich erzählt (326–328).[1]) Wenn die Geschichte
meisterin der Menschen ist, dann dürfen die Betra
Rinieris im Epilog über die Notwendigkeit der Frei
Unabhängigkeit des Apostolischen Stuhles die ernste
samkeit der Geschichtsphilosophen und der Geschicht
in hohem Maße befriedigen.

Aachen. Alfons Bellesh

minister getriebenen Mißbrauch gelten Rinieris Worte
Bedeutung der Notizie des Kardinals Consalvi: il r
di una inappuntabile esatezza (209).

1) Rinieri 326. Mi fece un atto per cui gli disse: Oh
ha cominciato in comedia e vuol terminare in trag

XXIX.

Zur Geschichte der englischen Kolonien in den Jahren 1783—1815.

Man hat der Beharrlichkeit und dem Starkmut des englischen Volkes und der englischen Regierung die höchsten Lobsprüche erteilt, weil sie sich durch die schlimmen Erfahrungen, die sie mit ihren Kolonien in Neuengland gemacht hatten, nicht abschrecken ließen, vielmehr zum Ersatz für die amerikanischen Kolonien, deren Unabhängigkeit im Frieden von Paris 1783 anerkannt werden mußte, neue Kolonien gründeten, die älteren erweiterten und durch Einführung von Reformen die begründeten Beschwerden der englischen Kolonisten abstellten. Weder die Regierung noch das englische Volk hatten aus dem Abfall der amerikanischen Kolonien etwas gelernt, suchten vielmehr die Eingeborenen und die englischen Kolonisten, wenn man Sträflingen diesen Namen beilegen kann, behufs des eigenen Vorteils auszubeuten. Die wahre Bedeutung der Kolonien wurde nur von wenigen erkannt. Es war ein Glück für den englischen Staat, daß man die Wirksamkeit der großen Pioniere und Gründer der Kolonien infolge Gleichgültigkeit gegen das Kolonialwesen nicht beschränkte. Auf sie sind fast alle weisen Maßregeln dieser Periode zurückzuführen.

Viele Teile des heutigen Australasiens waren schon spanischen und holländischen Seefahrern im Anfange des

17. Jahrhunderts bekannt; aber erst Kapitän Cook steuerte an der ganzen bis dahin unbekannten Ostseite entlang und wies nach, daß Australien eine Insel sei (1771). Erst später beschloß man die von Cook entdeckte östliche Küste, der er den Namen Neu-Süd-Wales beigelegt hatte, zu kolonisieren, d. h. man schickte Sträflinge dahin (1786). James Maria Matra und Sir Joseph Banks stießen mit ihren Vorschlägen, Neu-Süd-Wales zu besetzen, auf die größten Schwierigkeiten, weil man gegen die Besiedelung eines so weit entfernten Landes die schwersten Bedenken hatte. Um diese zu zerstreuen, machten sie geltend, daß China und die benachbarten Inseln zahlreiche Kolonisten liefern würden, daß es genüge, einige geschickte Handwerker nach Neu-Süd-Wales zu senden. Da die Gefängnisse überfüllt waren, weil man unterschiedslos kleine Diebstähle und große Verbrecher mit Kerkerhaft bestrafte und es geschehen ließ, daß die Verbrecher die Unschuldigen in den Kerkern verführten, so waren die Obrigkeiten der Städte nur zu froh, die allerschlimmsten Gefangenen abzuschieben. Die Frage, ob ein derartiges Vorleben zu dem Beruf der Verbreitung von Kultur und Sitte und Gründung eines neuen Staatswesens befähige, legten sie sich gar nicht vor. Die Regierung rüstete ein Geschwader aus, das 778 Verbrecher an Bord nahm und am 18. Januar 1788 in Neu-Süd-Wales landete. Der Befehlshaber der Expedition, Arthur Philipp, wurde zum ersten Generalgouverneur ernannt. Diesem war keine leichte Aufgabe zugefallen, denn man hatte in der unbesonnensten Weise alles dem Zufall überlassen, weder tüchtige Aufseher ernannt, noch unter den Sträflingen eine Auswahl getroffen. Die Niederlassung war für den Ackerbau wenig geeignet, die reichen Hülfsquellen des Landes waren noch nicht erforscht; so kam es, daß die Ansiedler mehrere Jahre lang auf die Unterstützung des Mutterlandes angewiesen und Leiden aller Art ausgesetzt waren.

Da „Botany Bay“ ganz ungeeignet war, sah sich der

Gouverneur nach einer besseren Niederlassung um, die er in Port Jackson fand. Die Lage war herrlich, Sydney, das war der Name der Kolonie, besaß den schönsten Hafen in der Welt; aber die Ausrodung der mächtigen Bäume stellte an die Ansiedler, die an derartige Arbeiten nicht gewöhnt waren, die größen Anforderungen. Die Regierung kam ihrem Versprechen, die Ansiedler für 4—5 Jahre mit Lebensmitteln zu versehen, sehr unvollkommen nach, manche der Proviantschiffe kamen entweder gar nicht oder zu spät an, so daß die Kolonisten mehrmals dem Hungertod nahe waren. Schiffe und Boote, welche dem Gouverneur zu Gebote standen, gingen verloren; der Major Roß, welcher die Seeleute befehligte, durchkreuzte bei jeder Gelegenheit die Pläne seines Vorgesetzten; die direkte Einwirkung, die soviele Hindernisse wegräumt, war ihm versagt, weil es gegen die Etikette verstieß, daß die Offiziere mit den Ansiedlern außer im Notfalle verkehrten. Da man ursprünglich beabsichtigt hatte, daß die Sträflinge sich Mädchen der Nachbarinseln zu Frauen nähmen, war die Zahl der heiratsfähigen Mädchen viel zu gering. Auch bei den späteren Nachschüben bildeten die Frauen selten ein Drittel der männlichen Bevölkerung. Die schlimmen Folgen, Unsittlichkeit und Verwilderung, konnten nicht ausbleiben. Eine strenge Trennung der Schiffsmannschaft von den Kolonisten war geboten. Philipp machte wiederholt geltend, daß die Einwanderung von 50 Familien weit mehr zur Hebung der Kolonie beitragen würden, als die von tausend Sträflingen. Dieselben würden nämlich für die Exverbrecher auf den von ihnen urbar gemachten Gütern Verwendung finden und im Stande sein, ihnen nach dem zweiten oder dritten Jahr Lohn zu zahlen; aber er predigte tauben Ohren. Erst 1793, nach seiner Abdankung, kamen die heißersehnten Bauernfamilien; aber der leitende Geist der Kolonie, der aus einem Chaos eine feste Ordnung geschaffen, war abberufen worden und hatte Sydney im Dezember 1792 verlassen. Sein Nachfolger

Hunter kam erst im September 1795 in Sydney an. Inzwischen hatte der militärische Stellvertreter durch Abschaffung der Zivil- und Einsetzung von Militärgerichten, ferner durch Gewährung von unbeschränkten Schankkonzessionen großes Unheil angestiftet. Hunter war außer Stand den eingerißenen Mißbräuchen zu steuern und wurde deshalb zurückgerufen. Der von Philipp empfohlene King war ein Mann von anderem Kaliber. Die Einfuhr von geistigen Getränken wurde beschränkt. Während seiner Amtsführung wurden 31,000 Gallonen Wein und 71,000 Gallonen Branntwein in den Häfen zurückgewiesen und die Schankgerechtigkeit an gewisse Bedingungen geknüpft. Noch weiter als King ging Bligh, der 1806 auf King gefolgt war. Er handelte nach dem Grundsatz: „Mein Wille ist Gesetz" und unterdrückte willkürlich den Verkauf geistiger Getränke. Der Befehlshaber der Truppen Johnson ließ den Gouverneur einkerkern und das Kriegsgericht in England begnügte sich damit, Johnson abzusetzen. Die drei ersten Gouverneure handhabten mit unerbittlicher Strenge die auf Kriegsschiffen herrschende Disziplin, nichts durfte ohne ihre Beistimmung geschehen, die Zivilisten mußten wöchentlich bei der Musterung erscheinen, über ihr Tun und Lassen Rechenschaft ablegen wie die Seesoldaten, keine Kuh, kein Mutterschaf, keine Sau konnte ohne Erlaubnis geschlachtet werden. Die Sonntagsheiligung wurde streng eingeschärft. Wer während des Gottesdienstes spazieren ging, wurde eingekerkert. Unter dem pariarchalischen System war die Entwicklung eine sehr langsame. Nach dem achtzehnjährigen Bestehen der Kolonie zählte man 6—700 Gutsbesitzer, darunter 400 Exsträflinge; das Ackerfeld betrug 20,000, die Wiesen 144,000 Morgen. Die Schafe gediehen vortrefflich und lieferten sehr gute Wolle. Oberst Macquarie wandelte in den Fußtapfen seiner Vorgänger und hegte einen besonderen Abscheu gegen alle Freisaßen; sein Ideal war eine Strafkolonie. Die Freien mußten sich, als wären sie Sträflinge, behandeln lassen und wurden ohne Verhör

und ohne gerichtliches Urteil körperlichen Strafen unterworfen. Dieser Despot bekleidete die Stelle eines Gouverneurs von 1809—21. Da die Beschwerden immer lauter wurden, mußte er abberufen werden. Wer hätte damals ahnen können, daß Australien nach 100 Jahren die am meisten demokratischen Einrichtungen haben würde.

In Kanada sahen die Engländer sich genötigt, auf die französischen und englischen Siedler Rücksicht zu nehmen, denn sie mußten fürchten, daß die benachbarte Republik sich die Unzufriedenheit des Volkes zunutze machen würde. Die Regierung sowohl als die aus Neuengland vertriebenen Loyalisten waren darauf bedacht, die streng katholischen, für Frankreich begeisterten Kanadier nicht zu reizen. Erstere jedoch brachte es nicht über sich, ihrer Unduldsamkeit, welche vornehmlich den Abfall Neuenglands herbeigeführt hatte, Zügel anzulegen und den Katholiken Duldung zu gewähren. Die Beamten und das Volk setzten sich einfach über die Strafgesetze gegen die Katholiken hinweg. Die französische Revolution und der antichristliche Geist derselben rief in Kanada eine solche Entrüstung hervor, daß der Klerus und die überwiegende Mehrheit der Laien sich enger an England als den Hort des Konservativismus anschlossen. Die Verwaltung ließ freilich viel zu wünschen übrig, denn der Gouvernenr übte eine despotische Gewalt über die Untertanen aus, war aber außer Stand, die Richter, Offiziale und andere Beamten in Schranken zu halten. Alle diese forderten Geschenke, ließen sich bestechen. Sie bildeten unter sich Cliquen, erkauften sich die Gunst der höheren Beamten in London und wußten die vom Gouverneur geplanten Reformen und Maßnahmen gegen die Schuldigen zu vereiteln. Die britische Verfassung, die man den Kanadiern gewährt hatte, bot keinen Schutz. Man sah sich genötigt, den Franzosen Zugeständnisse zu machen und mit Ausnahme des Kriminalrechtes das alte französisch-kanadische Recht wieder einzuführen. Die englischen Untertanen behielten das englische

Recht, in dem unteren Kanada herrschte französisches, in de
oberen englisches Recht. Das Parlament, in dem Engländ
und Franzosen vertreten waren, entsprach den gehegten E
wartungen keineswegs. Politische Streber wußten ihre Wa
durchzusetzen und die Vertreter der Interessen des Volk
zu verdrängen. Des beständigen Streites müde, wandte si
der Gouverneur Craig an die Minister in London, um sei
Abschaffung zu verlangen 1811, aber der Ausbruch d
Krieges mit den Vereinigten Staaten verhinderte die Au
führung dieses Planes. Die Unzufriedenheit aller Klass
mit dem Gouverneur und den Beamten nahm stetig z
Ein bedeutender Teil des öffentlichen Landes war von d
Beamten veräußert oder für den anglikanischen Klerus reservie
worden; für den Bau von Straßen, das Anlegen von Kanäle
die Gründung von Schulen war wenig geschehen. Die R
gierung in London mußte zum Unterhalt der Beamten be
steuern. Ein Militär, der die Verhältnisse kannte, äußer
sich also: „Der Besitz dieses traurigen Winkels hat f
England keinen anderen Vorteil als seine Kostspieligke
Gleichwohl ist das englische Volk geneigt, denselben fe
zuhalten, wie ein Bullenbeißer einen abgenagten, marklos
Knochen festhält, weil er wahrnimmt, daß ein anderer Hu
seinen Blick darauf gerichtet hat. Kanada wird sich wo
als Zankapfel zwischen Großbritannien und den Vereinigt
Staaten bewähren; viel Blut wird fließen; große Summ
werden vergeudet werden, bevor es zum Austrag der Stre
frage kommt." (Vgl. Cambridge, Modern History, IX, 74
Wie wenig konnte dieser Offizier ahnen, daß Kanada na
100 Jahren die wichtigste und reichste Kolonie werden u
mit den Vereinigten Staaten in einen Wettstreit eintre
würde. Australien, Kanada und die übrigen Kolonien ve
danken ihre gewaltigen Fortschritte der Selbstverwaltun
Als diese Kolonien ihre eigenen Beamten wählten, jeglich
Zuschuß seitens des Mutterlandes zurückwiesen, begann
sie aufzublühen und die reichen Hilfsquellen zu eröffnen.

Es ist auf den ersten Blick befremdend, daß die englische Regierung so wenig für Förderung der Auswanderung aus den übervölkerten Teilen Englands, den armen, unfruchtbaren Länderstrichen Irlands und des schottischen Hochlandes tat, und es Privatpersonen und Gesellschaften überließ, die überzählige Bevölkerung ins Ausland zu schicken. Ein Hauptgrund war die Besorgnis, die Kolonisten in Australien und Kanada — denn nur diese kommen in Betracht, weil nur sie sich für Besiedelung durch Europäer eigneten — möchten sich gegen das Mutterland erheben und sich unabhängig machen.

Die Lords im Oberhaus, die Kapitalisten und Fabrikanten im Unterhaus hatten kein Herz für die Unbeschäftigten unter den Arbeiterklassen und bekämpften prinzipiell jede Unterstützung der Auswanderer. Daß so viele Iren, Schotten und Engländer nach den Vereinigten Staaten auswanderten, sahen sie nicht ungern, weil sie die Auswanderung so vieler Erwachsenen als Erleichterung der Armensteuer freudig begrüßten. Erst später erkannten sie ihren Irrtum und suchten denselben gut zu machen.

Kanada und Australien könnten statt je fünf Millionen die doppelte und dreifache Bevölkerung haben und ein verhältnismäßig größeres Quantum von Rohprodukten ausführen, wenn die Engländer die Kolonisation ernstlich betrieben und frühzeitig ihre Kapitalien in Kanada und Australien angelegt hätten. Das englische Volk ist vielleicht für die begangenen Fehler ebenso verantwortlich wie die Regierung, denn es trennt sich schwer vom heimatlichen Boden, und sucht auch im Ausland beisammen zu bleiben und ein kleines England zu bilden. Die Engländer sind gewissermaßen ebenso wenig Kosmopoliten wie die Franzosen und stehen den Deutschen nach, die leider bei der Teilung der Welt zu spät gekommen sind und in ihren Kolonien außerordentliche Schwierigkeiten zu überwinden haben. Man braucht

den Mut nicht zu verlieren, auch die deutschen Kolonien können sich später rentieren. Die Deutschen, die einst die besten Siedler waren, können sich das frühere Geschick wieder aneignen. Auch die Engländer haben aus den von ihnen gemachten Fehlern lernen müssen.

A. Zimmermann.

XXX.

Politische Betrachtungen.

Die bayerischen Stichwahlen.

10. Februar 1907.

Als am Abend des 25. Januar das Resultat der beiden Münchener Wahlen bekannt wurde, von denen das eine keine, das andere aber ungeteilte Ueberraschung auslöste, da hielt im katholischen Gesellschaftshause der Präsident der bayerischen Abgeordnetenkammer, in dessen Nähe der allzeit unermüdliche und unentwegt für die katholische Sache eintretende Univ.-Prof. Dr. Grauert saß, „als einfacher Wähler“ eine ermunternde Ansprache. Im Verlaufe derselben ermahnte der Redner die anwesenden und nichtanwesenden Angehörigen der Zentrumspartei, man solle ruhig und in vollem Vertrauen abwarten, welche Parole für die Stichwahlen in ganz Bayern nach reiflicher Ueberlegung durch die Parteileitung ausgegeben werde, dann aber in striktester Disziplin diese Parole auch einhalten. Bei einer Redewendung, welche den Schluß zuließ, daß die Direktive der Parteileitung möglicher Weise gegen die Liberalen lauten könne, erscholl brausender, stürmischer Beifall im ganzen Saale. Wir glauben, daß der verdienstvolle Parlamentarier heute wünschen möchte, daß jener Beifall damals weniger mächtig gewesen. Dem augenblicklichen Gefühle

der meisten anwesenden Wähler freilich entsprach er gewiß. In der Tat, wer sich die Mühe nehmen wollte, die Stimmung im Volke zu verfolgen, der konnte keinen Zweifel hegen, daß in weitesten Kreisen die Erbitterung gegen den Liberalismus, wie er sich eben ganz spezifisch in Bayern präsentiert, bis zur Siedehitze gestiegen war.

Man darf nicht vergessen, was dem gläubigen Volke in München seit Jahr und Tag geboten wird; ja man darf getrost behaupten, München marschiert in Deutschland bei dem Kampfe um die literarischen, kunstästhetischen und religiösen Interessen an der Spitze. Dabei herrscht hier im gegnerischen Lager eine politische Kampfesweise, wie sie charakterloser und ordinärer kaum gedacht werden kann. In der Hitze des Wahlkampfes wird ja hüben und drüben manchmal über das Ziel geschossen, fällt mitunter ein Wort, das besser ungesprochen bliebe; das sind unliebsame Zutaten, welche man mit in den Kauf nehmen muß — aber was hier in München seit dem 13. Dezember geboten worden ist, geht weit über jegliches Maß hinaus, war maßlos. Daß dann auch in der Abwehr kräftig, allzu kräftig gearbeitet wird, ist nur zu erklärlich.

Da war denn die Parteileitung angesichts der Stichwahlen in einer ebenso schwierigen als verlockenden Situation. In ganz Bayern stand das Zentrum nirgends in Stichwahl mit den Sozialdemokraten, aber wohl diese mit den Liberalen und die Liberalen wieder mit dem Zentrum. Hiezu kam, daß in der Pfalz zum ersten Male stetiges, zähes, unentwegtes Ausharren das Zentrum in aussichtsreiche Stichwahl mit den Liberalen gebracht hatte, wenn die Sozialdemokratie die Letzteren nicht unterstützte.

So lag der Gedanke eines Zusammengehens der beiden Parteien, welche gegen die Liberalen zu kämpfen hatten, menschlich nur allzu nahe. Nachdem in Berlin die Wahlparole ausgegeben war: „gegen die schwarz-rote Mehrheit", und der ganze Verlauf des Kampfes übergroße Erbitterung

erzeugen mußte, ist es da ein Wunder, wenn die auf einen und denselben Scheiterhaufen geworfenen „Antinationalen" trachten, gemeinsam dem ihnen zugedachten Ketzertode zu entrinnen?

Eine einheitliche Stichwahlparole ist für den 5. Februar wohl von keiner Partei ausgegeben worden. Man hat freilich da und dort dem Zentrum zugemutet, auch hier wieder Selbstmordpolitik zu treiben. Und doch war für die 100 Mann-Partei bei der Verschiedenartigkeit ihrer Rekrutierungsbezirke eine allgemeine Orientierung besonders schwierig. Die Kölnische Volkszeitung[1]) führt ganz richtig aus: „Schlesien ist eine Wahlwelt für sich mit starker Neigung, wenigstens mancher einflußreicher Kreise, nach rechts; Baden und Bayern sind gleichfalls Wahlindividualitäten; die Volksstimmung bewegt sich dort aber ganz vorwiegend in einer der schlesischen entgegengesetzten Richtung".

Demzufolge hat der Wahlkampf in Bayern zuletzt auch eine ganz eigenartige Wendung genommen, die offizielle Parteileitung hat in einzelnen Wahlkreisen „offensichtlich aus wahltaktischen Gründen und in begreiflicher Rücksicht auf die in Wählerkreisen bestehende Erbitterung über die Vorgänge bei den gegenwärtigen Wahlen" direkt zur Wahl von sozialdemokratischen Abgeordneten aufgefordert. Hiezu bemerkt sogar die Berliner ‚Kreuzzeitung':

Recht wohl ist es den bayerischen Liberalen trotz des „unerhörten" Aufschwunges vom 25. Januar nicht. Die Stichwahlen dürften ihnen arge Nackenschläge bringen, was sich daraus erklärt, daß es in keinem anderen Bundesstaate eine „Partei" gibt, die derartig ziellos in ihrem Wollen, so egoistisch in ihrem Tun ist und dabei alle anderen Parteien in gehässiger Weise bekämpft. . . . Wir billigen den Beschluß des Zentrums, die Wahl von Blockliberalen zu verhindern, nicht; aber wir müssen sagen, daß es keinen Liberalismus gibt, der sich unter

---

1) Nr. 96 vom 1. Februar 1907.

seiner gegenwärtigen Führung so unmöglich gemacht hat, als der bayerische Blockliberalismus. . . . Wenn aber die liberalen Kandidaten schmählich unterliegen, darf nicht von Zentrumsverrat gesprochen werden. Vor 9 Jahren haben die Liberalen München ja nur mit Hülfe des Zentrums erobern können. Vielmehr trägt die Schuld das jungliberale Bravotum, das in ganz Bayern dem Liberalismus die schwersten Schläge zufügte. Die nächsten Landtagswahlen werden das noch deutlicher machen, als das die letzten allgemeinen Wahlen vermochten.[1])

Eine Parteiparole in einer so heiklen Lage ist immer eine sehr gewagte Sache; denn wenn schon die Parteileitung nur schwer sich zu einem Entschlusse durchringt, wie viel mehr Schwierigkeiten muß es dann nicht für den Einzelnen bieten, wichtige prinzipielle, sagen wir es gerade heraus, religiöse und staatsbürgerliche Bedenken zu überwinden. Taktische Rücksichten dürfen aber manchmal und gerade dann, wenn religiöse und monarchische Momente hereinspielen, nicht entscheidend sein. Anderseits kann nicht verkannt werden, daß auch die Absicht, dem Block möglichst viele Mandate abzujagen, ihre volle Berechtigung hatte.

Wenn nun schon überhaupt eine Wahlparole ausgegeben werden mußte, so hätten wir nur gewünscht, daß dieselbe klar und deutlich die prinzipielle Gegnerschaft zu der Sozialdemokratie ausdrücklich betont hätte: das ist, wenn es auch in den Zeitungen nachgeholt wurde, leider unterblieben. Daß man sich gegen die Liberalen für die Sozialdemokratie entschied, ist, wenn auch begreiflich, doch zu bedauern. Zu bedauern neben anderen maßgebenden Gründen auch deshalb, weil dadurch die offiziellen hiesigen Kreise, welche sich in dankenswerter Weise trotz allen Druckes, trotz Bitten und Drohens nach außen hin nicht aus ihrer Zurückhaltung herausdrängen ließen, in eine peinliche Situation gebracht worden sind. Es wäre voraussichtlich besser und korrekter gewesen, in einem

---

1) Berliner Kreuzzeitung vom 3. Februar 1907 Nr. 97 I. Beilage.

solchen Falle der Wählerschaft freizustellen nach eigenem Er
messen zu handeln. Denn wenn die in gewohnter Heuchele
jetzt so entrüsteten Liberalen schon wiederholt für die Sozial
demokratie eingetreten sind, so ist damit für uns Katholike
noch nicht das Wiedervergeltungsrecht gegeben. Zu tief
gehender sittlicher Entrüstung ist aber deshalb noch lang
keine Veranlassung.

Ob von einem förmlichen Bündnisse mit den Sozial
demokraten gesprochen werden kann und ob direkte Verhand
lungen mit der anderen Partei stattgefunden haben, wissen wi
nicht. Es wurde anfänglich verneint, später aber behauptet

Die in durchaus würdiger und ruhiger Form gehalten
Gegenerklärung der 7 Münchener Herren — später habe
sich ja noch mehrere angeschlossen — ist uns persönlich un
vielen mit uns aus der Seele geschrieben, sie mag auc
nach einer bestimmten Richtung hin zweckmäßig gewesen un
für die politischen Interessen des Zentrums notwendig er
schienen sein, als Gegner jeder Art von Sonderstellung abe
bedauern wir auch sie. Wir wissen nicht, ob die Herre
jeden Weg einer Verständigung mit der Parteileitung gegange
sind, der möglich gewesen ist, insbesondere ob sie dieser z
erkennen gegeben, daß die Erklärung erfolgen werde, sobal
der schon einige Tage erwartete Beschluß definitiv gefaß
würde. Aus dem Umstande, daß letzterer lediglich ei
Mehrheitsbeschluß gewesen ist, kann wohl entnommen werden
daß ein Einfluß doch noch möglich gewesen wäre, zuma
bekannt ist, daß gerade Dr. v. Orterer und ein anderer hoch
verdienter Veteran der bayerischen Zentrumspartei Gegne
des trotzdem beschlossenen Vorgehens gewesen sind. Nach
dem aber die Wahlparole einmal ausgegeben war, hätte
wir jede öffentliche Stellungnahme gegen dieselbe, namentlic
von Parlamentariern, vom Standpunkte der Partei au
lieber vermieden gesehen. Vielleicht hätte die Erklärun
weniger stürmischen Widerspruch, weniger Verbitterung hervor
gerufen, wenn die Zusammenstellung der Persönlichkeiten

welche unterschrieben haben, zum Teile wenigstens eine andere gewesen wäre. So hat die Erklärung die Gefühle des Volkes aus verschiedenen psychologischen Gründen, die zumeist in der Vergangenheit liegen, verletzt. Andererseits hat sie in vielen Kreisen — allerdings besonders in solchen, welche sich bisher an aktiver Politik nicht beteiligt hatten, lautes zustimmendes Echo gefunden. In diesem Sinne, aber nur in diesem Sinne könnte ein Heraustreten aus der Reserve in so kritischer Stunde, trotz des angerichteten Schadens, noch von guten Folgen sein: insoferne damit die allseitig als dringend nötig erkannte Neuregelung der Münchener Verhältnisse angebahnt werden soll, unter Mitwirkung auch der noch fernstehenden Kreise und in einträchtigem Verein mit solchen Männern, welche schon bisher in wirklich aufopferungsvoller selbstloser Hingabe ihre Kräfte zur Verfügung gestellt hatten.

Wer Gelegenheit nimmt, mit dem einfachen Manne aus dem Volke in Verbindung zu treten, der konnte in den letzten Wochen sich der Erkenntnis nicht verschließen, daß dort geradezu ein Sehnen nach der Wiederkehr früherer Zeiten vorhanden ist, man wünscht den Zusammenschluß aller katholischen Kreise und bedauert die persönlichen Verstimmungen, welche in weitem Umfange Platz gegriffen und eine gewisse passive oder zuwartende Untätigkeit hervorgerufen haben. Es ist richtig, man hat verschiedene, nicht die schlechtesten Elemente hinausgeekelt, welche fanden, daß neben dem Ehrgeiz, Führer zu sein und als solcher zu gelten, Selbsteinschätzung und eine gewisse Rücksichtslosigkeit oft über das Maß von anerkennenswerter Selbständigkeit hinausgehen. Es ist aber auch richtig, daß, wer Einfluß üben will, auch die Pflicht hat, mitzuarbeiten, Führer und Wähler müssen sich eins fühlen, müssen sich kennen und gegenseitig Vertrauen haben, mit einem Worte, sie müssen Fühlung mit einander haben.

Uns Süddeutschen steckt nun einmal eine gehörige Dosis demokratischen Empfindens im Blute. Da heißt es für die

Führer Acht geben, daß jederzeit die richtige Mitte ein-gehalten wird.

Man darf aber nicht klagen über allzu demokratischen oder gar demagogischen Zug, wenn man nicht zu rechter Zeit dem abwärts gleitenden Wagen in die Speiche fällt; man darf nicht den ruhigen Zuschauer spielen, wenn man leiten will; nur wenn ich auf dem Wagen sitze, habe ich die Pferde in der Hand. Man darf auch nicht beiseite stehen und nur dann dem Pferde in die Zügel fallen, wenn man glaubt, sagen zu müssen: bis hieher und nicht weiter! Mitraten, mittaten! Und hiefür ist immer Möglichkeit gegeben, denn wo ein Wille, da ist auch ein Weg.

Dazu gehört freilich oft Opferwilligkeit, noch größere Selbstverleugnung. Aber wer im politischen Leben nicht seine Person ohne jegliches Rivalitätsstreben in den Hintergrund treten läßt gegenüber der Sache, wer gar den Schein auf-kommen läßt, er strebe auf dem Wege der parlamentarischen Tätigkeit nebenher dieses oder jenes persönliche Ziel an, wird, und wenn es zehnmal unwahr ist, auf die Dauer Mißdeutungen nicht entgehen können. Wir wollen mit diesem Gedanken nicht nach einer bestimmten Richtung hinzielen, sondern er soll nach unserer Anschauung nach allen Seiten hin gelten.

Wir haben erst jüngsthin geschrieben: „Das Zentrum ist die einzige Partei, in welcher bisher alle Stände und Berufe vertreten waren und nebeneinander gelebt und gewirkt haben; das besonders macht die Stärke des Turmes aus; nie und nimmer möchten wir daher den Einfluß und die treue Mit-arbeit gerade der aristokratischen Mitglieder missen, welche auch im Zentrum ein ausgleichendes Moment bilden müssen gegenüber dem demokratischen Zuge der heutigen Zeit.“ Das Gleiche muß gelten für das bayerische Zentrum. Es war allseitig mit großer Genugtuung begrüßt worden, als im letzten Landtage eine kleine Schaar bayerischer Adeliger ihren Einzug in die Prannerstraße hielt und sich auch durch di

rüpelhafte Anrempelung über die Wahl ihrer Plätze im Sitzungssaale nicht abhalten ließ, kräftig mitzuarbeiten zum besten des ganzen Landes. Die Leistungen derselben, wir erinnern nur an Baron Malsen, können wohl recht gut den Vergleich aushalten mit dem, was einzelne Bürgerliche aufzuweisen haben. Wenn daher der Ruf erschallen sollte: „Hinaus mit den Adeligen!", so können anständige Leute nicht mittun. Von einem Verrate des katholischen Adels zu sprechen, weil und insoweit derselbe die Stichwahlparole „aus prinzipiellen, monarchischen und religiösen Gründen" nicht zu befolgen vermochte, geht doch ebenso wenig an, als wenn ein kgl. Beamter z. B. Dr. v. Orterer, dem übrigens die dargebrachte Katzenmusik des Münchener Janhagels nur zur Ehre gereichen kann, das Gleiche getan.

Wir erwarten daher zuversichtlich, daß, falls es sich bei der Wahl eines künftigen Reichstagspräsidenten um die Person des Freiherrn v. Hertling handeln sollte, alle bayerischen Zentrumsabgeordneten ohne Ausnahme ihre Stimme für einen Mann abgeben, der, weil er sich als überzeugungstreuer Katholik bezeigte, in Bonn das silberne Jubiläum als — Privatdozent feiern durfte. Dieser, welchen Windthorst einst als seinen politischen Sohn und Erben bezeichnete, ist seit 25 Jahren Präsident der Görres-Gesellschaft, welche ihren Namen führt nach dem großen Vorkämpfer für die katholische Kirche, dem geistigen Vater und Mitbegründer der „Historisch-politischen Blätter".

Wir möchten dringend wünschen, daß die Entfremdung zwischen Frhrn. v. Hertling und weiten katholischen Kreisen Münchens, insbesondere mit dem jungen akademischen Nachwuchs in den Studentenkorporationen behoben werde. Dann würden auch manche Mißverständnisse schwinden, die sich eingeschlichen haben, würde manchen Mißdeutungen politischer Schritte, die dem Fernerstehenden unklar bleiben, der Boden entzogen sein. Das Görreshaus war der Sammelpunkt nicht allein der fremden Gäste, sondern auch der

Münchener, weil Görres die Münchener verstand und je
ihn — obgleich ja auch er „nur ein Preuße" war.

Von den „Preußen" war in den letzten Tagen wied
einmal viel die Rede, nicht gerade in den schmeichelhaftest
Ausdrücken; es wäre doch endlich an der Zeit, nicht imm
wieder bajuwarischen Heimatspatriotismus, den wir a
hochhalten und lieben sollen, auf den wir Bayern st
sein können und wollen, zum Chauvinismus ausarten
lassen.

Die weiterhin noch abgegebenen Erklärungen können a
eigenartige Symptome, die allerdings zu beachten sind, z
nächst hier unerörtert bleiben.

Zu der Wahlparole der Zentrumspartei haben jed
auch die beiden hochwürdigsten Herrn Erzbischöfe von Münche
Freising und von Bamberg Stellung genommen. Sie hab
sich beide ablehnend verhalten, haben aber beide kein direkt
Verbot ausgesprochen. Wenn unsere geistlichen Oberhirt
zu uns reden, so nehmen wir ihre Aeußerungen mit d
den Katholiken in allen Lagen ziemenden Ehrerbietung en
gegen, ohne coram publico eine kritische Untersuchung darüb
anzustellen, welches wohl die Beweggründe zu solchem Vo
gehen gewesen sein mögen. Wir wissen, daß jede ihr
Kundgebungen in ernster Stunde eingegeben ist von d
Liebe zur katholischen Kirche, welche für den Oberhirten
gleichbedeutend ist mit schwerer Pflicht.

Mag daher auch eine Willensmeinung sich gegen uns
Wünsche richten, so haben wir doch jederzeit jene Ehrerbietu
zu beobachten, die ein Vorrecht, aber auch eine Pflicht d
treuen Söhne der Kirche ist.

Die Frage der Verbindlichkeit der oberhirtlichen Enu
tiationen erledigt sich schon durch deren Wortlaut; demgem
erscheint uns von unserem Standpunkte aus eine nachträgli
Diskussion über ihre Zweckmäßigkeit und ihre allerdings se
betrübenden Begleiterscheinungen als inopportun.

Hoffen wir, daß bald wieder Ruhe in die aufgeregten Gemüter komme und wir alle uns bewußt werden, daß wir einig sein müssen nach der Mahnung des seligen Windthorst: seid einig, einig, einig! Hinweg mit allen Verstimmungen und mögen sie noch so tief sein, und treues Zusammenhalten aller Kreise ohne jeglichen Nebengedanken! Das Zentrumsbanner darf in München nicht in den Kot gezogen werden, es darf aber auch keine Sprengung geben, noch weniger eine Neugründung, welche, wenn nicht eine Todgeburt, so doch ein krankes sieches Kind sein müßte. Schlage jeder, den es angeht, an die Brust und sage mea culpa! —

Im Uebrigen: weg mit dem Unfug der Stichwahlen, deren Resultate doch immer nur eine Unwahrheit darstellen!

XXXI.

Kunstgeschichtliche Literatur.

(Rembrandt und seine Zeitgenossen. — Springers Handbuch der Kunstgeschichte. — Herders Bilderatlas.)

Die Feier des dreihundertsten Geburtstages des größten Koloristen der Niederlande hat, wie vorauszusehen war, die Rembrandt-Literatur ansehnlich bereichert. Zu den beachtenswertesten Darlegungen über den Meister (geb. 15. Juli 1606) und seine Zeitgenossen gehören wohl die zahlreichen Einzel- und Gruppenschilderungen, welche Wilhelm Bode jüngst in übersichtlicher und harmonischer Zusammenfassung geboten hat.[1]) Das anregende Buch kann gewissermaßen als eine

[1]) Rembrandt und seine Zeitgenossen. Charakterbilder der großen Meister der holländischen u. vlämischen Malerschule im 17. Jahrh. von Wilhelm Bode. Verlag von E. A. Seemann, Leipzig 1906.

Geschichte der holländischen Malerei des 17. Jahrhunder bezeichnet werden, denn neben der Vorführung all der b deutenden Meister dieses Zeitraums findet auch die äuße Form und das innere Wesen der niederländischen Maler eine so vortreffliche Ergründung, wie sie eben nur e Künstlerkenner von der Bedeutung W. Bodes zu biet vermag.

Das Interesse für Rembrandt ist in letzter Zeit an si außerordentlich gewachsen; die Begeisterung für diesen groß Maler hat sich bereits hin und wieder zum förmlichen Ku verdichtet, der zum Teil durch die gegenwärtig herrschend Kunstbestrebungen seine Erklärung findet. Von einzeln Uebertreibungen der Bedeutung Rembrandts hat sich au Bode nicht freizuhalten vermocht; wenn er u. a. sagt: „ ihm hat der Protestantismus seinen höchsten Triumph gefeie hat die religiöse Malerei überhaupt ihren letzten echten u zugleich ihren ergreifendsten Schilderer gefunden", so könn wir vor allem den zweiten Teil dieses Satzes nicht als wa hinnehmen. Es ist richtig, Rembrandt „steht unserer modern Kunstanschauung näher als Raffael und Michelangelo", ab unsere moderne Kunstanschauung ist eben vor Wandlung und Korrekturen auch nicht dauernd gefeit, und darum s sich gerade das kunsthistorische Urteil nie allzu enge m dem wechselnden Empfinden des Tages alliieren, weil w sonst schwerlich je zu einem ruhigen und auch allseits gerecht Urteile der Kunstwissenschaft uns aufzuringen vermöge Ueber die sonstigen reichen Vorzüge, die Rembrandt a Schilderer und vor allem als Kolorist besitzt, herrscht gew Stimmeneinheit; gleichwohl haben wir Bode dankbar sein, weil er gerade auch nach diesen künstlerischen Seit hin den berühmten Meister des Helldunkels in besonde klarem Lichte zu zeigen wußte, in einem Lichte, das zu kein Zeit mehr etwaiger Verdunkelung ausgesetzt sein dürfte.

In drei großen Abteilungen, welche der Sitten (Genre Landschafts- und Stilleben-Malerei gelten, rei

W. Bode alle die Künstler an, die, mehr oder minder den Spuren Rembrandts folgend, auf den bezeichneten Gebieten zur kunstgeschichtlichen Bedeutung gelangten. Es ist wahrlich eine tiefgehende Liebe für Kunst und Künstler nötig, um in so eingehender Weise den einzelnen Charakterzügen nachzuspüren, daß ein so abgerundetes und erschöpfendes Bild von der Eigenart holländischer Heimatskunst ermöglicht wird, wie es hier uns vorliegt. Für die Ausfüllung der genannten drei Kunstsparten waren ja die Holländer an sich besonders veranlagt; aber doch ist außerdem gar deutlich wahrzunehmen, daß gerade die religiösen und politischen Verhältnisse Hollands mitwirkend waren, die Kunstausübung nach den bezeichneten Feldern hinzudrängen. Da infolge der calvinistischen Strömung „die Kirchen schmucklos bleiben mußten", mußte sich die Kunst dem Hause, der Straße, kurz dem Leben und Alltagstreiben des Volkes, sowie den Erscheinungen der Natur zuwenden. Aber eben in den Volkskreisen fand die Tätigkeit dieser Kunst nicht immer jene Ermunterung und Schätzung, die wir bei dem heutigen hohen Ansehen dieser alten holländischen Meister voraussetzen möchten. Gar viele der jetzt gepriesenen Maler — manche freilich nicht ohne eigene Schuld — endeten in Armut und Not, und mehr als einer fand dann das sogenannte „Armenbegräbnis", welches amtlich die Kosten eines Gulden nicht übersteigen durfte. Es berührt eigentümlich, wenn auch Bode konstatiert (Fußnote, Seite 171), daß fast das einzige archivalische Material zur persönlichen Kenntnis verschiedener Maler aus „Schuldscheinen, Pfändungen und anderen gerichtlichen Urkunden" geholt werden müsse. — Auf einer idealen Basis hat demnach die holländische Kunst nur sehr selten sich bewegt!

Bei der liebevollen Umsicht und den reichen Kenntnissen, welche die Darlegungen Bodes bekunden, dürften manche seiner Einzelabhandlungen als wahre Kabinettsstücke bezeichnet werden; solches gilt ganz besonders in Bezug auf die Maler Nikolaus Maes, Jak. van Ruisdael, Hobbema und nicht

zuletzt von dem genialen Tunichtgut Adrian Brouwer, den
schon der alte Sandrart in seinen Künstlernotizen als
einen „Diogenes Cynici" bezeichnet, der während seiner kurzen
Lebenszeit im Possenreißen und in Verübung des tollsten
Ulkes sich gefallen hat.

Gewissermassen als Anhang der Darlegungen übe
Hollands Malerei im 17. Jahrhundert erscheinen die Schluß-
kapitel, in denen Bode auf vlämische Künstler übergeht, u
„Van Dyck als Mitarbeiter von Rubens" und „Ruben
letzte Schaffensperiode" zu behandeln. Der Scharfsinn un
die Spürkraft des geübten Kunstforschers äußern sich hieri
in ganz besonderer Weise, die aber nicht hindern kann, i
diesem oder jenem Punkte dennoch ein Fragezeichen i
Bereitschaft zu halten.

Der einheitliche Zug, der Hollands Malerei im 17. Jahrh
belebt, ist ungleich leichter zu überblicken als das gährend
Wogen und vielgestaltige Treiben, welches uns in der Kunst
tätigkeit des 19. Jahrhunderts entgegentritt. Wohl noch ni
hat die Kunst eines Jahrhunderts solch schroffe Gegensätz
bekundet, in solch sprunghaft rascher Weise ihre Programm
gewechselt, einmal in fast ängstlicher Pflege archaisierende
Tendenzen, einandermal aber im rücksichtslosen Ueberbord
werfen alles Alterworbenen sich gefallen, als im letztverflossene
Säkulum. Der überaus schwierigen Aufgabe, die Bestrebunge
und künstlerischen Gestaltungen eben dieses Jahrhundert
eingehend Revue passieren zu lassen, unterzieht sich der jüng
erschienene fünfte Band von Springers Handbuch de
Kunstgeschichte.[1]) Führten die früheren Auflagen diese
Bandes bis über Mitte des Jahrhunderts, so oblag de

1) Handbuch der Kunstgeschichte von Anton Springe
Bd. V. Die Kunst des 19. Jahrhunderts. Dritte Auflage, be
arbeitet und ergänzt von Max Osborn. Mit 490 Abbildunge
und 23 Farbentafeln. Preis geb. M. 10 — Verlag von E. S
Seemann in Leipzig. 1906.

Bearbeiter der neuesten Ausgabe auch die Beachtung und Vorführung der Kunstentwicklung, wie sie gegenwärtig sich darstellt. Max Osborn hat die ihm gewordene Aufgabe im Geiste Springers korrekt und pietätsvoll weitergeführt; die früheren Darlegungen sind im wesentlichen festgehalten, sie haben nur den nötigen, vollen Ausbau gefunden.

Bei der Bedeutung, welche die klassizistische Kunstströmung noch im ersten Teile des Jahrhunderts innehatte, war es angezeigt, das Entstehen dieser Strömung bis weit ins 18. Säkulum hinein zu verfolgen, nicht nur um die Kunst Frankreichs, sondern ebenso auch die auf Deutschland wirkenden Einflüsse richtig zu erkennen. Der erste der vier großen Abschnitte des Buches behandelt daher die Kunstentwicklung vom Jahre 1750 bis 1819. Die Literatur war die Herrscherin, die damals die bildenden Künste ins Schlepptau nahm; selbst die späteren Maler der romantischen Periode, die mit Winckelmann und Mengs nicht so in Fühlung standen, wie die ersteren Klassizisten, zeigen sich im Banne der Tieck, Wackenroder und Schlegel. Wie zwei Arme eines mächtigen Stromes fließen geraume Zeit Klassizismus und Romantik einher; was speziell Deutschland, wo München und Düsseldorf den Ton angaben, betrifft, so schloß der erstere unter der Behandlung, die er durch W. Kaulbach erlitt, in nicht befriedigender Weise, während die Romantik [1]) in M. v. Schwind

1) Wie die kunstgeschichtliche Literatur der Neuzeit auch für Erheiterung zu sorgen vermag, beweist die jüngste Definition, die ein Gg. Fuchs in seinem soeben erschienenen Buche „Deutsche Form" (Siehe Auszug in den M. „Neuest. Nachrichten" Nr. 18 vom 11. Januar 1907) über die Romantik zu geben weiß: „Die Romantik war eine Beugung der Instinkte, eine geistige Epidemie, welche man mit jenen Entartungen der Instinkte in Vergleich setzen könnte, die die Juden in jahrhundertelangem Ghettodasein davontrugen. Führten die Deutschen des präbismarckischen Zeitalters, sonderlich die Schichten der deutschen Gesellschaft, aus denen die Träger der geistigen und künstlerischen Kräfte emporzutauchen pflegten, nicht auch eine Art Ghettodasein?

und L. Richter nicht nur ihre letzten, sondern auch ihre wertvollsten Vertreter aufzuweisen vermochte. Mit dem Versiegen der älteren Kräfte kam alsbald ein neues Programm, das ein völlig anderes, ein realistisch geartetes Gesicht aufwies. Der Kult der Farbe, die feinere hingebungsvollere Naturbeobachtung, die von England ausging, beeinflußte jetzt mächtig die Malerei; auch Plastik und Architektur lenkten leise in andere Bahnen. Wie schon der alte Schadow energisch sich geweigert, nach Goethes Kommando zu marschieren, so trat der bisherige literarische Einfluß auf die bildenden Künstler rasch zurück, und an die Stelle der „großen" Kunst trat vielfach eine „intime". Einzelne Schwankungen, Rückschläge, Unter- und Gegenströmungen blieben allerdings zunächst in der Malerei nicht aus, aber sie erwiesen sich ohne einschneidende Erfolge. Die viel angestaunte englische Kunstsekte der „Präraphaeliten" war in ihren sinnlich-übersinnlichen Tendenzen doch viel zu wenig gesund, um Mark und wahre Lebenskraft zur Entfaltung zu bringen. Wie rasch kam anderseits die in München von Piloty geleitete Schule außer Kurs! Freilich beseelte auch hier kein kraftvoller Ker

---

..... Erst mußte Bismarck kommen! Er, als Mens wie als Staatsmann, signalisiert das Emportauchen der konstru tiven Kräfte in der „deutschen Seele", der zentripetalen Energie die den zentrifugalen Tendenzen das Gegengewicht hielten." – Derselbe Gg. Fuchs schrieb gelegentlich der Münchener Produ tionen, welche die einst vielgenannte Schlaftänzerin Mad. Madelein im J. 1904 gab, — zu einer Zeit, in der Bismarck schon lang auf seinen Lorbeern ruhte — in dithyrambischer Begeisterung daß „niemals das Mysterium der Vergöttlichung alles Menschliche der Vollendung in Qual und Lust so rein uns Kindern eine entgötterten Zeit vor Augen getreten sei", wie in den Tanzgeberde dieser Dame. „Sie kam der deutschen Kunst zur rechte Zeit." (Münchener N. N." Nr. 89, Morgenblatt, 23. Febr. 1904. — Wir registrieren derartige, auf Kultur und Kunst bezüglich Expektorationen hier einfach, um zu zeigen, mit welch geistige Kost das verehrl. Lesepublikum hin und wieder gefüttert wir

diese „Historien- und Unglücksmalerei", die meist nur als ein Seitenstück der Meininger-Bühnentechnik sich kundgab. Die im vorliegenden Buche gegebene Charakteristik dieser Schulen und ihrer Vertreter dünkt uns eine ganz vorzügliche; das gleiche treffliche Urteil ereilt auch die unter Napoleon III. gepflegte offizielle französische Kunst der Baudry, Lefebvre und Bouguereau, die mit ihrem nervös-raffinierten Geiste ganz besonders „den Masseneinmarsch weiblicher Akte in die Ausstellungen" kultivierten. Die damals wenig beachtete Bauernmaler-Gruppe von Fontainebleau-Barbizon, der ein Millet angehörte, senkte ganz andere und nachhaltigere Wurzeln in den Boden der Kunst als die hochgefeierten Maler der höfischen Kreise und des reichen Bürgertums.

Finden alle die bisher angedeuteten Kunsterscheinungen in den ersten drei Abschnitten des Springerschen Handbuches eine gründliche und zumeist sehr glückliche Erörterung, so setzt der vierte Abschnitt mit dem Jahre 1870 ein, um die jüngsten und neuesten Bestrebungen, die sich in der Malerei hauptsächlich um Farben- und Lichtprobleme, in der Plastik hingegen um tiefgehendere Zeit- und Menschenbeobachtung, in der Architektur um die Suche nach neuen Formen und Konstruktionen drehen, einer eingehenden Beleuchtung zu unterstellen. Max Osborn ist von dem sichtlichen Streben beseelt, jede Erscheinung in ihren Ursachen zu verfolgen und jeder Tätigkeit möglichst gerecht zu werden. Sein Urteil neigt daher nie zur eigentlichen Härte; selbst dort, wo er kritische, scharfzeichnende Worte gebraucht, weiß er sofort wieder eine mildernde Seite ausfindig zu machen. Unter den neueren Kunsterscheinungen der Malerei dürfte er aber doch den Impressionismus etwas allzu günstig und bedeutungsvoll einschätzen. Die hohen Vorzüge und Verdienste der Freilichtmalerei wird niemand in Abrede stellen, aber die üblen Auswüchse, die der durch Manet und Monet inaugurierte Impressionismus erzeugte, können nicht nachsichtig beurteilt werden. Gewiß ist diese Malart „eine

eminent persönliche Kunst“ und zudem auch der Aus
einer fiebernden, hastenden Zeit. Uns will scheinen, da
tolle Sucht nach dem Sensationellen hier die Tore
gebührlich weit geöffnet; denn kaum sind die ersteren R
der Impressionisten auf der Bühne etwas zurückgetrete
tauchen die Neoimpressionisten, die Pointillisten, auf, u
oft geradezu verrückter Farbengebung sich und die Besch
ihrer Werke zu betäuben. Wohl noch nie hatte eine T
keitsform so viel üble und stümperhafte Erzeugnisse z
gebracht, als dieses unter der impressionistischen Kunst
geschehen ist. Wir haben ja hierin in manchen Ausstellu
einen förmlichen Hexensabbat zu durchkosten gehabt, de
moderne Kunstübung vielfach auf das bedenkliche Niveau
allergewöhnlichsten, launenhaftesten Sportes herabdrückte.
von den hierbei beteiligten besseren Elementen angestrebte
erträumte volle Unabhängigkeit von jeder früheren Kunst
erwies sich als Utopie; gerade in den Lustren, in d
man sich am meisten brüstete, von jeder ererbten he
ständigen Kunst frei und ledig sich gemacht zu h
pumpte man dafür um so unverblümter aus dem f
gelegenen Farben- und Formenschatz der Japanesen.

Jede extreme und exzentrische Bewegung in der K
muß ihre Reaktion finden. Mit dem völligen Aussch
des Ererbten und Aufunsgekommenen geht es eben a
Dauer nicht, und so sehen wir denn bereits an der
des Jahrhunderts manchen ernsten und tüchtigen Kü
damit beschäftigt, den vordem so mutwillig abgerissenen F
wieder sorgsam aufzugreifen, der einzig eine gesunde
normale Fortentwicklung ermöglicht. Gerade die in le
Zeit stattgehabten retrospektiven Kunstausstellungen
viele erkennen lassen, daß auch die Künste in einem ge
Kreislauf sich bewegen, daß außerdem nicht die Form
Technik, sondern der Geist es ist, der lebendig macht
lebendig erhält.

Letztere Wahrheit hat sich im allgemeinen die mo

Plastik nicht entgehen lassen. Freilich hat auch sie in formaler Hinsicht vielfach ganz andere Bahnen eingeschlagen, als die Rauch, Rietschel und Schilling sie gekannt haben. Der Franzose Rodin versuchte sogar, eine Art Impressionismus in seinen Arbeiten zu bieten, wobei er begreiflicherweise die Grenzen seiner Kunst oft in bizarrster Weise überschritt. Andere, die das Wehen des modernen Geistes nicht minder verspürten als Rodin und sein Anhang, wußten mit mehr Maß und Ueberlegung ihre Kunst zu üben und hierdurch großen Zielen zuzusteuern. Wohl kein zweiter neuerer Künstler hat die Pulsschläge unserer Zeit feiner zu fühlen und in seinen Werken sorgsamer zu zählen verstanden, als Konstantin Meunier. Ernst und würdig hat er die in schlichtem Gewande erscheinende Welt der Arbeiter in all den Stadien ihres Schaffens, Mühens und Sorgens künstlerisch ebenbürtig zu jenen Gestalten emporgehoben, die in ihren Hermelinmänteln oder anderen glänzenden Kostümen die Höhepunkte der Gesellschaft markieren. Diese Lebenstat des großen belgischen Bildhauers wiegt im Wesen der neuen Kunst besonders schwer, und sie dürfte nach unserem Dafürhalten ungleich tiefere Spuren hinterlassen als zahlreiche flimmernde und schimmernde Farbenexperimente der begabtesten impressionistischen Maler. Aber auch andere Plastiker der Neuzeit, die mit Meunier nicht in engerer Fühlung stehen, die überdies am Bande der Tradition, das zur Frührenaissance, ja bis zum Griechentum hinaufreicht, maßvoll festhalten, wie die van der Stappen und Hildebrand, zeigen, daß in der modernen Skulptur nach Form und Gehalt eine überaus schätzenswerte geistige Vertiefung als Fazit zu verzeichnen ist.

Was M. Osborn, der ja zunächst fesselnde und treffende Worte zu finden weiß, als Kennzeichen für die besseren Schöpfungen der neueren Architektur schließlich ausspricht, das dürfte überhaupt der richtige Programmsatz für alle Künste sein, sollen sie auf gesunden Bahnen erfolgreich sich

weiterentwickeln: „Keine Nachahmung mehr, son
schöpferisches Schalten mit überkommenem Gut.“

Nicht völlige Befriedigung vermochte uns in
liegenden und vielfach so hervorragenden Darlegung
die Kunst des 19. Jahrhunderts das Schlußkapitel
und Leben“ zu bieten. Wir finden die hierin g
Erörterungen nicht von einzelnen Widersprüchen u
nicht von etlichen weitgehenden Phrasen frei. Sich
die Natur und ihr gewissenhaftes, liebevolles Studi
der wichtigsten Grundsteine, auf dem sich eine gesu
wirkliche Kunst aufbaut. Aber bei aller Verehrung
unermeßlichen Schönheit „der mütterlichen Natur, den
unseres Lebens“ können wir der Zumutung nicht
„anbetend“ vor ihr niederzusinken.

Mit dem Kunstschaffen aller Zeite
Völker befaßt sich ein sehr ansehnliches und g
Werk, das besonders im Hinblicke auf den Unterricht
Mittelschulen große Vorzüge bietet: Herders Bild
zur Kunstgeschichte.[1]) Die schwierige Aufg
Bilderauswahl besorgte unter pädagogischen Gesicht
der Freiburger Universitätsprofessor Dr. Jos. Sau
in deutscher und französischer Sprache beigegebenen
Professor Jos. Prill in Essen, beziehungsweis
Raynand und Boris de Tannenberg in Paris. Bei
die Fülle des Materials gebotenen Zusammendräng
Textes ist es dennoch vorzüglich geglückt, eine höchst p
Charakterisierung all der verschiedenen Kunstepoch
ihrer mannigfachen Unterabteilungen zu bieten;
nationalen Unterschiede im Schaffen, die wesentlichen

1) Herders Bilderatlas zur Kunstgeschichte.
146 Tafeln mit 1262 Bildern. Mit kurzer Uebersicht
Kunstgeschichte, ausführlichem Bilderverzeichnis und
Querfolio. Freiburg 1906. ℳ 18.—, geb. in Leinwand

der Kunstschulen haben eine klare, allgemein verständliche Markierung gefunden. Nur bei ein paar Künstlern, welche der neueren Zeit angehören, hätten wir etwas genauer bestimmende Worte für wünschenswert erachtet. So z. B. bei Jos. Führich, welcher mit dem einzigen Beiwort: „der tiefpoetische" nicht erschöpfend charakterisiert erscheint. Auch dem „nach Effekt haschenden" Gabriel Max könnte eine günstigere Note zuerteilt werden; diese auf ihn angewendeten Worte dürften ohne jeden Gewissensskrupel dem unmittelbar vorher genannten Hans Makart zuzuschieben sein. — Nur wenige ähnliche Wünsche, die ebenfalls die neuere Zeit betreffen, ergeben sich auch hinsichtlich der Auswahl der Bilder: Cornelius' „Apokalyptische Reiter" würden den gewaltigen Künstler deutlicher gezeigt haben, als das gewählte, seiner Frühzeit angehörende Bild vom Wiedersehen Josephs und seiner Brüder in Aegypten. Auch Schwinds Bild: „Einweihung des Freiburger Münsters", dessen Auswahl in Freiburg vielleicht zusehr unter lokalpatriotischen Gesichtspunkten erfolgte, kennzeichnet am wenigsten den Meister, der doch so eigenartig ausgeprägt in der Kunstgeschichte erscheint.

Wenn wir diese wenigen Andeutungen geben, so geschieht dieses im Hinblick auf die „Vorbemerkung" der tätigen Verlagshandlung: Wünsche für Vervollkommnung des Werkes gerne aufzunehmen. Wir unsererseits haben vor allem den Wunsch, daß der Herdersche Bilderatlas stets die verdiente Beachtung und Benützung finden möchte. Nicht nur für Schulzwecke, sondern auch für einen erfolgreichen Selbstunterricht gibt er die beste Anleitung, rasch und zuverlässig in der Geschichte der Kunst und ihrer wichtigsten Einzelwerke sich zurechtzufinden. Daß eine solche Bereicherung mit wertvollen Kenntnissen, wie sie hier ermöglicht ist, zugleich eine Quelle edelsten Genusses zu sein vermag, braucht wohl nicht eigens hervorgehoben zu werden.

München. Max Fürst.

XXXII.

Neuere theologische Literatur.

1. „Der gottesdienstliche Volksgesang im jüd
schen wie christlichen Altertum" ist neuerdings Gege
stand einer Untersuchung geworden, welche aus der Fede
von Dr. Franz Leitner, Subregens im Georgianum i
München, hervorging. (Freiburg, Herdersche Verlagshandlun
1906, SS. 283).

Das sehr ansprechend geschriebene Buch behandelt besonder
die liturgiegeschichtliche Seite des Themas, nur nebenbei die i
letzter Zeit öfters behandelte Frage nach der Herkunft de
jüdischen wie altchristlich gregorianischen Melodien, zumal de
Musikhistoriker die Beihilfe des Liturgikers nicht entbehren kan

Im Judentum unterscheidet der Verfasser zwei Perioden
den Volksgesang in unkultivierter Gestalt (S. 26—44) und na
dessen Organisation in der Tempelmusik (S. 49—60). Zuer
kam er bei nationalreligiösen Feiern zur Geltung und wur
durch Liedersammlungen und in Prophetenschulen weitergepfleg
wobei ein ägyptisch-kananäischer Einfluß nicht abzuleugnen is
Im zweiten Stadium dagegen war es mehr kunstgerechter Ge
sang als Tempelpsalmodie oder Volksgesang in der Synago
und hatte auch Gesänge beim Passahmahle, bei gewissen Zere
monien (wie des Holztragens und Wasserschöpfens, am Laub
hüttenfeste, bei der Reise nach Jerusalem) in seinen Berei
gezogen.

Während wir bisher nur referierten, ohne ein eigenes Urteil abgeben zu können, sind wir in der altchristlichen Periode, soweit sie Leitner behandelt — bis zum 6. Jahrhundert — in der Lage, seine Ausführungen genauer zu prüfen. Der Verfasser hat geleistet, was er konnte. Mit emsigem Fleiß und großer Pünktlichkeit sind alle Anhaltspunkte, welche sich bei Schriftstellern, wie in den liturgischen Denkmälern finden ließen, zusammengetragen. Eucharistische Liturgie, wie Agape, öffentliche Gebetszeiten und andere gottesdienstliche Versammlungen (Taufe, Begräbnis, Prozessionen) sind in gebührender Weise berücksichtigt.

Was noch besonders wohltuend für den altchristlichen Liturgiehistoriker wirkt, ist die Einbeziehung und richtige Wertschätzung der Zeugnisse der orientalischen Riten. Hierin ist der Stoff erschöpft; fast ist des Guten zuviel getan. Manche Zeugnisse sind, offenbar um die historische Entwicklung fließender zu gestalten, beigezogen worden, deren Interpretation höchst problematisch ist. Gerade in der apostolischen wie nachapostolischen Zeit ist ein „liturgisch-dogmatischer Charakter des Volksgesanges" schwerlich festzustellen, wo sich die liturgischen Formen in den ersten Anfängen befanden. Trotzdem Leitner die Abfassung der apostolischen Konstitutionen richtig einschätzt, hat er dennoch die althergebrachte Einteilung „Plinius (Didache), Justin und apostolische Konstitutionen" als liturgische Stadien beibehalten. Die Fehler, welche Bickell und Probst dabei machten, die Liturgie des VIII. Buches der apost. Konst. bald in apostolischer Zeit, bald im 3. Jahrhundert als Lückenbüßer auftreten zu lassen, hat der Verfasser nicht gemacht. Warum sollte man aber äußerlich die ungeschichtliche Einteilung belassen?

Diese und andere geringfügige Aussetzungen, welche sich an der Erklärung von Textstellen machen ließen, sollen aber die Anerkennung der Arbeit nicht beeinträchtigen. Nach Verhör der patristischen und liturgischen Zeugnisse schließen sich noch Ausführungen über die technische Gestaltung des gottesdienstlichen Gesanges, über die Leitung durch Vorsänger und Sänger-

chöre, und über die Kulturmission des gottesdienstlichen Volk
gesanges an, welche aus dem christlichen Altertum sehr wertvo
Gedanken auch für Belebung des liturgischen Volksgesang
von heute enthalten.

---

2. Schon nach drei Jahren ist der „Grundriß d
Patrologie mit besonderer Berücksichtigung d
Dogmengeschichte" von Gerhard Rauschen, Profess
an der Universität zu Bonn (Herder 1906, 253 S.), in zweit
Auflage erschienen, nachdem 2000 Exemplare der ersten Aufla
vergriffen sind. Bekanntlich hat der Verfasser O. Bardenhewe
Patrologie zu Grunde gelegt, dabei aber seine eigenen pat
stischen Kenntnisse, welche er sich durch jahrelange Beschäftigun
auf diesen Gebiete erworben, reichlich verwertet. Wie es b
Beurteilung solcher Handbücher geht, sind die Ansichten üb
geringere oder größere Wichtigkeit mancher Einzelheiten ve
schieden, so daß der eine wegläßt, was ein anderer der M
teilung wert erachtet. Ebenso steht es mit der Auswahl d
anzugebenden Literatur. In letzterer Beziehung sollten st
die neuesten Erscheinungen angegeben werden. Der Verfas
hatte die Neuauflage bereits Herbst 1905 im Drucke vollend
und daher in einem Nachtrag (p. IX–XI) die seither erschiene
wichtigere Literatur beigegeben.

Ich erlaube mir einige wenige Bemerkungen und Nachträ
zu machen.

Seite 20 ist die 3. Auflage 1900 der editio minor d
apostolischen Väter von O. v. Gebhardt, Harnack und Za
namhaft gemacht, es erschien 1906 bereits die 5. Auflage. D
oft mißliche Beschränkung im Stoffe und Raume eines Grun
risses macht sich z. B. besonders bei den dogmengeschichtlich
Mitteilungen über Cyrill von Jerusalem bemerkbar, namentl
in den Sätzen über die Stellung des Cyrill zum Nicänu
(S. 124), über die reale Gegenwart Christi in der Eucharist
über die Totendiptychen, wodurch die Stellen Cyrills
falschem Lichte erscheinen können. Statt dessen würde ich A
gaben über die Einreihung der Liturgiebeschreibung des Cyr

in andere Denkmäler damaliger Zeit vorziehen, wie zu den Serapionsgebeten ägyptischer Liturgie, welche immerhin erwähnenswert wären, verbunden mit Notizen über die spätere Jakobusliturgie. Trotzdem die Schriften des Amphilochius von Ikonium großenteils nicht erhalten sind und infolgedessen seine Persönlichkeit weniger in den Vordergrund tritt, wird ihm in neuerer Zeit größere Bedeutung beigemessen, weshalb sein Name doch genannt werden sollte. Auch die Behandlung von Echtheitsfragen literarisch-kritischer Natur dürfte da und dort ausführlicher sein; z. B. bei des Athanasius Schriftstellerei, wo ich übrigens auch Stülckens Arbeit vermisse. Auch würde ich dem Zeitgeist nicht soweit huldigen, daß ich die Titel der Schriften der griechischen Kirchenlehrer nur lateinisch angeben würde. Zu S. 149 zu missa bei Ambrosius könnte vielleicht die neueste Kontroverse angemerkt werden, da das Urteil „zum erstenmal“ fraglich ist. S. 206 ist nachzutragen: Antipriscilliana von K. Künstle. Freiburg 1905. Ich kann mich immer noch nicht mit den dogmengeschichtlichen Partien befreunden (vgl. Röm. Quartalschrift 1903, 206.)

---

3. Hiermit soll fernerhin eine Arbeit angezeigt werden, welche „Die Dauer der öffentlichen Wirksamkeit Jesu“ zum Gegenstande hat. Der Verfasser: Johann Baptist Zellinger [1]), hatte sie als Preisaufgabe der Universität München für das Jahr 1904/05 gelöst. Sein damaliger Mitbewerber L. Fendt hat ebenfalls seine gediegene Arbeit bereits der Oeffentlichkeit vorgelegt. [2]) Zellinger teilte seine Methode in eine historische und eine exegetische. Im geschichtlichen Teil durchwandert er die Strecke von den apostolischen Vätern bis in die Neuzeit, um die einzelnen Meinungen zu hören und zu beurteilen.

Im großen und ganzen sind es zwei große Gruppen, die Väter und Schriftsteller, welche eine einjährige Lehrtätigkeit

1) Münster i. W. Druck und Verlag der Aschendorff'schen Buchhandlung 1907. IV u. 107 SS.

2) Vergl. die Besprechung in Bd. 138 S. 880 ff.

Christi annehmen, und solche, welche der Ansicht ein
jährigen huldigten. Daneben hatte Irenäus eine dritte
angebahnt, welche jedoch sehr wenige Anhänger fand u
eigene Tradition begründete. Er nahm aus antign
Tendenz eine 10—20jährige öffentliche Wirksamkeit an,
Gnostiker Christus nur ein Jahr lehrend auftreten ließ
weiteres Zeugnis für des Irenäus Ansicht ist in der
in armenischer Uebersetzung gefundenen Schrift „Zum E
der apostolischen Verkündigung“ (herausgege
deutscher Uebersetzung von Dr Karapet Ter=Mekerttsch
Dr. Erwand Ter=Minassiantz, Texte u. Unters. III. Reihe
Leipzig 1907 S. 62) zutage getreten. Der Verfasser
der Zusammenstellung der Väterzitate und in deren Eins
großes Geschick.

Der zweite Teil behandelt die exegetische Frage auf
der Synoptiker und des Johannes=Evangeliums. Die
angestellten astronomischen Berechnungen sind alle schn
da die Anhaltspunkte zu wenig feststehen. Der Verfasser
für eine zweijährige öffentliche Wirksamkeit Jesu; ist s
bewußt, noch nicht das letzte Wort in der Frage gespro
haben. Die Arbeit macht nach Form und Inhalt ein
guten Eindruck.

München. Theod. Scherm

XXXIII.

e mittelalterliche Scholastik nach ihrem Umfange und Charakter.

Ein Referat, welches der um den Aristotelismus hoch-
ente Prof. Dr. Kaufmann in Luzern in der theologisch-
sophischen Sektion des zweiten Schweizerischen Katholiken-
in Freiburg über „Neu-Scholastik“ hielt, veranlaßte
Schreiber dieses, die alte heikle Frage wieder zu stellen:
haben wir denn eigentlich unter mittelalterlicher Scholastik
rstehen?

Wir wissen des bestimmtesten, daß die Beantwortung
Frage gerade heutzutage wieder weitere Kreise inter-
. Peips Wort: „Nicht Kanonen, nicht Aktien, sondern
nken regieren die Welt“ [1]) gilt auch heute noch und
ist sich dessen vielleicht wieder mehr bewußt als ehedem.
antichristliche Philosophie hat Blüten getrieben, welche
Verehrer derselben stutzig gemacht und ihr Geistesauge
r leichter zu dem zurücklenkten, was das Mittelalter
ffen. Doch dürfte auch diese Rückkehr nur dann
haft ersprießlich sein, wenn man nicht allein dem reellen
nen Fortschritte Rechnung trägt, sondern auch bei den
angelangt: Geistesrichtung von Geistesrichtung, mittel-

Geschichte der Philosophie als Einleitungswissenschaft. Eine Antrittsvorlesung von Dr. Albert Peip. Göttingen 1863. S. 4.

alterliche Forschung von mittelalterlicher Forschung, kurz und gut: Scholastik von Scholastik scharf unterscheidet.

Die mittelalterliche Scholastik ist, um mit Prof. Picavet zu sprechen,[1]) unendlich vielgestaltig. Die Geschichte der Philosophie wird vermutlich den Beweis noch leisten, daß jede bedeutendere Tendenz, welche in der neueren Philosophie an den Tag trat — die Kantische Philosophie nicht ausgenommen —, in der mittelalterlichen Scholastik ihre Wurzeln hatte und vorbereitet war. Es liegt ein gutes Stück Ironie darin, daß mancher, der ohne jeglichen Vorbehalt in Bausch und Bogen über die Scholastik den Stab gebrochen, unbewußt sich selbst gerichtet hat. Anderseits war es vielleicht doch weniger glücklich, daß die modernen Aristoteliker oder Thomisten vielfach unter der viel zu weiten Devise: „pro scholastica philosophia" kämpften. Mancher Vorwurf, den man ihnen machte, und manche ekelige Anschwärzung blieb dadurch sitzen, die sie bei engerer und schärfer gefaßter Devise als schlecht adressiert leicht zurückgewiesen hätten. Alles das ist aber doch nur eine Folge davon, daß man sich nicht so ganz klar ist, was denn eigentlich unter mittelalterlicher Scholastik verstanden sein soll. Unklar ist man sich vorerst über den Umfang derselben; unklarer noch über ihren Charakter, d. h. die typische Eigenart, welche sie von früheren und späteren Forschungen abheben und unterscheiden soll. Selbstverständlich sind die beiden Fragen: Umfang und Charakteristik, bis zu einem gewissen Grade in gegenseitigem Abhängigkeitsverhältnisse; dennoch sind sie bisweilen enger miteinander verquickt worden, als es sachlich zulässig war. Nur zu oft herrschte das Bestreben vor, den Umfang der Scholastik zeitlich und territorial und nach gewissen Geistesrichtungen so viel wie möglich zu verengen, um sich eine geeignete Charakteristik zu erleichtern.

---

1) La valeur de la Scolastique. Bibliothèque du Congrès international de Philosophie. Vol. IV. S. 257. Paris 1902.

Wann hat die mittelalterliche Scholastik begonnen, und welche Bedeutung hat man gleich anfangs den Ausdrücken „Scholastik“ und „Scholastiker“ zuerteilt? Hiemit berühren wir bereits die Hauptschwierigkeit.

Die Ansicht von Hauréau, Ueberweg-Heinze, Erdmann und Picavet, welche die Scholastik vom 8. bis zum 16. Jahrhundert ausdehnen und ihre Entstehung in die von Karl d. Gr. begründeten und von Alcuin in hohem Maße geförderten Hof-, Dom- und Klosterschulen verlegen, wird bei weitem nicht von allen Historikern geteilt, vielleicht infolge mangels einläßlicherer Begründung, die auch in der diesbezüglich vielerwähnten Histoire litéraire de la France sehr mangelhaft ist;[1]) viel interessanter aber bei dem leider weniger bekannten Adam Tribbechovius.[2])

Viele fassen die Scholastik in weit beschränkterem Sinne auf. So konnte schon Jakob Brucker von Ludwig Ellies, Joh. Franz Budde, Lambertus Danaeus, Heinricus Alstedius berichten, daß sie mit andern den Anfang der Scholastik in das 11. Jahrhundert verlegten und bald Anselm von Canterbury, bald Roscellinus, bald wieder Abaelardus als Begründer derselben ansahen.[3]) Vor allem vereinigt Anselm viele Stimmen auf sich.[4]) Doch drücken andere den Anfangstermin noch um ein Jahrhundert herauf bis auf Petrus Lombardus († 1164), andere sogar bis auf Thomas v. Aquin († 1274).[5]) Vielen Thomisten der Neuzeit identifiziert sich die Scholastik mit der wahren Philosophie eines Thomas

1) Histoire litéraire de la France. Tom III. S. 24. Paris 1735.

2) Adami Tribbechovii de doctoribus Scholasticis, Jenae 1719. S. 1—42.

3) Jacobi Bruckeri Historia critica Philosophiae. Lipsiae 1766. Tom. III. S. 714—717.

4) Dr. Hafner, Grundlinien der Geschichte der Philosophie. S. 441. Real-Enzyklopädie für prot. Theologie und Kirche, gegr. von Dr. J. J. Herzog. Leipzig, 1884. Bd. 13, S. 657.

5) Vgl. Jacobi Bruckeri Hist. cr. phil. l. c.

und Bonaventura, weshalb sie sich auch schlechterdings N
Scholastici nennen. Was von der mittelalterlichen Forsch
zur thomistischen Weltanschauung im Gegensatze steht, w
Anti-Scholastik oder auch Pseudo-Scholastik benannt.[1])
kommt es denn, daß ein und derselbe Scotus Erigena
den Augen der einen der Vater der Scholastik,[2]) den and
aber ein „Antischolastiker" ist.[3]) Prof. de Wulf, wel
unserer Frage besondere Aufmerksamkeit zugewandt hat,
zwar der Ansicht, daß im Mittelalter jedem Lehrenden
einer Schule der Name „Scholastiker" zukam;[4]) dess
ungeachtet ist ihm Scotus Erigena ein Antischolastiker
von dem Streben geleitet, für die mittelalterliche Schola
eine lehrinhaltlich allgemeine Charakteristik zu ermöglich
möchte der gelehrte Professor den Namen Scholastik spez
beschränken auf Anselm, Alexander Halensis, Albert, Thom
Bonaventura, Duns Scotus,[6]) Wilhelm Occam[7]) und and
bedeutendere Namen, deren Lehren, trotz abweichender A
sichten über einzelne Probleme, doch eine prinzipielle Einh
konstituierten.[8])

Die Meinungen über den Umfang der mittelalterlich
Scholastik gehen, wie aus dem Gesagten erhellt, weit a
einander. Woran man sich dabei am meisten stößt, das
eine gewisse Willkür, mit der man diese Frage behand
und zu lösen versucht hat. Ist es denn wirklich unser
subjektiven Ermessen anheimgestellt, den Anfang der Schola
hinauf- und hinabzuschrauben, den X zu einem Scholasti
und den Y zu einem Antischolastiker zu stempeln, nur
uns eine passende Charakteristik der Scholastik zu erleichter

---

1) Dr. Alb. Stöckl, Geschichte der Philosophie des Mittelalt
Bd. I. Mainz 1864. S. 10—11. Hafner l. c.; Histoire de
Philosopie médiévale par de Wulf. Louv. 1905. S. 179, 4
2) Dr. O. Siebert. Ein kurzer Abriß der Geschichte der Philosop
1905. S. 98. 3) De Wulf l. c. 4) Ebenda 112.
5) Hist. de la Phil. 179. 6) Ebenda 117. 7) 118. 8) 1

So sehr wir uns als Gegner des Positivismus und wissenschaftlichen Relativismus dagegen wehren würden, wenn jemand die doktrinäre Definition einer Wissenschaft von der Geschichte als entscheidendes Kriterium abhängig machen würde, so erscheint es uns anderseits ebenso verfehlt, historisch Gegebenes nicht historisch zu behandeln. Nun ist die mittelalterliche Scholastik doch offenbar eine geschichtliche Erscheinung, in welche wir nicht unsere Ideen hineintragen dürfen, sondern die als etwas tatsächlich Gegebenes aus sich heraus und aus dem Geiste der Zeit, dem sie entsprungen, begrenzt und beurteilt werden soll. Das Mittelalter selbst soll uns Aufschluß erteilen über Anfang und Begriff seiner Scholastik.

Wenn wir nun diese sicherste und zweifelsohne kompetenteste Quelle beraten, so können wir uns leicht überzeugen, daß es schon im 8. Jahrhundert, also lange vor Anselm, Roscelin und Abälard „Scholastiker" gab. In einem Briefe, den der Abt Benediktus Anianensis zwischen 800—821 geschrieben und worin er eine kurze Auseinandersetzung über die heiligste Dreifaltigkeit gibt, ist merkwürdigerweise die Rede von „scholastici moderni".[1]) Daß Alcuin selbst nicht blos von „scholastica eruditio", sondern auch ausdrücklich von „Scholastikern" spricht, sei hier nur kurz erwähnt.[2]) Es ist ja von viel größerer Tragweite, wenn

1) »Unde apud modernos scolasticos, maxime apud Scotos [i]ste syllogismus delusionis, ut dicant trinitatem sicut personarum ita esse substantiarum, quaternus adsenserit illectus auditor trinitatem trium esse substantiarum Deum trium derogetur cultor deorum.« Mon. Germ. hist. Epistolae Carol. Aevi. Tom. II. 563.

2) Ebenda. Tom. II. 225. Brief Alcuins an Karl d. Gr. vom Februar 798. »Sciens autem scolasticae eruditionis inquisitionem et ecclesiasticae disciplinae sollertiam vestrae clarissimae sapientiae . . . gratam esse et jocundam.« Ebenda tom. II. 262. »Nam haec duo maxime dubitationem solvere solent et ad certum lectorem perducere sensum et contentiosas scolasticorum terminare quaestiones.«

Karl d. Gr., der Begründer und Hauptförderer der er
Schulen, in den Kapitularien vom Mai 825 zwar auch
Schüler scolastici benennt,[1]) aber in der schon i. J.
verfaßten Encyclica de litteris colendis die Lehrer
Schulen einfachhin scolasticos genannt hat:

„Optamus enim vos, sicut decet ecclesiae milites,
interius devotos et exterius doctos castosque bene vive
et scolasticos bene loquendo, ut quicumque vos pro
nomen Domini et sanctae conversationis nobilitatem
videndum expetierit, sicut de aspectu vestro aedific
visus, ita quoque de sapientia vestra, quam in legendo
cantando perceperit, instructus, omnipotenti Domino gra
agendo gaudens redeat".[2])

Ueber was wir weiterhin noch vom Mittelalter s
belehrt werden möchten, das betrifft den Sinn und die
deutung, welche es dem Worte „scolasticus" und info
dessen der „Scholastik" beigelegt hat. Natürlich hat
eigentliche Mittelalter noch keine Ahnung gehabt von
verächtlichen Sinn, den man später mit seinem „scolastic
und seiner „Scholastik" verband, wo Scholastik gleichbedeu
wurde mit „leerem Formalismus", „Spitzfindigkeit"
„Menschenfündlein", wo man den Scholastiker so gerne
unserem „Schulmeisterlein" in Verbindung brachte. So
Fündlein und ungerechte Anschwärzungen, waren wie
prot. R. Seeberg[3]) mit Harnack[4]) ganz richtig sagt,
Werk der Reformtheologen des ausgehenden Mittelalt
denen andere mit Brucker bis auf unsere Zeit es n

---

1) Mon. Germ. hist. Capit. Reg. Franc. Tom. I. 327. »Vide
ut ab his, qui nostra dispositione ad docendos alios
loca denominata sunt constituti, maximum detur stud
qualiter sibi commissi scolasticii proficiant.«

2) Mon. Germ. hist. Capit. Reg. Franc. Tom. I. 79.

3) Realenzyklopädie für protest. Theologie und Kirche, begr.
J. J. Herzog. Leipzig, 1906. Bd. 17. S. 707.

4) Lehrbuch der Dogmengeschichte. Bd. III. S. 314 Anm. 1.

geplappert haben. Dem Mittelalter selbst war der Titel „scolasticus“ ein Ehrentitel. Wir möchten diesen Gedanken noch etwas weiter ausführen, da derselbe uns am besten zu erklären imstande ist, was denn eigentlich das Mittelalter selbst unter einem Scholastiker verstanden hat.

Schon wenn wir nur von der gewöhnlichen Annahme ausgehen, daß die ersten Schriftsteller und Lehrer des frühesten Mittelalters nur deshalb scolastici genannt wurden, weil sie entweder Schüler oder Lehrer einer Schule waren, so erklärt es sich aus der Psychologie des damaligen Zeitgeistes, daß man in jener Epoche der wissenschaftlichen Renaissance und der jugendlichen Begeisterung für das Wissen in einem Lehrer der Schule und selbst in einem Schüler weit Höheres und Erhabeneres erblickte, als wenn heutzutage Schulen gleichen Niveaus gegründet würden. In den Augen jener Zeit war eben ein Schüler im Gegensatze zum nicht unterrichteten Idioten der „Gescheide“, „Gebildete“; der Lehrer der Schule aber, welcher das Trivium und Quadrivium erklärte, „der Gelehrte“, „der Mann der Wissenschaft“ und das, was er in der Schule darbot: „Wissenschaft.“ Ob und in welchem Grade die damaligen Kenntnisse der Schulen die Qualifikation Wissenschaft verdienten, hat mit unserer Frage nichts zu tun, oder besser würden wir sagen: gerade der niedrige Grad des damaligen Bildungsniveaus erklärt uns psychologisch die hohe Auffassung, welche das Mittelalter in jener Zeit von seinen Schulen und Lehrern hatte. — Kurz und gut, schon in den Augen des frühesten Mittelalters war der Scholastiker ein Gelehrter und Scholastik gleich bedeutend mit Wissenschaft.

Das Gesagte erhält erst seine richtige Beleuchtung, wenn wir den Titel „scolasticus“ des 8. Jahrhunderts in engere Beziehung bringen zur historischen Bedeutung, welche diese Benennung in früheren Zeiten gehabt hat und die dem frühesten Mittelalter nicht völlig unbekannt sein konnte. Es ist eine arge Täuschung, wenn wir meinen, das Wort

scolasticus drücke nur Gelehrsamkeit aus, welche notwend
mit der Schule in Verbindung ist: d. h. Schulgelehrsamk
Nicht einmal der etymologische Sinn des Wortes berecht
uns dazu, wie Prof. de Wulf es anzunehmen scheint.[1])

Das lateinische scholasticus und schola auf das griechi
σχολαστικὸς und σχολὴ und diese wieder auf das gemeinsa
Wurzelwort σχολάζειν zurückgeführt, bedeutet dieses: Mu
haben — frei sein von etwas ἀπό τινος — Zeit hab
für etwas σχολάζειν τινι; dementsprechend σχολὴ, Mu
unbeschäftigte Zeit, woraus bedeutend später σχολαστικ
„iner der Muße hat, entstanden ist.[2]) So weit und n
so weit geht die etymologische Bedeutung. Alle weite
Deutungen sind historische. Wahrscheinlich erhielt das griechi
σχολὴ erst zur Zeit Theophrasts die Bedeutung unse
wieder vieldeutigen Wortes Schule.[3]) Bei den alexandrinisc
Philosophen und den Neuplatonikern[4]) und ebenfalls
den Juden unmittelbar vor und nach Christus finden
es in diesem Sinne.[5]) Auch das lateinische schola bezeichn
anfangs nur die auf gelehrte Studien, Vorträge, Unt
suchungen verwendete Muße.[6]) Wer nun die fast zahllo
verschiedenen Bedeutungen des Wortes scolasticus in
Folgezeit verfolgen will, wird sich erst recht überzeugen,
es zwar meist eine enge Beziehung zu wissenschaftlicher
tätigung, aber sehr häufig ganz unabhängig von unser
„Schule" im gewöhnlichen Sinne bezeichnete.[7]) Für uns

1) A. a. O. S. 112.
2) Vgl. Griechisch-Deutsches Handwörterb. v. Dr. W. Pape. Bd
S. 1039: σχολάζω, — σχολή, — σχολαστικός.
3) Diog. Laërt. l. V. 50. 4) Tribbech. S. 11—12.
5) Act. Apost. 19, 9.
6) Vergl. Handwörterbuch der lat. Sprache von Dr. Klotz. Bra
schweig, 1879 — schola.
7) Vergl. Tribbech. l. c. S. 18—19. Aegidii Forcelleni to
Latinitatis Lexicon. Prati 1871, Vol. V — scholasti
Ferner Du Cange: Glossarium mediae et infimae Latinita
Parisiis 1846. Tom. VI. — Scholasticus.

ist es vor allem wichtiger, darauf hinzuweisen, daß in den Zeiten Augustins und unmittelbar vor der Völkerwanderung das Wort scolasticus mehr und mehr die Bedeutung eines allgemein Gelehrten und zwar eines ausgezeichneten erhielt, der vor allem auch staatliche Aemter und gerichtliche Funktionen ausübte.[1]) Und noch wichtiger ist es hervorzuheben, daß es nach der Völkerwanderung und fast unmittelbar vor der neu entstehenden jungen mittelalterlichen Scholastik ein Ehrentitel im hohen Grade war. Zu den Briefen, die Gregor I. (590—604) an verschiedene scolastici schrieb,[2]) bemerkt der Herausgeber der Monum. Germ. hist. „scolastici aut, ut hic, magnitudinis, aut gloriae appellatione honorantur".[3]) Das Wort scolasticus hatte gerade damals die Bedeutung eines Ehrentitels, den man hoher Gelehrsamkeit, die mit der Schule nichts zutun hatte, zuerteilte.[4])

Diese früheren Scholastiker, welche den Namen scolasticus als Ehrentitel der Gelehrsamkeit trugen, ohne mit der Schule etwas zutun zu haben, waren den Förderern der ersten mittelalterlichen Schulen nicht unbekannt. Alcuin selbst er-

---

1) Augustinus hat tract. 7. ad Joh. folgende interessante Stelle; »Qui habent causam et volunt supplicare imperatori, quaerunt aliquem Scholasticum juris peritum, a quo sibi preces componantur, ne forte, si aliter petierint, quam oportet, non solum non impetrent, quod petunt, sed et poenam pro beneficio consequantur.«

2) Conf. Mon. Germ. hist. Gregorii I Papae Registrum Epistolarum. Tom. I et II. Briefe sind gerichtet an Paulus scolasticus (Vol. I. 3), an Severus scolasticus exarchus (Vol. I. 314), an Andreas scolasticus (Vol. I. 350) und an einen Marcellus scolasticus (Vol. I. 274). Dazu vergl. auch Vol. II. 74 u. 434[13].

3) Ebenda Vol. I. 315 Anm.

4) Ritter sagt: „Von einem viel weiteren Gebrauche war dieses Wort (sc. Scholastiker) in dem Sinne, in welchem schon von alten Zeiten her alle Gelehrte sich Scholastiker zu nennen pflegten." Geschichte der Philosophie. Bd. 7, S. 112.

wähnt frühere Scholastiker.[1]) Auf sie hat der erwähnt
Abt Benediktus Anianensis jedenfalls Bezug genommen, wen
er von scolastici moderni sprach. Wir gehen daher nich
zuweit, wenn wir glauben, daß der terminus scolasticu
in seiner Eigenschaft als Ehrentitel der Gelehrsamkeit vor
6. Jahrhundert auf das 8. übertragen wurde und daß e
im Mittelalter in den Augen vieler sogar ohne notwendig
Beziehung zur Schultätigkeit der besondere Titel des Gelehrte
war, woraus noch klarer erhellt, wie unstatthaft es ist, d
mittelalterlichen Scolasticus einfach hin mit Schullehr
wiederzugeben.[2])

Unsere bisherigen Ausführungen finden noch eine frappar
Bestätigung durch einen Brief, den Abt Hildwinus an Lud
den Frommen ums J. 835 schrieb, in welchem er einen g
wissen Fortunatus mit dem Ausdrucke „scolasticissimus" ehr
will;[3]) ferner durch einen weiteren Brief, welchen Thegen
Chorbischof von Trier ca. 836 an Hatton schreibt u
worin er sagt: Et ideo istud volumen vobis transmis
quod sanctus Alcuinus summus scholasticus ex variis lib
sancti Augustini comgregavit in unum".[4]) Wir werden

---

1) In einem Briefe an Karl d. Gr. erwähnt er einen Juvencus scol
sticus. Mon. Germ. hist. Epist. Carol. Aevi. Tom. II. 337

2) Anfänglich war die Bezeichnung scolasticus ziemlich eng m
der Schule verbunden, weil diese eben der fast ausschließlic
Ort der wissenschaftlichen Betätigung war. Daß später au
solche scolastici genannt wurden, die wohl auf irgend eine
Gebiet große Gelehrsamkeit an den Tag legten, mit der Schu
aber wenig oder nichts zu tun hatten, geht daraus hervor, d
auch tüchtigen Gesangsdirektoren, Zeremonienmeistern dieser Ti
gegeben wurde. Bekanntlich gab es später in jedem Kathedra
kapitel einen scolasticus, der aber mit der Schule im eigentlich
Sinne nichts zu tun hatte. Auch darf man vor allem nicht ve
gessen, daß die großen Summae des 13. Jahrhunderts kei
Schulwerke waren.

3) Mon. Germ. hist. Epist. Aevi. Tom. III. 333^{28}.

4) Ebenda 337^{31}.

diesen beiden ehrenden Bezeichnungen „scolasticissimus“ und „summus scolasticus“ kaum anderes finden können, als zwei Ehrentitel der höchsten Gelehrsamkeit. Gerade das letztere beweist uns aber auch zur Evidenz, daß es in den Augen des Mittelalters selbst, längst vor Anselm, Roscelin und Abälard, Scholastiker im wahren Sinne des Wortes gegeben hat. Die Schlußfolgerungen, welche wir aus den gemachten Erörterungen zu ziehen haben, ergeben sich von selbst. Dem Sinn und Geiste des Mittelalters selbst gemäß hat die Scholastik bereits mit dem 8. Jahrhundert begonnen und umfaßt folgerichtig den Zeitraum vom 8. bis zum 16. Jahrhundert. In den Augen des Mittelalters wiederum ist „Scholastiker“ identisch mit mittelalterlichem Gelehrten und „Scholastik“ mit mittelalterlicher Wissenschaft. Ist dem aber wirklich so, dann haben wir, wenn wir auf dem historischen Boden bleiben wollen, sowohl Theologie als Philosophie und naturwissenschaftliche Kenntnisse — die letztern gehörten ja im Mittelalter meist zur Philosophie z. B. bei Albert, Thomas, — als zur Scholastik gehörend zu betrachten. Wir haben ferner kein Recht, den Namen Scholastik ausschließlich einer Gruppe zuzuwenden, oder einen Scotus Erigena oder Abälard oder Siger von Brabant davon auszuschließen und sie zu Antischolastikern zu stempeln, denn das Mittelalter hat solches selbst auch nicht gekannt. Der Umstand, daß in diesem Falle, wie Prof. de Wulf[1]) einwendet, ein und derselbe Name ganz verschiedenen Dingen zuerteilt wird, ist irrevelant, denn das Mittelalter hat dasselbe getan. Der weitere Einwand, daß es uns im gegebenen Falle unmöglich ist für die mittelalterliche Scholastik eine allgemein geltende doktrinäre Charakteristik zu finden,[2]) ist wiederum irrevelant, den Tatsächliches muß als Tatsächliches genommen werden. Der Einwand endlich, daß wir gegebenen Falles auch der modernen Philosophie den Namen Scholastik

1) A. a. O. S. 116. 2) Ebenda.

zuerteilen müßten, hätte nur dann etwelche Berechtigung, wen
auch in der modernen Philosophie Gelehrter mit Scholastik
und Wissenschaft mit Scholastik identisch wäre — wa
offenbar nicht der Fall ist — und wenn es uns absol
unmöglich wäre, für die mittelalterliche Wissenschaft i
Gegensatz zur modernen eine real begründete Charakteris
zu finden, eine Frage mit der wir uns sofort zu beschäftig
haben.

Die mittelalterliche Scholastik ist ihrem Umfange na
nichts anderes als mittelalterliche Wissenschaft. Damit hab
wir allerdings noch keine eigentliche Charakteristik für dieselb
sondern nur etwas, das für die Charakteristik, wenn ei
solche möglich ist, notwendig vorausgesetzt wird. Der historisc
Umfang und die Charakteristik der mittelalterlichen Scholas
verhalten sich unseres Erachtens so zu einander, daß d
Charakteristik notwendig nach dem Umfange sich richten mu
— nicht umgekehrt, wie es häufig aufgefaßt wurde —; da
aber die Bestimmung des Umfanges als historische Tatsac
auch dann ihre Bedeutung hätte, wenn eine passende Ch
rakteristik unmöglich wäre. Mehr oder weniger werden j
historische Charakteristiken immer unvollkommen sein. Al
und neue Zeiten leben ineinander hinein, und ehe der al
herrschende Geist erstirbt, hat der neue längst schon in d
alten Zeit geschlummert. Wie schwer es halten muß, f
eine solche Unmasse von Geisteserscheinungen, wie sie d
Mittelalter aufweist, ein typisches Merkmal ausfindig
machen, welches das unendlich Vielgestaltige zu einem groß
moralisch Ganzen prägte, um es zugleich von früheren u
späteren Denkerzeugnissen zu unterscheiden, davon legen d
verschiedenen Versuche Zeugnis ab, welche gemacht wurde
um eine richtige Charakteristik zu finden. Wenn wir hi
diese Versuche — wenigstens die hauptsächlichsten — skizze
mäßig erwähnen, ehe wir selber einen eigenen Vorschl
bringen, so tun wir das nicht bloß deshalb, weil eine kur
kritische Beleuchtung derselben die Begründung des nac

folgenden Vorschlages vorbereitet, sondern auch deshalb, weil diese Versuche uns so recht klar zeigen, daß man in neuester Zeit das Urteil über das sonst verrufene Mittelalter merklich milder und gerechter gestaltet hat.

Vorerst müssen wir auf eine der ältesten Ansichten hinweisen, welche das typische Merkmal der Scholastik bald ausschließlich, bald nur teilweise in ihrer Methode findet. Während viele mit Baco von Verulam den ausschließlichen Gebrauch des deduktiven Beweisverfahrens mit gänzlicher Hintansetzung der Induktion der Scholastik in die Schuhe schoben, fanden andere das unterscheidende Merkmal derselben mehr in der äußeren Form, bald in der peripatetischen Sprache — Huet —, bald in gewissen technischen Formeln — Hogan —, andere in der ganzen äußeren Darstellungsweise und Systematisierung, welche den einen ein Ausbund der syllogistisch dialektischen Spitzfindigkeit, andern wieder das pure Gegenteil davon ist.[1])

In Wirklichkeit besitzt das Mittelalter Vertreter von allen möglichen verschiedenen methodischen Tendenzen. Es gibt Platoniker, welche die Deduktion viel zu einseitig betonen und die gerade dadurch zu Vorläufern der ausschließlich deduktiven Methode Kants geworden sind. Roger Baco dagegen und die Alchimisten des 13. Jahrhunderts betonte das induktive Verfahren fast ebenso überschwänglich, wie später Baco von Verulam, und sind dadurch Vorläufer des modernen Empirismus. Die Aristoteliker, dem Grundsatze huldigend, daß jeder Begriff zwar der Erfahrung entnommen, anderseits aber auch der Geist Ursache der entstandenen Kenntnis sei, waren sowohl auf die Induktion als auch auf die Deduktion angewiesen. Auch hierin ist Harnack dem mittelalterlichen Aristotelismus gerecht geworden, wenn er sagt: „Uebrigens ist es nicht einmal wahr, daß die Deduktion allein oder vorherrschend gewaltet hat, denn ein Albert und

---

1) Die verschiedenen Ansichten bei de Wulf S. 113.

Thomas haben die Erfahrung in ausgezeichneter Weise herbeigezogen".[1]) Der Vorwurf maßloser Spitzfindigkeit ist weder allgemein berechtigt, noch allgemein unberechtigt. Jener streng logischen Darstellungsweise, der es eigen war, trocken aber klar den Streitpunkt zu erklären, die nötigen Einteilungen und Ausscheidungen zu treffen, erst die Einwürfe gegen di These und dann in gedrängter Verkettung zwischen Voraus setzungen und Folgerungen die Beweise ins Feld zu führe und die Einwürfe zu lösen, jener Darstellungsweise eine Siger von Brabant, Thomas von Aquin zollt auch Picav die verdiente Anerkennung.[2]) Bei Albert, Alexander Hale und Bonaventura ist die äußere Methode bedeutend kom plizierter und weniger streng. Man wird daher in keinen methodischen Momente ein hinreichend umfassendes, sachlic begründetes Charakterzeichen der mittelalterlichen Scholasti finden können.

Der Versuch, die mittelalterliche Scholastik nach be stimmten lehrinhaltlichen, d. h. doktrinären Resultaten zu charakterisieren, ist vor allem häufig von den Freunden der aristotelischen Scholastik unternommen worden, indem si eben nur die letztere im Auge hatten.

Ed. Zellers Ansicht[3]) von der griechischen und moderne Philosophie, daß in beiden alle möglichen doktrinären Re sultate sich vorfinden, dürfte aber auch von der mittel alterlichen Scholastik gelten. Und wenn Hauréau sagt „Toutes les doctrines, même les plus opposées, eure durant la période scholastique des partisans déclarés",[4] so hat er wohl das Richtige getroffen. Die glückliche Ve bindung von Idealismus und Realismus, die dem gelehrt

---

1) Lehrbuch der Dogmengeschichte Bd. III, S. 313.
2) La valeur de la Scolastique. Bibl. du Congr. internat. d Phil. Vol. IV. S. 253.
3) Philosophie d. Griechen. Bd. I, S. 120-121. (5. Aufl., Leipzig 189
4) Histoire de la philosophie scolastique. Paris 1872. Vol. I, S. 2

Professor Willmann als etwas Typisches der Scholastik erscheint,[1]) kann doch schließlich nur der aristotelischen Geistesrichtung des 13. Jahrhunderts zugesprochen werden, wie von ihm übrigens selbst bemerkt wird. Daneben gibt es nominalistische, konzeptualistische, ultrarealistische Resultate, die zeitweilig sogar stark hervortreten. Sehr zutreffend ist, was de Wulf diesbezüglich sagt: „En vérité ces synthèses, qui pollulent au moyen âge, sont autant de produits irréductibles.“ [2]) Das war auch der Grund, der den verdienstvollen Professor von Löwen veranlaßt hat, den Namen Scholastik auf eine ganz kleine Gruppe zu beschränken.[3]) Gibt es aber in Wirklichkeit unter diesen Scholastikern eine doktrinale — auch nur prinzipielle Einheit, eine Einheit, die wenigstens auf die fundamentalsten wissenschaftlichen Fragen sich erstreckt? Wir wollen es für den Augenblick noch ruhig hinnehmen, wenn man Duns Scotus, der die Möglichkeit der Naturtheologie endgültig in Frage stellt, Thomas von Aquin näher zu bringen sucht. Aber daß man zwischen einem Wilhelm Occam, der — übrigens unter dem Einfluß des Scotus — im tiefsten, fundamentalsten aller philosophischen Probleme, in der Erklärung des Erkenntnisursprunges den Subjektivismus vertritt und dadurch gerade

1) Geschichte des Idealismus. Braunschweig, 1896. Bd. II, S. 322 f.

2) Hist. de la Phil. méd. S. 116.

3) »Il y a une synthèse, qui se trouve être commune à un groupe des principaux occidentaux, parmi lesquels on peut citer les noms scrillants d'Anselme de Cantorbéry, Alexandre de Halès, Thomas d'Aquin, Bonaventura, Duns Scot, Guillaume d'Occam et d'autres personnalités significatives.« (Ebd. S. 118.) »Mais si l'unité principielle déteint sur les solutions données aux problèmes particuliers, elle n'empêche pas les nuances, les développements variés, les interprétations diverses: et c'est par là, que se distinguent entre elles la scolastique d'un Alexandre de Halès, de celles d'un Bonaventure, d'un Thomas d'Aquin, d'un Duns Scot, d'un Guillaume d'Occam.« Ebenda S. 119.

zu einem der allerbedeutendsten Vorläufer der agnostisch-modernen Philosophie Kants geworden ist, daß man zwischen ihm und den Aristotelikern des 13. Jahrhunderts eine einheitliche Grundsynthese finden kann, ist uns unerklärlich. Wenn de Wulf anderorts die Frage stellt: „Qui oserait dire, que la philosophie augustinienne est réductible à la philosophie thomistique?",[1]) so wäre es jedenfalls noch viel gewagter Thomas und den Nominalisten Occam zusammenzustellen. Uns hat der an sich gewiß ideale Versuch de Wulfs, eine Charakteristik nach doktrinären Resultaten zu erzielen, den überzeugenden Beweis geleistet, daß solche Charakteristiken, selbst wenn man den Umfang der Scholastik noch ungebührlich einschränkt, einfach unmöglich sind.

Wenn wir nicht irren, hat der weitaus größere Teil der Historiker ein besonders charakteristisches Merkmal der mittelalterlichen Scholastik in ihrer Auffassung des Verhältnisses von Glaube und Wissen gefunden, das allerdings wieder ganz verschieden beurteilt worden ist.

Verhältnismäßig Wenigen ist es bekannt, daß die Scholastik wiederholt als glaubensgefährlich beurteilt wurde. Sowohl Reformatoren als auch die späteren Jansenisten und Traditionalisten bezichteten sie des Rationalismus — dabei hatten sie sogar die aristotelisch-thomistische Richtung hauptsächlich im Auge wie die Erklärung der Kirche vom J. 1855 hervorhebt: „Methodus, qua usi sunt D. Thomas, D. Bonaventura et alii post illos scholastici non ad Rationalismum ducit, neque causa fuit, cur apud scholas hodiernas philosophia in naturalismum et panteismum impingeret."[2]) Neuestens hat noch Paulsen zu dem merkwürdigem Satze sich verstiegen: „Um eine ungeheure befreiende Vereinfachung handelte es sich . . . . . in der Reformation, um die Freimachung des religiösen Glaubens von der

1) Ebenda 124. 2) Denzinger Euch. CXXX. 1508.

on und den sophistischen Künsten der Schule und
rten." [1])
sen wird man heutzutage solchen Auffassungen
zu viel Bedeutung beimessen. Gewiß gibt es in
alterlichen Scholastik auch inhaltlich rationalistische
sresultate, nicht einmal blos bei Scotus und Siger
ant, sondern auch noch anderwärts. Aber daraus
ctivum, ein typisches Merkmal derselben zu machen
denkbar größte historische Ungerechtigkeit. Es wäre
nen Falle auch wirklich schwer einzusehen, wie man
der modernen Philosophie durch ein derartiges
unterscheiden könnte, die doch auf dem Gebiete
onalismus das Menschenmögliche so ziemlich ge-
at.

mehr Stimmen vereinigt jene Ansicht auf sich,
der sklavischen Abhängigkeit von der Autorität,
chen und philosophischen, das richtige Kennzeichen
alterlichen Scholastik erblicken. Die Namen von
,[2]) Tenneman,[3]) Euken,[4]) und Sigwart[5]) gehören
vielen anderen hieher, wenn auch nicht alle jene
eit mit der gleichen Schärfe betonten, noch das
ancilla Theologiae im gleichen Maße urgierten.
r die mittelalterliche Scholastik aus ebendemselben
gar keine Wissenschaft. Brasch will den streng
schen Maßstab an sie nicht anlegen.[6]) Wenn
. Buhle die neuere Philosophie ein „Wiedererwachen"

sophia militans. 1901. S. 39. Offenbar dachte Braniß
so, als er die Scholastiker zu Protestanten vor der Refor-
on stempelte. Vergl. Entwicklungsgang der Philosophie in
lten und mittleren Zeit Breslau, 1842. S. 398.
sophie der Griechen. I, 123 ff.
driß der Gesch. der Philosophie. Leipzig, 1829. S. 14.
den Wert der Gesch. d. Philosophie. Jena, 1874. S. 21.
. d. Philosophie. Stuttgart u. Tübingen. 1844. Bd. I, S. 13 f.
uch der Gesch. der Philosophie. Leipzig, 1893. S. 111.

des menschlichen Geistes aus der „Erstarrung" des Mittelalters war, dem die Scholastik „barbarisches Gepräge" aufgedrückt hatte,[1]) so erklärt uns anderseits Henry Lewes, daß er über die fast tausendjährige Dauer der Scholastik mit Siebenmeilenstiefeln hinwegschreite, weil sie doch keine Philosophie sei.[2])

Heumann nannte sie die von der päpstlichen Theologie geknechtete Philosophie.[3]) Hauréau[4]) läßt es dahingestellt, ob jemand die Scholastik ärger beschimpft hätte als Diderot, der sie eine der größten Wunden des menschlichen Geistes genannt hatte.[5]) Vielleicht hat ihn aber Jak. Brucker doch übertroffen, wenn er, nachdem er von den Scholastikern sagt, sie hätten in ihrer Aristotelessucht und Raserei – ἀριστοτελομανία, rabies, amor insanus, furor – den Stagiriten unter die seligen Geister versetzt, die Scholastik selbst eine „perfide Lehrerin" der römischen Kurie nennt, die nichts Neues zu Tage befördert hätte „nihil novi vel singularis in medium attulit philosophia scholastica"[6]) und sie endlich mit den berühmten Schimpfversen eines Baco von Verulam belegt.[7]) Uebrigens hatte auch Hobbes sie in seinem Leviatha eine geschminkte geschwätzige Hure — fucatam garrulam meretriculam — genannt.[8]) Solche Komplimente sind allerdings

1) Geschichte der Philosophie von der Epoche der Wiederherstellung der Wissenschaften. Göttingen 1800. Bd. I. S. 5.

2) Geschichte der Philosophie von Thales bis Comte. Berlin 1871 Bd. II. S. 2.

3) »philosophiam in servitute theologiae papae redactam« Hauréau, Histoire de la philosophie scol. Paris, 187[illegible] I. S. 30. 4) Ebenda S. 28.

5) »cette philosophie a été une des plus grandes plaies de l'esprit humain.« Oeuvres t. XIX. S. 372.

6) Jac. Bruck. hist. cr. phil. Vol. III. S. 885—891.

7) »Scillae fabulam ad vivum exprimit hoc philosophiae genus cujus os et pectus virginem formosam prae se ferebant, infra vero fuisse aiunt: Candida succinctam latrantibus inguina monstris.«

8) Thomae Hobbes opera phil. omnia. Amsterdam, 166[illegible] Leviatha c. 46.

nicht sehr schmeichelhaft. Doch darf zu etwelcher Entschuldigung bemerkt werden, daß sie aus einer Zeit hervorgingen, in welcher der Haß gegen alles was scholastisch genannt wurde, den Höhepunkt erreicht hatte, die Kenntnis der eigentlichen großen Scholastik sehr gering war, und fügen wir das auch noch hinzu, daß diese Anschwärzungen einer Zeit entsprangen, in welcher man den Mund voll nahm, wenn man etwas verurteilte.

Ruhigere Ueberlegung und tiefere Kenntnis der mittelalterlichen Forschung haben indessen zu einem gerechteren Urteile geführt. Ohne Zweifel gab es in einem so ausgedehnten Zeitraume, wie das Mittelalter ihn einnimmt, Vorurteile und sklavische Nachtretereien, wie in unserer Zeit. Auch heutzutage wird nicht jeder, der sich Kantianer nennt, immer klar sich bewußt sein, warum, und viele sind Kantianer, beeinflußt durch den Geist der Zeit, ohne daß sie sich dessen überhaupt bewußt sind. Die große Masse der Durchschnittsmenschen läuft den großen Namen ihrer Zeit nach ohne sich davon viel Rechenschaft zu geben. Dabei ist die Bemerkung des gelehrten Ritter sehr zutreffend, wenn er sagt: „Auch in der Philosophie sind wir nicht auf Autodidaxie angewiesen. Eine verständige Rücksicht auf frühere Lehrweise wird uns nur fördern können.“ [1]) Zur Freiheit der Wissenschaft wird es doch nicht gehören, daß Wahrheiten, welche schon von früheren Gelehrten klar erkannt und begründet wurden, nur deshalb zurückzuweisen sind, weil wir nicht die Ersten gewesen sind, die sie erkannt haben. Wer übrigens die Vorsicht kennt, mit der das 13. Jahrh. den Aristoteles aufnahm, und noch weiß, in wie vielen Punkten die großen mittelalterlichen Aristoteliker ihren Meister modifizierten, ist sich auch klar,

1) Geschichte der Philosophie. Hamburg, 1844. Bd. VII. S. 126. Sehr zutreffend sagt diesbezüglich Peip: „Kein Fortschritt ohne Fortsetzung“. (Geschichte der Philosophie als Einleitungswissenschaft. S. 11.)

wie es mit jener Aristotelesmanie stand. Wenn Aristotel dennoch Geistesführer vieler Scholastiker wurde, so hat das seinen genialen erkenntnistheoretischen Grundprinzipi zu verdanken, die auch ein Trendelenburg,[1] Ueberweg[2] u Euken[3] noch nicht für überlebt halten und die, wer imm sie einmal zu den Seinigen macht, logisch zwingen, f eine ungezählte Reihe der tiefgründigsten philosophisch Probleme, nur eine aristotelische Lösung zu geben. D Abhängigkeit von Aristoteles zur Charakteristik der Scholas prägen, ist aber überdies auch deshalb unstatthaft, weil überhaupt, wie Ritter bemerkt,[4] bis ins 13. Jahrh. fast g nicht bekannt war, und endlich, um mit Hauréau,[5] Picavet und de Wulf[7] zu sprechen, weil Plato zeitweilig einen w einschneidenderen Einfluß ausübte als der Stagirite.

Die Abhängigkeit der scholastischen Philosophie v der Theologie ist scharf übertrieben worden. Theologie u Philosophie sind, wenigstens in der großen Scholastik, zw an sich selbstständige Wissenschaften mit eigenen Gebietssphär und nur bei ev. Kollisionen auf dem gemeinschaftlich Grenzgebiete hatte die Philosophie der Theologie, resp. d Kirche sich zu unterwerfen. Das Mittelalter ging eben v der Anschauung aus, daß Offenbarung und wahre Vernun da sie Gott gemeinsam als Urheber haben, einander n widersprechen können. Aber auch die letztere Thesis such

1) Beweis hiefür sind nicht blos seine **Elementa logices Aristotelic** und seine „logischen Untersuchungen“, sondern vor allem a sein zu wenig bekanntes Werk: „Naturrecht auf dem Grunde Ethik“. Leipzig, 1860.

2) System der Logik. Bonn, 1882. Vorrede S. VI–VII. — S. 10

3) Ueber die Bedeutung der Arist. Philosophie für die Gegenwa Berlin, 1872.

4) Geschichte der Philosophie. Bd VII, S. 91.

5) Histoire de la Phil. scol. S. 28–30.

6) Esquisse d'une Histoire générale et comparée des Phil sophies Médiévales. Paris 1905. S. 109.

7) Histoire de la Phil. méd. S. 125.

das Mittelalter nicht blos theologisch, sondern auch philosophisch zu begründen. Man mag über das Verhältnis von Vernunft und Glaube im Mittelalter verschieden urteilen. Wir können uns des Eindruckes nicht erwehren, daß Männer wie Albert d. Gr., Thomas, Bonaventura und auch Roger Baco der menschlichen Vernunft, welche bei ihnen selbst die Basis des Glaubens vernünftig begründet, eine ehrenvollere Rolle zugedacht haben, als E. Kant, der erst Glaube und Vernunft auseinander reißt und dann die Vernunft durch ein wenig demütigendes Selbstgericht hinrichten läßt, oder als der spätere Empirismus, welcher der Vernunft wieder durch sich selbst jeden realen Boden entziehen läßt, um sie dann endgültig der grausamen Skepsis zu überantworten.

Zur Steuer der Wahrheit muß übrigens hier bemerkt werden, daß das bei vielen Anstoß erregende ancilla Theologiae des Mittelalters dennoch auch von Gegnern der mittelalterlichen Scholastik viel weitherziger und daher gerechter interpretiert wird. Wir nennen hier nur die Namen von Ueberweg, Ritter und Tiedemann.[1]) Auch ist man heutzutage nicht mehr im gleichen Maße überzeugt von der absoluten Unwissenschaftlichkeit und Denkfaulheit des Mittelalters. Dr. Herald Höffding, Professor an der Universität Kopenhagen, sagt diesbezüglich: „Es wäre falsch, das Mittelalter als die Zeit der reinen Finsternis zu betrachten . . . ., als welche es häufig geschildert wird."[2]) — „An der Energie, womit es die ihm zur Verfügung stehenden Bildungsmittel benützte, weicht es keiner anderen Periode."[3]) „Mit Unrecht, sagt Heinrich Ritter, glaube ich, würde man dafür anführen, daß die Kirche des Mittelalters die Freiheit der Meinungen und der Lehre mehr beschränkt hätte, als die Volksbeschlüsse des Altertums."[4]) Ihm ist die Freiheit des Geistes im Mittelalter überhaupt viel größer, als man gewöhnlich an-

1) Geist der spekulativen Philosophie. Marburg, 1791. S. XXXII.
2) Geschichte der neueren Philosophie. Leipzig 1895. Bd. I. S. 2.
3) Ebenda S. 3. 4) Gesch d. Philosophie. Bd. VII. S. 125.

zunehmen pflegt.[1]) Für weit bedeutungsvoller halten wi
es, daß gerade Gelehrte, welche in jüngsten Zeiten mit ein
gehenderen mittelalterlichen Studien sich beschäftigt und di
anderseits vermöge ihrer Geistesrichtung über jeden Verdach
parteiischer Begünstigung für erhaben gelten dürften, da
frühere Urteil über die sklavische Abhängigkeit der Scholast
von der Autorität und folgerichtig über ihre Unwissenschaf
lichkeit nicht mehr anerkennen, ihm überhaupt kaum meh
einen Wert beimessen. „Weder die Abhängigkeit von de
Autoritäten, noch das Vorwiegen der deduktiven Method
ist für die Scholastik besonders charakteristisch," sagt Harnack.
„Somit, fügt derselbe hinzu, ist die Scholastik einfach Wissen
schaft.[3]) Auch nach Picavet ist das 13. Jahrh. groß a
Kathedralen, durch seine Universitäten, seine Päpste, sein
Könige, Künstler, Rechtslehrer, Uebersetzer, groß durch di
Schöpfung der Philosophie und der katholischen Theologie.
„Il vaut la peine, sagt er, de montrer brièvement, qu
la raison et les sciences se retrouvent partout a
XIIIe siècle."[5]) Während Harnack die Interpretatione
jenes ancilla Theologiae vielfach für willkürlich hält,
weist Picavet darauf hin, daß einem Thomas von Aqui
die Philosophie nicht so fast eine gemeine Dienerin de
Theologie war, welche die Schleppe der Herrin trägt, al
vielmehr eine rechtmäßige Gattin, wie Agar dem Abraham
eine vorausleuchtende Fackelträgerin, eine Vassalin.[7]) Un
wenn selbst E. v. Hartmann die Scholastik „ein wunderba
in sich geschlossenes Gedankensystem" nennt, „von welche
nur derjenige gering denken kann, der die Feindschaft gege

1) Ebenda S. 127. Dazu Bd. V. S. 26 ff.
2) Lehrbuch der Dogmengeschichte. Bd. III. S. 313.
3) Ebenda S. 314. Dazu S. 422.
4) Esquisse d'une Histoire Générale et comparée des philosophi
Médiévales. Paris 1905. S. 192–196. 5) Ebenda S. 195.
6) Lehrbuch der Dogmengeschichte. III. S. 314–315.
7) Esquisse S. 195, 210. La valeur de la Scolastique. Bib
du Congr. int. de Phil. Vol. IV. S. 425.

dasselbe noch nicht überwunden und zur Objektivität geläutert hat,"[1]) so ist es dennoch viel bedeutungsvoller, wenn Friedrich Paulsen gerade in jener Schrift, worin er als Rufer im Kampfe gegen den scholastischen Thomismus auftritt, von ihm dennoch bekennt: „Ein mit weitem Blick und großem Scharfsinn durchgeführtes System, das der Vernunft weiten Raum zur Betätigung läßt, um sie zuletzt immer wieder an ihre Grenzen zu erinnern und auf die höhere Quelle der Wahrheit hinzuführen, ist sie ohne Zweifel zu einer Schulphilosophie für den katholischen Klerus in hervorragendem Maße geeignet. Und was steht dem gegenüber? Eine protestantische Philosophie in dem Sinne eines einheitlichen, die Gemüter beherrschenden Systems gibt es nicht. Hegels Philosophie war die letzte, die eine derartige Stellung eingenommen hat. Seitdem herrscht Anarchie."[2]) — Offenbar hat sich das Urteil über die Scholastik ganz bedeutend geändert, und zwar zu ihren Gunsten!

Die praktische Konklusion aber, die wir aus dem Gesagten zu ziehen genötigt sind, geht dahin: die mittelalterliche Scholastik in ihrer ganzen historischen Ausdehnung erfaßt, kann weder durch ein methodisches Moment, noch durch bestimmte lehrinhaltliche Resultate, noch als Rationalismus und wieder nicht als Fideismus allgemein und einheitlich charakterisiert werden. Aber auch nicht die tatsächliche Einheit von Glaube und Wissen, in welcher die Neuaristoteliker, indem sie immer nur die aristotelische Philosophie des 13. Jahrhunderts im Auge hatten, das Charaktermerkmal fanden, können wir als Distinktivum der ganzen mittelalterlichen Scholastik anerkennen, weil es daneben tatsächlich zeitweilig sogar stark hervortretende rationalistische und fideistische Auffassungen gab.

(Schluß folgt.)

1) Die Selbstzersetzung des Christentums. 1875. S. 75.

2) Philosophia militans. Gegen Klerikalismus und Naturalismus. Berlin, 1901. S. 65.

XXXIV.

Aug. Fournier's Napoleon I.[1])

Von Dr. Karl Fuchs.

Das Gesamtbild gewaltiger, weltbewegender Gesta[lten]
klärt sich aus mancherlei Gründen erst nach langer Zeit
Indem dieselben hoch über den gewöhnlichen Sphären
Lebens gewandelt sind, ist es tatsächlich nur einem scha[rfen]
Blicke gegönnt, den kausalen Zusammenhang ihres Wol[lens]
und Handels voll und ganz zu erfassen, zumal wenn
Für und Wider späterer Parteiungen durch entgegenges[etzte]
Beurteilungen bereits die Wahrheit verwischt hat. S[o]
auch heute noch trotz einer während eines Jahrhund[erts]
ins Uferlose angewachsenen Napoleonliteratur die Gesch[ichte]
des großen Korsen ein dankbarer Stoff des historischen
psychologischen Studiums, zumal einerseits in Frank[reich]
noch immer das durch den Gewaltigen erregte Parteiget[riebe]
nicht zur Ruhe gekommen ist, anderseits dieser selbst
krummen Pfade seiner Eroberung und Diplomatie
selten, so gut es ging, der großen Welt und vor a[llem]
seinen eigenen Landsleuten verschleierte. Nicht leicht ist
geschichtliche Persönlichkeit so viel geschmäht und gepr[iesen]
worden als er, der zu Beginn des 19. Jahrhunderts

1) August Fournier, Napoleon I. 2. Auflage. Wien, Te[mpsky]
1904—1906.

Welt aus den Angeln zu heben schien und endlich als hilfloser Verbannter ferne der Heimat sein Leben beschloß. Die richtige Mitte zu halten zwischen Verhimmelung und Tadel, ein reines Urteil herauszukrystallisieren, hat der Napoleonforscher Prof. Dr. Aug. Fournier (Wien) sich bereits vor 20 Jahren in der ersten Auflage seines ‚Napoleon I.' vorgenommen; er hat lange gewartet, bis er die zweite Auflage folgen ließ, denn schier jedes Jahr brachte eine neue Fülle von archivalischen Quellen, Memoiren, Briefen usw., welche auf die Gesinnungen und Absichten des Kaisers neues Licht warfen. Vor allem wurden die Tagebücher von Napoleon Nahestehenden, die das Elend seiner Verbannung teilten, so Montholons und Gourgauds, für die Erkenntnis seines Charakters belangreich, da er, von ferne zurückblickend, mancherlei in trautem Gespräche enthüllte, was er als Machthaber verschwieg und sicherlich auch verschwiegen hätte, wäre er ein solcher geblieben. Der große Napoleon ist für den zu Einsamkeit und Untätigkeit verurteilten lebendig Toten selbst ein interessantes Objekt der Betrachtung geworden. Man kann mit Recht behaupten, daß Fournier schon in der ersten Auflage seines ebenso gründlichen als anziehenden Werkes, wohl des gründlichsten, das je über Napoleon ausgearbeitet wurde, sich redlich bemüht hat, die Ueberlieferung sowohl von parteiischer Entstellung als auch von der Legende zu reinigen, und soweit man überhaupt wohl zur Klarheit gelangen kann, ist ihm dies gelungen. Aber selbst für die zweite Auflage bekennt er am Schlusse der Vorrede: ... Es scheint mir fast, als ob neuestens die Schwankungen, in denen das historische Bild des Korsen noch vor nicht allzulanger Zeit sich bewegte, bereits weit kürzere Linien beschrieben. Völlig zur Ruhe kommen dürfte es freilich noch lange nicht.

Der erste Band behandelt die Zeit von Napoleons Geburt bis zur Begründung seiner Alleinherrschaft über Frankreich. Der gelehrte Verfasser schildert seinen Helden als einen mit von der Natur außergewöhnlichen Anlagen, übermenschlicher

Arbeitsfreudigkeit und Arbeitskraft ausgestatteten Oppo
nisten, der rücksichtslos, mit eiserner Energie alles ausn
und daransetzt, um sich und seine Familie, der gegenüber
aber unentwegt die Rolle des gnadenspendenden Herrn sp
groß zu machen. Das ist aber der rote Faden, der
allen Maßnahmen und Entschlüssen des kühnen Emp
kömmlings an die Oberfläche tritt, mag er nun in
innersten Falten seines Herzens das Wesen und den W
der Frauenliebe erforschen, oder im fernen Osten oder
heißen Wüstensande durch abenteuerliche Kriegszüge sei
politischen Ideen Hekatomben von Soldaten opfern. Le
trennte er sich von dem Idealismus seiner Jugend,
Rassenkorse zu gelten, wiewohl er als Kadettenschüler
Staatskosten und in seiner Leutnantszeit kein höheres
seiner Sehnsucht kannte, als sein heimatliches Eiland
und mächtig zu machen. Er riskierte sogar i. J. 1792 ei
artigen Putsch an der Spitze eines Freiwilligenbataill
gegen die Zitadelle von Ajaccio; da derselbe mißlang, ge
er in eine äußerst kritische Lage. Er wurde in Untersuch
gezogen und war so niedergedrückt, daß er, nach Pa
heimgekehrt, wo ihn die gewalttätige Form der Revolut
anwiderte, in einem Briefe an seinen Bruder Joseph idylli
Anwandlungen einbekannte. Er erklärte, sein Ideal sei
ruhiges Familienleben mit 4000 bis 5000 Franken Re
Als sein Ehrgeiz in Korsika ausgespielt hatte, verschw
dieses sein engeres Vaterland aus seinem Gesichtskreise
seine maßlose Ruhmgier warf sich zunächst ohne jede Ue
zeugung der Revolution in die Arme. Als er spä
im Jahre 1796 Frankreich tatsächlich wieder in
Besitz von Korsika brachte, war die Heimat nicht m
imstande, sein Interesse in höherem Grade zu fesseln
etwa Corfu oder Malta. So hat er aufhören müß
Korse zu sein. Franzose zu werden, ist ihm andererse
nie gelungen. Mit ihm ist auch sein Ehrgeiz heima
geworden; dieser, den vormals der Küstensaum einer klei

Insel zu umfangen vermochte, kannte von jetzt ab keine Grenzen mehr.

Schon im Jahre 1793 leistete er der Republik einen unschätzbaren Dienst, indem er vor Toulon mit verblüffender Sicherheit den Punkt an der Seeseite angab, von dem aus die aufständische Stadt trotz der Unterstützung durch britische und spanische Schiffe in kurzer Zeit eingenommen wurde (19. Dez.). Der dankbare Konvent ernannte ihn am 22. Dezember zum Artillerie-Brigadegeneral. Der Divisionsgeneral Dugommier riet hiezu mit der Begründung: „Es ist nötig, denn wenn man undankbar gegen ihn wäre, würde dieser Offizier sich selbst befördern.“ In der Tat traf er damit dessen Lebensmaxime; was man ihm nicht willig gab, das nahm er mit Gewalt, falls er es als notwendig für die Erreichung eines seiner Ziele erachtete. Eine zeitlang eifriger Genosse der Terroristen, wendete er sich nach Robespierres Sturz den Gemäßigten zu. Er war zwar als Anhänger Robespierres aus der Liste der Generale gestrichen worden, aber als man bei einem Volksaufstande seiner bedurfte, rettete er den Konvent am 5. Oktober 1795, indem er mit Kanonen dreinfeuern ließ. Nun war er der Mann des Tages; am 16. Oktober wurde er zum Divisionsgeneral ernannt.

Er brachte nunmehr sogar, um als echter Franzose zu erscheinen, seine persönliche Freiheit zum Opfer, indem er Josefine Beauharnais heiratete (9. März 1796). Sie sollte ihn in die höhere Gesellschaft einführen, da sie ja die einflußreichste Freundin des Direktoriums war. So spielte er trotz der lockeren Sitten und der durchaus nicht fehlerfreien Vergangenheit der Angebeteten den feurigen Liebhaber; allerdings äußerte er sich später selbst ungezwungen folgendermaßen über die eigentlichen Beweggründe: ... Sie gehörte zur Gesellschaft des alten und zugleich des neuen Regimes; das wird mir Rückhalt geben, meinen Beinamen des Korsen verwischen, mich vollständig französisch machen, da ihr Haus

das beste von Paris ist. Und ich wollte absolut Franzos
sein; unter allen Beschimpfungen die damals gegen mich
geschleudert wurden, war mir die des Korsen die empfindlichste

Zwei Tage vorher hatte das Direktorium Napoleon
zum Chefgeneral der italienischen Armee ernannt. Sein
militärischen Erfolge in Italien und der daraus hervorgehend
Friede von Campoformio (17. Oktober 1797) übertrafen di
kühnsten Erwartungen Frankreichs. In der Folge konnte
selbst seine Niederlagen in Aegypten den zauberischen Nimbus
der ihn umgab, nicht mehr zerstören und er, der mit knappe
Not den verfolgenden englischen Schiffen entronnen war
wurde als Erretter aus den Nöten des wieder ausgebrochene
und bis dahin für Frankreich unglücklichen zweiten Koalitions
kriegs bejubelt. Zunächst aber mußte die Verfassung geändert
er zur Leitung der Staatsmaschine berufen werden. Durch
den Staatsstreich vom 10. November 1799 wurde er Her
der Situation; er wurde zum ersten Konsul gewählt und
hatte nun die ganze Nation auf seiner Seite. Ein scharfe
Beobachter, der preußische Gesandte Sandoz-Rollin schrieb
damals nach Berlin: „Jede der früheren Revolutionen ha
Mißtrauen und Furcht eingeflößt. Diese hingegen — und
ich habe mich davon selbst überzeugt — hat die Geiste
aufgerichtet und die lebhaftesten Hoffnungen erweckt.‘ Di
zweite Aufgabe, eine günstige Wendung auf dem oberitalienische
Kriegsschauplatze herbeizuführen, löste Napoleon hierauf i
glänzender Weise. 14. Dezember 1799 war Cuneo, der letzt
feste Platz, den die Franzosen in Oberitalien besaßen, in di
Hände der Oesterreicher gefallen. Dem kühnen Uebergan
Napoleons über den Großen St. Bernhard (14. Mai 1800
folgte gerade einen Monat später (14. Juni) der Sieg vo
Marengo, der die Oesterreicher mit einem Schlage der Frücht
ihrer früheren Erfolge beraubte und zum Frieden vo
Lüneville (9. Februar 1801) zwang. Es gelang Napoleo
selbst das Unerwartete, daß England, Frankreichs mächtigst
Widersacher, 26. März 1802 den Frieden von Amiens eingin

und nun machte ihn die Dankbarkeit der Nation zum lebenslänglichen Konsul.

Wohin war damit die Revolution gelangt? Noch 1799, kurz vor dem Staatsstreiche, hatte Napoleon versichert: ‚Wir wollen eine Republik, die sich auf wahre Freiheit, auf die bürgerliche Freiheit, auf die Nationalvertretung gründet. Wir werden sie haben, ich schwöre es in meinen Namen und in dem meiner Waffengefährten.‘ Nun beginnt ebenderselbe Redner seine organisatorische Tätigkeit in echt imperialistischem Geiste. Fournier gibt seinem letzten Kapitel mit Recht den Titel: ‚Das neue Frankreich und sein Monarch‘ und sagt: ‚Wenn er (Napoleon) sich nach weiteren zwei Jahren die Kaiserkrone von Frankreich aufs Haupt setzen wird, ist sie nur das äußere Zeichen einer Macht, über die er schon jetzt verfügt!

Fournier weist nach, daß Napoleons Taktik vollauf in den vorhandenen Verhältnissen begründet war und daß es folgerichtig unrecht ist, ihn nur gewohnheitsmäßig als den selbstsüchtigen Eroberer aufzufassen. Genial knüpft Napoleon an die feststehenden Ueberzeugungen der äußern und innern Politik an und zieht daraus seine Konsequenzen. Selbst der Zug nach Aegypten hat seine Entschuldigung in der hocherregten Stimmung der Franzosen gegen die Engländer; dadurch ist auch sein Projekt der Kontinentalsperre vorgezeichnet. Auch die Politik gegen Deutschland und Oesterreich, der Gedanke des Rheinbundes, der Entschädigung befreundeter Fürsten durch säkularisierte Kirchengüter, die Absicht, Preußen und Oesterreich, soweit nur möglich, nach Osten abzudrängen, begegnet bereits in den Plänen des Wohlfahrtsausschusses. Napoleons Rücksichten auf die Religion, die er, wiewohl selbst nicht fromm, als staatliche Notwendigkeit betrachtet, die vorläufige Rücksicht auf den Papst, mit dessen historischer Autorität, Kontributionen ausgenommen, er damals noch glimpflich umgeht, sind der angestammten religiösen Gesinnung der Nation, zu der diese sofort nach den Schrecken der Revolution zurückkehrt, angepaßt. So weiß der Verfasser

in charakteristischen, lebhaften Zügen die Wendepunkte i[m]
Aufstiege Napoleons plastisch zu bezeichnen.

Im zweiten Bande wird der Kampf des Machthaber[s]
um die Weltherrschaft geschildert, die Zeit vom Frieden vo[n]
Amiens bis 1810, dem Zeitpunkte seiner Eheschließung mi[t]
Maria Louise, der Kaisertochter des Habsburgischen Hause[s].
Als Ausgangspunkt der Darstellung ist sinngemäß der ‚Ho[f]
des Konsuls gewählt. Josephine Beauharnais, die ‚Aristo[-]
kratin von Geburt‘, verband den französischen Adel mit de[r]
Konsularregierung. Und auch ganz Paris hatte sein Antli[tz]
verändert. Ein Zeitgenosse, der nach längerer Abwesenhei[t]
wieder in Paris erscheint, skizziert den Umschwung recht be[-]
zeichnend: „An die Stelle der bürgerlich-militärischen Kleidun[g]
der Männer, die am Schluß des Jahrhunderts Mode ge[-]
worden war, war vielfach wieder die Pracht des alte[n]
Regimes getreten, statt des Säbels trug man wieder de[n]
Paradedegen, statt der Stiefel Strümpfe und Schnallen[-]
schuhe. Nur die heimgekehrten Aristokraten behielten — u[m]
ihre Verarmung auffällig zu machen — die egalitäre Ge[-]
wandung mit Frack und Pantalons bei. Auch die Frauen[-]
tracht war mit Sammt und Seide prächtiger und vornehme[r]
geworden. Man sah auch schon häufiger galonnierte Lakaie[n]
in die Farben der Häuser gekleidet, in denen sie diente[n].
Man sprach sich nicht mehr mit Bürger, sondern mit He[rr]
an, ja der offizielle Almanach von 1803 schrieb den Tite[l]
Madame statt Citoyenne vor. War auch noch der revolu[-]
tionäre Kalender im Gebrauch, so war doch schon statt de[s]
Dekadi der alte Sonntag wieder in seine Rechte getrete[n]
und man säumte nicht, an diesem Tage der Messe bei[-]
zuwohnen. Die Straßen hatten ihre republikanischen Name[n]
gegen die früheren vertauscht, das Palais d'Egalité hie[ß]
wieder Palais Royal, die Place de la Revolution wieder Pla[ce]
Louis XV....“ Wie hatte sich das republikanische Frankrei[ch]
verändert! Inmitten der neuen Ordnung der Dinge steht Napo[-]
leon als Achse, um die sich diese Welt der Kleinlichkeiten dreht[.]

Napoleon fühlte, daß es innen und außen unter der Asche glomm. Er durchschaute die Unstetigkeit des gegenwärtigen Bestandes mit klarem Blick und von diesem Gesichtspunkte, dem nunmehrigen persönlichen Kampfe nicht nur um die Herrschaft in Frankreich, sondern um die Weltherrschaft gegen innere und äußere Feinde, betrachtet Fournier den nun folgenden Wechsel der Ereignisse. Sprunghaft, überraschend handelt Napoleon jetzt, und doch war jede Etappe nur ein selbstbewußter Schritt zum vorgefaßten Ziele. Charakteristisch ist Cobenzls Aeußerung, nachdem Piemont als französische Provinz erklärt worden war (4. Sept. 1802): „Wie soll, was in Italien noch nicht zu Frankreich gehört, seiner (Napoleons) Herrschaft entrinnen? Wo wird endlich dieser reißende Strom, der im Frieden noch behender und verwüstender dahineilt als im Kriege, Halt machen?“ Kühn schritt Napoleon über Anschläge auf sein Leben, so den Cadoudals (1804), hinweg. Fournier weiß durch genaue Benutzung des für diese Zeit besonders reichlichen Quellenmaterials manche dunkle Einzelheit zu erhellen. So macht er glaublich, daß Pichegru nicht im Gefängnisse, wie man gewöhnlich annimmt, ermordet wurde, sondern sein Leben durch Selbstmord endigte. Gourgaud verurteilt in seinem Tagebuche das einemal, daß Pichegru umgebracht wurde, ein anderesmal erzählt er, Napoleon habe auf St. Helena versichert, er habe ihn begnadigen wollen; das letztere macht Fournier deshalb wahrscheinlich, weil Pichegru der Einzige war, der um Moreaus Schuld oder Unschuld an der Verschwörung wußte. Noch immer tat damals Napoleon so, als ob es ihm ernst um den Bestand der Republik wäre, während er doch in Wirklichkeit schon Alleinherrscher war und als solcher Gewalttaten ausübte. Als der Prinz von Enghien wider alles Völkerrecht auf badischem Boden verhaftet worden war, um dann als abschreckendes Beispiel hingerichtet zu werden, fertigte er Josephinens Fürbitte mit den barschen Worten ab: „Ich bin der Mann

des Staates, ich bin die französische Revolution und werde sie aufrechterhalten."

Kurze Zeit nach seiner Erhebung zum Kaiser spra Napoleon zum erstenmale in einer Anrede an die Soldat in Boulogne, denen er Kreuze der Ehrenlegion verteil vom ‚Kaisertum Europa', in dem die einzelnen Länder a Lehen für seine Generale bestimmt seien. Durch solche Pe spektiven auf Reichtum und Macht wurde die republikanis Armee allgemach eine kaiserliche und in diesem Sinne sag Joseph Bonaparte treffend zum preußischen Gesandte „Diesen großen Apparat von Kräften stets in der Hoffnu auf neue Lorbeeren und Reichtümer zu erhalten, das ist e was die wahre Macht und Sicherheit meines Bruders au macht". Dem zeremoniellen Pomp der Krönung als Fra zosenkaiser in der Kathedrale Notredame in Paris (2. De 1804), wobei der päpstliche Segen der Gewalt die kirchlic Weihe gab, ließ Napoleon 1805 den glorreichen Krieg folge in dem die „Sonne von Austerlitz" einen seiner herrlichst Siege beleuchtete (2. Dez.). Am Jahrestage seiner Krönu hatte er zwei Kaiser, die Häupter alter Geschlechter, niede gerungen und er brachte das Kraftgefühl seiner Militä diktatur in zündender Anrede an seine Soldaten zum Au druck: „Soldaten, ich bin mit euch zufrieden. Ihr habt a Tage von Austerlitz alles gerechtfertigt, was ich von eure Unerschrockenheit erwartete, und habt eure Adler mit unve gänglichem Ruhm geschmückt. Als das französische Vo mir die Kaiserkrone aufs Haupt setzte, da vertraute ich a euch, damit ihr auf immerdar die Glorie erhalten bleibe, d ihr in meinen Augen einzig Wert verleiht. Wenn hier all was unseres Vaterlandes Glück und Wohlfahrt erheisch erreicht sein wird, will ich euch nach Frankreich zurückführe Dort sollt ihr der Gegenstand meiner zärtlichsten Fürsorge sein Die gewaltige Allianz zwischen Rußland und Oesterreich war g sprengt. Ersteres verließ schnöde den Verbündeten, um sei gefährdeten Truppen in Sicherheit zu bringen; Fournier we

genauestens aus verläßlichen Quellen, auch russischen, so J. de Maistres Correspondance und Czantoryskys Memoiren nach, daß Rußland den ersten Schritt zur Trennung tat und nicht, wie vielfach behauptet wurde, Oesterreich. Der für dieses so demütigende Friede von Preßburg, wurde eine weitere Stufe für den Aufstieg Napoleons zum Gipfel des Imperialismus. Er hatte erreicht, was er unterm 13. Dez. brieflich an Josephine als seinen Wunsch äußerte: „Friede ist ein leeres Wort, wir brauchen einen glorreichen Frieden."

Mit Riesenschritten, skrupellos durchmißt Napoleon fürderhin den Weg nach oben, über das niedergeschmetterte Preußen (1806) und Oesterreich (1809) und über seine rechtsgültige Ehe mit Josephine hinweg, von der er sich wegen ihrer Kinderlosigkeit trennt, um sich mit Maria Louise, der schönen Tochter des Kaisers Franz, zu vermählen und für seinen Thron einen Erben und den Nimbus historischer Würde zu gewinnen. Fournier stellt diese Unternehmungen und Verhältnisse, indem er mit Benützung authentischer Quellen die leitenden Persönlichkeiten oder deren nächste, mit denselben in unmittelbarer Berührung stehende Umgebung sprechen läßt, wahrhaft dramatisch dar. Er führt so den Leser nicht nur in das Aeußerliche der Geschehnisse, sondern auch in die Gedanken und Stimmungen der Handelnden ein und gewinnt so jeweilig psychologisch verständliche Bindeglieder. So zeigt der Verfasser, wie Napoleon neben seiner großen Politik kleinere Pläne, die jene unterstützen sollten, erfaßte. Wie bezeichnend ist die Absicht des Kaisers, eine „Universität aller Studien", von den untersten bis zu den obersten, eine Konzentration des Gesamtunterrichtes in Frankreich im Sinne einer allgemeinen Erziehung zum Imperialismus, zu begründen! In dem Berichte des Direktors der Unterrichtssektion, Foucroy, heißt es: „Seine Majestät wollte in einem Staate von 40 Millionen ausführen, was Sparta und Athen besessen und was die religiösen Orden versucht, aber nur unvollkommen erreicht

haben. Welcher Vorteil, wenn die als beste an
Unterrichtsmethode zugleich die allgemein gültige ist
ganze Reich, indem sie allen, die in derselben Ge
leben, die gleichen Kenntnisse, die gleichen Grunds
mittelt, damit ein Geist herrsche und volle Uebereins
der Gefühle und Bestrebungen dem Ganzen zugute k
Mit Recht erkannte der Kaiser in der Schule einen m
Faktor für die Förderung seiner Sache. Besonders in
ist Fourniers Nachweis in gelegentlichen Exkursen,
poleons Geist tatsächlich eine Uebermacht über se
gebung auszuüben vermochte und mit bewältigender J
also jener Eigenschaft, die Entdecker und Erfinder au
ausgerüstet, schon den Zeitgenossen als Uebermensch
Seine staunenswerte Voraussicht und Berechnungsga
immer wieder in den verschiedensten Momenten au
Hierin lag nicht zum wenigsten das Geheimnis der
arbeit des Eroberers, der dadurch unbegrenztes
vertrauen gewann und seine Untertanen zugleich
wunderung und Zuversicht erfüllte. Der dämonische
mit dem sich Napoleon zu umgeben verstand, w
Fournier durch folgende einfache, wohlverbürgte
illustriert: Eines Tages wollte Kardinal Flesch, des
Oheim, Vorstellungen über Politik machen. Da sa
poleon, ans Fenster bei hellem Tage tretend: „Se
diesen Stern?“ „Nein“, antwortete jener. „Gut“, e
Napoleon schlagfertig, „solange ich der Einzige
ihn erblickt, werde ich meine Wege gehen und keine
merkungen dulden.“

Das Werk des Gewaltigen sollte jedoch hinter
autokratischen Willen zurückbleiben. Wie seine Laufb
Zenith seiner Größe bis zu seinem tiefen Fall (181
sich entwickelt, führt Fourniers 3. Band vor.
Jahre 1810 leuchtete Napoleon der Glücksstern;
1809 Oesterreich niedergerungen, trotzdem sein größter
Erzherzog Karl, ihm an der Spitze der reorganisierten

macht des gewaltigen Staatswesens gegenüber gestanden hatte; aber eine dem Despoten unbekannte, für ihn nicht, nicht einmal mehr in Frankreich existierende Macht bäumte sich nunmehr gegen sein Joch auf, der nationale Geist der Unterdrückten, der gewaltige Patriotismus, der um alle Zugehörigen eines mächtigen Stammes von gleicher Sitte und Sprache ein festes Band schlingt; und schon rechneten gerade die Hervorragendsten seiner Gegner, Erzherzog Karl, Stadion, Scharnhorst usw., mit dem Gedanken einer allgemeinen Volksbewaffnung. Statt der Kabinettsarmeen stellten sich dem Franzosenkaiser nunmehr kampfbegeisterte Verfechter der höchsten Güter entgegen, und seine kosmopolitische Auffassung der Dinge, welche auf ein Weltreich so nach Art der Monarchie Karls des Großen abzielte, sollte gerade an dieser von ihm völlig unterschätzten Klippe scheitern. Er liebte es, nach den Erfolgen von 1809 mit seinen Zielen öffentlich zu prahlen; so sagte er im Frühjahre 1811 zum bayerischen General Wrede die lapidaren Worte: „Noch drei Jahre und ich bin Herr des Universums!" Ueber die Unzufriedenheit der Franzosen, die ihn als Kaiser Frankreichs und nicht der Welt sehen wollten und unter den unaufhörlichen Kriegslasten und der durch die Kontinentalsperre herbeigeführten Lähmung von Handel und Wandel schwer seufzten, setzte er sich leichtlich hinweg, indem ein strenges Polizeiregiment die Murrenden hinter Schloß und Riegel setzte; die unheimliche Art der ‚Lettres de cachet', der Verhaftungen in kurzem Wege, lebte wieder auf. Das also waren die Früchte des Kaisertums, das die Revolution geboren hatte! Die Notlage in Frankreich war enorm und darüber konnten auch pompöse Phrasen nicht hinwegtäuschen, wie etwa die, mit welcher er nach der Geburt seines Thronerben eine beglückwünschende Abordnung ansprach: „Ich nehme jährlich lediglich 900 Millionen von meinem eigenen Lande ein und habe 300 Millionen in den Tuilerien liegen; die Bank von Frankreich ist mit Silber gefüllt, während die englische keinen blanken Sou besitzt.

Seit 1806 habe ich mehr als eine Milliarde an
tributionen hereingebracht. Ich allein habe Geld, Oes
hat bereits Bankerott gemacht; Rußland wird ihn
und England nicht minder."

Trotz alledem standen England und Rußland
immer unbezwungen da und das Bündnis, das
letzterem Staate 1807 schloß, war eitel Schein, was
1809 durch Rußlands unschlüssige Haltung zur
erwiesen wurde; es war die Unterstützung des „Alli
ausgeblieben und Napoleon selbst tat noch hernac
Trübung des Verhältnisses das Seinige, indem e
Großherzogtum Warschau, diese Schöpfung, die vo
beginn den Zorn des Zaren reizte, vergrößerte. Und
halben machte er seine Alleinherrschaft geltend. Am 1
bruar 1810 dekretierte er die Einverleibung des Kirchen
mit Frankreich und kümmerte sich wenig um die
Papste über ihn verhängte Exkommunikation. Viel
lichen Verdruß bereitete ihm der Volkskrieg, der in S
zu Gunsten der abgesetzten Bourbonen-Dynastie ausgeb
war und seiner Feldherrnkunst und der seiner bewäh
Generale spottete: aber das konnte der großen Fra
Weltherrschaft keinen Eintrag tun, wenn es nur
Rußland zur Einhaltung der Kontinentalsperre, auch
die neutrale Flagge, zu bringen und England so im in
Mark zu treffen, auch dasselbe nachdrücklich mit der
macht des Ostens zu entzweien. Aber gerade hie
entscheidendsten Punkte, versagten alle Weisheiten des s
Diktators Europas, indem der materielle Erhaltun
den Zaren Alexander I. zwang, jeglicher Lockung zu
stehen. Hatte ja Napoleon selbst im eigenen Reiche „Liz
erteilen müssen, welche einer Umgehung seiner Sperrvorsc
gleichkamen! Und selbst im eigenen „Familiensystem"
nicht alles. In Spanien und Holland waren Nap
Brüder, dort Joseph, hier Ludwig, in kluger Berücksich
nationaler Impulse zur Nachgiebigkeit gegen die Unte

gestimmt, was den Gewalthaber veranlaßte, im Februar 1810 vom Gebiet bis zum Ebro, im März 1810 vom Land bis zur Waal Besitz zu ergreifen.

Mitte Oktober 1810 forderte Napoleon den Zaren auf, die Schiffe neutraler Flagge, auf die sich Englands Handel geflüchtet hatte, im Bereich seiner Küste als feindliche zu behandeln, und es klingt wie eine Drohung, wenn er an ihn damals schrieb: „Es hängt nur von Ew. Majestät ab, den Krieg andauern zu lassen oder den allgemeinen Frieden herbeizuführen." Hierauf und auf spätere, erneute Forderungen solcher Art konnte der Zar wegen der schlimmen ökonomischen Lage seines Reiches und noch aus einem anderen Grunde nicht eingehen. Woher sollte er einmal bei einem Kriege mit Napoleon auf Unterstützung hoffen, wenn nicht von England her? Die Entthronung des Herzogs von Holstein-Gottorp, eines Verwandten des russischen Herrscherhauses, und die Besitzergreifung seines Landes durch Napoleon wurde zur unmittelbaren Veranlassung des verhängnisvollen Feldzuges nach Rußland (1813); noch vor demselben hatte Napoleon den vollen Glanz seiner beherrschenden Stellung über Europa ergossen, da er Ende Mai 1812 die Fürsten des Rheinbundes in Dresden versammelte und auch Oesterreichs Kaiser sich dort einfand. Das lange schwankende Preußen selbst entschloß sich zur Heeresfolge, nachdem der nach Wien heimlich entsendete Scharnhost erfahren hatte, daß Oesterreich aus Furcht vor Rußlands Politik gegen die Türkei und dessen Absichten auf Polen, nicht zum wenigsten aber, weil Metternich völlig von der Vernichtung Rußlands durch Napoleon überzeugt war, zum Anschluß an Frankreich sich entschlossen habe. Der französische Imperator stellte in Dresden an Kaiser Franz sogar das Ansinnen, ihn nach Rußland zu begleiten. Da brach nun das Verhängnis über ihn herein; von den 600,000 Mann der ‚grande armée', die er im Juni 1812 über Rußlands Grenzen geführt hatte, lagen Ende November die meisten erschlagen oder erfroren

auf den Gefilden im Osten, indes er flüchtend den Scha
platz des Unglücks verlassen mußte.

Nichtsdestoweniger verzagte Napoleon, der wohl schmerzli
aus seinen Träumen von unbegrenzter Weltherrschaft e
wachte, durchaus nicht, schob die Schuld der Katastrop
auf andere, so auf Murat und auf die frühzeitig eingebroche
Kälte, und plante, um sein Prestige zu stärken, die feierlic
Krönung Maria Louisens und seines Sohnes. Die Ko
vention des preußischen Generals York zu Tauroggen b
lehrte Napoleon, daß manche seiner Alliierten wohl Freun
seines Glückes, nicht aber seines Unglücks seien; mächtig reg
sich in Preußen die nationale Kriegspartei und die Umgebun
des noch immer wankelmütigen Königs Friedrich Wilhelm III
die auf dem Standpunkt des territorialen Partikularismu
beharrte, verlor immer mehr den Boden. Stein, das Hau
der nationalen Partei, schrieb damals die denkwürdige
Worte nieder: „Ich habe nur ein Vaterland, das hei
Deutschland; mir sind die Dynastien in diesem Augenbli
großer Entwicklungen vollkommen gleichgültig“. Friedri
Wilhelm III. mußte endlich der Stimme des Volkes nac
geben und es erfolgte der glorreiche Befreiungskrieg de
deutschen Volkes. Napoleon grub sich durch seine Har
näckigkeit selbst das Grab. Sein Widerstreben auf de
Kongreß zu Prag (Aug. 1813) gegen alle berechtigten Fo
derungen Oesterreichs entschied den Beitritt des Kaise
Franz II. zu den Verbündeten und die Niederlage Napoleon
in der Völkerschlacht von Leipzig (16.–18. Okt.). Fourni
weist überzeugend die interessante Tatsache nach, daß Napoleo
sich während des Prager Kongresses in hinterhältiger Wei
Rußland durch verlockende Versprechungen hinsichtlich Pole
und der Türkei zu nähern suchte und dadurch seinen kaise
lichen Schwiegervater zur Entscheidung veranlaßte. D
Vordringen der Verbündeten im Jahre 1814 ins Herz Fran
reichs bereitete dem Kriege sein Ende. Am 28. März 18
langten die ersten Truppen der Verbündeten vor Paris a

das Maria Louise schon vorher mit dem ‚König von Rom‘ verlassen hatte. Schon am 16. März hatte dies Napoleon angeordnet, indem er seinem Bruder Joseph schrieb: „Verlassen Sie meinen Sohn nicht und erinnern Sie sich, daß ich ihn lieber in der Seine als in den Händen der Feinde Frankreichs sähe“.

Vom 4. Mai 1814 bis 26. Februar 1815 befand sich Napoleon in seinem kleinen Reiche Elba, indes auf dem Wiener Kongreß die Diplomatie der Staatsmänner und intriganter Frauen unblutige Schlachten schlug und tolle Feste feierte. Die Trennung von seiner Gemahlin verwand er ebenso leicht wie diese, die sich in einem Briefe an eine Freundin äußerte, sie hätte ihm noch manches glückliche Jahr gegönnt, da er ihr viele Aufmerksamkeiten erwiesen habe, vorausgesetzt, daß er recht weit von ihr weggeblieben wäre. Napoleon wußte sich zu trösten, da er den Besuch seiner polnischen Freundin, der Gräfin Walewska, und anderer berühmter Schönheiten empfing. Nicht so leicht trennte er sich von dem stolzen Traume seiner Selbstherrlichkeit und schon 20. März 1815 ritt er wieder unter dem Jubel des Volkes in Paris ein, um das ‚Kaisertum der 100 Tage‘, das bis 22. Juni dauerte, zu beginnen. Waterloo bezeichnet den Höhepunkt, St. Helena das Ende der Episode, die Europas Heere zum letztenmale gegen ihn unter die Waffen rief.

Von besonderem Interesse ist Fourniers Nachweis, daß Napoleon in seiner Verbannung auf dem Felseneilande recht wohl die Fehler erkannte, welche seine groß angelegten Pläne zunichte machten. In seiner Schreib- und Redseligkeit verriet er nur zu gut die Einsicht, daß er deshalb seinem Verhängnisse zum Opfer fiel, weil er über das Kaisertum Frankreichs hinaus nach der Weltherrschaft strebte. In den ‚Briefen vom Kap der guten Hoffnung‘, die er Las Casas diktierte und über England verbreiten ließ, spricht er nur von jenen Kriegstaten rühmend, die er im Dienste der Revolution ausgeführt hat, nicht von Jena, Austerlitz und den

folgenden Ereignissen, die ihn, wäre er vom Glück begünstigt gewesen, zum Alleinherrscher Europas gemacht hätten. Immer hoffend, daß sein Sohn nach einem Bürgerkriege in Frankreich den Thron besteigen werde, stellt er stets in Aussicht, daß er ein Volkskaiser sein müsse, der sich im Sinne der Revolution auf die breiten Massen stützen solle. Indem er solche Weisungen gibt, erkennt er selbst, wie weit er sich von diesem Ziele entfernt hatte. Fourniers lichtvolle Darstellung der Einsamkeit des gefesselten großen Geistes auf St. Helena ist vielleicht der anziehendste Teil der ganzen Biographie.

XXXV.

Ein französisches Urteil über die deutsche Handelspoliti

Die Eifersucht der Franzosen und Engländer auf d Fortschritte unseres Handels und unserer Industrie, da Mißtrauen, das sie unseren Beteuerungen der Uneigennützigke entgegensetzen, dürfen uns nicht blind machen gegen jeglic Ausstellung und Bemängelung unserer Methoden. Wen Bücher wie Denis ‚La Fondation de l'Empire Allemand 1852–71, Lair ‚l'Impérialisme Allemand', de Rousier ‚Hambourg et l'Allemagne contemporaine' bei uns Beifa gefunden haben, so ist es nur billig, daß wir die gegen un von Viktor Bérard in seinem neuesten Buch erhobene Anklagen sorgfältig prüfen, uns in die Lage unserer Rivale hineindenken, und soweit es möglich ist, jeden Anstoß vermeide Das neueste Buch von Bérard ‚La France et Guillaume II ist eine Zusammenstellung einer Reihe von Aufsätzen, i denen, wie der Verfasser selbst gesteht, ein zu lebhafter To

angeschlagen wird, die aber als Stimmungsbilder sehr interessant sind. In unserem Referat haben wir selten Kritik geübt und uns auf eine kurze Zusammenfassung der Argumente und Vorwürfe Bérards beschränkt, da eine Widerlegung derselben zu viel Raum in Anspruch genommen hätte.

Das erste Buch, die französische Politik, Arbeit, Diplomatie und Finanzwirtschaft, schildert die Fortschritte und die wohlwollenden, friedlichen Absichten Frankreichs; in dem zweiten folgt eine Darlegung der deutschen Handelsmethoden, welche den Krach von 1901 zur Folge hatten; endlich eine ins Einzelne gehende Erörterung der deutschen Weltpolitik, die so recht das Werk des Kaisers sei, der seinen Welttraum verwirklichen wolle. Nicht ohne eine geheime Schadenfreude wird das Scheitern der deutschen Weltpolitik in Venezuela und in Marokko nachgewiesen und konstatiert, wie der Kaiser durch sein schlecht verhehltes Streben nach Weltherrschaft zunächst den deutschen Handel geschädigt, dann Deutschland selbst viele Feinde erweckt habe. Daß der deutsche Handel dank den Aufreizungen der ausländischen Presse zurückgegangen und späterhin noch mehr zurückgehen werde, das dürfte Bérard bewiesen haben. Man müßte blind sein, wenn man diese Tatsache leugnen wollte, und zu optimistisch, wenn man in unserer Isolation nur ein vorübergehendes Ereignis erblickte. Seit den letzten dreißig Jahren hat sich ein großer Umschwung vollzogen; manche Länder, welche sich bisher begnügt hatten, für die Nahrungsmittel und Rohstoffe, die sie den Industriestaaten lieferten, Fabrikate einzutauschen, fanden es vorteilhafter, zunächst den nötigen Bedarf im eigenen Lande zu produzieren und, als die Erfolge der heimischen Industrie alle Erwartungen übertrafen, ihre Waren auch auf ausländische Märkte zu werfen.

Zu diesen Ländern rechnen wir an erster Stelle die Vereinigten Staaten. Hier waren alle Erfordernisse für einen Industriestaat vorhanden, das Rohmaterial, Steinkohlen, Bergwerke, Baumwolle, ein Ueberfluß von Nahrungsmitteln,

treffliche Wasserwege, ein für Anlegung von Eisenbahne
geeignetes Terrain, endlich eine weite Entfernung von de
Märkten Europas und ein an eine unverdrossene, angestrengt
Arbeit gewöhntes Volk, das die hohen Löhne, die es forderte
wohl verdiente. Das kleine japanische Inselreich konnte si
mit der großen Republik Amerikas nicht messen; der Umfan
des Reiches war gering, die natürlichen Hilfsmittel beschränk
große Kapitalisten, bedeutende Ersparnisse waren nicht vo
handen; aber die Energie und Findigkeit der Bewohn
ersetzten diese Mängel und so sind nicht bloß die Vereinigte
Staaten, sondern auch Japan in den Wettbewerb um de
Welthandel eingetreten, d. h. sie produzieren die meiste
Fabrikate im eigenen Lande und haben die Speditionsgeschäft
die früher in den Händen Englands und Deutschlands lager
sich vorbehalten. Die englischen und deutschen Schiffahrt
gesellschaften haben hierdurch große Einbuße erlitten un
werden die Zahl ihrer Schiffe vermindern müssen. De
große russische Koloß hat unter Witte die Industrie durc
künstliche Mittel zum Nachteil anderer Erwerbszweige ge
fördert, wird aber sicher auf halbem Wege nicht stehe
bleiben und nach Abwerfung des Alps des Bureaukratismu
und nach der Reinigung des politischen Dunstkreises, d
nach Entfernung der bestechlichen Beamten, zur Ausbeutun
und Verwertung der reichen Hilfsmittel des Landes schreiten
An der Reorganisation und Neugestaltung Rußlands werde
offenbar Frankreich und England, schon ihrer Kapitalie
wegen, den größten Anteil haben und Deutschland ausschließen
Das durch die Feinde Deutschlands gegen den Kaiser un
seine Weltpolitik geschürte Mißtrauen ist ganz dazu angetan
eine Stockung des Handelsverkehrs mit Deutschland un
eine Annäherung an England herbeizuführen. Ob es unsere
Diplomaten gelingen wird, das alte freundschaftliche Ver
hältnis wieder herzustellen, ist eine Frage, die sich leichte
stellen, als beantworten läßt. Voraussichtlich wird der Za
die Werbungen seines alten Bundesgenossen Frankreich un

dessen Verbündeten England denen Deutschlands vorziehen. Die Weltpolitik, welche den deutschen Handel erweitern und befestigen sollte, scheint in diesem Falle erfolglos zu sein, wie Bérard mit Genugtuung hervorhebt. Hoffen wir das Beste. Jedenfalls werden Franzosen und Engländer ihre Kapitalien nur unter der Bedingung gewähren, daß deutsche Produkte ausgeschlossen werden. Da die Russen ihre klugen geistig überlegenen Nachbarn ebenso sehr hassen als fürchten, werden sie, da kein baldiger Krieg bevorsteht, ihre Kanonen, Gewehre und anderes Kriegsmaterial aus ihren eigenen Fabriken beziehen und die deutschen Aufseher und Leiter der Fabriken und Bergwerke durch Franzosen oder Engländer ersetzen, die naturgemäß ihre eigenen Landsleute begünstigen werden. Sollte es in Rußland gelingen, eine verfassungsmäßige Regierung einzuführen und den verschiedenen Stämmen und Rassen des nordischen Reiches nebst der Religionsfreiheit ein bedeutendens Maß der Selbstverwaltung zuzugestehen, dann wird Rußland die in den letzten Jahren verscherzte Sympathie der übrigen Slaven wieder gewinnen und als Schützer und Hort derselben betrachtet werden.

Bekanntlich sind die Donaufürstentümer nicht deutschfreundlich, weil sie die Reden des Kaisers nicht vergessen haben, und in ihm den Verteidiger des Sultans sehen. Durch eine Ausbeutung ihrer an Kohlen, Petroleum und Metallen aller Art so reichen Bergwerke können sie mit Deutschland konkurrieren und die deutsche Kohle von den ungarischen Märkten verdrängen. Die Beziehungen dieser Staaten zu Oesterreich-Ungarn waren nicht immer die freundlichsten, zum Teil infolge der von den Magyaren geleiteten antislavischen Bewegung. Der deutsche Handel hat hieraus Vorteile gezogen, steht aber in Gefahr, dieselben einzubüßen, seitdem die Ungarn sich den Slaven genähert haben. Der engere Anschluß Oesterreichs an Deutschland stieß von Anfang an auf großen Widerspruch, der durch das Bestreben, Oesterreich in den deutschen Zollverein einzuschließen noch gesteigert

wurde. Man sah nur die Nachteile, nicht aber die Vortei
und ließ sich durch die Urteile des Auslandes bestimm
denen ein allgemeiner Zollverein Wermut und Galle war.

Franzosen und Engländer haben die österreichisch-un
rischen Staatsmänner darauf hingewiesen, wie töricht es
Mittelpunkte wie Wien und Pest, in die acht Weltstra
einmünden, zu vernachlässigen und das in Deutschland
legene Hamburg zum Stapelplatz für ihre Produkte
machen, den Deutschen aber die Maklergebühren zu üb
lassen. Ein Appell an den eigenen Vorteil wird um so e
Anklang finden, als man in österreichisch-ungarischen Krei
über deutsche Eingriffe sich beklagt. Der von Deutschla
geplante Kanal, der die Donau mit der Elbe verbinden s
würde, wenn er durchgeführt wäre, den österreichischen V
kehrswegen Eintrag tun. Sollte Mazedonien von dem t
kischen Joche befreit werden, was die europäischen Gr
mächte außer Deutschland verlangen, so fände Ungarn
neues Absatzgebiet für seine Produkte und könnte sich v
Deutschland unabhängig machen. Die enge Verbindu
der tonangebenden Kreise Englands und Frankreichs
Ungarn sind bekannt, ebenso die Bemühungen Italiens,
den Donaufürstentümern und Ungarn sich neue Märkte
eröffnen. Die Konkurrenz ist ungeheuer: ein Staat su
den andern zu überbieten; die meisten haben vor Deutschla
die günstige Lage, den Ueberfluß an Rohprodukten, ande
wie Frankreich und England, die großen Ersparnisse vora
Auf Deutschlands Mangel an Kapitalien setzen seine Riva
ihr besonderes Vertrauen.

Den deutschen Geschäftsleuten, die früher als Mu
der Nüchternheit und Sparsamkeit galten, wird jetzt v
Engländern und Franzosen das Prahlen mit ihrem Reicht
und die maßlose Verschwendung zum Vorwurf gema
Man findet sie jetzt in allen großen Bädern und den v
nehmsten Vergnügungsorten, wo sie durch ihren Lu
selbst die Engländer in den Schatten stellen. Die gro

Gewinne, die sie in den letzten Jahrzehnten realisiert haben, erklären die Steigerung der Lebensbedürfnisse. Nachdem man in hohem Stil gelebt, ist es sehr schwer, sich einzuschränken. Die deutschen Kaufleute haben sich im Gegensatz zu ihren Rivalen mit einem geringen Gewinn begnügt, ihren Kunden zu langen Kredit gewährt, nicht immer untersucht, ob sie die Zahlung leisten konnten, und in Venezuela und anderen Staaten Südamerikas große Einbuße erlitten. Erhielten, so meint Bérard, die Deutschen französisches Kapital, so würden sie manche ihrer großen Unternehmungen durchführen können; leider stoßen sie auf das unüberwindliche Mißtrauen seitens der Franzosen, welche mehr als je einen Krieg mit Deutschland fürchten. Die Vollendung der Bagdad-Bahn und die Ansiedelung von Deutschen in Kleinasien dürfte noch lange auf sich warten lassen. Die Kosten der Bahn über den Taurus und Amanus werden ungeheuer sein; nur ein einträchtiges Zusammenwirken kann die Schwierigkeiten hinwegräumen.

Wie sehr hat sich die Sachlage seit 1875 verändert; welche Schranken sind dem deutschen Einfluß und Handel gezogen! Außer der Türkei und den unter dem türkischen Regiment dahinsiechenden Gebieten, außer den Staaten Südamerikas sind alle übrigen Länder darauf bedacht, ihre eigenen Fabriken in Flor zu bringen; selbst in China hat man schon einen Anfang gemacht. Frankreich und England werden von dem Aufschwung des Handels in Indien und Japan weit weniger affiziert als Deutschland, weil die großen Summen, welche die Einfuhr von Rohprodukten verschlingt, durch die Zinsen ihrer Kapitalien mehr als gedeckt werden. Schwarzseher behaupten, daß Deutschland einer Krise entgegengehe wie der vom Jahre 1901, daß die schlechte Verwaltung der Kolonien, der Bau der Bagdad-Eisenbahn, die Hunderte von Millionen fordere, die Hilfsmittel des Landes erschöpfe, daß der Handel mit Südamerika sich nicht so schnell entwickle wie der Englands und der Vereinigten Staaten,

welche fortfahren, die Deutschen von den amerikanis
Märkten zu verdrängen, und sogar Kohlen nach Deutschl
ausführen. Die deutschen Schiffe nehmen, um auf i
Rückreise die nötige Fracht zu erhalten, amerikanische Ko
ein, die sehr erfolgreich mit den deutschen konkurrieren,
sie so viel Anthracit enthalten. Das Aufblühen des Leva
handels bietet keinen Ersatz, denn er hat die Eifersucht
übrigen Mächte erweckt und wird zu Repressalien füh
die übrigen Nationen haben bisher, so behauptet Bér
einigermaßen Rücksicht auf die Interessensphäre ihrer N
barn genommen; die deutschen Kaufleute, die so viel Gr
hatten, Italien und Oesterreich nicht zu kränken, haben entl
der Küste von Italien und Dalmatien sich derart festge
und die Schiffahrt an sich gerissen, daß die Italiener ei
Gesetze erließen, welche die deutschen Niederlassungen
schweren. Sonst wären Genua, Neapel und Livorno deut
Hafenstädte geworden. Ein ähnliches Los soll nach Bér
Triest, Fiume, Saloniki drohen. Der deutsche Reichskan
Fürst Bülow beteuert wohl, daß Deutschland durchaus n
die Absicht hege, den Mitgliedern des Dreibundes entgeg
zutreten; aber die Ungarn haben offenbar Verdacht gesch
und werden voraussichtlich auch auf Oesterreich selbst ei
Druck üben. Abdul Hamid ist ein kränklicher Mann,
die Aerzte kein langes Leben versprechen. Ob seine N
folger dieselbe Politik befolgen werden, ist mehr als zweifelh
somit steht zu befürchten, daß der Handel in Kleina
gerade so gefährdet werde, wie in Venezuela, Kiautsc
Marokko und den englischen Kolonien; vor allem aber
Frankreich. Die Bewunderung, welche die deutschen Fabri
auf der Pariser Ausstellung erregt haben, hat seit Jah
nachgelassen, der Groll gegen England wegen Faschoda
längst vergessen; der Erfolg, mit dem die Deutschen
französischen Luxusartikel nachahmten, hat fast überall
Entlassung der deutschen Arbeiter geführt, durch welche
Geheimnisse der Fabrikation den Deutschen verraten wur

Die Franzosen haben entdeckt, daß England ihr bester Kunde ist und die Artikel, welche Frankreich ausführt, nicht selbst produziert.

So Bérard. Es ist ein Glück für Deutschland, daß die liberale Partei in England ans Ruder gekommen ist, denn sie wird sich nie zur Einführung von Schutzzöllen verstehen; aber es ist wohl möglich, daß sie Fremden, die das englische Bürgerrecht nicht erworben haben, den Betrieb größerer Geschäfte erschwert und dem Drängen der Arbeiterbevölkerung, welche mit Deutschen sich nicht verträgt, nachgibt. Wie es gekommen, daß Deutsche und Engländer ihre Rollen vertauscht, daß die Engländer beliebt, die Deutschen unbeliebt werden, darf nicht auffallen; denn die Deutschen sind das tonangebende Volk und sind sich dessen bewußt. Die übrigen Nationen lassen sie ihre Größe entgelten. Es ist nicht wahrscheinlich, daß eine Aenderung der deutschen Weltpolitik oder die Einführung demokratischer Institutionen an der Sachlage viel ändern würden. Die Vorurteile, welche tiefe Wurzeln gefaßt, können nur allmählich ausgerottet werden.

XXXVI.

Die Forderung einer katholischen Universität für Cork.

Seit Jahrhunderten hat die englische Regierung den katholischen Iren nur die Wahl gelassen zwischen gut dotierten protestantischen höheren Schulen und armen katholischen Privatschulen, zwischen Erlangung der akademischen Grade und Preisgebung der angestammten Religion. Die Herrscher haben durch die Vorenthaltung der höheren Bildung nicht nur einzelnen Individuen, sondern dem ganzen Reich den größten Schaden zugefügt, denn die Iren sind die weitaus begabteste Rasse des englischen Reiches. Unter den Iren selbst ragen die Bewohner der Stadt und Landschaft Cork hervor. Hören wir hierüber den berühmten Romancier Thackeray, der sich also äußert:

„Jeder Fremde ist erstaunt über den sehr hohen Grad des literarischen Geschmackes und Talentes der Gentlemen (Gebildeten), und die Lebendigkeit und den Witz ihrer Unterhaltung. Diese Hochschätzung der Literatur ist für Engländer doppelt merkwürdig. Die Bürger Corks sind die größten Liebhaber von Büchern, die ich je getroffen. Die Stadt hat manche bedeutende Literaten nach London geschickt. Jedermann wußte von Maginn, Prout und Croker zu erzählen; die jungen Kontoristen und Ladendiener sind eben so gut unterrichtet als ihre Vorgesetzten. Die Intelligenz der niederen Klassen steht weit höher als die Englands. Ich hörte zwei ärmlich gekleidete Jungen sehr zutreffend über die Ptolemäer sprechen; sie hatten Rollin

n und sprachen mit großer Beredsamkeit und Feuer. Ich
te der Unterhaltung von drei Studenten; keiner war besser
iet als ein Londoner Laufbursche; aber einer sprach in so
er und gewählter Sprache über die Reisen von Roß,
der Sohn eines feingebildeten Engländers ihn kaum
t hätte."

Die Bewohner Corks wünschten schon damals eine
ische Universität für die Provinz Munster. So be-
t die Forderung war, so widersetzten sich die pro-
ischen Staatskirchen von Irland, England und Schott-
dieser Forderung. Sie wurden von den Nonkonformisten
ereinigten Königreichs unterstützt, welche damals das
fnis nach höherer Bildung nicht empfanden und eine
ion irgendeiner Religionsgesellschaft seitens des Staates
piell bekämpften. Gegenüber der feindseligen Stimmung
Anglikaner, Presbyterianer in Schottland und aller
onformisten suchte der große Staatsmann Sir Robert
einen Ausweg und gründete 1845 die drei königlichen
ien in Belfast, Cork und Galway. Das wichtigste
Theologie wurde grundsätzlich ausgeschlossen, die Pro-
n waren vorwiegend Protestanten, die Regierung hatte
eder mit den katholischen Parlamentsmitgliedern, noch
en Bischöfen beraten, noch weniger letzteren einige Zu-
dnisse gemacht. Man darf sich daher gar nicht wundern,
ie irischen Katholiken die ihnen angebotene Wohltat
nten und in den Kollegien nur ein Danaergeschenk er-
n, durch welches man die studierende Jugend ihres
ens zu berauben suchte. Die späteren Ereignisse schienen
Bischöfen Recht zu geben, denn im Jahre 1850 gab
rste Minister der Krone, John Russell, durch seinen
tigten „Durhau Letter" das Signal zur letzten offenen
pstlichen Kundgebung. Unter dem Eindruck der-
wurden die von einem Protestanten als gottlos be-
ten Kollegien auf der Synode von Thurles verurteilt
und der Besuch derselben durch katholische Studenten

verboten. Das Verbot wurde jedoch nicht immer mit
selben Strenge durchgeführt, gleichwohl konnten die Koll
keineswegs den beabsichtigten Nutzen stiften und wurden
populär. Von den Professoren des Kollegs in Cork w
nur drei katholisch — zwei Mediziner und ein Jurist;
übrigen scheinen sich wenig Mühe gegeben zu haben,
öffentliche Meinung zu beeinflussen und sich beliebt zu ma
Hätte die Regierung diese kalten, unsympathischen Män
denen selbst die Gelehrsamkeit und Lehrgabe abging,
und nach durch fähige und überzeugungstreue Katho
ersetzt, und, anstatt von Dublin aus in alles hineinzuregi
den Professoren größere Freiheit gewährt, so würde
Kolleg recht bald aufgeblüht sein. Die Bischöfe hätten
Auge zugedrückt und den Besuch seitens der Kathol
geduldet. In einer so gut katholischen Stadt wie Cork
der die Katholiken sich auf 66,000, die Protestanten
10,000 Seelen belaufen, hätte man notwendig katholische P
fessoren anstellen müssen. In keiner größeren Stadt Irla
ist der religiöse Eifer so groß wie in Cork; dasselbe
von der Grafschaft; von den 400,000 Einwohnern sind
45,000 protestantisch. In den benachbarten Grafscha
Limerick, Kerry, Waterford, Kilkenny und Tipperary ist
Verhältnis ungefähr dasselbe.

Die Universität Cork könnte einer königlichen Dota
wenigstens anfangs nicht entbehren, wie die neu
englischen Universitäten in Birmingham, Manchester, Liverp
würde aber späterhin Legate erhalten, wenn sie sich in i
Vorlesungen und Prüfungen den örtlichen Verhältni
anpaßte und enge Beziehungen zu den gebildeten Kre
Südirlands unterhielte. Da neun Zehntel der Bewoh
katholisch sind, das Land durch seine Häfen Cork, Queensto
Limerick, Waterford auf Handel und Verkehr mit Engl
und dem Ausland hingewiesen wird, so müßten die neue
Sprachen, See- und Handelswesen in den Vorlesungen
mehr betont werden als anderswo. Irlands Bergw

n keine guten Steinkohlen und außer Eisenerz wenige
; aber dieser Mangel wird ersetzt durch die geistigen
iten des Volkes, seinen Scharfsinn, seine Beweglichkeit,
eit, sein ideales Streben. Dank den Priesterseminaren
and dem benachbarten Großbritannien einen großen
ner Priester und seiner Ordensleute und Ordensfrauen
, ebenso eine Reihe trefflicher Doktoren. Erhielte
mehrere katholische Universitäten, so könnte es mit
dern und Schotten sich um hohe Stellungen im aus-
n Zivildienst bewerben. Für die englische Regierung
ie Vermehrung des irischen Elementes von größtem
denn die Iren ergänzen, was den Engländern fehlt,
hr große Beweglichkeit, Geschmeidigkeit, ein seltenes
ungsvermögen, eine eminente Sprachengabe und eine
he Beredsamkeit. Die Iren, die höheren Klassen
als die niedrigen, beklagen, daß ihnen die Gelegenheit
stigen Vervollkommnung und zur Erwerbung praktischer
isse gefehlt hat, was sie vor vielen Fehlern bewahrt
würde. Das ist der große Vorteil des englischen
ches, daß es alle seine Untertanen gut verwenden,
angemessene Beschäftigungen ausfindig machen kann.
en sind nur dann für England gefährliche Gegner,
nan sie durch Gewaltmittel niederhalten, von höherer
g und Macht ausschließen will, sie als Ungeziefer
tet, das ausgerottet werden müsse. Wir haben
wo gezeigt, wie die Agitationen in Irland eine heilsame
rkung auf England und Schottland gehabt haben, wie
ßten englischen Parlamentarier es beklagen würden,
die Iren nicht länger in Westminster erschienen.
he Talent, das sie in der Politik entwickelt haben,
sie auch auf anderen Gebieten betätigen, wenn man
katholische Universitäten gewährt und ihren Wünschen
nkommt.

A. Zimmermann.

XXXVII.

Nach dem 5. Februar.

Von Dr. Jul. Bachem.

Ein Wahlkampf von beispielloser Heftigkeit liegt hinter uns. Hic murus aheneus esto; dieses Horazische Wort könnte jetzt als Inschrift an dem vielbesungenen und oft berannten Zentrumsturm angebracht werden. Die Probe auf seine Standfestigkeit, welcher er seit dem 13. Dezember vorigen Jahres unterworfen wurde, war die denkbar schwerste; die Wuchtigkeit des Anpralles kann schlechterdings nicht mehr überboten werden.

Die Reichstagsauflösung war, darüber sind nun Freund und Gegner vollständig einig, vor allem gegen das Zentrum gerichtet, aber die von allen Seiten prasselnden Geschosse prallten von den Granitquadern des Turmes wirkungslos ab und schlugen seitwärts in das rote Haus, dort allerdings arge Verwüstungen anrichtend.

Die innerpolitische Situation im Deutschen Reiche bezw. im deutschen Reichstage ist nun einfach die: Durch die schwere Niederlage der Sozialdemokratie ist die Möglichkeit, in einzelnen Fragen eine Abwehrmehrheit von Zentrum und Sozialdemokraten zu bilden, beseitigt. Das scheint mir kein Nachteil für das Zentrum zu sein, eher das Gegenteil. Eine Abwehrmehrheit vom Zentrum und der äußersten Linken kann unter Umständen nur erwünscht sein,

wenn die Freisinnigen dabei sind, wie es unter Eugen Richters Führung der Fall war, in absehbarer Zeit vielleicht wieder der Fall sein wird, jedenfalls aber zur Zeit nicht der Fall ist. Der neue Reichstag wird, dadurch unterscheidet er sich von seinem Vorgänger, einstweilen eine kleine Mehrheit für gewisse sogen. nationale Fragen haben, welche vermöge ihrer Entstehung in einzelnen Fällen weiter wird gehen müssen, als das Zentrum in Berücksichtigung der Finanzlage und der Leistungsfähigkeit der breiten Volksmasse zu gehen gewillt war. Wie lange diese Mehrheit hält, ist zweifelhaft; es wird wesentlich davon abhängen, was die Regierung den Freisinnigen, die ja schon ihre Rechnung präsentieren, bieten zu können glaubt. Für die Zentrumspartei wird es von großem Interesse sein, diese spezifisch „nationale“ Mehrheit an der Arbeit zu sehen. Nicht beseitigt, vielmehr verstärkt, erscheint im neuen Reichstage die sogenannte klerikal-konservative Majorität aus dem Zentrum und den verschiedenen Gruppen der Rechten, deren Kern die deutsch-konservative Fraktion ist. Diese Mehrheit wird sich insbesondere nach wie vor auf wirtschaftspolitischem Gebiete geltend machen können und mittelbar auch auf die Gestaltung der innerpolitischen Verhältnisse überhaupt, namentlich auch der kirchenpolitischen einwirken, sodaß ein kulturkämpferischer Vorstoß im neuen Reichstage zunächst ausgeschlossen erscheint.

So erfreulich das Ergebnis der Reichstagswahlen unter den angedeuteten Gesichtspunkten für die deutsche Zentrumspartei erscheint, so verkehrt wäre es andererseits, die Gefahren sich zu verhehlen, welche die innerpolitische Lage nach wie vor, vielleicht mehr als früher, in sich birgt. Da ist zunächst der abgründige Haß gegen den Katholizismus, welcher in weiten Volkskreisen in dieser Wahlbewegung zu Tage getreten ist, indem man weithin im protestantischen Deutschland Zentrum und Katholizismus identifizierte, obwohl der politische Charakter der Zentrumspartei niemals klarer in die Erscheinung getreten ist als in dem hinter uns

liegenden Wahlkampfe. In der konfessionellen Hetze ist namentlich im Einflußbereich des Evangelischen Bundes das Aeußerste geleistet worden. Es genügt aber nicht, daß man auf katholischer Seite diese Erscheinung bedauernd feststellt. Man sollte sich vielmehr auch immer wieder und heute erst recht, wo das Zentrum stärker dasteht denn je, mit ganzem Ernste fragen, ob nicht auch im katholischen Lager manches geschehen sei und geschehe, um diese für den konfessionellen Frieden im Deutschen Reich so überaus bedrohliche antikatholische Stimmung zu nähren.

Ueber dieses hochwichtige Thema wäre viel zu sagen. Ich möchte wünschen, daß es einmal ganz unumwunden und rückhaltlos von autoritativer katholischer Stelle geschehe. Wir deutschen Katholiken, die wir den ehrlichen Willen haben, mit unseren nichtkatholischen Volks- und Landesgenossen in Frieden zusammenzuleben und politisch unser Haus zu bauen, tragen schwer an den Sünden vergangener Jahrhunderte und an der vielfach, namentlich in den romanischen Ländern, noch heute vorhandenen Neigung, Theorien und Schulmeinungen aufrecht zu erhalten, die unter völlig anderen Verhältnissen haltbar sein mochten, in unseren modernen Staaten aber nicht haltbar sind und unbeschadet des treuen Festhaltens an den Lehren des Katholizismus endlich überall resolut aufgegeben werden könnten und sollten. Die „gesegneten Flammen des Scheiterhaufens“ und manches andere, was aus demselben Geiste geboren ist, haben auch noch in unserer Zeit des Unheils wahrlich genug angerichtet.

Ich würde in diesem Gedankengange sagen: „Heraus aus dem Mittelalter!“, wenn ich nicht fürchten müßte, daß dieses Wort in manchen Kreisen ebenso einem Mangel an Verständnis begegnen werde, wie jenes andere „Heraus!“, welches übrigens, beiläufig bemerkt, in dem hinter uns liegenden Wahlkampfe doch in gewissem Maße praktisch wirksam geworden ist, soweit es eben in der durch die Reichstagsauflösung geschaffenen Lage geschehen konnte. Man ist

in der Unterstützung von Kandidaten anderer Richtungen gleich im ersten Wahlgange erheblich weiter gegangen als früher; von unnützen oder gar schädlichen eigenen Zählkandidaturen ist in manchen Fällen abgesehen und dadurch die Zusammensetzung des neuen Reichstages nicht unerheblich „nuanciert“ worden.

Kein aufmerksamer Beobachter kann jedoch verkennen, daß auch die Stellung des Zentrums als solchen trotz der wahrhaft glänzenden Erfolge im Wahlkampfe nicht leichter geworden ist. Die schlimmsten Instinkte des antikatholischen Pöbels sind gegen die Zentrumspartei geweckt worden; man wird dafür sorgen, daß sie lebendig bleiben. Der Kampf gegen das Zentrum hat auf der ganzen Linie neu begonnen und zwar unter dem Zeichen der Erregung der konfessionellen Leidenschaften bis zur Siedehitze. Nichts kann in dieser Beziehung bezeichnender sein, als ein Satz aus einem Artikel „Der Kampf gegen das Zentrum“ in Nr. 69 der National-Zeitung, eines der leitenden Organe des Antizentrumblockes: „Wir führen mit dem Zentrum als mit den Nachkommen der jesuitischen Hydra und der katholischen Liga Krieg, denen wir die dreißigjährige Verwüstung Deutschlands verdanken“. Das erinnert an den Ausspruch des alten Professors Mommsen, der seinerzeit während des „großen Kulturkampfes“ im preußischen Abgeordnetenhause, sein wallendes greises Hauptthaar schüttelnd, erklärte: er würde auch vor einem neuen dreißigjährigen Kriege nicht zurückschrecken.

Kein Zweifel: weite Kreise der verhetzten Bevölkerung lechzen förmlich nach einem neuen Kulturkampf, der seine Vorbilder in Frankreich suchen würde. Eine solche Situation erfordert viel kaltes Blut und viel Umsicht auf Seiten des Zentrums, das mehr denn je in den Mittelpunkt unseres öffentlichen Lebens gestellt ist. Die Wählerschaft des Zentrums hat in der schweren Krise, die wir eben durchgemacht haben, in geradezu bewunderungswürdiger Weise ihre Schuldigkeit

getan; da darf wohl auch aus der Mitte dieser Wählerschaft ein freimütiges Wort an die Erwählten gerichtet werden.

Es versteht sich ganz von selbst, daß die Fraktion des Zentrums im neuen Reichstage sich keinem unfruchtbaren ziellosen Stimmungs-Radikalismus hingeben wird. Sie wird mitarbeiten, überall mitarbeiten, mit noch größerer Hingabe als früher mitarbeiten an allen Aufgaben, die der Volksvertretung gestellt sind. Das Gemeinwohl muß für sie die Richtschnur sein und bleiben. Aber sie darf auch keinen Augenblick vergessen, daß sie es mit einer Regierung zu tun hat, die ihr nach dem Leben getrachtet und zweifellos zu einem neuen Ueberfall bereit wäre, sobald sich eine Gelegenheit böte. Das *gesunde Mißtrauen* muß daher neben der Bereitwilligkeit zu eifriger positiver Tätigkeit einhergehen. Und vor allem: sich nicht aufdrängen! Und stets sich bewußt bleiben, wo die Wurzeln der eigenen Kraft liegen!

In aller Zurückhaltung sei es gesagt: man möchte der jetzt noch verstärkt in den Reichstag zurückkehrenden Fraktion des Zentrums hie und da etwas *mehr Leitung* wünschen. Wie dieses Mehr an Leitung zu erzielen sein wird, ist zunächst Sache derjenigen Männer, denen die Führung gebührt. Die anderen werden sich sagen müssen, daß besonders unter Verhältnissen, wie die gegenwärtigen, gute Disziplin eine unbedingte Notwendigkeit ist. Und rundheraus sei hinzugefügt: *die Extratouren müssen aufhören!* — die gutgemeinten, aber nicht immer mit hinreichender Umsicht und Vorsicht durchgeführten Aktionen einzelner Abgeordneter, die auf eigene Faust und auf eigene Rechnung und Gefahr unternommen, schließlich doch, wenigstens soweit sie minder glücklich ausfallen, der Fraktion auf's Konto gesetzt werden.

Die Thronrede zur Eröffnung des deutschen Reichstages betont die Entschlossenheit der verbündeten Regierungen, das *soziale Reformwerk* fortzusetzen. Keine Partei kann diese Kunde mit größerer Genugtuung vernehmen als das Zentrum, welches bei der sozialen Reformgesetzgebung d

tigste Faktor im Reichstage war. Keine Partei ist auch
er gerüstet, an dieser Aufgabe, wenn sie mit dem gehörigen
ste betrieben werden wird, mitzuarbeiten, als das Zentrum,
ches nicht nur die bewährten Sozialpolitiker, welche schon
her in seinen Reihen saßen, wieder in den Reichstag
andt, sondern denselben auch den Generaldirektor des
ksvereins für das katholische Deutschland, der weitaus
eutendsten sozialen Vereinigung im Deutschen Reich, sowie
Anzahl der tüchtigsten, auf dem Boden des Zentrums
enden Gewerkschaftsbeamten und Arbeitersekretäre beigesellt
. Auch ein evangelischer Arbeiterführer verdankt seine
hl der energischen Unterstützung der Zentrumspartei.
Der Ausfall der Präsidentenwahl im deutschen
chstag erscheint mir unter den obwaltenden Verhältnissen
das Zentrum durchaus erwünscht. Gewiß ist die Beiseite
ung der Fraktion bei der Besetzung der I. Präsidentenstelle
Ausfluß jenes leidenschaftlichen Antagonismus gegen das
ntrum, welcher den Wahlkampf beherrscht hat, aber die
ntrumsfraktion erleidet dadurch keinerlei Einbuße. Sie ist
t aller Verantwortung für die Führung der Reichstags-
chäfte ledig, welche in der durch die Reichstagsauflösung
chaffenen Lage eine besonders drückende gewesen wäre.
lerdings mußte die Zentrumsfraktion, nachdem sie solange
n ersten Präsidenten des Reichstages gestellt hatte, der
nes Amtes nach allgemeinem Urteil in ausgezeichneter
eise zu walten verstanden, darauf bestehen, die ihrer ziffern-
ßigen Stärke entsprechende erste Stelle einzunehmen, und sie
nte sich, nachdem dieser ihr berechtigter Anspruch nicht
rkannt war, auf die erste Vizepräsidentenstelle nicht
ückdrängen lassen. Aber das Reichstagspräsidium ist
Zentrum seinerzeit durch die Verhältnisse geradezu
ernötigt worden. Zu Windthorsts Zeiten hat das Zentrum
der Person des Freiherrn zu Franckenstein lediglich den
n Vizepräsidenten des Reichstags gestellt, ohne dadurch
einer Einwirkung auf die Gestaltung der parlamentarischen

Geschäfte verkürzt zu werden. Vielleicht hätte der al
Windthorst der Nötigung zur Uebernahme des Präsidium
mit Erfolg sich erwehrt aus jenem seinen Gefühl fü
Imponderabilien heraus, welches den hervorragendsten d
deutschen Parlamentarier auszeichnete. Vielleicht hätte
sich gesagt, das „Hissen der katholischen Flagge" über de
Reichstage würde nicht das wirkungsloseste Moment sein i
der systematischen Hetze gegen das Zentrum, ohne den i
der starken Stellung der Fraktion begründeten realen Einflu
entsprechend zu vermehren. Wie dem sei, jedenfalls ist d
Fernhaltung des Zentrums aus dem Präsidium des Reichs
tages unter den gegebenen Umständen eine Erleichterung fü
die Fraktion. Möge der „nationale Block", unter desse
Zeichen die Wahl des Präsidiums im Reichstag erfolgt is
sich nun zunächst einmal gründlich ausleben.

Wenn die Fraktion und die Partei der neuen Situatio
überall sich gewachsen zeigen, so wird das Zentrum, alle
Anfechtungen zum Trotz, an Bedeutung für unser öffentliche
Leben noch gewinnen. Die Gewähr der Zukunft liegt i
in der Behauptung seiner Selbständigkeit ohne Abirrunge
nach rechts und links, sowie seiner Betätigung und Weiter
entwicklung als Verfassungspartei in dem Sinne, wie Pro
Martin Spahn in dem Essay über das deutsche Zentrun
es jüngst so trefflich dargelegt hat.

XXXVIII.

Literarische Gegnerinnen Luthers.

Im siebenten Bande der Geschichte des deutschen Volkes hat Herr Hofrat Professor Dr. Pastor eine Uebersicht jener Schriftsteller gegeben, welche gegen Luther oder seine Doktrinen auftraten. Allein für die Zeit bis zum Konzil von Trient lassen sich 200 Autoren namhaft machen. Pastor gruppiert diese stattliche Zahl nach Ordens- und Weltklerus, auch soweit Laien an dem Kampfe für die alte Kirche eintraten. Eine neue, wenn auch kleine Gruppe dürften die literarischen Gegnerinnen oder Bekämpferinnen Luthers abgeben. Deren lassen sich mehrere (4) nachweisen. Wir sind ihnen ein — bis jetzt noch nicht gesetztes — Denkmal schuldig; hier möge es gegeben werden.

Katharina Rem und Veronika Rem zu St. Katharina zu Augsburg 1523.

Im Kloster der hl. Katharina zu Augsburg lebte eine Tochter Veronika und zwei Schwestern Barbara und Katharina des bei den Fuggern in Diensten stehenden Bernhard Rem. [1]) Dieser fand sich bemüßigt, diese Jungfrauen zum Austritt aus dem ihnen liebgewordenen Kloster aufzufordern. Sie entsprachen seiner Aufforderung nicht; Katharina und Veronika

[1]) Einer der ersten für die neue Lehre in Augsburg auftretenden Laienschriftsteller, zugleich Organist der Fugger bei St. Moritz. Roth, Augsburg. Reformationsgesch. 2. Aufl. 1903, S. 114. 137

schickten ihm einen schriftlichen Bescheid, der ziemlich deutlich redet. Es scheint nicht, daß er von den beiden in Druck gegeben wurde, doch kennen wir seinen Inhalt, denn Bernhard Rem ließ die ihnen zugesandte, reichlich mit Bibelstellen — es sind deren 34 — gespickte Antwort in Druck ausgehen mit vorausgehendem Briefe der Klosterfrauen. So ist die Briefschreiberin Katharina ohne ihr Zutun zur Verteidigerin der alten Lehre und zur Gegnerin Luthers in der Oeffentlichkeit geworden. Der Brief[1] lautet unverkürzt, wie folgt.

Mein Bruder Bernhart!

Du hast uns gewünscht die rechte Erkenntnuß Jesu Christ darumb wir dir danken. Wir hoffen, (daß) wir haben d rechte Erkenntnuß von Gott, Gott will uns festen (festmache und bestätten in dem, daß ihm von uns ein Lob und e Gefallen ist. Du hast uns zwen Sendbrief geschickt, (di schick ich dir wider, denn wir achten (halten) dich für d falschen Propheten einen, darvor uns Jesus Christus gewarn im heiligen Evangelio, da er spricht: „hütend euch vor d Propheten, die da kommen in Gestalt der Schäflach und sei reisend Wölf." Also bist du auch kommen mit viel gut Worten und wolltest uns gern verirren und kleinmütig mache Du darfst nit gedenken, daß wir so thoret (thöricht) seien, da wir unsere Hoffnung ins Kloster und in unser Werk setzen sunder in Gott setzen wir unsere Hoffnung, der ist der rech Herr und Belohner aller Dinge, dem wöll wir gern williglich im Kloster dienen, lieber dann in der Welt mit der Gnad un Hilf Gottes. Du darfst dich ganz nichts kümmern umb unse Leib und Seel, du darfst für uns nit gen Himmel noch ge Höll fahren, Gott der allmächtige wird uns alle richten a dem jungsten Tag nach seiner Gerechtigkeit, das wiß(en) wi allemal. Darum gedenk nu an dich selbst, da du ein gute Christ werdest und seiest, und daß du dein Mund recht haltest und du bei Gottes Namen und bei seiner bitteren Marte nit also schwörest, ich weiß wol, daß dus wol kannst. Un

1) Der Druck fehlt in Wellers Repertorium. Zuerst hat N. Paulu im ‚Katholik' 1893, II, 219 auf denselben hingewiesen.

am Freitag und Samstag nit Fleisch essest. Die Ding sein nit die Lehr Jesu Christi, du wilt uns ein agen[1]) aus dem Aug ziehen und du hast selb ein großen Thraum darin.

Ich weiß auch wol, daß du gesprochen hast, dein Tochter und ich, wären dir gleich als mehr (viel lieber) in dem Tempel haus als in dem Kloster. Du solltest dich in dein Herz hinein schammen zu denken, geschweigen auszusprechen; wers von dir hört, kann nit viel gutes gedenken über dich. Da sehen wir wol dein brüderliche Liebe, die du zu uns hast, und daß du von uns last (lassest) drucken[2]), der Buchdrucker gedenkt freilich nit vil gutes über dich, wenn er dir schon gute Wort gibt; hastu nichts anders können drucken (lassen), wenn (als) von den Geistlichen, was sie thun und seind; du hattest das Geld wol duch Gotteswillen geben, warumb hastu nit dir selbst lassen drucken und von deinesgleichen? Aber ich weiß wol, daß du und deinesgleichen recht thund allweg, und daß ihr die Geistlichen pemig ausrichtend;[3]) es leit nichts dran, es wird noch ein Zeit kommen, es wird euch leid (thun), wir wollens mit der hilf Gottes gern leiden von seinetwegen, er hat auch bitterlich von unserwegen gelitten; vergeb Euchs Gott allen, das sei unser böse Red; das bitter Leiden Jesu Christi druck in dein Herz, ist dir besser, wenn (als) das hin- und hergrübeln; du bist nu gern ein guter Gesell und fröhlich; ich wöllt dir dein Sendbrief wol baß (besser) verantworten, ich wills aber Gott dem Herrn entpfehlen. Du hast uns entboten, du wöllest schier (demnächst) zu uns kommen; wenn du nit von guter Freundschaft zu uns kumpst, so bleib nu auß, wilt du uns nun außrichten, so dürff (bedürfen) wir dein ganz nichts: du darfst uns nichts

1) Agen, agene nach Lexer mhd. Taschenwörterbuch S. 3 = Spreu. Im Narrenschiff Kap. 21 V. 11 u. 12 „ich seh an dir ein üglin", was Zarncke als Abfall von Aehren, Spreu, stupa erklärt. — Traum = Trumm.

2) Also hat schon vorher Rem gegen das Kloster eine Schrift herausgegeben.

3) Soviel als durchhecheln, verspotten, im Norden damals = hohnbibeln.

sollichs mehr schicken, wir werdens nit annehmen, wir haben auch guten Bücher viel.[1])

Die Entgegnung Bernh. Remens mit dem vorausgeschickten Briefe aus dem Kloster steht in:

Antwurt zwayer Klosterfrauwen im Katheriner Kloster zu Augspurg, an Bernhard Remen. Und hernach seyn gegenantwurt.

Die Klosterfrau zu Mariastein 1524.

Im Jahre 1524 hatte ein Bruder Andres zu Nürnberg seine im Kloster Mariastein lebende Schwester aufgefordert, ein „gemain christlich Leben" zu beginnen, d. h. ein gewöhnliches Christenleben, also kein besonders frommes Leben wie im Kloster zu führen.

Die zum Abfall aufgeforderte, nicht näher bekannte Klosterfrau schrieb ihrem Bruder zu Nürnberg, „ain Brief in Büchlins Weise". Dieser Brief scheint verloren, sein Inhalt ist uns jedoch gerettet in der:

Antwurt auf den sendbrief einer vermainten gaistlichen Klosterfrawen, der von Mariastein außgangen, Klosterleben und Klostergelübdt betreffende.[2])

Diese Antwort gab nicht der Bruder, sondern ein Ungenannter; aus seiner Antwort müssen wir nun die Gedanken der Klosterfrau herausschälen.

Den Bruder will der Ungenannte zwar nicht verteidigen, sondern er will der Nonne und allen, so solchs Büchlein lesen, anzeigen, wie unbillig, ungereimt, fälschlich und unchristlich sie die Geschrift (Bibel) ohn allen Grund auf ihr Klosterleben zeucht (zieht) und einführt,[3]) damit durch der Klosterfrau (als verloren geltend) Büchlein nicht so viel einfältige Menschen, die nichts besseres wissen, verführt werden.

Am ersten schreibt sie, daß kein Mensch, weder im Orden noch außerhalb, je gelehrt habe, daß Kutten, Orden, Beten

---

1) Hernach volgt die antwurt auf disen brieff — Datum Freytags den Aylfften Tag Septembris Im M. D. xxiiij. Jahr. Zu Augspurg.

2) Weller 2763 kennt Exemplare zu Augsburg, Nürnberg und München. Jeder Druck hat 18 Blätter 4, ohne Firma.

3) ihr Klosterleben durch Bibelstellen verteidigt.

und Fasten heilig oder selig machen, aber sie sei gelehrt worden, ihr bestes Vermögen zu tun.

Der Ungenannte widerlegt nun das Fasten als Menschensatzung nach Art der Reformatoren. Wir können solches als bekannt übergehen. „Zuletzt klagt die Nunn, wi der Luther verurtheil viele ehrbare, gottliebende und gottsfürchtige Jungfrawen, die in Klöstern Gott dem Herrn dienen.“

„Das thut Luther nit“, meint der Ungenannte usw. Also sei nun der andächtigen Klosterfrau geantwortet und angezeigt, wie sie eigentlich die Schrift verstehen soll. Dieweil sie aber meint, sie sei zu hart mit den Gelübden verbunden, wöllen wir sehen, was Kraft sie (die Gelübde) in der Schrift haben und wie hart sie verbinden.

Nun kommen die Klostergelübde an die Reihe; sie sind natürlich gegen Gottes Anordnung und müssen abgetan werden als Menschensatzung.

Ob der Ungenannte die Klosterfrau zu seiner Ansicht bekehrt, wird nicht gesagt. Es scheint ihm nicht gelungen zu sein, denn „Gott hat ihr (der Nonnen) Herz zum Theil verhärtet und hab ihnen ein steiner Herz gegeben. Gott wölle ihnen wieder ein fleischen Herz geben und sie erleuchten mit dem Licht seines heil. Wortes, durch U. H. Jesum Christum“. So schließt die Antwort.

Die Aebtissin Elisabeth zu Oberwesel. 1550.

Ein glücklicher Zufall ließ mich diese Verteidigerin der katholischen Glaubenslehre finden. Es kam mir nämlich ein Katalog zu, Catalogue d'une précieuse bibliothèque, dont la vente aura lieu sous la direction de J. W. van Leeuwen. Leide 1887. Hierin fand sich unter Nr. 256:

Ein Christlicher bericht, Christum Jesum im Geist zu erkennen, Allen altgläubigen und Catholischen Christen zu nutz, trost und wolfart verfaßt. Durch Elizabeth Gottgabs, Abbatißin zu Oberwesel.

Auf dem letzten Blatte: Gedruckt durch Frantz Behem, zu S. Victor bey Mentz. Im Jar M. D. L.[1])

1) Fehlt bei Widmann, Eine Mainzer Presse der Reformationszeit 1889.

Das Büchlein zählt 38 Blätter zu 23 Zeilen (Papiergröße 14 zu 10 Centimeter) und kam in den Besitz der königlichen Bibliothek im Haag (Holland). Es war mir vergönnt, dieses Büchlein zur Benützung zu erhalten; es ist bis jetzt nur in diesem Exemplare[1]) bekannt.

In Oberwesel, am Rhein unterhalb Bacharach gelegen, Trierer Bistums, bestand ein Nonnenkloster Allerheiligen, welches seinen Ursprung in die Zeiten des hl. Willibrord verlegte und später unter die Aufsicht des Abtes des an der unteren Nahe gelegenen Cistercienserklosters Disibodenberg stand.

Als um die Mitte des 16. Jahrhunderts das Disibodenbergerkloster infolge der Reformation dem Untergange verfiel, verkümmerte auch das Kloster zu Oberwesel, bis 1574 Erzbischof Jakob (Graf v. Eltz) es dem Cistercienserabte von Himmerode unterstellte.[2])

Die nicht näher bekannte, aber durch eben diesen Christlichen Bericht als eine wohl unterrichtete, wenn nicht gelehrte Dame sich kundgebende Aebtissin behandelt ihr Thema in 22 Kapiteln.

Schon in der Vorrede gibt sich ein Widerhall dessen zu erkennen, was damals in Deutschland vorging und als hinreichend bekannt vorausgesetzt werden kann. Unter anderem mahnt die Verfasserin: Die neuen Evangelischen Prediger haben uns mit irem greulichen Ausrufen die Ohren wollen stopfen. Was ist nun sollecher Weltkinder arbeyt nütz, dann daß sich einer gegen den andern herfürthut und gesehen will sein? Es will aber der gütig Herr ihr Thorheit nit lenger dulden, darumb stehen sie jetzund etwas still, hoffen und warten, do von sie noch nichts wissen.

---

1) Zusammengebunden mit 1. Homulus. Eyn schön Spyl, in wölchem menschlichs lebens unsicherheit u. s. w. erzeigt wird u. s. w. Collen bey J. v. Gennep 1550. 2. J. Dietenbergers Katechismus in sassenske Sprache transferirt. 1545.

2) Marx, Erzstift Trier III, 586. Im Staatsarchive zu Koblenz etwa 260 Urkunden aus dem Kloster Allerheiligen. Friedemann, Zeitschrift für die Archive Deutschlands 1846, I, 8.

O christlicher Leser, erbarm dich dein selbst, laß dein Herz und Gemüt nit also verharrt (-härtet) bleiben, daß du solchen falschen Lehrern länger anhangest, dann sie haben dich häßlich mit ihrem Heiligthum (das ist mit ihrer falschen Lehr) bestrichen. . . . Will dich lehren und weisen zu dem rechten Weg, do du ewiglich hinkehren mußt und das mit der Hilf Gottes.

Kapitel 1. Wie die neuglaubende Christen verfürt werden und verfüren.

Ich glaub, daß itzunt alle Zungen bewegt werden, zu disputiren von dem wahren reinen Geist Jesu Christi, welchem wir alle dienen wöllen, und alle ein königlichs Priesterthum sein wöllen, und uns annehmen, daß wir ihn erkannt und sichtbarlich ergriffen haben, vor allen anderen alten Christen, daß wir uns auch allezeit berühmen, und was soll ich weiter reden? Er (der wahre Geist Jesu Christi) ist alles bei und in uns, ein sonderlicher Beschirmer unseres Glaubens usw. Aber wir sein seiner Gaben und Gnaden also undankbar, dieweil itzunt viel sein, die uns lehren und klug machen wollen, welche sich hoch rühmen, daß sie Gott und seinen Geist klar erkennen, wiewohl man doch sichtbarlich sieht, daß in solchen alle fleischliche Schwachheit und weltlicher Uebermut größer in denselbigen verborgen liegt, dann (als) wol davon zu reden und in langer Zeit je gewesen ist. Ursache: Die Liebe Gottes ist in ihnen sehr gering und gleichsam als gar nichts. Der recht wahrhaftig katholisch Glaub ist bei ihnen erkalt, die guten Werk liegen bei ihnen veracht, die wahrhaftige inwendige geistliche Erkenntniß ist bei ihnen verdunkelt und rühmen sich dessen, daß sie einen neuen wahrhaftigen Geist geschmäckt und erweckt haben, welche doch beide, sie und uns, sehr umbgekehrt und verstöret hat. . . .

Kapitel 2: Wie diesem irrenden Geist zu widerstehen. Kapitel 3: Wie wir uns geschickt machen sollen, den rechten Geist Christi zu empfangen. Dazu ist ein guter Lehrer vonnöthen ist, den dieses Büchlein abgeben möcht.

Der weitere Verlauf schließt sich mit Vorliebe an den heil. Geist und den wahren Geist der Kinder Gottes gegenüber dem Geiste der Kinder dieser Welt, zumal der Neuerer.

Kap. 9: Welcher Lehrer die neu Predicanten sich brauchen und was für Unlust aus ihren Predigten entspru „Wahrlich, also künt wol ein jicklicher Bauwer vom P weg ein Predicant werden".

Kap. 13: Wie unbillig das Gegentheil (die Gegenp sich beklage, daß ihnen Gewalt gescheh. . . . Der Gege darf sich nicht beklagen, denn wir ihren irrenden Geist bei uns dulden können. Sie schreien, es werde mens Gewalt gegen sie gebraucht und man wolle ihr neugeb und verkehrtes Evangelium, welches ihr Vatter, der Luth Tag bracht habe, unterdrücken.

Kap. 17: Wie Zwiespaltigkeit leicht vermieden w kün. Darin die Stelle: Denn was vermag ein armes Weibs was kann sie aus ir (sich) bringen, so sie kein Kunst hat? Ich will hiervon nit viel reden; bin ich der S ein Kind,[1]) wird mein Schreibens darnach geurteilt we kommt es aber von dem Geist, der mit der bestendigen Ki wahrheit erfüllt ist, (dann) wird es auch ohnzweifel da geacht und angenommen werden.

Kap. 18: Was sie (Schreiberin) bewegt hab zu schre nämlich, daß ich uff ein Zeit ein Stimm gehöret hab, n sagt: ich würd zu einem Schreiben kommen, das werd die Christenheit gehen, solches verschafft, daß ich nit uffh oder auch darvon nit gelassen kann. Wo es aber hinla und kommen wird, lost ich die erkennen, welche kein K sein in den Sachen, dann ich thu das mein(ige). Was unser gütige Gott will, das muß und wird also geschehen

Kap 20: Wie jezunt alle Gotteshäuser zerstöret w und der geistliche Stand vernichtet, und das soll evangelisch

Kap. 22: Daß einfältige Lehr nützer sei dann uffgebl und geschmückte Weltkunst.

Die Schreiberin schließt: Dieß begehr ich allein, daß liebster Herr Jesus gebe . . . seinn heil. Geist in sein ei Werk und sein clare Erkantnuß in unsern Sinn, also daß ihn erkennen mögen (dereinst) an dem Orte, wo er sich j mann offenbar machen will, das ist am jüngsten Gericht,

---

1) bin ich der Sache nicht gewachsen.

ihm die Ehre in allen Dingen werde. Darzu uns verhelf sein bitter, rosenfarbes leiden und seine große milde und süße barmherzigkeit. Amen.

Gott allein die Ehr in Ewikeit.

Es sind nicht scharf pointierte, sondern mehr allgemein, aber hochgehaltene Gedanken, in welchen sich der christliche Bericht bewegt: der wahre Geist J. Christi ist nicht bei den Neuerern, sondern in der katholischen Kirche. Dabei bedient sich die Aebtissin einer nicht in Gemeinheit verfallenden Sprache, wie so häufig bei der Kontroverse jener Zeit.

Ob sie, deren Feder von Liebe und treuer Anhänglichkeit zur Kirche und zugleich vom Schmerze über das gefährdete Seelenheil so vieler Verführten und Verirrten geführt wurde, auch eine, auf vielen Bibelstellen beruhende „Antwurt", erfuhr, wird nicht gesagt.

Anna Bijns zu Antwerpen 1528—1540.

Eine beachtenswerte Gegnerin erstand der Lehre Luthers in den mit dem Deutschen Reiche so eng verbundenen Niederlanden schon gegen Ende der zwanziger Jahre und zwar in der Person der Lehrerin und Dichterin[1]) Anna Bijns zu Antwerpen, gestorben um 1540. Sie war es, welche durch ihr männliches Eintreten für die Lehre der Kirche bewirkte, daß die Katholiken treu zur Kirche hielten, daß Schwankende und Abtrünnige zu derselben zurückkehrten.

Der niederländische Gelehrte Miräus in seinen verdienstlichen Scriptores saeculi XVI (Antwerpen 1649, S. 36) spendet ihr folgendes Lob:

Annam Binsiam, virginem et ludimagistram, Antuerpiensem, huic virorum classi inserrere vobis etiam liceat, quam excellens supra sexum eruditio, mores castissimi et summum ueteris religionis tuendae studium, immortalitati consecrarunt. Nam ut altera Sappho, seu potius Eudoxia aut Proba Falconia, rythmo Teutonico per eruditos Car-

1) Anna Bijns reste supérieure aux autres poètes de son temps par l'expression, la verve, la pureté de la langue. Saellaert.

minum libros XVI aduersus Lutheranos primum exsurgentes, publicauit, quibus popularium plurimos in religionis orthodoxae castris retinuit, non paucos ab erroribus reuocauit. Vt non immerito Latinis eos versibus Eligius Eucharius domo Gaudanensis, reddendos existimarit.

In neuerer Zeit hat Snellaert in der Biographie Nationale (Acad. roy. de Belg. Bruxelles 1872. III, 227–230) der Anna Bijns einen schönen Artikel gewidmet, in welchem eine charakteristische Stelle lautet, wie folgt:

Les poésies contenues dans les trois livres des Refereinen (so nennt sie ihre Dichtungen) constituent, pour la plupart, une protestation ardente contre le mouvement général du siècle. On croirait entendre le cri de détresse d'une âme pieuse arrachée violemment de ses rêveries par la voix vibrante de Luther. Le fougueux réformateur y est traité avec une véhémence qui ne le cède en rien à ses propres invectives contre Rome.[1])

Schon der Titel ihrer „Refereynen" gibt die Tendenz zu erkennen; er lautet in den Auflagen von 1528 und 1541:

Dit is een scoon ende suverlige boek, inhoudende veel scoone constige refereynen, vol scrifturen ende doctrinen, van diverse materie ... gemaect van der ersame ende ingenioſe maecht Anna Bijns, subtilijc ende resterijkelijc refuterende in der waerheit alle dese dolingen ende grote abuisen, commende uute de vermaledijde luterische secte, dewelche niet alleene von allen doctoren ende universitaiten, mer ooc van der kaiserl. majestait rechtveerdelijc gecondemnannt is.

Das ist: Ein Buch mit vielen Gedichten über allerlei Materien, gemacht von A. Bijns, zurückweisend alle Thorheiten und Mißbräuche, die da kommen aus der vermaledeiten lutherischen Sekte, welche nicht allein von allen Doktoren und Universitäten, sondern auch von der Kaiserl. Majestät verdammt ist.

Die erste Ausgabe ist 80 Blätter stark, sie erschien bei Jakob van Linswelt zu Antwerpen.

---

1) Zu vergleichen J. Altmeyer, Les précurseurs de la réforme aux pays-bas. Paris 1876. II, 172; P. Fredericq, De Nederlande onder Keizer Karel. I. Gent. 1885.

Wie sehr ihre dichterischen Erzeugnisse geschätzt waren und noch sind, ergibt sich aus den zahlreichen Editionen, deren die Bibliotheca belgica Bd. 6 — 17 für die Zeit von 1528—1875 dreizehn zusammenstellt. Die letzte Edition, 1875 zu Rotterdam erschienen, ist sogar mit einem eigenem Glossar versehen unter dem Titel:

Verklarende woordenlijst op de Refreinen von Anna Bijns naar de nalatenschaz van A. Bogaers, uitgegeven door W. van Helten; 90 SS. 8.

Zu wenig der vlämischen Sprache mächtig, um billig und recht Annas Gedankengang in ihren antilutherischen Versen wiedergeben zu können, möchte ich die Bitte und Erwartung frei aussprechen, daß doch ein Kenner ihrer Sprache eine Analyse der Produkte dieser merkwürdigen bei uns fast unbekannten Persönlichkeit verlegen möge!

Ich komme zum Schluße. Vielleicht gelingt es weiterem Nachforschen, unsere kleine Gruppe literarischer Luthergegnerinnen zu vermehren. Aussicht dazu liegt immer noch vor, denn die Reformationsliteratur (16. Jahrh.) liegt trotz sehr guten Repertorien noch immer nicht in absoluter Vollständigkeit vor. Wie aus der Schrift Gottgabs, die nirgends in der Bibliographie vorkommt, [1]) erhellt, läßt sich immer noch auf eine Nachlese hoffen.

Falk.

---

1) Die „Antwort einer Ordensschwester an ihren Bruder Carthäuserordens," Breslau 1523, (Weller 2333) steht nicht auf dem kath. Standpunkte.

XXXIX.

Zur neuhochdeutschen Legendendichtung.

Die christliche Heiligenlegende bietet dem Dichter einen fast unerschöpflichen Schatz der herrlichsten und anziehendsten Stoffe zur Behandlung dar. Diese selbst wird sich allerdings verschiedenartig gestalten je nach der Stellung, die der Dichter zur Legende einnimmt. Ist er ein gläubiger Christ, so wird er vor allem religiöse Zwecke verfolgen; er wird die Leser zur Nachahmung des Beispiels der Heiligen ermuntern, unter allen Umständen wird es ihm um ihre Erbauung zu tun sein. Ist er ein Weltmann, so wird auch der Legendenstoff unter seinen Händen mehr oder weniger verweltlicht werden und die Unterhaltung der Leser wird sein Hauptzweck sein. Steht er endlich der Legende gleichgültig oder gar feindselig entgegen, so wird er sie entweder ganz beiseite lassen, oder wird sie im besten Fall humoristisch behandeln, wenn er es nicht vorzieht, sie ins Lächerliche zu ziehen und dem Hohn und Spott des Publikums preiszugeben. Alle diese Schicksale hat die deutsche Legendendichtung in mannigfaltigen Nüancierungen durchgemacht, was in der unten angeführten Studie [1]) mit anerkennenswerter Objektivität des Näheren ausgeführt ist.

Da der Verfasser nur die neuhochdeutsche Legendendichtung behandeln will, geht er über die ganze Zeit vom Anfang unserer

1) Studien zur neuhochdeutschen Legendendichtung. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Geisteslebens von Paul Merker. Voigtländers Verlag in Leipzig. 1906.

Literatur bis zur Aufklärung in der Mitte des 18. Jahrh. ziemlich summarisch hinweg. Doch treten die Hauptmomente mit genügender Deutlichkeit hervor. Spuren der Legendendichtung haben wir schon in unserm ältesten deutschen Schrifttum, wie ein noch erhaltener Bittgesang an den hl. Petrus beweist; auch wissen wir, daß der hl. Gallus von dem St. Galler Mönch Ratbert besungen worden ist, in einem Liede, das später ins Lateinische übersetzt wurde. Daß jedenfalls in klösterlichen Kreisen die Legende bald beliebt wurde, zeigen die Dichtungen der Gandesheimer Nonne Roswitha, die eine ganze Reihe von Legenden zum Teil sogar in dramatischer Form in lateinischer Sprache behandelte. Aber die Legenden drangen auch ins Volk; ja schon in dieser Zeit haben wir die Erscheinung, daß von fahrenden Spielleuten Legendenstoffe ins Possenhafte gezogen wurden. Einen besonderen Aufschwung nahm die Legendendichtung in der Zeit der Kreuzzüge. Man wurde jetzt mit einer großen Masse neuer Stoffe bekannt, die teils in Einzeldichtungen behandelt, teils auch, wie z. B. in der Kaiserchronik, in naiver Weise mit profaner Geschichtserzählung verquickt wurden. Die Darstellung war schlicht und einfach, nicht selten sogar trocken, aber doch von herzgewinnender Kindlichkeit. Als nun aber auch die höfische Dichtung sich der Legende bemächtigte, mußte sie freilich ihr schlichtes Kleid mit einem herrlicheren Gewande vertauschen; aber sie verliert auch mehr und mehr ihren aszetischen Charakter und dient mehr der Unterhaltung als der Erbauung, obwohl wenigstens bei Hartmann von Aue, Rudolf von Ems, Konrad von Würzburg das letztere Moment noch keineswegs ausgeschlossen ist. Bei den Epigonen dieser Dichter wuchs die Vorliebe für legendarische Stoffe ganz bedeutend, aber gleichzeitig kam auch die Vorliebe für Allegorie und Künstelei auf. Im 14. und 15. Jahrh. endlich trat an die Stelle der überkünstlichen Behandlung die Auflösung in Prosa, wie das auch bei den epischen Stoffen weltlichen Inhalts vielfach der Fall war.

Hatte sich so die Legende bisher einer stets wachsenden Beliebtheit zu erfreuen gehabt, so tritt nun mit der Reformation eine für sie ungünstige Wendung ein. Der Grund liegt auf

der Hand. Luther selbst zwar, obwohl er sie sonst gerne als „Lügende" bezeichnete, hat sie nicht ganz verworfen, wie er denn in einer Predigt am Christophorustag an der bekannten Legende darzulegen sucht, wie ein Christ sein solle. Um so schroffer war die Haltung anderer Reformatoren, z. B. eines Zwingli und Calvin und während manche Humanisten die christliche Legende mit Verachtung beiseite liegen ließen, benutzte sie der bissige Johann Fischart zu seinen satirisch polemischen Ausfällen. Verhältnismäßig harmlos ist dagegen die Rolle, die sie in der Schwankliteratur dieser Periode einnimmt, deren Hauptvertreter bekanntlich Hans Sachs ist. Daß schließlich die gelehrte Dichtung des 17. Jahrhunderts von der Legende gar keine Notiz nahm, ist für sie geradezu ein Glück zu nennen; sie hätte unter dem Schwulst dieser Periode nur verlieren müssen. Aber trotz all dieser ungünstigen Umstände konnte die Legendendichtung doch nicht umgebracht werden. Bekanntlich sind im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts alle mittelhochdeutschen Dichtungsstoffe vollständig begraben worden und erst von der Mitte des 18. Jahrhunderts an und dann vollends im 19. Jahrhundert haben sie wieder ihre Auferstehung gefeiert; die Legende dagegen war, wie gesagt, nicht umzubringen. Der katholisch gebliebene Teil des deutschen Volkes hing an ihr mit unerschütterlicher Treue und, wenn sie auch aus der Literatur des öffentlichen Lebens verschwunden war, sie lebte doch mit unversieglicher Kraft noch fort in der katholischen Predigt wie im katholischen Kirchenlied, ja selbst das deutsche Volkslied hat noch getreulich an der Legende festgehalten.

Mit dem Aufkommen der sogen. „Aufklärung" in der Mitte des 18. Jahrhunderts erstand der Legende ein neuer, von bitterem Haß erfüllter Feind. Schon die Scheu vor allem Wunderbaren und Uebernatürlichen brachte es mit sich, daß die Aufklärer in den Legenden nichts als Unsinn und Aberglauben und mönchische Beschränktheit erblickten, und so wurde denn die Legende sowohl in Erzählungen wie in Spottgedichten ins Lächerliche, Gemeine, ja selbst ins Obszöne herabgezogen, daß man hätte glauben sollen, sie sei für immer literaturunfähig gemacht. Aber andere weniger fanatische Kreise fanden doch,

aß die Geschichte der Heiligen „ein fruchtbares Feld von Erndungen und artigen Scherzen" sei, das die Deutschen bis ßt ganz vernachlässigt hätten. Ernstere Naturen gingen noch eiter. So klagt z. B. Justus Möser darüber, daß die achsende Aufklärung so viele Poesie vernichte und er meint gar, nichts könnte einem Staate vorteilhafter sein als die ebensbeschreibung von Heiligen, wenn sie von einer geschickten and verfertigt würden.

In der Tat kam in den achtziger Jahren des 18. Jahrunderts allmählich die Legende wieder auf und zwar in ppelter Form nach dem Geschmack der damaligen Zeit: entder in der Form der damals eben wieder aufblühenden omanzen oder der Erzählungen; beide Formen dienten aber diglich der Unterhaltung, mitunter sogar einer sehr seichten nterhaltung. Es war Herder, der sie aus dieser Tiefe porhob und ihr zum erstenmal wieder ein eigenes Gepräge rlieh. In einer besonderen Abhandlung über Legendendichtung at er so recht als Anwalt der vielverschmähten Dichtungsart f. Dem Vorwurf, sie verstoße gegen die historische Wahrheit, gegnete er mit der Bemerkung, daß Legenden überhaupt keine storischen Zeugnisse, sondern Erbauungsschriften sein wollen. ie Wunderberichte, die am meisten Anstoß erregten, deutet er legorisch um und kommt dabei zu dem Resultat: „auch der gende liegt Wahrheit zu Grunde; nur ist sie legendenmäßig ngekleidet und erzählt". In seinen eigenen Legenden sucht er her auch etwaigen Wunderberichten rationalisierend aus dem ege zu gehen; z. B. in dem martyrium Polycarpi (cap. 9) ird erzählt, wie ihm eine Stimme vom Himmel Mut zusprach. n Herders Legende: „Der Tapfere" heißt es: „Als er auf n Richtplatz kam, rief eine mächt'ge Stimm' im Busen ihm: tapfer Polykarp!" Den Hauptwert der Legendendichtung ndet er, und das ist für ihn bezeichnend, im Didaktischen. Der Spott, meint er, zu denen manche von den Legenden lbst Gelegenheit geben, ist erschöpft; das Feld des Nutzbaren ihnen steht fast noch unberührt da." Seine Bemühungen m die Wiederbelebung der Legendendichtung stießen freilich ielfach auf schroffen Widerspruch; aber sie waren deswegen

doch nicht umsonst; andere, und nicht die geringsten Geister schlossen sich ihm an und führten sein Werk fort. Zu diesen gehörte in erster Linie der Greifswalder Theologieprofessor Ludwig Kosegarten, der sich selber mit Stolz als Schüler und Freund Herders bekennt. Wie sein Meister findet er in den Gestalten der Legende ein Gegengewicht gegen den einseitigen Kult der Antike und betont wie er ihre Wichtigkeit für das volle Verständnis der großen Meister der bildenden Kunst des 15. und 16. Jahrhunderts. Nur in einem Stück weicht er von Herder ab: er will den Inhalt der Legende nicht nach dem modernen Geschmack ummodeln und darum hat er auch in den von ihm herausgegebenen Legenden an dem Inhalt nichts Wesentliches verändert, was ihm freilich schweren Tadel eingetragen hat.

Aber die Legende fand noch einen ganz anderen Verteidiger, nämlich keinen Geringeren als Goethe. Schon den Jüngling haben Legendenstoffe angezogen und er hat dieser Dichtungsart sein ganzes Leben lang Interesse entgegengebracht. Wohl nimmt er die Wundererzählungen nicht mit gläubigem Herzen auf, aber modelt sie doch nicht um, sondern sucht sie nach dem Vorgange des Hans Sachs, den er auch im Stil und Versmaß nachahmt (vergl. Legende vom Hufeisen), mit treuherziger Einfalt darzustellen nicht ohne einen Anflug von schalkhaftem Humor. In seinem späteren Alter benützt er die indische Legende dazu, um an ihr in glänzender Sprache seine ethischen und religionsphilosophischen Gedanken klar zu machen (vgl. Parialegende).

War so durch den Altmeister der klassischen Periode die Legende wieder zu Ehren gebracht, so sollte sich ihr Ansehen in der Zeit der Romantiker sogar noch steigern. Es ist hier weder notwendig noch möglich, den Entwicklungsgang der Romantik im einzelnen zu verfolgen; gewiß ist, daß sie konsequenter Weise vor die Tore der katholischen Kirche führen mußte. Wenn auch tatsächlich verhältnismäßig wenige Romantiker in die Kirche eintraten, so huldigten doch alle Vertreter dieser Richtung wenigstens eine Zeitlang einem gewissen Kunstkatholizismus, und damit war das Interesse für die

Legende von selbst gegeben. Dazu kam noch ein anderes. In der bildenden Kunst des Mittelalters hatten legendarische Stoffe einen großen Raum eingenommen, denen natürlich die Aufklärung verständnislos, ja sogar feindselig gegenüberstand. Auch hier trat nach nnd nach eine Aenderung in den Anschauungen ein. Schon Goethe hatte in den von Herder herausgegebenen „Blättern von deutscher Art und Kunst“ (1773) eine Lanze für die mittelhochdeutsche Kunst gebrochen; man gewann allmählich immer mehr Geschmack an den altdeutschen Gemälden und die sogenannte Nazarenerschule, stellte die Kunst vor allem in den Dienst der Kirche, was natürlich auch für die Legende nicht ohne Bedeutung war. Indem nun die Romantiker Poesie und bildende Kunst eng miteinander verbanden, brachten sie einen ganz neuen Typus der Legendendichtung auf: den Gemäldetypus. Die Legende wird erzählt im freieren oder engeren Anschluß an ein Gemälde. Gerne wird, namentlich von den beiden Schlegel, die Form des Sonettes hiezu gewählt: die Quartette bilden die Exposition, die für das Verständnis des Bildes notwendige Vorgeschichte, die Terzette erklären dann die im Bilde dargestellte Situation. Andere deuten auf andere Weise an, daß es sich um Erklärung eines Bildes handle; z. B.

„Wer ist die Büßerin, die hier
Am öden Felsenhange trauert?“
(Al. Schreiber, „Magdalena in der Wüste.“)

Stand dieser Typus in engem Zusammenhang mit dem neuerwachten Interesse und Verständnis der christlichen, besonders der mittelalterlichen Kunst, so kam daneben noch ein anderer Typus der Legendendichtung auf, der im Zusammenhang mit dem Wiedererwachen des Volksliedes steht. Das ist der Liedertypus. Bekanntlich war im 17. Jahrhundert das deutsche Volkslied aus der höheren Literatur verbannt worden und fristete seitdem auf Märkten und Straßen und beim niederern Volk sein kümmerliches, bescheidenes Dasein. Herder war es, der in den „Stimmen der Völker in Liedern“ das Interesse für das Volkslied wieder weckte. Was er angebahnt hatte, das erhob die Romantik zur Tat. Das „Wunderhorn“ brachte eine ungeahnte Masse von Volksliedern ans Tageslicht und unter

den eingeheimsten Schätzen spielte die Legende eine nicht geringe Rolle. Achim v. Arnim und Klemens Brentano konnten aus den Gesangbüchern und fliegenden Blättern vergangener Jahrhunderte, sowie aus dem Munde des Volkes eine ganze Reihe Legenden mitteilen, denen Goethe das Prädikat „sehr gut", „schöne Fabel", „nicht zu schelten" erteilen konnte. Joseph Görres hängte seiner Sammlung altdeutscher Volks- und Meisterlieder einen ganzen Schlußabschnitt „Legenden und geistliche Lieder" an. Und neben dem Volkslied stand die Volkssage nicht zurück, wie denn die Gebrüder Grimm in ihren Sagen- und Märchenbüchern zahlreiche legendarische Stoffe ans Licht gezogen. Diese ganze neuentdeckte Welt verfehlte ihres Eindruckes gerade auf die besten des Volkes nicht. Zwar fehlte es auch hier nicht an Widerspruch; aber das Volkslied siegte und wurde nun wieder als eine ebenbürtige Schwester der Kunstdichtung betrachtet und es waren nicht die schlechtesten Dichter, welche die einfachen Formen des Volksliedes nachzuahmen suchten. Das trifft nun auch für die Legendendichtung zu und gerade die Romantiker waren es, die auch diese Form der Legendendichtung sehr eifrig pflegten, wenn sie auch die einfache Naivität der Volkslegendendichtung nicht erreichten. So wurde die Legendendichtung wieder ein Gemeingut des ganzen deutschen Volkes, und wie tiefe Wurzeln sie gefaßt hatte, zeigt gleich die Zeit der nationalen Erhebung. Die Dichter der deutschen Freiheitskriege, Max v. Schenkendorf, Theodor Körner, E. M. Arndt, Heinrich v. Kleist und Friedrich Rückert, lauter Protestanten, machten gern von der Legende Gebrauch, um an ihr zu zeigen, was unerschrockener Mannesmut, verbunden mit festem Gottvertrauen, zu leisten vermag, oder auch, wie das Rückert in seiner Hubertuslegende tut, dem deutschen Volk einen Spiegel vorzuhalten, in dem es sein Abbild ungeschminkt schauen konnte.

Eine unerfreuliche Zeit in der deutschen Dichtung ist die Periode von etwa 1815 bis 1830. Es war im ganzen ein schwächliches Epigonengeschlecht, das mit der Aufklärungszeit eine sehr bedenkliche Aehnlichkeit hat. Zwei Kreise müssen hier wohl unterschieden werden, von denen der eine seinen Mittel-

punkt in Dresden, der andere in Berlin hatte. Der Hauptdichter des Dresdener Kreises war der von Platen so grimmig verfolgte und verhöhnte Friedrich Kind. Dieser Kreis pflegte die Legende, aber fast ganz im Geiste der Aufklärungszeit, weshalb es sich nicht verlohnt, näher darauf einzugehen; nur eine besondere Art von Legenden ist zu erwähnen, die mit Vorliebe in ihm gepflegt wurde: „etymologische" Legende nennt sie der Verfasser; richtiger würde man sie wohl „ätiologische" nennen. Gewisse Eigenschaften von Pflanzen und Tieren werden von legendarischen Ereignissen abgeleitet; so z. B. kommen die krummen Schnäbel der Kreuzschnäbel daher, daß sie sich beim Martertod Jesu vergeblich bemühten, die Nägel herauszuziehen.

Von weit größerer Bedeutung ist die Berliner Richtung, zu der hauptsächlich Eichendorff, Chamisso und Fouqué gehören. Eichendorff ist eigentlich noch Romantiker im besten Sinne des Wortes; Legenden hat er allerdings nur wenige gedichtet, aber den Ton der Volkspoesie hat er dabei besser getroffen als irgend ein Romantiker vor ihm. Chamisso hat seiner Vorliebe für das Grausig-Phantastische auch in seinen Legendendichtungen Ausdruck gegeben. Fouqué endlich entkleidet die Gestalten der Legende ihrer himmlischen Glorie; das religiöse Moment scheidet fast ganz aus und nur das rein menschliche Wohlgefallen an jenen zarten Erscheinungen bleibt zurück. Mit anderen Worten: bei ihm wird die Legende wieder stark verweltlicht. Auch bei den Dichtern der schwäbischen Schule war die Legendendichtung hoch in Ehre; namentlich Uhland interessierte sich sehr für sie. So schrieb er einmal an einen Freund: „Wo Sie in einem alten Buche eine schöne Kunde, Legende usw. finden, lassen Sie die nicht verloren gehen; wir haben ja so großen Mangel an poetischem Stoff." Ihm war es übrigens nicht um bloßen Stoff zu tun; durch symbolische Deutung suchte er ihm immer eine allgemein gültige Wahrheit abzugewinnen. Die Form war bei ihm in der Regel die Ballade, während Justinus Kerner das Volkslied zum Muster seiner Legenden wählte und Gustav Schwab der in behaglicher Breite sich ergehenden Verserzählung den Vorzug

gab. Das Beispiel der Schwaben fand auch bei anderen Dichtern Nachahmung. Indes ist nicht zu verkennen, daß die Legende in der Literatur der vornehmen Welt seit den 30er Jahren des vorigen Jahrhunderts sichtlich wieder zurücktritt; das moderne Publikum der höheren Stände scheint ihr keinen rechten Geschmack abgewinnen zu können. Damit ist freilich nicht gesagt, daß sie ganz aufgehört habe; sie ist nur nicht ein Gemeingut des ganzen deutschen Volkes; aber in den Kreisen gläubiger Christen, und zwar nicht bloß von Katholiken, sondern selbst von Protestanten erklingt ihr Lob nach wie vor und wir können getrost sagen, es wird nie verstummen, solange es noch christliche Dichter gibt. Mag immerhin die historische Kritik mit der Legende in ein scharfes Gericht gehen, bei den Dichtern wird sie auch in Zukunft ein trautes Heim finden.

R. Dr. H.

XL.

Die wirtschaftliche Tätigkeit der Kirche in Deutschland.

Diese großartige Aufgabe hat sich Prof. Dr. Sommerlad in Halle gesetzt und er sucht sie auch in großartiger Weise zu lösen. Zwei stattliche Foliobände behandeln die Zeit bis zu den Ottonen. Ueber den ersten Band, der die Vorgeschichte bis auf Karl den Großen mit Ausschluß des letzteren behandelte, wurde in den „Histor.-polit. Blättern" berichtet im zweiten Bande des Jahrgangs 1900 (126) S. 746. Der vorliegende zweite Band hat einen etwas engeren, weniger pompösen Druck, enthält daher viel mehr Stoff als der erste, der die Lage mehr in großen Linien zeichnet. Allerdings mischt sich in diesen reichen Stoff auch viel, was streng genommen nicht hergehört, namentlich kirchenrechtliches Material. Oft liest sich das Werk wie das deutsche Kirchenrecht von Löning, Sommerlads

Universitätskollegen. Die meisten Benützer wären dankbarer gewesen, wenn das Schwergewicht statt auf das Kirchenrecht sich auf die rein wirtschaftgeschichtliche Seite geneigt hätte, auf die Gefahr hin, daß das Werk eine deutsche Wirtschaftsgeschichte geworden wäre. Eine Ausdehnung nach dieser Richtung würde jeder leicht begreiflich finden, der bedenkt, wie alles, was wir von der älteren Wirtschaftsgeschichte wissen, sich fast ausnahmslos auf geistliche Güter und Grundherrschaften bezieht. Trotz des gewaltigen Stoffes, den der Verfasser bietet, tritt diese Tatsache nicht genügend hervor, daß die Wirtschaft der geistlichen Grundherrn, namentlich der Klöster vorbildlich wirkten. Meiner Auffassung nach, die ich in der Neuauflage meiner Kulturgeschichte des Mittelalters niederlege, von der eben *ein* Band erschienen ist, verdankt gerade Deutschland fast alles diesem Vorbilde: die Einführung der Stallfütterung, die Anlage der Wiesen, die Schätzung des Dunges, die Pflege der Winterfrüchte, die Durchführung der Dreifelderwirtschaft. Von diesen Errungenschaften wird viel zu viel Karl dem Großen zu gut geschrieben. Noch viel mehr Förderung erfuhr die deutsche Wirtschaft auf dem Gebiete des Gewerbes, wie schon die vielen römischen Worte beweisen, die unsere Sprache aufnahm. Die meisten derselben kamen nicht durch die Römer unmittelbar, sondern durch die Mönche vermittelt, den Deutschen zu, z. B. Tisch, Tafel, Pforte, Pflaster, Mauer, Büchse, Butte, Furche, Korb, Mantel u. s. f. In dieser Richtung hätten weitere Forschungen gewiß noch manches Resultat ergeben.

Ein anderer Uebelstand besteht darin, daß die Ueberfülle des Stoffes die Grundlinien verwischt. Es scheint, daß der Verfasser den Stoff selbst nicht ganz bewältigt und durchdrungen hat, jedenfalls hat er dem Leser die Uebersicht nicht erleichtert. Das Inhaltsverzeichnis am Anfang ist viel zu dürftig; auch dürften sich Kolumnentitel empfehlen. Im übrigen bietet die Darstellung und das Urteil wenig Stoff zur Kritik. Ich kann das um so ruhiger sagen, als ich das ganze Werk zu anderem Zwecke durchgearbeitet habe. Nur S. 59 ist mir das Schwanken über den Begriff des mittelalterlichen Vermögens aufgefallen; im späteren Mittelalter spielt die Vermögenssteuer eine große

Rolle. Freilich wissen die Nationalökonomen in der Regel nichts damit anzufangen. Selbst die Spezialarbeiten über die mittelalterlichen Steuern lassen einen im Stiche; hier sollte sich doch größere Klarheit erreichen lassen.

Im Zusammenhange damit möchten wir hinweisen auf die schöne Schrift von Georg Detten: Westfälisches Wirtschaftsleben im Mittelalter. Die Einteilung ist zwar etwas äußerlich und schließt sich an den Wirtschaftsstoff an und unterscheidet demnach den Wald und seine Nutzungen, das Gewässer, das Bier, die Mühlen, geht dann zum Bodenbau und zum Gewerbe über, behandelt hierauf die Bodenschätze, d. h. den Bergbau und schließt mit Straßen und Märkten. Innerhalb dieser Abteilungen werden Nachrichten aus allen Jahrhunderten des Mittelalters zusammengestellt. Infolge davon entsteht kein deutliches Bild über die gesamte Wirtschaftsentwicklung. Doch bleibt auch das so Gebotene sehr dankenswert, da es zum großen Teil aus primären Quellen geschöpft ist.

Um nochmals auf das Werk Sommerlads zurückzukommen, so sind wir auf die Fortsetzung sehr gespannt, nur fürchten wir, daß den Verfasser die Fülle des Materials allmählich erdrückt. Die Verhältnisse werden später immer verwickelter, das Urkundenmaterial ist unübersehbar. Hier Wesentliches und Unwesentliches zu scheiden, erfordert viel Besonnenheit und Umsicht.

Grupp.

XLI.

Zur Geschichte der Konflikte zwischen Unter- und Oberhaus im 19. Jahrhundert.

Die englische Nation ist in gewisser Beziehung die rtgeschrittenste aller Nationen, ihre Vertreter im Unterhaus ben im Gegensatz zu denen Deutschlands, Frankreichs und : Vereinigten Staaten größere Rechte und Vollmachten; ichwohl ist England konservativer als die meisten Verfungsstaaten, und hat sich in dem letzten Jahrhundert e Reihe von Eingriffen seitens des Oberhauses gefallen ssen, die in anderen Ländern unerhört sind. Schon in n dreißiger Jahren des letzten Jahrhunderts haben liberale d radikale Politiker den baldigen Sturz des Hauses der rds vorausgesagt und die breiten Massen des Volkes cht ohne Erfolg aufgehetzt. Die Bewegung verlief immer eder im Sande, teils weil die Lords, wenn die Strömung heftig war, einlenkten oder sich von ihr treiben ließen, ils weil ihre Gegner, von ihren konservativen Instinkten herrscht, ihre ganze Autorität einsetzten, um die altrwürdigen Institutionen des Landes zu erhalten. Wir ennen hier besonders Sir Robert Peel und William ladstone. Dank haben beide wenig geerntet: gleich als ären sie Umsturzmänner ohne Grundsätze, die nur niedereißen, aber nicht aufbauen könnten, wurden sie von den Tories auf das maßloseste verleumdet und als die Urheber

aller Wirren und inneren Konflikte bezeichnet, die sie in Wahrheit durch ihre Gesetzgebung beseitigten. Peel und Gladstone hätten den konservativen Lords und Anhängern erwidern können, daß die Lords durch die Revolution und den Bürgerkrieg schon längst hinweggefegt worden wären, wenn nicht sie durch zweckmäßige Reformen die Massen beschwichtigt hätten. Es würde uns zu weit führen, wenn wir alle gemeinnützigen Gesetzesvorschläge, welche durch die Lords entweder verstümmelt oder hinausgeschoben oder ganz vereitelt wurden, ausführlich behandelten: wir müssen die Leser auf die Geschichte Englands von Spencer-Walpole, die neuere Geschichte Englands von Herbert Paul 1846-95, vor allem aber auf Gladstones Leben von Morley verweisen und auf Bright's History of England, dessen vierter Band mit dem Jahre 1901 abbricht.

Die Geschichte der katholischen Emanzipation des Jahres 1829 ist so wohlbekannt, daß wir uns auf einige Bemerkungen beschränken können. Ganz abgesehen von allen andern Gründen waren die Minister verpflichtet, die von Pitt zugesagte Rechtsgleichheit den katholischen Iren zu gewähren, da die Katholiken alle möglichen Garantien geleistet und ihr ganzes Vertrauen auf gesetzliche Agitation gesetzt hatten. Ein Volksbeschluß hätte, wie oft von den Konservativen behauptet worden ist, eine Mehrheit gegen die Emanzipation ergeben: das bewiese jedoch nur, daß die Menge von den Predigern und Aristokraten verhetzt war und die Sachlage verkannte. Die Lords und die ganze konservative Partei machten es für die irische Nation unmöglich, für die Gesetzesakte dankbar zu sein, denn sie beraubten die irischen Pächter, durch deren Zusammenwirken O'Connell gewählt worden war, des Wahlrechtes.

Gehen wir zu der überaus wichtigen Reformbill über (1831/32). Die Freiheit, welche den niederen Klassen gewährt wurde, war eine scheinbare, sie waren nicht nur von allen Aemtern und Rechten ausgeschlossen, sondern mußten auch

zusehen, daß die gegen manche Fehler der niederen Klassen gerichteten Gesetze gegen Bettelei, Vertragsbruch, Diebstahl und Raub immer mehr verschärft, dagegen alle Anträge, welche die Erleichterung des Loses der niederen Klassen bezweckten, verworfen wurden. Wir erinnern hier nur an die Fabrikgesetzgebung. (Vgl. diese Blätter Bd. 134 S. 384 ff.)

Die Langmut der niederen Klassen war erschöpft, sie schrieben die Tyrannei der höheren Klassen dem Umstand zu, daß sie keine Vertreter ins Parlament schicken könnten. Die mittleren Klassen in den Städten schlossen sich der Bewegung an, denn sie betrachteten es als schmachvoll, daß ungefähr 100 verfallene Burgflecken mit einer Bevölkerung von je 2—4000 Seelen je einen oder gar je zwei Parlamentsmitglieder wählten, daß aus der gesamten Bevölkerung des Burgfleckens vielleicht nur ein von dem Großgrundbesitzer abhängiges Dutzend das Wahlrecht ausübte, d. h. den dem Landlord genehmen Kandidaten ins Parlament schickte. Mit Recht waren die großen Kaufleute, Fabrikanten, Kapitalisten von Industriestädten wie Birmingham, Manchester und Liverpool empört, daß sie, die den Grund zum allgemeinen Wohlstand gelegt, keine Vertreter im Parlament hatten. Dank dem Zusammenwirken der Arbeiter und der mittleren Klassen in den großen und kleinen Städten, dank der mit großer Rührigkeit von den zahlreichen Vereinen betriebenen Agitation, dank dem vom Ausland geübten Einfluße, stand die Regierung einer allgemeinen Erhebung, die in Revolution auszuarten drohte, machtlos gegenüber.

Der leichteren Uebersicht wegen stellen wir hier die Hauptdaten der der Reformbill vorhergehenden Agitation zusammen:

Juli 1830: Allgemeine Wahl nach dem Tode Georgs IV. Erfolge der Reform; Nov. 2.: Niederlage des Herzogs von Wellington im Unterhaus, Grey bildet das erste Reformministerium. 1831. 1. März die erste Reformbill eingebracht, wird in zweiter Lesung mit „einer" Stimme Mehrheit an-

genommen, am 31. März aber im Parlamentsausschuß mit 8 Stimmen Mehrheit verworfen. 22. April: Parlamentsauflösung und zweite Wahl; Juli: Zusammentreten des neuen Parlaments, Mehrheit von 136 Stimmen für die Bill in der zweiten Lesung, der Kampf im Ausschuß dauert 40 Tage. 21. September: Dritte Lesung, Mehrheit von 109 Stimmen. 7. Oktober: Die Lords verwerfen die Bill mit Mehrheit von 41 Stimmen. Okt.—Nov.: Vertrauensvotum für die Minister im Unterhaus, Aufruhr in Bristol. 12. Dez.: Eine zweite Reformbill wird eingebracht, 23. März 1832 mit 116 Stimmen Mehrheit im Unterhaus angenommen, erhält im Oberhaus in zweiter Lesung 9 Stimmen Mehrheit, wird aber endgültig verworfen. Grey verlangt vom König einen Pairsschub, dieser weigert sich; Grey fordert seine Entlassung. Wellington bildet ein neues Ministerium. 200,000 Männer von Birmingham drohen nach London zu marschieren. Vertrauensvotum für Grey im Unterhaus. 18. Mai: Grey kehrt zurück, erhält die Erlaubnis, Pairs zu ernennen, die Lords geben nach. 4. Juni: Die Bill wird mit einer Mehrheit von 84 Stimmen angenommen.

Nach dem Benehmen der Lords zu schließen, hätte man eine grundstürzende Maßnahme erwarten dürfen; im Grunde war es eine elende Flickerei, eine ungenügende Abschlagszahlung. Das platte Land wurde auf Kosten der Städte begünstigt; die unbefugte Beeinflussung der Wahlen durch die Lords war nicht beschränkt; 58 verfallene Burgflecken verloren ihre Abgeordneten, 30 sandten statt 2 nur einen Vertreter. Anstatt alle diese freigewordenen Sitze an die großen Mittelpunkte der Industrie zu übertragen, wurden 65 an die Grafschaften verteilt. 22 große Städte erhielten das Recht, je zwei Abgeordnete zu wählen, 21 kleinere je einen. Auch jetzt noch war die Zahl der Wähler gering, in einigen Städten konnten nur Freisassen wählen. Wie in Irland wurden nur die zugelassen, welche ein Einkommen von 200 Sh. besaßen; früher hatte eines von 40 Sh. genügt. In den französischen, deutschen und andern Parlamenten des Kontinents begnügt man sich nicht mit halben Maßregeln und

vermeidet dadurch die beständigen Konflikte und Reibungen. Nachdem man die Richtigkeit eines Grundsatzes erkannt hat, zieht man die praktischen Schlüsse.

Die englischen Lords verabscheuten alle Theorien und betrachteten alle Machtfragen von ihrem eigennützigen Standpunkt aus. Sie sahen in einem Pairsschub ein größeres Uebel als in Abschaffung ihrer Vorrechte in den verfallenen Burgflecken; an dem Gemeinwohl lag ihnen, so sehr sie das Gegenteil beteuerten, wenig. Die Vertreter der Staatskirche im Oberhaus waren natürlich weit schuldbarer als die Lords, denn sie mußten kraft ihres Berufes die Anwälte und Beschützer der Armen sein. Von höheren Gesichtspunkten ließen sie sich nicht bestimmen. Es war ein offenes Geheimnis, daß die Lords sich nur aus Furcht vor einer Empörung der breiten Massen, der Drohung der Mittelklassen, ihre Gelder den Banken zu entziehen und einen Krach herbeizuführen, bestimmen ließen. Die niederen Klassen Englands haben den höheren gegenüber eine seltene Geduld an den Tag gelegt und mit Abschlagszahlungen vorlieb genommen.

Eine der lästigsten Steuern für die mittleren Klassen war die Papiersteuer, die der Regierung ungefähr 1'000,000 Pfd. Sterl. einbrachte. Je mehr die Presse an Einfluß und Verbreitung gewann, desto bitterer ward es empfunden, daß die niederen Klassen der Zeitungen und Zeitschriften entbehren mußten, weil der Preis derselben 4—5 d betrug, also viel zu hoch war. Die höheren Klassen wünschten die Beibehaltung der Steuer, weil sie die Presse fürchteten und die Erörterung politischer Fragen seitens derselben ungern sahen. Sie wollten nicht sehen, daß die Presse gerade so gut Nutzen wie Schaden stiften kann. Heutzutage bedienen sich die Konservativen ganz besonders der Presse, um ihren Ansichten Eingang zu verschaffen, und verdanken ihr, da sie über größere Summen verfügen als die Liberalen, einen Teil ihres Einflusses. Gladstone, der damalige Schatzmeister, beantragte in dem Budget von 1860 die Unterdrückung dieser

Steuer, stieß aber seitens der Konservativen und mancher Liberalen, wie Lord Palmerston, auf heftigen Widerstand, während das Volk seine Maßnahme mit Jubel begrüßte und die alte Steuer eine Besteuerung der Kenntnisse nannte und einen Versuch, jede Kritik der Parteien im Parlament zu verhindern. Palmerston entblödete sich nicht, mit der Erklärung hervorzutreten, die Lords würden durch die Verwerfung der Bill großen Segen stiften. Sie täuschten seine Erwartung nicht. Von dem 85jährigen Lord Lyndhurst aufgestachelt und durch die zahlreichen Klubs Londons ermutigt, faßten sie Mut und lehnten die Bill mit einer Mehrheit von 85 Stimmen ab. Hiedurch warfen sie dem Unterhaus den Fehdehandschuh hin und bestritten ihm das mit Eifersucht gehütete Recht, finanzielle Anträge selbständig durchzusetzen. Palmerston und Lord John Russell wollten die Sache auf sich beruhen lassen, aber Gladstone legte sich ins Mittel, zog die Mehrheit seiner Kollegen im Ministerrat auf seine Seite und setzte drei Resolutionen auf, die vom Premier dem Unterhaus vorgelegt werden mußten. Des letzteren Bemühungen, die scharfen Spitzen abzustumpfen, waren erfolglos, denn Gladstone bezeichnete das Vorgehen der Lords als eine tollkühne Neuerung und zog auch das Unterhaus auf seine Seite. Dieses Vorrecht, finanzielle Fragen allein zu entscheiden, datierte bekanntlich vom Jahre 1671 und wurde sieben Jahre später durch einen Zusatz erläutert und also erweitert: „Alle Finanzanträge sollten vom Unterhaus ausgehen, das die Verwendung der Gelder regelt, von den Lords aber weder abgeändert, noch verworfen werden." Die Lords machten geltend, sie hätten einige Anträge abgeändert und zurückgewiesen; aber man entgegnete ihnen, die Aenderungen seien zu geringfügig gewesen und bildeten keinen Präzedenzfall für eine so wichtige Angelegenheit. Um die Lords in Verlegenheit zu bringen, wurden alle Finanzmaßregeln des Jahres 1861 en bloc vorgelegt und die Lords vor die Alternative gestellt, alle anzunehmen oder zu verwerfen. Die

Lords würden klüger daran getan haben, die allgemeine Bildung nach Kräften zu fördern und den Massen den Beweis zu liefern, daß sie die Verbreitung der allgemeinen Bildung gerne sähen und den Kastengeist verabscheuten.

Dank der Vermittlung der Königin und der Gewandtheit des Erzbischofs Tait wurde 1869 der Konflikt zwischen dem Unterhaus und den Lords ausgeglichen, letztere willigten endlich in die Abschaffung der irischen Staatskirche und die Verwendung eines Teiles des eingezogenen Kirchengutes für Schulen und andere gemeinnützige Zwecke, gaben sich aber durch ihr Feilschen eine arge Blöße. Sie gaben 1879 nicht eher nach, bis sie für die Geistlichen der entstaatlichten Kirche, für die Gladstone sehr gut gesorgt hatte, noch 1,000,000 Pfd. Sterl. erpreßten. Katholiken und Protestanten hatten die irische Staatskirche allgemein als den unfruchtbaren Baum, andere als den Giftbaum bezeichnet, der ausgehauen zu werden verdient, und waren nicht wenig empört, daß diese Schmarotzer, welche sich vom Fett des Landes genährt, während seine Bebauer in Lumpen gekleidet waren und darbten, für ihre Indolenz und ihr ärgerliches Leben noch besondere Belohnungen erhielten. Sie besaßen in den Augen der Lords das eine Verdienst, daß sie durch die Bande der Blutsverwandtschaft mit den Lords verbunden waren. Die Konsequenz und das einträchtige Zusammengehen der Lords des vereinigten Königreiches, die Entschiedenheit, mit der die Pairs von England, Schottland und Irland ihre Sonderinteressen der Wohlfahrt des ganzen Standes unterordnen, wäre den Liberalen der verschiedenen Länder sehr zu wünschen, denn durch ihr einträchtiges und beharrliches Vorgehen würden sie die Intriguen und Anschläge der Lords vereitelt und die Beschwerden der niederen Klassen längst abgestellt haben. Wenn die soziale Gesetzgebung in Frankreich und namentlich in Deutschland der englischen weit vorausgeeilt ist, so tragen die Lords die Hauptschuld. Die Weiseren unter ihnen schämen sich ihres früheren Betragens und

können nur schwer begreifen, wie sie eine so klägliche Rolle spielen konnten, z. B. in der Armeereform, die zur Abschaffung des Kaufs und Verkaufs der Offizierstellen führte.

Der hohe und niedere Adel besaß auch nach der französischen Revolution das Monopol des auswärtigen Zivildienstes und fast aller Offizierstellen, die wie jeder andere Handelsartikel käuflich erworben wurden. Das Verkehrte und Verderbliche dieses Systems, kraft dessen nicht nur die erste Charge, sondern auch alle höheren Stellen gekauft werden mußten, war besonders im Krimkriege zutage getreten; die Klagen der Militär- und Zivilbeamten waren indessen wirkungslos verhallt. Erst die furchtbaren Niederlagen der Franzosen 1870 öffneten dem englischen Publikum die Augen. Die liberalen Minister machten sich die Stimmung des Volkes zu nutze und beschlossen eine gründliche Reform einzuführen. Der Premier Gladstone fand an Lord Cardwell den Mann, den er brauchte. Kein Geringerer als Lord Wolseley, der beste englische General, kann nicht genug Worte des Lobes für Cardwell finden, den er als den tüchtigsten Kriegsminister bezeichnet, den England je besessen hat.

Manche Maßnahmen, z. B. der kurze Dienst in der Armee, die Bildung einer Reserve, in welche die entlassenen Soldaten eingereiht wurden, konnten damals als gefährliche Neuerungen bezeichnet werden; aber der Vorschlag, den Kauf und Verkauf von Offizierstellen abzuschaffen, war nichts mehr als die Einschärfung eines alten Verbotes (der Gesetzesakte 491 Georg's III.). Leider wurde in der Akte dem König die Dispensgewalt verliehen, und wurde die Ausnahme späterhin zur Regel. Das Ministerium hätte das Parlament umgehen und direkt von der Königin die Abschaffung der Dispense fordern können, zog es aber vor, die Frage dem Parlament zu unterbreiten. Das Unterhaus hieß die Bill nach heftigem Widerstand seitens der Militärs gut; im Oberhaus aber und in den militärischen Kreisen erhob sich ein Sturm des Unwillens, wie er bei einer militärischen in

ihren Interessen geschädigten Kaste üblich ist. Auch die gemäßigten Lords stürzten sich in das Getümmel der Schlacht und suchten die Annahme der Bill zu verhindern. Notgedrungen wandte sich Gladstone an die Königin und beantragte die Aufhebung der Dispense kraft königlichen Mandats. Die Radikalen im Kabinett und im Parlament mißbilligten diese Maßnahme, welche zur Stärkung der königlichen Gewalt beizutragen schien; aber Gladstone ging von dem richtigen Gedanken aus: Eine Schwalbe macht keinen Sommer, ein Eingreifen der Königin auf den Wunsch des Kabinetts hin ist konstitutionell und ungefährlich; denn der König ist gerade so gut wie das Oberhaus ein integrierender Teil der Staatsgewalt. Nicht Gladstone machte sich eines ungesetzlichen Aktes schuldig, sondern das Oberhaus. Der Ausspruch des Grafen Grey in seiner Antwort auf die Rede Wellingtons (17. Mai 1832 ‚Hansard' T. X., S. 1006), die dies beweist, ist nie widerlegt worden. „Wenn", so sagt er, „eine Mehrheit dieses Hauses die Macht besäße, der Krone und dem Unterhaus entgegenzuhandeln, und diese Gewalt, ohne irgend einem Hindernis oder einer Kontrolle unterworfen zu sein, ausübte, dann wäre die Verfassung vollständig verändert, dann wäre die Regierung nicht länger eine beschränkte Monarchie, sie bestände nicht länger aus Krone, Lords, Gemeinen, sondern bildete ein Anhängsel des Hauses der Lords; dieses aber wäre eine Oligarchie für sich, die despotisch über die andern herrscht."

Selbst die wärmsten Bewunderer wagen es nicht zu behaupten, daß die Lords nichts weiter beabsichtigt hätten, als das Unterhaus vor überstürzten Maßnahmen zu bewahren, daß das Volk beständig hinter ihnen gestanden hätte, daß sie nur dem klar und deutlich ausgesprochenen Willen desselben stets Folge geleistet und die liberale Regierung mit derselben Rücksicht behandelt hätten wie die konservative. Die Geschichte des 19. Jahrhunderts liefert uns eine Reihe von Beispielen, die zeigen, daß die von den Liberalen an

das Oberhaus geschickten Gesetze verstümmelt, verworfen aber sobald sie von den Konservativen kamen, sofort angenommen wurden, sogar wenn sie nach Inhalt und Form den Liberalen entlehnt waren. Es ist eine Anomalie, daß das vom Volk erwählte Unterhaus je nach der vorherrschenden Stimmung des Volkes wechsle, aber das aus erblichen Pairs bestehende Oberhaus sich stets gleich bleibe, an den außerordentlichen Bewegungen, welche dem Lande überwiegende liberale Mehrheiten gegeben hat, durchaus keinen Teil nehme. Auf dem Kontinent hätte sich eine solche Sonderstellung nicht behaupten lassen; in England dachten viele wie Gladstone und meinten, die Lords seien das Bollwerk des Königtums, würden sie hinweggefegt, so wäre die Krone sofort den bittersten Angriffen ausgesetzt. Es ist nicht wahrscheinlich, daß die Radikalen und die Vertreter der Arbeiterklasse sich von solchen Rücksichten leiten lassen, denn sie sehen in den Lords die bittersten Gegner der agrarischen und anderer wirtschaftlichen Reformen und sind nicht gewillt sich von denselben zu Neuwahlen drängen zu lassen, die sehr unbequem sind und viel Geld kosten. Das tiefe Stillschweigen das die liberale Partei beobachtet, läßt vermuten, daß sie einen Hauptschlag vorbereitet, der eine Umgestaltung des Oberhauses beabsichtigt. Die Konstitution ist bekanntlich sehr dehnbar. Da die Initiative vom Unterhaus ausgeht, wird es sehr leicht sein, die Lords zu überrumpeln. Die nächsten Wochen werden den Feldzugsplan des Ministeriums enthüllen. Die Verbindung der Lords mit der Staatskirche und die Agitation gegen Ritualismus und Priesterherrschaft wird eine große Rolle spielen.

In dem neuen Parlamente sitzt eine Reihe sehr gewandter demokratischer Redner und Schriftsteller, welche die schlimmen Folgen der Kurzsichtigkeit und des Eigennutzes der Lords in den düstersten Farben schildern und namentlich die Entfernung der Staatsbischöfe aus dem Oberhaus beantragen werden. Die Nonconformisten haben es bitter empfunden, daß,

während die Staatskirche in ihren Bischöfen, ja sogar die Katholiken in ihren katholischen Lords Vertreter im Oberhaus hatten, sie selbst keinen Verteidiger ihrer Forderungen besaßen. Die Eifersucht auf den politischen Einfluß der anglikanischen Prälaten hat in den letzten Jahren neue Nahrung erhalten, während die Christlich-Sozialen unter dem anglikanischen Klerus seit dem Tode Westcotts und Temples an Einfluß abgenommen haben. Die nächste Zukunft dürfte manche Überraschungen, vor allem manche soziale Reformen bringen, und wäre es auch nur, um das Emporkommen einer Partei von Sozialisten zu verhindern. A.

XLII.

Die mittelalterliche Scholastik nach ihrem Umfange und Charakter.

(Schluß.)

Sollen wir also jeden Versuch, für die mittelalterliche Scholastik eine sachlich begründete Charakteristik ausfindig zu machen, für hoffnungslos halten? Soweit gehen wir nicht. Das Besagte hat uns doch schließlich nur überzeugt, daß so vielgestaltige fast tausendjährige Geistesgebilde, wie die mittelalterliche Scholastik eine solche bildet, in keiner Hinsicht nach bestimmten Erfolgen einheitlich charakterisiert werden können. Diese Erfahrung wird man bei größeren historischen Charakteristiken immer machen können. Das schließt aber noch nicht aus, daß es nicht gewisse große, gewaltige Geistestendenzen gibt, welche ganzen Epochen ihr Gepräge aufdrücken und sie beherrschen, trotz den faktisch ganz verschiedenen Forschungsresultaten und den wirr durcheinander

wogenden und einander bekämpfenden Sonderströmungen derselben Zeit, und die eigentlich den letzten, tiefsten und allgemeinsten Erklärungsgrund bilden sowohl für den hochwogenden Geisteskampf der betreffenden Periode im allgemeinen, als auch ihrer Einzelerscheinungen, sogar ihrer Gegensätze. Man darf nie vergessen, daß der menschliche Geist stets höhere und weitere Ziele erstrebt, als seine besten Resultate anzeigen, und daß das, was ganze Völker und große Epochen angestrebt haben, in Wirklichkeit nur von Wenigen erreicht wurde, während der große Haufe auf dem Wege zum vorgesteckten Ziele sich verliert oder doch sicher zurückbleibt. Gibt es in der mittelalterlichen Scholastik eine solche, alles Vielgestaltige beherrschende Geistestendenz? Wir glauben es, können aber den Beweis hiefür nicht erbringen, ohne das Mittelalter in Beziehung zu bringen mit früheren und späteren Zeiten.

Wenn wir die Philosophie in ihrer ganzen historischen Entwicklung als Tendenz des menschlichen Geistes: die großen Welt- und Lebensfragen zu lösen, charakterisieren, so wird gegen diese Charakteristik der Philosophie im allgemeinen nicht viel einzuwenden sein, da sie tatsächlich alle philosophischen Systeme, Auffassungen und Lösungsresultate umfaßt — selbst die skeptischen. Die weitere Frage ist nur die: ob diese Tendenz, welche der Philosophie der alten, mittleren und neueren Zeit gemeinsam ist, vielleicht in der griechischen Philosophie einen wesentlich anderen Charakter hatte, als in der mittleren Zeit, und hier wieder, als in der modernen Philosophie. Auch daran zweifeln wir nicht.

Soweit, meint E. Zeller, gehen die mittelalterliche und griechische Philosophie auseinander, als der christliche Geist, dem die erstere entsprungen, vom griechischen, der die letztere erzeugte, sich unterscheidet. Wie daher der griechische Geist, unabhängig von der religiösen Autorität, „das Göttliche zuerst in der Natur sucht“, der Christ aber, „dem aller Wert und alle Berechtigung des natürlichen Daseins ver-

hwindet", — „vor den Irrwegen der fleiſchlichen,, durch
ie Sünde verfinſterten Vernunft zu einer Offenbarung ſich
üchtet", und wie der erſtere „im menſchlichen Leben jene
höne Einheit von Geiſt und Natur anſtrebt", welche die
riechiſche Sittlichkeit ausmacht, das Ideal des andern aber
n einer Aszeſe liegt, die „alle Verbindung zwiſchen Vernunft
nd Sittlichkeit abbricht" und die „ſtatt der menſchlich
ämpfenden und genießenden Heroen" „Heilige von mönchiſcher
Apathie", ſtatt der ſinnlich begehrenden Götter geſchlechtsloſe
Engel, ſtatt eines Zeus, der alle irdiſchen Genüſſe mit-
urchlebt und rechtfertigt, einen Gott hat, der Menſch wird,
m ſie durch „ſeinen Tod tatſächlich zu verdammen", ſo beſteht
uch zwiſchen griechiſcher und mittelalterlicher Philoſophie
ie gleiche Kluft. Die erſtere iſt groß geworden durch die
reiheit des Geiſtes, wandte ſich zur Natur, arbeitet für
ie Erde und den Staat, ſchafft die Einheit des Geiſtes und
er Natur; die letztere, die Naturkenntnis vernachläſſigend,
ührt zur Offenbarung hin, arbeitet für den Himmel und die
irche und ſteht dem ſinnlichen Leben feindſelig gegenüber.[1])

Ed. Zeller verſteht es nun einmal, die Dinge ſo dar-
zuſtellen, daß ſie auf den erſten Blick wahr erſcheinen, auch
enn ſie es nicht ſind, und daß man bei ihm ſtets wohl
cht geben muß auf die Prämiſſen, aus denen er ſeine
Schlüſſe zieht. Wir haben uns bei dieſer intereſſanten
Gegenüberſtellung doch ernſtlich gefragt, ob es denn dem
erühmten Verfaſſer der „Philoſophie der Griechen" nicht
ekannt ſei, erſtens: daß gerade die meiſten, edelſten und
rößten Griechenphiloſophen, wie ein Heraklit, Anaxagoras,
Pythagoras, die Eleaten, Sokrates, Plato und Ariſtoteles auf
ene „menſchlich genießenden Götter" nicht gut zu ſprechen
ind und hierin in offenem Gegenſatze ſtehen zu dem viel-

1) Die Philoſophie der Griechen. I. 1. S. 122–125. (5. Aufl. 1892). Dazu von demſelben: Grundriß der Geſchichte der griechiſchen Philoſophie. Leipzig 1905. S. 24 ff.

gepriesenen griechischen Geiste; zweitens: daß nicht das Christentum die Kluft zwischen Geist und Sinnlichkeit aufgeworfen, sondern einer der größten Griechenphilosophen, Plato, dem das Menschenleben nur eine Flucht der Seele aus dem Sinnlichen zur Gottheit ist; daß aber wohl das Christentum es gewesen, welches die Brücken über diese Kluft geschlagen, und zwar in der großartigsten Weise durch die Menschwerdung Gottes, dessen Lehre über die Auferstehung des Körpers einen weiteren Gegenbeweis bildet, dessen Tod nur Zeller als Verdammung des Sinnlichen bezeichnen kann, und dessen eigene Auferstehung in den Augen des Christen den gewaltigen Schlußstein für den Beweis bildet, wie gan[z] anders das Christentum über den Wert des Körperliche[n] denkt, als Zeller es sich vorgestellt hat; drittens: daß dahe[r] das Christentum, wie schon Dr. Schneider[1]) sehr energisc[h] betonte, das diesseitige irdische Leben nie geringachten[d] unterschätzt hat, wohl aber zeitweilig gewisse Sonderrichtunge[n] im Christentum, die gerade vom Platonismus zu stark sic[h] beeinflussen ließen.

Eine Tatsache aber, die uns für die Charakteristik de[r] griechischen Philosophie wichtig erscheint, heben wir hier im Anschlusse an das Gesagte hervor: die griechischen Philosophen standen zumeist in schroffem Gegensatze zu jener griechischen Volksreligion, welche teils allgemein, teils und vor allem in ihren Lokalformen die Gottheiten in so unwürdiger Weise sich vorstellte und verehrte.[2]) Hiefür leg[t] die pythagoreische Schule Zeugnis ab, die bitteren Klage[n] eines Heraklit und Xenophanes, die Geistesrichtung eine[s]

1) Das andere Leben. Paderborn 1904. S. 17 ff.

2) Von jener Volksreligion sagt Tennemann zutreffend: „eine solche sinnliche Religion mit groben ungeläuterten Begriffen mußte sehr bald bei steigender Aufklärung und Entwicklung der Vernunft in einem Mißverhältnisse erscheinen, welches bald Unglauben, bald Versuche zur Reinigung und Veredelung zur Folge hatte". (Gesch. d. Philosophie. Leipzig 1798. Bd. I. S. 12.)

Anaxagoras, die Geistesrichtung und Lebensschicksale eines Sokrates und Aristoteles, der zynische Spott, mit welchem Plato gewisse Religionsauffassungen geißelt,[1]) samt den vielen Klagen auf ἀσέβεια, die gegen Philosophen geführt wurden und auf welche Lange und Cohen berechtigterweise aufmerksam machten.[2]) Jenen Volksglauben verachteten eigentlich alle Philosophen, einige wenige, wie die Atomisten und Sophisten, weil sie überhaupt irreligiös waren; andere, und zwar die weitaus große Mehrzahl, weil sie zu reineren, richtigeren religiösen Auffassungen sich durchzuringen bestrebt waren, wie Dr. Otten ganz zutreffend bemerkt hat.[3]) Für alle aber war der religiöse Niedergang und die teilweise geradezu monströsen Auswüchse des griechischen Volksglaubens ein starker, sehr intensiver Ansporn, auf die bloße Menschenvernunft ein um so größeres Vertrauen zu setzen, in der Hoffnung, durch sie und vor allem durch sie zu solideren Resultaten hinsichtlich der zu lösenden Welt- und Lebensfragen zu gelangen. Deswegen glauben wir ein Merkmal der ganzen griechischen Philosophie namhaft zu machen, wenn wir sie charakterisieren als Geistestendenz, welche im vollen, frischen Vertrauen auf die menschliche Vernunft, unabhängig von dem entarteten griechischen Volksglauben, für die großen Welt- und Lebensfragen befriedigende Lösungen zu geben bestrebt ist.

Die kühnen Versuche des griechischen Geistes haben zu großen Resultaten geführt, aber befriedigt haben dieselben den menschlichen Geist nicht. Beweis hiefür waren die kläglichen Erscheinungen in den nacharistotelischen Schulen der Stoiker, Epikureer und Skeptiker, in denen zu Athen und Rom der alte Geist sich auslebte. Beweis hiefür ist

1) Tim. 40 (ed. Did.); Resp. II. 377—381; Phil. 33. B. Leg. X 905 D; XII 941.

2) Geschichte des Materialismus von F. A. Lange, bearbeitet von H. Cohen. Leipzig 1902. Bd. I. S. 2—3 u. 124 f.

3) Einleitung in d. Gesch. d. Philosophie. Paderborn 1895. S. 56 ff.

endlich jene völlige Entmutigung und Verzagtheit, die unmittelbar vor Christus auch der besten und gründlichsten Denker sich bemächtigte, eine historische Erscheinung von solcher Evidenz und universalem Charakter im höheren Geistesleben der Völker, daß niemand sie leugnen kann, und daß gerade Historiker wie Ueberweg[1]), Deussen[2]), Schwegler[3]) und Zeller[4]) sie mit der daraus entsprungenen Sehnsucht nach höheren Erkenntnisquellen als das Charakteristische jener Zeit bezeichnen, und die zugleich auf Christus als den Markstein in der Geschichte des höheren Denkens offenkundig hinweist. Hier beginnt daher auch für die philosophische Forschungsentwicklung eine neue Epoche, indem die ehedem nur auf sich angewiesene Vernunft wieder der religiösen Autorität sich zuwendet, um in Verbindung mit

---

1) Ueberweg-Heinze (8. Aufl.) I. S. 312.

2) „Der dritte und letzte ursprüngliche Kulturkreis ist der der griechischen und römischen Welt und die schönste Blüte desselben die Philosophie der Griechen, welche eine Fülle der wertvollsten Gedanken entfaltete und doch mit all dem Großen, was sie bot und noch heute bietet, nicht imstande war, den Anforderungen des Kopfes wie des Herzens zu genügen. Daher geschah es, daß zu Anfang unserer Zeitrechnung ein Gefühl der Leere und des Bedürfnisses sich ausbildete. . . .“ Allgem. Geschichte der Phil. Leipzig 1894. Bd. I. Abt. 1. S. 11.

3) Geschichte der Philosophie im Umriß. S. 187. „Die Systeme der Subjektivität beweisen, welche Entwicklung der antike Geist in den zwei letzten Jahrhunderten vor Christus genommen hat. Mürrisch, unbefriedigt, gleichgültig gegen die objektive Welt zog sich das Subjekt auf sich selbst zurück. . . Der Zweifel an allem, was einst der alten Welt als wahr und gut gegolten, erzeugte statt der vermeinten Seelenruhe vielmehr das Gegenteil; der sehnsüchtige Drang nach etwas Höherem . . nach einem absolut Gewissen machte sich geltend“.

4) Philosophie der Griechen. III,[3] S. 70 ff. 420 ff. „Das Gefühl der Gottentfremdung, die Sehnsucht nach höherer Offenbarung ist den letzten Jahrhunderten der alten Welt überhaupt eigen“.

religiösem Glauben[1]), religiöser Autorität die großen Lebensfragen befriedigender zu lösen, oder doch wenigstens jene von der Vernunft gegebenen Lösungen durch die religiöse Autorität bestätigen zu lassen. Es ringt sich hier mit einem Worte jener große Gedanke durch, welcher anderthalbtausend Jahre beherrschte: Glaube und Wissen sollen Hand in Hand miteinander gehen.

Es gibt in Wirklichkeit sehr wenige namhafte Historiker, die auf die soeben erwähnte Erscheinung, welche am Ausgange der alten Welt allüberall zutage tritt, nicht hinweisen als auf eine ganz neue Wendung der menschlichen Geistesentwicklung. Und dennoch wagt man es merkwürdigerweise nicht, die jüdisch-alexandrinische Forschung und den späteren heidnischen Neuplatonismus, die doch beide so offenkundig unter dem gleichen neuen Zeitgeiste, d. h. der Tendenz: Philosophie und religiösen Glauben zu verbinden, stehen, zur zweiten Periode der Geschichte der Philosophie zu rechnen. Sie gehören aber doch dazu. Einem innersten, universalsten Bedürfnisse des Völkerlebens entsprungen, beherrscht jenes Streben: Philosophie und religiösen Glauben miteinander zu verbinden, alle bedeutenderen Geisteserscheinungen jener Zeit: jüdische, heidnische und christliche.[2]) Es offenbart sich zur Zeit Christi selbst in der philonisch-alexandrinischen Schule, wo alttestamentlicher Glaube mit griechischer Philosophie — speziell platonischer — sich verbindet. Wie ein roter Faden durchzieht diese Tendenz Philos Gotteslehre, seine Ansicht

1) Wir reden hier ausdrücklich von „religiösem Glauben" d. h. von Ansichten, die auf Grund irgend einer religiösen Autorität hingenommen werden. Die Historiker reden gewöhnlich von einer Verbindung der Philosophie mit „Religion". „Religion" und „religiöser Glaube" sind aber offenbar Begriffe, die sich nicht decken, da es auch eine Vernunftreligion gibt. Mit Religion war auch die griechische Philosophie verbunden.

2) Vergl. Ueberweg-Heinze. Bd. I. S. 312 (8. Auflage.) Zeller, Philosophie der Griechen. III. 2. S. 70 u. 420 ff.

über die Mittelwesen und über die sichtbare Welt. Es tritt wieder hervor bei den Gnostikern, welche, im Wahne die besten Christen zu sein, den neutestamentlichen Glauben in der fatalsten Weise teils mit griechischer Philosophie, teils mit persisch-orientalischen religiösen Voraussetzungen verbinden. Wiederum beherrscht es den heidnischen Neuplatonismus, der schon bei Plotin (204—269) von zahlreichen heidnischen Glaubensanschauungen infiltriert, unter Jamblich († 333) geradezu zum bloßen Verteidiger des heidnischen Polytheismus herabsinkt, während bei den Kirchenvätern und christlichen Schriftstellern die Philosophie gleichzeitig zur Waffenträgerin des christlichen Glaubens geworden war.

Der gleiche Zeitgeist beherrscht auch das Mittelalter. Religiöser Glaube und Wissen sollen Hand in Hand miteinander gehen. In der mittelalterlich-arabischen Philosophie eines Al Kindî, Alfârâbi, Ibn Sina und Averröes sollen Koranglaube und Philosophie miteinander in Harmonie gebracht werden. Wie häufig faktisch diese Harmonie gefährdet war, ist bekannt. Aber die Ueberzeugung, daß sie einander nicht widersprechen, und die Absicht, sie in Harmonie zu bringen, hat keiner entschiedener zum Ausdrucke gebracht als der Verdächtigste — Averröes —, wenn er sagt: „Die Philosophie ist die Freundin der Religion (des Korans) und ihre Milchschwester und die Verletzung (dieser Freundschaft), die von solchen herkommt, die Philosophie zu treiben behaupten, ist die Aergste.“ [1]) — Die mittelalterliche jüdische Philosophie eines Ibn Gebirol und Moses Maimonides will den jüdischen Glauben mit der Philosophie in Harmonie bringen.

Vom gleichen Grundgedanken ist nun auch die abendländische Scholastik beseelt. Sie will die Vernunftforschung mit dem von der Kirche gehüteten christlichen Glauben in Einklang bringen. Gewiß wurde diese Harmonie faktisch

---

1) „Harmonie der Religion und Philosophie“, ins Deutsche übersetzt von Marcus Jos. Müller. München 1875. S. 25.

häufig gestört, indem die Forschungsresultate im einzelnen Falle mit dem Glauben nicht übereinstimmten. Hiefür zeugen die mannigfaltigsten kirchlichen Verurteilungen. Das bestätigen allein schon die Namen: Scotus Erigena, Roscelin, Gottschalk, Abälard. Aber auch sie waren Männer der Kirche, von der Ueberzeugung getragen, daß kirchlicher Glaube und Vernunftwissen einander nicht widersprechen können; Männer, denen es ferne stand, das Prinzip der kirchlichen Autorität an sich zu beanstanden. Nichts ist doch schließlich dem christlichen Mittelalter eigentümlicher als ein tiefer, kirchlicher Glaubenssinn, der alle Sphären beseelt: die Kunst, die Familie, Schule, den Staat und daher auch die Wissenschaft. „Auch sie", sagt daher Stöckl zutreffend, „ist ihrem ganzen Umfange nach vom christlichen Geiste durchdrungen und getragen."[1]) Daher will auch Jedermann, selbst jene, die irrige Ansichten verfochten, den Glauben verteidigt haben: „Au moyen âge, sagt De Wulf, personne ne brave le dogme, mais chacun l'explique à sa façon."[2]) Gerade in dieser tiefen Ueberzeugung des christlichen Mittelalters: daß kirchlicher Glaube und Vernunftwissen einander nicht widersprechen, und in dem allseitigen Bestreben, die beiderseitigen Resultate in Einklang zu bringen, erblicken wir ein Moment, das der ganzen mittelalterlichen Scholastik zugrunde liegt und sie durchdringt. Wir finden in demselben ein Merkmal, das sie einerseits in den großen Rahmen der mit Philo von Alexandrien begonnenen zweiten Periode einfügt,[3]) — Verbindung von Philosophie und religiösem Glauben, — andererseits sie bereits auch schon von etlichen Zweigen derselben

1) Geschichte der Philosophie des Mittelalters. I. S. 5.

2) Hist. de la phil. médiév. S. 124.

3) In diesem Sinne gehen wir mit Picavet einig, wenn er sagt »La vraie charactéristique du moyenâge, qu'il faut faire remonter au 1er siècle avant l'ère chretiénne, c'est, qu'il fait une place prépondérante . . . aux questions religieuses« (La valeur de la scolastique op. cit. 244).

Epoche — jüdisch-heidnisch-arabischer Forschung — durch ihren christlichen Geist unterscheidet. Wir halten diese Unterscheidung für eminent bedeutungsvoll. Freilich stellen heutige Kritiker unter Führung von Lange[1]), Zeller[2]) und Pfleiderer[3]), indem sie den göttlichen Charakter des Christentums rundweg in Abrede stellen, die Verbindung der Philosophie mit dem christlichen Glauben jeder anderen Verbindung mit religiöser Autorität gleich und treffen sie mit dem gleichen Verdikt: daß sie zum Ruine der Philosophie war. Eine solche Gleichstellung ist aber nicht bloß ungeziemend, wie schon der protestantische Ritter hervorgehoben hat,[4]) sondern sie ist von allem anderen abgesehen, bloß im Lichte der Völker- und Kulturgeschichte betrachtet, die enormste Ungerechtigkeit.

Wenn nun aber die Verbindung von Philosophie und christlichem Glauben der patristischen und mittelalterlich-scholastischen Forschung gemeinsam ist, gibt es dann zwischen letzterer und ersterer nicht wiederum einen wesentlichen Unterschied? Ist das Verhältnis von Glaube und Philosophie bei den Kirchenvätern und den Scholastikern dasselbe? Offenbar nicht.

Die Beiden stehen in den ersten christlichen Jahrhunderten in dem Verhältnisse einer Vermengung.

Der Gegenstand, welcher bei den Kirchenvätern alles ausschließlich absorbiert, dem alles unmittelbar untergeordnet wird und nach dem es auch gewertet wird, ist die christliche Offenbarung. Nichts ist begreiflicher als das. Die Offenbarung hatte auf die großen Lebensfragen eine Antwort gegeben, wie keine frühere Philosophie sie zu geben imstande war. Ihre weltumgestaltende Kraft war aus den furcht-

1) Geschichte des Materialismus. Bd. I. S. 3.
2) Vorträge u. Abhandl. Zweite Sammlung. Leipzig 1877. S. 73 ff.
3) Vgl. Theodor Weber. „Stöckl's Gesch. der neueren Philosophie." Ein Beitrag zur Beurteilung des Ultramontanismus. Gotha 1886. S. 45.
4) Geschichte der Philosophie. Bd. V. S. 19 ff.

barsten Kämpfen siegreich hervorgegangen. Der allmähliche Zusammenbruch des römischen Reiches und alles dessen, was einstens fast für ewige Zeiten bestimmt schien, die täglich drohenden staatlich-sozialen Umwälzungen, senkten nicht bloß in das Herz des Christen ein unbegrenztes Vertrauen auf das einzig sichere teure Kleinod, das er im christlichen Glauben besaß, sondern machten in jenen stürmischen Zeiten, wie Reville[1]) so treffend gesagt hat, jedermann gläubig und religiös und auch die Heiden.

Daß in solchen Zeiten das Vertrauen auf Vernunft und Philosophie nicht das Erste sein kann, ist klar. Wir begreifen im Lichte solcher Zeitverhältnisse auch jene Ansicht eines Justin und Augustinus[2]) und so vieler Kirchenväter, daß das Vortreffliche, was ein Plato mit den übrigen griechischen Philosophen tatsächlich erkannt habe, eigentlich doch nur aus der Hl. Schrift geschöpft wäre, und daß sie, wie einst die Aegyptier, nur Besitzer eines fremden Gutes waren, eine Ansicht, die übrigens schon die Juden Aristobulus und Philo von Alexandrien vertreten hatten.[3]) Das will aber doch wiederum nicht sagen, daß die Philosophie in den Augen der Kirchenväter gar keine Bedeutung hatte.

Wahr aber ist es, daß die Philosophie in jenen Zeiten kein eigenes Heim hatte, daß sie gleichsam unter einem Dache mit der geoffenbarten Religion wohnte, wo sie als

---

1) La religion à Rome sous les Sévères p. 17—18. »La religion, voilà le souçi principal de toute la pensée au III. siècle.... Tout le monde est croyant; tout le monde pratique; les empereurs les pires comme les meilleurs sont pénétrés de religiosité.

2) »Philosophi autem, qui vocantur, si qua forte vera et fidei nostrae accommodata dixerunt, maxime Platonici, non solum formidanda non sunt, sed ab iis etiam tanquam injustis possessoribus in usum nostrum vindicanda« (De Doctr. christ. l. III c. 40).

3) Zeller, Philosophie der Griechen. III. 2. S. 278 u. 374.

friedliche Hausgenossin gelegentlich zum Schutze ihrer Hausherrin die Waffen ergreift. Ihr ausschließlich zu dienen, betrachtet sie als ihre höchste Ehre. Ganz charakteristisch ist es für jene Zeit, daß der größte der Kirchenväter, Augustin,[1]) mit dem fast gleichzeitigen heidnischen Neuplatoniker Porphyrius[2]) als einziges Ziel der Philosophie das Seelenheil betrachtet. Welchem von den Kirchenvätern oder Schriftstellern jener Zeit wäre es auch nur in den Sinn gekommen, auf Grund bloßer Vernunftprinzipien eine zusammenhängende, alle großen Lebensfragen in Betracht ziehende Weltanschauung sich zu erwerben. Hiefür fehlte Zeit und Bedürfnis. Die Philosophie hat noch kein eigenes abgegrenztes Gebiet. Sie dient ausschließlich dem Seelenheil und, was nicht direkt und unmittelbar zu diesem ersprießlich oder gar demselben schädlich erscheint, wie die profanwissenschaftlichen Probleme, zumal die naturwissenschaftlichen, das wird ausgeschoben oder doch skeptisch behandelt.[3]) Gewiß gibt es in jener Zeit Vernunftspekulationen, die an Tiefe und genialer Erfassung keinen späteren und früheren zurückstehen. Man denke nur an die christlichen Alexandriner, an die Gregorii, Athanasius, Hieronymus und vor allem Augustinus. Aber es bilden diese Adlerflüge nicht ein Teilstück in einer geschlossenen die größten Weltfragen umfassenden Vernunftsynthese. Es gab tief philosophisch veranlagte Denker mit einem engen philosophischen Horizonte, weil die Zeitbedürfnisse es so verlangten. Wir stimmen auch hier Ritter zu, wenn er sagt, die Philosophie „hatte besonders unter den Kirchenvätern einen sehr engen Kreis der Forschung, welcher an die Kirchenlehre eng sich anschloß, dagegen von den Untersuchungen weltlicher

---

1) Aug. De vita beata c. 3; Conf. V. c. 5. De Civ. Dei VIII. c. 1. Bezeichnend ist es auch, daß Augustin im ganzen Werke de Civitate Dei immer nur den religiösen Gesichtspunkt als Ziel vor Augen hat.

2) »ἡ τῆς ψυχῆς σωτηρία.« Vgl. Ueberweg-Heinze, I. 349. (8. Aufl.)

3) Vgl. August. Conf. V. 5. De Trinit. V. I. Euch. III. 9 u. V. 16.

Dinge fast ganz sich zurückzog".[1]) Die Philosophie war bei den Kirchenvätern die Waffenträgerin der christlichen geoffenbarten Religion.

Wie standen nun kirchlicher Glaube und philosophisches Forschen in der mittelalterlichen Scholastik zueinander? Auch im Mittelalter will jedermann ein treuer Anhänger des christlichen Glaubens sein, wie die Christen zur Zeit der Kirchenväter. Das ist sogar, wie wir oben betonten, der tiefste Geisteszug des christlichen Mittelalters. Aber nachdem die Kirche auch aus dem größten Völkersturme als unantastbare Siegerin hervorgegangen war, nachdem sie mit der Veränderung der äußeren staatlich-sozialen Verhältnisse unter dem mächtigen Schutze des großen Kaisers Karl ruhig ihre Wirksamkeit unter den germanischen Völkern entwickeln konnte, schwand das Bedürfnis, die Vernunftforschung ausschließlich in den Dienst der Kirche zu stellen. Es kam zum christlichen Geiste und gerade unter seinem Impulse ein kräftiges jugendliches Streben hinzu, den wissenschaftlichen Horizont nach allen Seiten zu erweitern. Dieser neuerwachte Geist offenbart sich schon in den ersten Hof-, Dom- und Klosterschulen. Zwar findet er anfänglich infolge Mangels der nötigen Mittel und wegen des spärlichen Materials, das zur Verfügung stand, wenig Nahrung, bis allmählich die Uebersetzungen der aristotelischen Logik erscheinen und bis dann Anfangs des 13. Jahrhunderts die ganze ungeheure Masse der aristotelisch-neuplatonisch-arabisch-byzantinischen Philosophie das Abendland überflutete. Der neue Geist, sagten wir, lebte schon in der beginnenden Scholastik. Hiefür zeugt die eifrige Benützung jener patristischen Werke, die zugänglich waren, die anfänglichen Uebertragungen theologischer Prinzipien auf rein profanwissenschaftliche Probleme und mehr noch die etwas späteren kühnen und vielfach allzu kühnen Anwendungen der aristotelischen Logikprinzipien auf Glaubensfragen und endlich

---

1) Geschichte der Philosophie. Bd. V. S. 28.

die warnenden Mahnungen eines heil. Bernhard, Petrus Damianus und anderer, welche in dem übertriebenen Streben: alles erklären zu wollen, nicht immer ohne Grund eine große Gefahr für den Glauben erblickten. Eine fast typische Verkörperung erhielt das besagte Streben in dem leidenschaftlichen und tiefgründigen Abälard, wie wir ihn aus seiner Historia calamitatum kennen lernen können. Wir sind weit entfernt, die Forschungsresultate der ersten Scholastiker denen der großen Kirchenväter an die Seite zu stellen, denn dafür sind jene — selbst wenn man von Anselm und Abälard sprechen wollte — zu klein, diese zu groß. Aber der vernunftwissenschaftliche Horizont ist schon bei den Scholastikern der ersten Zeit weiter als bei einem hl. Augustinus. Im 13. Jahrhundert umfaßt er faktisch alle schon von den großen griechischen Philosophen gepflegten Wissensgebiete: die metaphysischen, mathematischen, naturwissenschaftlichen, — Psychologie und Medizin gehörten dazu, — samt den ethisch-sozialen-staatswissenschaftlichen.

Was bei dieser Erweiterung des wissenschaftlichen Gesichtskreises gebieterisch notwendig wurde, war eine schärfere Gebietsausscheidung zwischen theologischer und philosophischer Forschung. De Wulf hat es zwar Mandonnet gegenüber bestritten, daß der Scholastik überhaupt je diese formelle Unterscheidung gefehlt hätte.[1]) In Wirklichkeit war es aber doch so. Selbstverständlich war es der mittelalterlichen Scholastik von Anfang an bekannt, daß Vernunft und Offenbarung zwei verschiedene Erkenntnisquellen sind. Hierin lag auch durchaus nicht die Schwierigkeit. Viel verwickelter aber war die Frage: wie weit darf die Vernunft in der Anwendung ihrer Prinzipien auf Glaubensgeheimnisse gehen? Wo sind in den einzelnen Fällen die Grenzen zu ziehen? Nach welchem Prinzipe hat diese praktische Abgrenzung stattzufinden?

---

1) Vergl. Gilles de Lessines par M. de Wulf. Louvain 1902. S. 21 Anm. 3.

— Nicht bloß die Kollisionen eines Roscelin und Abälard mit der kirchlichen Autorität, ferner die Uebertragung der subjektivistisch-neuplatonischen Körperlehre auf die hl. Eucharistie durch Scotus Erigena, weiter die verschiedenen mehr und weniger scharf hervortretenden Erklärungsversuche der Trinität durch Anwendung des Ultrarealismus auf dieselbe, legen Zeugnis ab von der damals verworrenen Auffassung dieses Problems, sondern auch jener andere Versuch eines Richard von St. Victor: die Trinität der Personen rein aus der Vernunft zwingend zu erweisen.[1]) Die bis zum 13. Jahrhundert vorherrschende Erkenntnislehre, welche, nach platonisch-plotinischer Art, der auch Augustin[2]) nicht ganz fremd war, unsere natürliche Erkenntnis letztinstanzlich auf eine innere irgendwie göttliche Erleuchtung zurückführte, ließ eine klare, glückliche Lösung der vorliegenden Frage, so eifrig sie angestrebt war, kaum erwarten. Natürliche und übernatürliche Erkenntnis flossen in jener soeben genannten inneren Erleuchtung immer wieder zusammen. Thomas von Aquin hat auch in der Lösung dieser Frage und gerade dieses Problems entgegen dem damals herrschenden Zeitgeiste seinen eigenen Weg eingeschlagen. Er stützt sich auf die aristotelische Erkenntnislehre, und auf sie gestützt, leitet er jede natürliche Erkenntnis ihrem letzten Ursprunge nach von der Erfahrung der sinnfälligen Welt ab.[3]) Was daher von den geoffenbarten Wahrheiten zugleich aus der sichtbaren Schöpfung erkennbar, gehört zur Philosophie, die auf bloßen Vernunftprinzipien ruht;[4]) das übrige gehört zur sacra doctrina, welche die

1) De Trinit. c. 4. P. L. (Migne) Vol. 196, col. 892 ss.

2) Letzteres bestreitet allerdings de Wulf ebenfalls. Aber Augustin drückt diesen Gedanken in Trinit. XII. c. 15. Retractationes 1. c. 4 und Civ. Dei X c. 2. klar genug aus. Auch bei Scotus E. findet sich jene illuminatio und mehr und weniger hervortretend bei den übrigen Scholastikern bis zu Thomas.

3) Conf. S. Th. I. q. 84.

4) S. Th. I q. 1. a. 1. q. 32. a. 1.

Offenbarung zu ihrer eigentümlichen Quelle hat.[1]) Wenn auch nicht alle großen Scholastiker diese geniale Lösung der Gebietsausscheidung zu der ihrigen gemacht haben, so waren sie sich doch dessen alle bewußt: daß Philosophie und Theologie zwei verschiedene Wissenschaften wären. Die mittelalterliche Scholastik ist ihrem Ganzumfange nach ein Doppelsystem von Philosophie und Theologie, ein Doppelsystem, zu dem der mittelalterliche Geist in jahrhundertlangen Kämpfen um die Gebietsausscheidung sich durchringt, das er im 13. Jahrhundert verschiedenartig je nach einer mehr und weniger glücklichen Gebietsausscheidung aufbaut und dessen Ausbau und Verteidigung er in der Folgezeit bis zum 16. Jahrhundert mit verschiedenem Glücke und Erfolge betrieb. Die Philosophie sollte auf Grund von reinen Vernunftprinzipien auf breiter Basis — die allerdings nicht bei allen die gleiche Ausdehnung hatte, — eine rationelle zusammenhängende Weltanschauung aufbauen. Die Theologie sollte ihrerseits unter Voraussetzung der Philosophie die übernatürlichen Heilswahrheiten in systematischer Verknüpfung wiedergeben. Beide zusammen aber sollten endgültig ein architektonisch Ganzes bilden. Tiefsinnig nannte Möhler als Prinzip der Scholastik „das Streben: das Christentum als rational und das Rationale als christlich zu erweisen". Aus dem tiefsten Innern des christlichen mittelalterlichen Geistes herausgewachsen, trägt die mittelalterliche Wissenschaft das Gepräge jenes Geistes und ist ihr kein Gedanke und kein Streben eigener als jenes: in einer Doppellebensanschauung, einer rein rationellen und einer christlich geoffenbarten, Vernunft und Glaube, Natur und Uebernatur, Philosophie und Theologie harmonisch miteinander zu vereinen. Mag unsere Zeit über das Mittelalter verschieden denken: der Vater von großen Gedanken und Ideen war es doch.

---

1) S. Th. I q. 1. a. 2.

Außer dem protestantischen Professor Höffding[1]) haben eigentlich von den modernen Kritikern sehr wenige die mittelalterliche Scholastik als ein Doppelsystem aufgefaßt. Und dennoch offenbart sich dieser Gedanke in den Tendenzen der vorthomistischen Zeit, ist er niedergelegt in den großen Summen des 13. Jahrhunderts und lebt er weiter in der Folgezeit. Woher kommt die Mißkennung eines so wesentlichen Punktes bei Beurteilung der Scholastik? Warum erblickt man in ihr immer nur eine Theologie, aber keine Philosophie? Der Grund dieses Irrtums liegt unseres Erachtens in dem Verhältnisse, das zwischen Philosophie und Theologie bestand und das, trotz der erwähnten Gebietsausscheidung, doch wieder den Charakter der intimsten Verknüpfung an sich trug. Philosophie und Theologie sind im Mittelalter nicht zwei Systeme, die nebeneinander stehen, sondern, wie nach der Auffassung des christlichen Mittelalters im Einzelmenschen Vernunft und Natur der Unterbau für Gnade und Uebernatur waren, so sollte im großen Geistesdome der Wissenschaften die Philosophie trotz ihrer eigenen Gebietssphäre, trotz ihren eigenen Gesetzen, trotz ihrem eigenen Forschen und Forschungsresultaten, doch wiederum Unterbau sein für die Theologie, für die Uebernatur, d. h. die natürliche Lebensanschauung sollte gleichsam in die übernatürliche auswachsen, die menschliche Weisheit in der Gottesweisheit ihre Verklärung finden.

Erst diese Auffassung vermittelt uns den ganzen mittelalterlichen Geist, wie er auch in der Kunst, im Privatleben, bürgerlichen und staatlichen Leben, im Verhältnisse von Staat und Kirche seinen Wiederhall fand. Sie erklärt uns auch, warum die großen Scholastiker ihren Werken die Ueberschrift gaben: „Summa theologica“, trotzdem sie auch die Philosophie enthielten, denn, wie die Uebernatur als Unterbau die Natur voraussetzte und enthielt, so sollte auch die Theo-

1) Geschichte der neueren Philosophie. Leipzig 1895. Bd. I, S. 5.

logie die Philosophie als materielle Unterlage enthalten. Selbst in der Summa contra Gentiles des hl. Thomas findet dieser Gedanke in feiner Weise seinen Ausdruck, indem Thomas den tiefsinnigsten ausschließlich rationellen Argumenten zuletzt fast immer wieder den einen und anderen Schrifttext hinzufügt. Im Lichte derselben Auffassung betrachtet, kann das berühmte ancilla Theologiae einzig richtig erklärt werden. Die Philosophie war der mittelalterlichen Theologie keine „Fremde", sondern von Hause aus eine Freundin, weil rechtliche Mitteilnehmerin an dem wissenschaftlichen Großorganismus, die als Teil eines organisch Ganzen ihr eigenes Ziel, ihre eigene Stellung hatte, eine Freundin, auf deren Vorarbeiten die übernatürliche Kenntnis angewiesen ist, wie die Uebernatur auf die Natur überhaupt, die ihre eigenen Rechte hat, wie die Natur hinsichtlich der Uebernatur, deren Rechteverletzung zum Schaden der Theologie selbst wäre, wie die Mißachtung der Natur für die Uebernatur. Ihrerseits anerkannte die scholastische Philosophie die höhere Abstammung und das höhere Ziel der Theologie, von der sie nach dem Grundsatze: „das Uebernatürliche zerstört die Natur nicht bloß nicht, sondern vervollkommnet sie," noch zu höherer Würde emporgehoben wurde als jene ihrer eigenen Natur war; von der sie wußte, daß sie auch über die rein natürlichen großen Lebensprobleme ein wunderbares Licht verbreitet hatte, nachdem der menschliche Scharfsinn von Jahrtausenden vergeblich eine allgemein annehmbare, sichere, zusammenhängende Lösung zu geben versucht hatte. So dachte das Mittelalter über die Stellung der Philosophie zur Theologie. In seinen Augen war die enge Verknüpfung der Philosophie mit der Theologie nicht bloß keine Erniedrigung, sondern eine Erhöhung, die Quelle einer zweiten Würde, die zur eigenen erst noch hinzutrat. Deshalb konnten auch kirchliche Eingriffe in philosophische Fragen in den Augen des Mittelalters nicht odios erscheinen. Hiefür fehlte ihm die Voraussetzung unserer Zeit, daß das Christentum, als dessen

Vertreterin das Mittelalter die Kirche betrachtete, seinem göttlichen Charakter nach eine Geschichtslüge sei. Zu dieser Voraussetzung kam aber die moderne Philosophie auch nur dadurch, daß sie zuerst die Vernunft verdemütigt hat, indem sie ihr die Realität ihrer Erkenntnis absprach (Agnostizismus). Da aber auch diese Grundthese der antichristlichen Philosophie nicht bewiesen ist, noch bewiesen werden kann, weil der rechtsgültige Beweis die Realität der Erkenntnis wieder voraussetzte, so kann auch heute noch jedermann, unbeschadet der Freiheit der Wissenschaft, ja sogar im Namen derselben den göttlichen Charakter des Christentums verteidigen und folgerichtig auch wiederum die Auffassung des Mittelalters von Theologie und Philosophie. Aus dem Gesagten leuchtet es ein, daß die Stellung der Philosophie im Mittelalter eine ganz andere ist als bei den Kirchenvätern. Sie hat im Mittelalter ein eigenes Heim als für sich selbständige Wissenschaft. Ist es wohl auch nur einem einzigen Kirchenvater eingefallen, auf Grund bloßer Vernunftprinzipien eine gebundene, zusammenhängende, natürliche Weltanschauung als Unterbau für Theologie und Uebernatur konstruieren zu wollen? Wohl keinem! Wenn aber der sonst so gründliche Friedrich Ueberweg sagt: „Das philosophische Denken ... tritt dann als Scholastik in den Dienst der Theologie zu dem Zweck, den im wesentlichen bereits vorhandenen dogmatischen Lehrinhalt durch logische Anordnung und Begründung mit Hilfe philosophischer Lehren des vorchristlichen Altertums, namentlich der aristotelischen, auf eine wissenschaftliche Form zu bringen",[1]) so wird diese Charakteristik solange zu eng sein, als die Doppelsummen der großen Scholastiker des 13. Jahrhunderts existieren. Sie faßt in der Tat lediglich die Dienste ins Auge, welche die scholastische Philosophie dem Glauben und der Theologie erwies, ohne dabei ihre Stellung und Bedeutung, welche sie als selbständige Wissenschaft mit

---

1) Grundriß der Geschichte der Philosophie. Bd. II. 1905. S. 2.

ihren zusammenhängenden metaphysischen, logischen, naturwissenschaftlichen, ethisch-sozialen, staatswissenschaftlichen Forschungen besaß, zu markieren, trotzdem sie auf all den genannten Gebieten nach dem Zeugnisse eines Picavet[1]) und Harnack[2]) nicht bloß Früheres systematisierte, sondern Neues, Eigenes hinzufügte. Kurz und gut: die mittelalterliche Scholastik hatte ihre eigene zusammenhängende Vernunftweltanschauung, die in ihren Augen allerdings mit dem Christentum und daher mit der Kirche, der Theologie mit dem höheren Reiche der Gnade im Einklang stehen sollte. Und gerade durch diese letztere Tendenz ist die mittelalterliche Philosophie nichts anderes als der Ausdruck des großen christlichen Geistes, der das Mittelalter überhaupt beherrschte.

Ziehen wir nun aus all dem, was wir bis hieher über die Charakteristik der mittelalterlichen Scholastik gesagt haben, das Schlußresultat. Unseres Erachtens ist eine sachlich begründete Charakteristik, trotz der großen Ausdehnung, die wir der mittelalterlichen Scholastik geben und trotz ihrer vielgestaltigen doktrinären Resultate nicht unmöglich. Es ist aber dabei wohl zu unterscheiden zwischen Scholastik als mittelalterlicher Gesamtforschung, insofern sie Theologie und Philosophie umschließt — Doppelsystem —, und Scholastik, insoweit sie nur Philosophie ist.

In der Scholastik als Ganzes, aus Theologie und Philosophie bestehend, finden wir als herrschende Grundtendenz das Bestreben: auf Grund einer formellen Gebietsausscheidung zwischen Theologie und Philosophie in einem Doppelsysteme zwei Lebensanschauungen, eine natürliche und eine übernatürliche in Einklang zu bringen. Täuschen wir uns nicht, so ist die erwähnte Tendenz nicht bloß der das Mittelalter allbeherrschende große Gedanke, sondern auch der Schlüssel

1) La valeur de la scolastique op. c. p. 252.
2) Lehrbuch der Dogmengeschichte. Bd. III. S. 422 ff.

ür die Erklärung der wichtigsten Erscheinungen und Gegen-
ätze, die im intellektuellen Kampfe jener großen Zeit wirr
urcheinander wogen. Die Universalienlehre hat im Mittel-
lter eine große Rolle gespielt. Sie findet aber in der obigen
Charakteristik ihre Rechnung. Das erwähnte Streben der
Gebietsausscheidung klärt die harten Kämpfe zwischen Nomi-
alisten, Konzeptualisten und Ultrarealisten vor dem 13. Jahr-
undert ab. Die mehr und weniger glücklich getroffene Schei-
ung zwischen Theologie und Philosophie, wie sie sich im
3. Jahrhundert vollzog, ist wieder abklärend für den occami-
chen Nominalismus, mit welchem der Zerfall der Scholastik
eginnt. Auch die rationalistischen und fideistischen Geistes-
rscheinungen finden in unserer Charakteristik eine hinreichende
rklärung. Die ganz engen Beziehungen, welche zwischen
Theologie und Philosophie, trotz der gegenseitigen Gebiets-
usscheidung, bestehen sollten, veranlaßten die einen zu Ueber-
riffen auf den Glauben, andere auf die Vernunft, während
ne mittlere Richtung beiden gerecht wurde. Nicht unerwähnt
ürfen wir es lassen, daß sogar die methodischen Gegensätze,
elche wir im Mittelalter wahrnehmen, in der angegebenen
Charakteristik ihre Erklärung finden. Ist es nicht ganz
atürlich, daß jenes ideale Streben nach einer großen ge-
waltigen architektonischen Synthese von Vernunft und Offen-
barungskenntnis, von Natur und Uebernatur, manchen denken-
den Geist nur allzu leicht dem fast ausschließlichen deduktiven
Verfahren in die Arme trieb und das um so leichter, als es
n diesbezüglichen Vorbildern aus der alten Zeit, — wir
rwähnen nur Plato —, und der einflußreichen neuplatoni-
chen Philosophie nicht fehlte. Daß derartig methodisch ex-
reme Richtungen wieder scharf entgegengesetzte induktive Ten-
nzen schufen, ist ebenfalls ganz natürlich. In der Mitte
ischen diesen beiden Extremen standen die Aristoteliker,
elche nach dem Vorgange ihres großen Meisters beide: De-
ktion und Induktion miteinander zu verbinden bestrebt
aren. Und hierin liegt die wissenschaftliche Bedeutung des

scholastischen Aristotelismus, mit dem endgültig auch noch jede moderne Geistesrichtung, wenn sie es mit der Wissenschaft ernst und redlich meint, rechnen muß, gleichviel, ob sie will oder nicht. Wir stehen hier vor dem tiefsten wissenschaftlichen Grundprobleme.

Fassen wir aber die mittelalterliche Scholastik bloß als Philosophie ins Auge, so möchten wir sie näher beschreiben als jene Geistestendenz, die unter vielen Kämpfen eine zusammenhängende rationelle Lebensanschauung anstrebt, welche mit der übernatürlichen und daher mit Kirche und Theologie in Einklang stehen sollte.

Durch diese Charakteristik unterscheidet sich die scholastische Philosophie von der griechischen — weil sie Philosophie und religiösen Glauben zu verbinden sucht; sie tritt aber dadurch zugleich in den Rahmen der philosophischen Forschung der ganzen mittleren Zeit ein; sie unterscheidet sich wieder von der jüdisch-heidnisch-arabischen Philosophie derselben Periode durch ihre Verbindung mit dem christlichen Glauben, worin sie mit den Kirchenvätern einig geht. Während die Philosophie aber bei den letzteren keine selbständige Wissenschaft bildet, ringt sie sich im christlichen Mittelalter zu einer gebundenen, systematischen, rationellen Weltanschauung durch.

In der gegebenen Charakteristik liegt endlich auch das wesentlichste Unterscheidungsmerkmal der mittelalterlichen scholastischen Philosophie von der durch Baco von Verulam begründeten neueren Philosophie. Die letztere scheint uns wesentlich ein wissenschaftlicher Bruch mit der kirchlichen Autorität, mit der Theologie, und in ihren Folgen mit Offenbarung, Gnade und Uebernatur selbst zu sein. Wir sind mit dieser Behauptung in Uebereinstimmung nicht bloß mit den katholischen Historikern wie Stöckl, Commer, Kleutgen, Hafner, Gonzales, De Wulf, Schneid usw., sondern auch mit fast allen älteren und neueren Kritikern z. B. Zeller, Lange, Erdmann, Paulsen, Deussen, Tennemann, Schwegler, Lewes, Brasch, Bouillier, Pfleiderer, Sigwart, Buhle, Brandis,

Ueberweg-Heinze, Brucker, Fouillée, Kirchner, Siebert, Kirchmann usw. Diese Uebereinstimmung so vieler Kritiker hat aber deshalb vor allem ihre große Bedeutung, weil sie sachlich tief begründet ist. Damirons Ansicht,[1]) der übrigens auch Schwegler,[2]) mit vielen anderen zustimmt, als wäre die neuere Philosophie eine Revolution gewesen, welche der religiösen Revolution des 16. Jahrhunderts folgte, hat vieles für sich. Es ist aber vielleicht noch genauer zu sagen: daß beide Revolutionen einander gegenseitig vorbereitet und erzeugt haben. Nachdem die angestrebte wissenschaftliche Harmonie zwischen einer Philosophie und der Theologie, Natur und Uebernatur mit mehr und weniger Geschick und Erfolg in den großen Systemen des 13. Jahrhunderts verwirklicht wurde und nachdem schon Duns Scotus den Kreis des Vernunftwissens beträchtlich verengte, während Raimundus Lullus (1234—1314) unstatthaft ihn erweitert hatte, trat in Wilhelm Occam († 1349) das alles zersetzende Prinzip des Nominalismus und Subjektivismus auf. Sein Prinzip: nur das Individuelle hat Realität und der andere Satz: wir kennen nicht die Dinge in sich, sondern unsere Erkenntnis ist nur die Kenntnis unserer Erkenntnis über die Dinge, diese Grundsätze öffneten dem philosophischen Individualismus Tür und Tor und sprachen nicht bloß über jede natürliche Gotteserkenntnis ein Verdikt — er selbst ist sich dessen bewußt,[3]) — sondern rüttelten an der Möglichkeit des metaphysischen Wissens selbst und folgerichtig an der Möglichkeit einer wissenschaftlichen Harmonie zwischen Philosophie und Theologie, Natur und Uebernatur. Seine Stellung den kirchlichen Lehren gegenüber trägt daher bereits das Gepräge eines starken Indifferentismus,[4]) der in der Renaissance die humanistischen Philo-

---

1) Essai sur l'histoire de la Philosophie en France au XVIII[e] siècle. Paris 1846. Vol. I. p. 85.

2) Geschichte der Philosophie im Umriß. S. 216.

3) Vgl. Ueberweg-Heinze. II. S. 340. 4) Daselbst.

logen beherrscht, den neu aufblühenden Platonismus eines Agricola (1442—1485), Laurentius Valla (1407—1459), Vives († 1540) und Petrus Ramus († 1572); der zur Abneigung gegen das Christentum übergeht in der Wiedergeburt des heidnischen Aristotelismus durch Alexander Achellinus und Augustinus Niphus (1473—1550).

Ein typisches Beispiel dafür, wie damals der alte und neue Geist miteinander rangen, ist Petrus Pomponatius († 1524), der einerseits den berüchtigten Satz aufstellte: „es könne etwas in der Theologie wahr sein, was in der Philosophie falsch ist", und anderseits der Kirchenlehre doch nicht entgegentreten will. Die sich entwickelnden Ideen besiegen durch ihre eiserne Folgerichtigkeit jeden Menschen, gleichviel ob er will oder nicht. Jener okkamische Subjektivismus und Individualismus, welcher im Prinzip mit Kirche und Theologie brach, wird in der Reformation zum religiösen Subjektivismus, indem die individuelle Autorität an Stelle der kirchlichen tritt,[1]) schafft die rein naturalistische Auffassung des Staates bei Nicolo Macchiavelli (1469-1527) mit dem Rechte der eisernen Faust, und eilt mit unaufhaltsamer Gewalt dem empirischen Subjektivismus Bacos von Verulam und dem späteren idealistischen Subjektivismus Kants entgegen. Die Renaissance hat unter dem Drucke des Subjektivismus auf allen Gebieten mit dem christlich mittelalterlichen Geiste gebrochen: auf dem wissenschaftlichen, religiösen, ethischen, staatlich-sozialen und ästhetischen. Ein neuer Geist wehte allüberall. Der Uebergang vollzog sich zwar langsam, aber stetig.

Nur ein verhältnismäßig kleines Fähnlein kämpfte weiter für das mittelalterliche Ideal, für jene Harmonie

---

1) Selbstverständlich betrachten wir den okkamischen Nominalismus nicht für die einzige Ursache der Reformation, sondern für eine unter vielen andern.

von Glaube und Wissen, Natur und Uebernatur, Philosophie und Theologie. Es waren das die Anhänger des thomistischen Aristotelismus des 13. Jahrhunderts. Dieser Aristotelismus ist nur ein Zweig der mittelalterlichen Gesamtscholastik, aber der Edelste, der jene Harmonie nicht bloß anstrebte wie die übrige Scholastik, — hierin kommt er mit der allgemeinen Charakteristik der mittelalterlichen Scholastik überein, — sondern sie auch tatsächlich verwirklichte und unseres Erachtens allein verwirklichte, — dadurch unterscheidet er sich von der Scholastik als Ganzes. Deshalb nannte man dieses System ehrend „philosophia perennis“. Sie möge es sein. Sie mag auch heutzutage verschieden genannt werden: „Thomismus“ oder „aristotelische Scholastik“. Der Name „Scholastik“ oder auch Neo-Scholastik paßt nicht auf sie, weil sie nur ein Zweig der mittelalterlichen Scholastik war und weil sie damit stets in die peinliche Lage sich versetzt sieht, Anklagen entgegennehmen zu müssen, die wohl gegenüber mancher Geistesrichtung der mittelalterlichen Scholastik begründet sind, die aber die aristotelische Scholastik gar nichts angehen.

Dr. G. M. Manser O. P.

XLIII.

Das Aufsteigen des Laientums in der katholischen Kirche.

Die größere Freiheit der Bewegung, die sich das Laientum in der Kirche allmählich zu verschaffen gewußt hat und weiß, ist eine Erscheinung von der allergrößten Bedeutung. Es handelt sich nicht um eine mit bewußter Absicht und mit bestimmtem Zweck — etwa zur Rückdrängung des kirchlichen Einflusses — ins Werk gesetzte Bewegung, sondern um einen tatsächlichen Entwicklungsprozeß, dessen weitverzweigte Wurzeln hier nicht aufzudecken sind. Die Hauptwurzel ist indes zweifellos die immer mehr und mehr auch den katholischen Volksteil erfassende Entwicklung zum Individualismus. Der Einzelne fühlt je länger je mehr den Drang, in die Fragen der Zeit mit seinem Geist und seiner Kraft einzugreifen; er wird sich immer mehr seines Rechtes und seiner Pflicht bewußt, seine Ueberzeugung nach jeder Richtung nicht nur zu verteidigen, sondern mit Nachdruck geltend zu machen, und nach Mitteln sich umzusehen, um sie energisch durchzusetzen.

Daß die Entwicklung sich in vollem Gang befindet, braucht nicht ins Einzelne erwiesen zu werden. Auch dies erscheint bei ruhiger Ueberlegung klar, daß sich diese Entwicklung zum nicht geringen Teil als eine Art Verselbstständigung des Laientums gegenüber den spezifisch kirchlichen Interessen vollzieht. Vor allem insofern das Laientum zum Mittelpunkt seiner selbsttätigen Bestrebungen, die in der Form einer Aktion oder, wenn dauernd, oft in Form einer Organi-

sation in die Oeffentlichkeit treten, nicht mehr ausschließlich oder zum Teil die kirchlichen Interessen macht. So bildeten diese Grund und Hauptsache bei der Entstehung der Zentrums-partei und sie wirkten auch in der Folgezeit noch stärker, als es nach dem Büchlein von Prof. Spahn scheinen möchte. Jetzt sind sie wohl noch ein wichtiger Punkt, aber lange nicht mehr der Hauptgegenstand der Arbeit der Partei — auf diese kommt es an.

Das Zentrum war von Anfang an eine wesentlich auf dem Laienelement beruhende Partei. Immerhin ist in der Führung und in der Zahl der Mitglieder noch ein erheblicher Prozentsatz von Vertretern der Kirche vorhanden. Sie gehören allerdings in der Mehrzahl dem Süden an. Der Mangel an geeigneten Laien, der dem Volksgeiste homogene demokratische Zug des bayerischen Klerus u. a. erklärt diese Erscheinung zur Genüge. Allein es herrscht auch im Süden, und gerade bei einem guten Teil des Klerus bereits eine starke Stimmung, die geistlichen Kandidaturen möglichst zu vermeiden. Daneben entwickelt sich ein immer stärker werdendes Streben anderer Stände nach eigener parlamentarischer Vertretung. Man kann sicher sein, daß diese Tendenzen und Stimmungen, vielleicht schon in nicht zu ferner Zeit, eine erhebliche Reduktion der Zahl der Vertreter der Kirche im Reichstag und besonders in den Landtagen bringen werden.

Ein weiterer beachtenswerter Punkt ist die im Laufe der Zeit ziemlich lose gewordene Fühlung der Partei mit den kirchlichen Oberbehörden. Das ist in Bayern infolge andauernder ganz eigenartiger Verhältnisse zu einer förmlichen ‚Fühllosigkeit' geworden. Mag das geistliche Element hier im Zentrum besonders stark vertreten sein, es kann doch kein Zweifel bestehen, daß auch damit ein bedeutendes Symptom der Verselbständigung des Laientums gegeben ist.

Noch mehr als in der politischen Organisation der Katholiken macht sich die Verselbständigung des Laienelementes in den großen Verbänden der christlichen Gewerkschaften

geltend. Zu allererst schon darin, daß sie interkonfessionellen Charakter tragen. Die Führung ist in Laienhand. Der Einfluß von Geistlichen ist nicht unbedeutend. Aber nur deshalb, weil er sich wesentlich in wirtschaftlicher Richtung bewegt.

Die bayerischen Bauernvereine haben vielfach Pfarrer zu Vorständen. Da diese häufig selber Oekonomie besitzen, ist dies begreiflich. Diese Voraussetzung kann sich jedoch ändern und wird sich voraussichtlich ändern, wenn auch nicht so bald. Dazu ragt das Problem der Organisation der ländlichen Arbeiter auch in diese Sache herein. Die Bauernvereine erhalten dadurch viel stärker den Charakter einer Interessenvertretung, wenn ihnen eine andere Interessenvertretung mehr oder weniger schroff gegenübersteht. Wird der Pfarrer das Haupt der Arbeitgeber bleiben können, wenn diesen Glieder seiner Gemeinde als organisierte Arbeiter gegenüberstehen? Wird er seine Aufgabe als Versöhner und Friedensvermittler erfüllen können, wenn er nicht über den beiden Interessengruppen steht? Zudem ist die Oberleitung der Bauernvereine in Laienhand und sie selbst haben ausschließlich wirtschaftlichen Charakter.

Erheblich mehr unter geistlichem Einfluß stehen die katholischen Arbeitervereine. Die eigentliche Leitung ist durchweg in der Hand von Geistlichen. Aber wichtige Beamtenposten, wie die der Arbeitersekretäre sind von Laien besetzt. Nicht mehr vereinzelt werden neue Vereinsgründungen ohne vorherige Gutheißung des Ortspfarrers betätigt. Ein Keim zu viel stärkerer Verwicklung liegt aber in dem halbwirtschaftlichen Charakter der Arbeitervereine und in dem trotz des äußeren Ausbaues keineswegs noch geklärten Ziel. Auch damit ist zu rechnen, daß der nur mehr mit Laieninteressen beschäftigte Geistliche nahezu in ihnen aufgehen kann.

Auch auf dem Gebiet der geistigen Interessen hat sich eine ganz analoge Wandlung vollzogen. Die literarische Warte mit ihrem Kreis hat einer starken Emanzipation der

Literatur von außerliterarischer Beeinflussung und Beurteilung das Wort geredet und ihre Wirkung ist trotz erheblicher von religiös-kirchlichen Interessen getragener Gegenströmung eine nicht zu verkennende gewesen. Im Hochland ist ein Organ erstanden, das die katholische Intelligenz in den Dienst einer freieren Auffassung und Beurteilung aller Dinge stellen will, als man es in den streng konservativ-kirchlichen Kreisen gewohnt ist. Es ist wesentlich die Intelligenz des katholischen Laientums, die hier die christliche Weltanschauung vertritt — die spezifisch katholische in den Vordergrund zu stellen, lag von Anfang an nicht in der Absicht der Zeitschrift. Ein allerdings kleiner linker Flügel der katholischen Intelligenz hat sich in der Krausgesellschaft zusammengeschlossen[1]) und um das zwanzigste Jahrhundert gruppiert. Die Görres-Gesellschaft hat dagegen ihren alten Geist ziemlich gewahrt, wenn ihr auch Glieder angehören, die darüber hinausstreben.

Dazu tritt nun in Bayerns Hauptstadt eine Gruppe von Männern auf, die die geistigen Kräfte und besonders die jüngere Generation zu einem Bund vereinen will, der auf dem Boden des Zentrums eine intensive politische Wirksamkeit entfalten soll. Ueber die Entwicklung dieses Unternehmens läßt sich nichts vorhersagen. Aber fraglos bedeutet es, falls es gelingt, einen weiteren Schritt der Verselbständigung des katholischen Laientums.

---

1) Von dieser Gruppe sagt freilich bei einer Besprechung von Karl Gebert's „Katholischer Glaube und die Entwicklung des Geisteslebens [Vortrag. München 1905. St. Bernhardsverl. in Komm.] ein Referent M. Chr. im Liter. Zentralblatt Nr. 6 (1907) sehr treffend: „Was über den rein religiösen Glaubensbegriff, über Toleranz, über Gewissensfreiheit gesagt wird, ist im innersten Kern protestantisch, wie wir ja meist an den Schriften dieser edelsten Vertreter des Katholizismus wahrnehmen können, daß das, was gut an ihnen ist, eben dem protestantischen religiösen Ideal entspricht, weil sie mit dem der katholischen Kirche unveräußerlich anhaftenden Autoritätsprinzip gebrochen haben."

Die Redaktion.

So sehen wir ungeheure Heere von katholischen Arbeitern und Bauern in mächtigen Organisationen gesammelt, auf die der unmittelbare kirchliche Einfluß gering oder fast null ist. Ausgesprochener Zweck dieser Organisationen ist Interessenvertretung, also eine äußerst starke, weil egoistische Triebkraft. Wie nun, wenn diese Kraft nicht mehr an den Schranken Halt machte, welche die christliche Moral dem Klassenegoismus zieht? Wenn sich ihr die Kirche entgegenwürfe, würde dies Millionenheer nicht über sie hinweggehen?

Das Zentrum hat bisher die Interessen der Kirche vertreten, wie diese selbst sie kaum besser vertreten könnte. Der Grund ist der, daß die bedeutendsten Führer des Zentrums von innerster Seele aus kirchlich gesinnt waren und sind. Man nehme aber an, daß unter ihnen allmählich eine gewisse Gleichgültigkeit gegenüber den kirchlichen Interessen einträte, daß sie sich nicht mehr berufen fühlten, die Rechte der Kirche und ihr Gedeihen wie bisher energisch in Schutz zu nehmen — was dann? Wird dann die Kirche in Deutschland nicht noch ohnmächtiger in sich zusammensinken, wie es bei der Kirche Frankreichs der Fall ist?

Und wenn die katholische Intelligenz sich mehr von der ‚modernen Kultur' durchsäuern würde, als es für die Kirche heilsam ist, würde es an Mitteln fehlen, ihren dann verhängnisvollen Einfluß auf sehr weite katholische Kreise geltend zu machen?

Die Erhebung solcher Fragen ist nicht gegenstandslos. Auf eine Entwicklung, wie wir sie in ihnen angedeutet haben, setzen Protestanten, die auf hoher geistiger Warte stehen, ihre Hoffnung auf eine „innere Annäherung der Konfessionen" (Harnack), die nach Fr. Paulsen ja nichts anderes bedeuten kann, „als daß der Katholizismus seine starre Ausschließlichkeit fallen läßt", daß er sich daran gewöhne, den Protestantismus als „eine Form der christlichen Religion gelten zu lassen", wie das der Protestantismus dem Katholizismus gegenüber schon längst tue. Man setzt also auf

eine solche Entwicklung die Hoffnung auf eine innere Auflösung des Katholizismus. „Die Katholiken, auch die treuen Söhne ihrer Kirche, haben aufgehört, eine stumme und passive Herde zu sein, die blindlings dem Klerus folgt. So sehr die politische Polemik dies zu behaupten liebt, so unwahr ist es: in Parlament und Presse hat sich innerhalb der katholischen Welt eine Macht gebildet, die durchaus nicht in allen Dingen ad nutum einschwenkt, nicht einmal auf Wünsche und Gebote von Rom. Mit dieser Macht der Laienführer wird die Kirche mehr und mehr rechnen müssen; der neue päpstliche Absolutismus sieht sich unversehens einer Selbständigkeit gegenüber, die vermutlich sich stärker erweisen wird, als es die immer prekäre Selbständigkeit der Bischöfe getan hat. Und nun ist kein Zweifel, daß diese neue katholische Führerschaft durchaus nicht unbedingt ‚klerikal‘ ist.“ Soweit Paulsen.

Zu der ganzen bisherigen Erörterung ist nun mit aller Bestimmtheit zweierlei zu sagen: Erstens läßt sich die individualistische Entwicklung zu einer Verselbständigung des katholischen Laientums, zu einer machtvollen Entfaltung der Einzelpersönlichkeiten, wenn sie einmal im Gang ist (und sie ist es), durch kein Gebot und kein Machtmittel der Welt mehr aufzuhalten.

Zweitens bedeutet die Entwicklung zur selbständigen Vertiefung und kräftigen Auswirkung der Persönlichkeit, sofern sie wahr und umfassend ist, für die Kirche einen ungeheuren Vorteil. Denn damit ist eine große Perspektive eröffnet, in der die katholischen Laien mit einer bisher unerreichten religiösen Innerlichkeit in Glaube und Sitte erscheinen. Die Fundamente der Kirche werden dann in ihrer Notwendigkeit und Wahrheit tiefer erkannt und empfunden, sie werden daher um so entschiedenere, feurigere Verteidiger finden. Wenn ein Katholik bis in die tiefsten Tiefen seiner Persönlichkeit Katholik ist — und er ist dies nur bei voll entwickelter Individualität —, dann ist das Ziel der Kirche

erreicht. Von solchen Gliedern hat die Kirche nicht nur nichts zu fürchten, sondern alles zu hoffen, mögen es Geistliche oder Laien sein. Allerdings ist diese Betrachtung nur für den richtig und selbstverständlich, der die katholische Religion nicht für eine mit der protestantischen gleichberechtigte, sondern für die objektiv einzig berechtigte Form des Christentums hält: Die Wahrheit kann nur eine sein.

Das Ideal ist nun freilich nicht völlig erreichbar. Aber soviel müssen wir festhalten: Wollen wir die unabwendbare Entwicklung zur individuellen Selbständigkeit des Laientums vor gefährlichen Abirrungen bewahren, wollen wir sie zu einer den ganzen Menschen umfassenden, tiefen und wahren machen, so bleibt kein anderer Weg, als für eine möglichst tiefe und innerliche Ausbildung des katholischen Christentums in den Seelen der Laien zu sorgen. Es müssen also die Positionen der praktischen Seelsorge, der Katechese im allgemeinen und nicht zuletzt des Religionsunterrichtes an den Mittelschulen mit Konzentrierung aller verfügbaren Mittel und Kräfte um- und ausgebaut werden. Darin liegt die fundamentale Sicherung der Kirche gegen die Auswüchse des individualistischen Prinzips. Eine möglichst freie und allseitige Erörterung über die Mittel und Wege einer tiefgreifenden, den heutigen Verhältnissen angepaßten Seelsorge ist also geradezu ein Erfordernis. Ebenso eine offene Aussprache über die Reform des Religionsunterrichtes an den Mittelschulen. An diesen Punkten muß vor allem eingesetzt werden. Sie sind wichtiger, weil fundamentaler, als Presse-, Vereins- und sonstige Veranstaltungen, die freilich auch nicht unterschätzt werden dürfen. Arbeiten wir mit aller Kraft an der positiven Verinnerlichung und Verstärkung des religiösen Fonds bei den gebildeten Laien und dem gewöhnlichen Volk, dann können wir auf die verhängnisvolle Aufgabe verzichten, dem gewaltigen Rad der Entwicklung in die Speichen zu fallen.

XLIV.

Ueber Deutsch-Ost-Afrika.

Ndanda, 12. November 1906.

Deutsch-Ost-Afrika war bis jetzt trotz seines deutsch klingenden Namens den meisten Deutschen eine terra incognita und würde es auch noch länger geblieben sein, wenn nicht — der Aufstand mit der Ermordung eines Missionsbischofes und mehrerer Missionare und die Zerstörung blühender Missionsstationen gekommen. So wirft zwar das kleinste Haar seinen Schatten, aber es gibt auch kein Ding, das nicht seine Lichtseite hat. Seit dem Aufstande ist das Interesse für die deutsch-ost-afrikanische Kolonie bis in die tiefsten Schichten des deutschen Volkes gedrungen und es ist daher wohl am Platze, einiges über dieses Land zu erfahren.

1. Das Land und seine Erzeugnisse.

Deutsch-Ost-Afrika liegt an der östlichen Seite des afrikanischen Festlandes und erstreckt sich von Norden nach Süden vom 1.—11. Grad südl. Breite und von Westen nach Osten vom 29.—40. Längegrad. Das Klima ist das tropische. In den Höhen, wie in dem Uhehegebirge, und an den Abhängen des Kilimanschari sinkt das Thermometer in kühlen Nächten bis zu 5 Grad R. und in den Niederungen, wie an der Küste, steigt es in der heißen Zeit bis zu

66 Grad C. Die Trockenzeit erstreckt sich ungefähr von Mai-Juni bis Oktober-November. Die übrige Zeit ist die sogenannte Regenzeit.

Die Bodenbeschaffenheit ist eine sehr verschiedene. Da gibt es schweren schwarzen oder schwarzbraunen Humusboden, welcher in der Trockenzeit von tiefen Rissen ganz durchzogen ist; ferner, besonders im Süden, viel roten Lehm oder besser gesagt Sandboden mit Ton durchsetzt. An der Küste findet man bei Dar-es-Salaam grauweißen Sandboden. Ganz unfruchtbare Strecken, wie größere Sandwüsten oder größere steinige Gebirgszüge ohne jede Vegetation gibt es in Deutsch-Ost-Afrika nicht.

Was die Fruchtbarkeit des Landes und seine verschiedenen Bodenerzeugnisse betrifft, so haben darüber die unglaublichsten Meinungen geherrscht, von denen nur eine wahr ist, und zwar die: daß Deutsch-Ost-Afrika ein fruchtbares, ja teilweise sehr fruchtbares Land ist und sich für alle tropischen Bodenerzeugnisse eignet. Gummi- oder richtiger Kautschukbäume wachsen wild, ebenso Baumwolle; sie sind aber auch jetzt bereits in Plantagen vorhanden und liefern gute Erträge. Die Baumwolle soll sogar an Qualität alle anderen übertreffen.

An einheimischen Getreidearten und Früchten ist das Land sehr reich und, wenn hier einmal die Kultur mit ihrer Veredlung einsetzen würde, so könnten hierdurch ganz bestimmt noch größere Resultate erzielt werden als durch die Einführung fremder Pflanzen. Es ist unglaublich, wie viele Arten von eßbaren Früchten das Land hervorbringt. Auch die Aussaat erfordert bei weitem nicht die Mühe, wie man dieses in unseren kalten Gegenden gewohnt ist. Hier ein Beispiel:

Mohogo ist ein Knollengewächs, dessen vielverzweigte Staude eine Höhe von eineinhalb bis zwei Metern erreicht. Es ist eines der beliebtesten Nahrungsmittel der Neger und dient auch den Europäern (besonderes Missionaren im Inneren) als Ersatz für die Kartoffel. Es gibt nichts einfacheres

als die Aussaat dieses Gewächses. Man nimmt einfach eine alte Staude, schneidet sie in mehrere Stücke und steckt diese in die Erde, ähnlich wie bei uns die Weidenpflanze. Die langen eßbaren Knollen, welche sich an den Wurzeln befinden, erreichen die Dicke eines Armes und eine entsprechende Länge. Jede Staude kann mehrere (vier bis zehn) solcher Knollen tragen.

In derselben Weise werden die Viazi (Süßkartoffel) gepflanzt. Auch bei ihnen setzt man nicht die Kartoffel wie bei uns zur Saat aus, sondern einfach den Stengel.

Von größter Wichtigkeit scheinen uns aber die Nutzhölzer Deutsch-Ost-Afrikas zu sein. Wenn hier einmal deutscher Fleiß und deutsche Geschicklichkeit und Ausdauer arbeiten, so steht dem Lande in dieser Hinsicht eine große Zukunft bevor. Einen besonderen Vorzug hat die Kultur des Nutzholzes vor allen anderen, daß sie weniger Arbeitskräfte und Pflege bedarf, was für Deutsch-Ost-Afrika sehr in die Wagschale fällt. Jetzt zwar kennt man nicht einmal alle Hölzer dem Namen nach, viel weniger nach ihrer Beschaffenheit, Eigenschaft usw. Es gibt hier Holz von allen Härtegraden und Farben. Neben eisenhartem schwarzen Ebenholz findet man weißes, ganz weiches und biegsames Holz, welches die Schwarzen zum Flechten von Körben gebrauchen, und neben roten kurzfaserigen und etwas spröden Holzarten trifft man auch gelbe langfaserige und zähe Stämme.

In Deutschland weiß jeder Holzarbeiter, wozu er Eichen-, Tannen-, Eschenholz und die anderen Hölzer verarbeiten kann. Er versteht sich auch auf ihre Behandlung, weiß die Zeit des Schneidens usw. Alles dieses ist bei den afrikanischen Hölzern noch unbekannt. Dieses zu studieren und die Resultate praktisch auszunützen, halten wir für eine der fruchtbarsten Tätigkeiten auf deutsch-ostafrikanischem Boden.

An all diesen Holzarten ist Deutsch-Ost-Afrika sehr reich und besonders an den Flußläufen befinden sich Stämme von ungeheurer Dicke und Länge. Zwar gibt es in diesem

Lande keinen Wald nach deutschem Muster, worin die Stämme einer Holzart in schönen Reihen nebeneinander stehen, sondern alles steht durcheinander, denn die Natur liebt nicht das Schematische und Schablonenhafte, sondern das Freie und Ungezwungene. Aber dafür findet man auch an allen Orten Bäume und es gibt wohl wenige Strecken in diesem Lande, welche nur Gestrüpp oder gar kein Holz hervorbrächten, ja sogar die hohen Bergkuppen sind meistens bewaldet.

Ein großer Schaden für den Holzbestand sind die alljährlich am Ende der Trockenzeit wiederkehrenden Gras- oder auch Waldbrände.

Da den wenigsten Lesern diese Brände bekannt sind, so wollen wir hier etwas näher darauf eingehen.

Als ich das erste Mal in Deutsch-Ost-Afrika weilte, unternahm ich von der Missionsstation aus anfangs Oktober eine kleine Reise. Ich hatte vier Träger bei mir, welche schon vorausgegangen waren, um am Abende nicht zu spät am Lagerplatze anzugelangen, und so befand ich mich mit meinem Boy und dem Esel allein auf dem schmalen, durch die Wildnis sich schlängelnden Pfad. Mein Boy, ein vierzehnjähriger, schlanker, glänzendbrauner Myao, schlenkerte mit seinen langen Gliedern voraus und der Esel trollte mit seiner Last hinterdrein. Auf einmal stockt der Zug. Der Boy bleibt stehen und richtet in etwas gebückter Stellung den Blick auf den Boden. Die Erde war zu beiden Seiten des Pfades von Wildspuren aller Art durchwühlt. Nach einigen Augenblicken wendet der Boy sein Gesicht zu mir und spricht: „Herr, ich weiß, du hast längst gewünscht, pundamilia zu sehen, hier sind ihre Spuren, sie sind geflohen vor dem Brande.“ „Wie weißt Du denn das?“ fragte ich. „Weil sie sonst nicht bis hierher kommen. Sie lieben die Bambuswälder.“ „Wieviel sind ihrer?“ Er schaute noch einmal prüfend auf den Boden und sprach: „Herr! Bis gegen zwanzig.“ „Sind sie schon länger hier vorbei oder erst vor kurzer Zeit?“ Er bückte sich nieder, betastete mit den

Händen die Spuren und antwortete: „Vor kaum einer Stunde waren sie hier.“ Es war gegen halb acht Uhr morgens, als ich diese Auskunft erhielt, und es war mir damals nicht klar, wie der Schwarze durch Betasten der Spuren die Zeit ihrer Entstehung herausfinden konnte. Später erfuhr ich von dem Knaben selbst, daß dieses mit dem Tau zusammenhängt: sind die Spuren trocken, so ist das Tier nach dem Tau gekommen, sind sie feucht, so sind sie vor dem Tau gekommen. Da nun der Tau gegen Sonnenaufgang um sechs Uhr herum fällt, so war die Berechnung leicht zu machen. Dann fragte ich noch: „Wo sind die Tiere hingegangen?“ Er zeigte ungefähr nach der Richtung, woher wir gekommen waren. „Nun,“ sprach ich, „so werden wir ja das Feuer zu sehen bekommen, wenn sie, wie du sagst, vor ihm geflohen sind.“ „Du wirst es hören,“ war die Antwort, „ob du es sehen wirst, weiß ich nicht, weil unser Weg nur an einer Seite Bambuswälder hat und nicht mitten hindurch führt.“

Mir war es sehr angenehm, solches zu hören, denn durch einen brennenden Bambuswald zu reiten, ist bei der afrikanischen Hitze kein besonderes Vergnügen. Nachdem wir noch ungefähr eine Viertelstunde marschiert waren, vernahm ich einzelne Schüsse und fragte den Boy, was das sei. Er sprach: „Herr, das ist das Feuer! Die Bambusrohre springen vor Hitze auf und verursachen den Knall.“ Bald darauf wurde auch das Knallen immer ärger, so daß ich glaubte, wir wären in die Gefechtslinie von kämpfender Infanterie geraten, welche ein mäßiges Schützenfeuer eröffnet hat. Nach kurzer Zeit zeigten uns dicke, schwarze Rauchwolken, welche die züngelnden Flammen vor sich hertrieben, die unmittelbare Nähe des Feuers an. Es war ein Glück für uns, daß das Feuer nur auf einer Seite des Weges war und der Wind von der anderen Seite schräg herüberwehte, sonst hätte uns sowohl der Rauch und die Asche als auch die große Hitze viel zu schaffen gemacht.

Später hatte ich noch oft Gelegenheit solche Brände

zu sehen. Und ihr Anblick ist besonders am stillen Abend oder in ruhigen Nächten eines der schönsten Schauspiele der afrikanischen Tropenwelt. Dann brennen nicht selten alle Berge ringsherum und beleuchten das breite Tal mit seinen dunklen Schluchten. Wunderbar heben sich die schwarzen Rauchwolken gegen den hell geröteten Himmel ab und hier und dort flammt und leuchtet es in ihnen auf wie Feuerwerk und Feuerregen. Dies geschieht dann, wenn die harzhaltigen Bäume, besonders dürre große Kopalbäume, Feuer gefangen haben. Wie unzählige Feuertropfen fällt das flüssige brennende Harz zur Erde und aus den dicken knorrigen Aesten schießen Feuerstrahlen in die Höhe nach allen Seiten.

Der Leser, und besonders der etwas realistisch angelegte, wird nun denken, ob denn diese Brände, welche zwar ein schönes Schauspiel sind, aber doch viel Schaden anrichten, nicht verhindert werden können, und ob noch nicht die deutsche Regierung dagegen ihr Veto eingelegt habe. Die deutsche Regierung hat ganz genau so gedacht und hat auch ihr Veto schon einmal eingelegt. Hat aber dann später eingesehen, daß die Gras- oder Waldbrände jetzt noch ein notwendiges Uebel sind. Und zwar ein notwendiges Uebel, das weder ganz verhindert werden kann noch darf.

Diese Brände könnten nicht ganz verhindert werden, weil ihre Entstehung teilweise mit dem Anbau der Felder im engsten Zusammenhange ist. Der Schwarze geht nämlich beim Bestellen seiner Felder in folgender Weise vor. Er sucht sich einen Platz, in dem sich nicht zu dicke Bäume befinden und welcher sich sonst bezüglich Boden und Lage für die Getreideart, die er darauf säen will, gut eignet. Dann haut er alles Holz, Bäume, Strauchwerk und Schlingpflanzen um und steckt sie nach einigen Wochen in Brand. Dieser Brand pflanzt sich nun leicht weiter, weil das Gras, welches eine Höhe bis zu zwei Meter und darüber erreicht, seit fünf bis sechs Monaten keinen Regen mehr bekommen hat. Da

nun das Strauchwerk schon in einem Jahre von derselben Höhe wie das Gras nachwächst und auch die Zweige aus den abgehauenen Baumstämmen ebenso schnell emporschießen, so bleibt dem Neger, wenn er seine Schamba (Feld) wechselt, und dies geschieht sehr häufig, gegenüber dieser üppigen Vegetation nichts anderes übrig als das Feuer.

Aber auch durch vorbedachtes Anzünden des Grases entstehen die Grasbrände. Und auch dieses darf nicht wohl gehindert werden und ist jetzt noch eine Notwendigkeit. Denn wenn das Gras nicht verbrannt würde, so wäre das ein großer Nachteil und eine Gefahr für die Einwohner. Denn einerseits würden beim Beginn der Regenzeit die faulenden Grasreste einen unangenehmen und schädlichen Geruch verbreiten und andererseits würde das Ungeziefer (Heuschrecken, Ameisen, andere Insekten und auch die Schlangen) und die wilden Tiere (Löwen, Leoparden, Hyänen usw.) so überhandnehmen, daß die Menschen sich ihrer nicht mehr erwehren könnten; denn für alle diese ist das hohe Gras ein sicherer und beliebter Schlupfwinkel. Besonders Schlangen kommen viele durch die Grasbrände um, weil sie sich gerne unter dürrem Gras und Holz verstecken und leicht vom Feuer getötet werden, wie wir das oft beobachten konnten. Aber auch unter den Insekten räumt das Feuer mächtig auf. Es treibt sie heraus aus ihren Verstecken; daher finden sich bei einem Brande ganze Schwärme von Vögeln ein, welche von den nächstliegenden Bäumen die Flüchtlinge ergreifen und verspeisen. Daß die Grasbrände die wilden Tiere, besonders das schleichende Raubwild, sehr in ihrem blutigen Handwerk beeinträchtigen, ist klar; erstens fallen sie nach der Entfernung des Grases dem Menschen leichter zum Opfer und zweitens können sie das andere Wild (Antilopen u. dergl.), welchem sie nachstellen, nicht mehr so leicht beschleichen.

Hier ist nun der Platz, etwas über die Tierwelt dieses Landes zu hören.

2. Die Tierwelt.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, das Tierleben in der ostafrikanischen Wildnis näher zu schildern (wer sich darüber genauer informieren will, der lese C. Schillings „Bei Blitz- und Büchsen-Licht"); sondern wir teilen hier nur mit, was wir über die Tiere dieses Landes aus eigener Erfahrung und Anschauung wissen.

Die Tierwelt in Ostafrika ist ungemein reich. Fast alle Gattungen und Arten der tropischen Welt sind hier vertreten. Von den größeren Tieren stehen die Dickhäuter Elefant, Nashorn und Flußpferd in erster Linie, dann folgen Giraffe, Büffel, Zebra usw. Die kleineren Tiere, und besonders die Insekten, sind so zahlreich, daß sie eine wahre Plage für den Menschen werden können. Unter diesen stehen an erster Stelle die Ratten. Gar mancher Europäer weiß von der Rattenplage ein Liedchen zu singen. Ich selbst habe fast ein halbes Jahr unter dieser Plage gelitten. Jede Nacht hatte ich Besuch von Ratten. Die Decke meines Zimmers war aus Bambusrohr und Lehm angefertigt. Kaum hatte ich mich am Abend zu Bett gelegt und das Licht ausgelöscht, so begann auch schon das Nagen in dem Rohr. Bald hörte ich mehrere Tiere die Wände herunterlaufen. Alles, was nur irgendwie eßbar war, wurde von ihnen benagt, überall ließen sie ihren Schmutz zurück. Meine Waschseife schleppten sie bis in die entgegengesetzte Ecke des Zimmers unter den Schrank, wo der Boy sie am andern Morgen ganz zernagt hervorholte. Bis ins Bett kamen sie herein, so daß ich einigemale in der Nacht durch sie aufgeweckt wurde. Welches unangenehme Gefühl es ist, in der Nacht durch das Schnuppern einer kalten Rattenschnauze an den Händen oder im Gesicht aufgeweckt zu werden, kann sich jeder leicht vorstellen.

Eine noch größere Plage können die Ameisen werden. Es gibt Zeiten, wo alle Speisen und Getränke von diesen

Tieren angefüllt sind. Im Zucker, Mehl, Brot, Wein, in
Früchten, überall wimmelt es von Ameisen. Dazu finden
sie bei der Mahlzeit noch zu Hunderten sich auf dem Tisch
ein. Dem letzteren Uebel kann man nur dadurch steuern,
daß man die Füße des Tisches in Wasserschalen setzt. Am
schädlichsten, besonders für Bücher und Möbel, sind die weißen
Ameisen. Jedes Stück Papier und jedes Stück Holz, was
nicht frei und luftig steht, wird von ihnen angegriffen und
zu Staub zernagt. Wenn man am Abend das Brett von
einer Kiste draußen platt auf den Boden legt, so kann man
sicher sein, daß am anderen Morgen die weißen Ameisen
die untere Hälfte teilweise zernagt haben. So unnütz und
schädlich nun auch diese Tiere zu sein scheinen, so haben sie
doch für die Tropenwelt ihre besondere Bestimmung und
arum haben sie auch in der afrikanischen Sprache ihren
esonderen Namen. Sie heißen nämlich mchwa, während
lle anderen Arten von Ameisen in einem Namen zusammen-
efaßt werden. Die weißen Ameisen führen eine Art Ober-
ufsicht über die Pflanzen und besonders über die Bäume.
lle schlechten und verdorbenen Elemente schaffen sie weg
d die guten, emporstrebenden treiben sie zur größeren
tfaltung an. Alles dürre Holz, welches am Boden liegt,
ch die stärksten Stämme werden von ihnen zernagt und
der Wald von diesem unnützen Ueberbleibsel gereinigt.
er auch die noch stehenden dürren Bäume greifen sie an.
n dieses zu erreichen, suchen sie irgendwo eine schadhafte
telle an dem Baume zu finden. Dann bauen sie von der
de aus bis zu dieser Stelle am Aeußeren des Baumes
tlang dunkle Gänge aus Sand, dessen Körnchen sie
benfalls mit einer Art Speichel miteinander verbinden.
iese Gänge sehen von weitem aus, als ob aus der
hadhaften Stelle der Bäume eine Art Saft heruntergelaufen
i. Von diesen Gängen aus begeben sie sich dann zu
ausenden und Millionen in das Innere des Baumes und
fressen alles in sehr kurzer Zeit. Und so kommt es oft

vor, daß ein Baum, der nach außen noch ganz hart zu sein scheint, in einem Augenblick in Staub zerfällt, wenn man ihn anrührt. Uebrigens können diese Ameisen nur im Dunkeln arbeiten und scheuen Luft und Licht ungemein, und wenn man den Gegenstand, an dem sie bei der Arbeit sind, umwendet und so dem Licht und der Luft aussetzt, verschwinden alle in der Erde.

In ähnlicher Weise, wie sie die schlechten und unnützen Bäume wegschaffen, verhelfen sie auch den guten, besonders jüngeren Bäumen zu schnellerem Wachstum. Sie bekleiden nämlich den Stamm dieser Bäume bis zu einer beträchtlichen Höhe vollständig mit Sand oder Lehm, so wie eine Art Verputz. Unter dieser Hülle zerfressen sie dann die Schale des Baumes teilweise oder auch ganz und gar. Und dann hören sie auf, und die Umhüllung bekleidet oft noch lange Zeit den Stamm, nachdem die Ameisen schon längst abgezogen sind. Durch dieses Verfahren werden die jungen Bäume in ähnlicher Weise durch die Natur in ihrem Wachstum gefördert, wie in Europa durch die Kunst, wo die Gärtner lange Einschnitte zu demselben Zwecke in die jungen Bäume machen. Der Baum wächst dann von innen heraus und der Stamm entfaltet sich zu einer mächtigen Dicke.

Zum Schlusse dieses Abschnittes soll noch einiges über die Schlangen und größeren Raubtiere hier Platz finden.

Wenn es auch einerseits nicht wahr ist, daß man in Deutsch-Ost-Afrika bei jedem Schritt auf wilde oder giftige Tiere stößt, so daß man hier auf eine Schlange tritt, dort über einen Leoparden stolpert und zuletzt noch einem Löwen sich gegenübersieht, so hat doch das Land noch viel unter diesen Tieren zu leiden und ihre Zahl ist größer, als man für gewöhnlich in Europa annimmt. Dieses geht schon aus der Zahl der Prämien hervor, die in jedem Jahre für die Erlegung dieser Tiere von der Regierung gezahlt werden. Vor einigen Jahren wurden für 168 erlegte Löwen und für 1100 Leoparden Prämien gezahlt. Und es ist gewiß, wenn

auch für die getöteten Schlangen Prämien gezahlt würden, so würde ihre Zahl die letzteren bei weitem übersteigen.

Ein jeder Europäer, der auch nur kurze Zeit in Deutsch-Ost-Afrika war, wird mit diesem Gewürm zusammengestoßen sein. Ein Glück ist es, daß nicht alle Schlangen, besonders auch die größeren, giftig sind. So sehr man auch in Europa die Schlangen verabscheut und sie fürchtet, so ist dies in Afrika bei weitem nicht der Fall. Zwar auch der Neger scheut im ersten Augenblick vor einer Schlange zurück, weil sie fast immer unangemeldet eintrifft; aber im großen und ganzen rücken sie ihr herzhaft zu Leibe und töten sie durch Schläge auf den Kopf, die sie geschickt anzubringen wissen. Das gebräuchlichste Mittel gegen Schlangenbiß ist Petroleum, das sie sich beim Europäer holen. Daß ein Mensch von einer Schlange getötet und aufgefressen würde, ist wohl ein seltener Fall; ich habe nur von Negern erzählen hören, daß es vorkäme, daß eine große Schlange einen schlafenden Neger im Walde überrasche, ihn umwickle, töte und zuletzt verspeise.

Das gefürchtetste Tier für die Schwarzen ist der König der Tiere, der Löwe. Schon das Wort simba (Löwe) kann großen Schrecken und Verwirrung verbreiten. Und wenn einer auf der Reise im Scherz ruft: „Der Löwe kommt“, so werfen alle Träger ihre Lasten weg und klettern auf die Bäume und der reisende Europäer steht dann allein da. Die Furcht der Schwarzen vor diesem Tiere versteht man erst, wenn man selbst nähere Bekanntschaft mit ihm gemacht hat, was dem friedlichen Missionär, der keine Zeit hat, dem Jagdsport zu huldigen, nicht leicht begegnet. Ich selbst bin ausnahmsweise in diesem Jahre mit einem Löwen zusammengestoßen und habe seinen kühnen Mut, seine Kraft und seine Wut aus eigener Anschauung kennen gelernt. Derselbe hatte Monate lang unsere Station und deren weitere Umgebung heimgesucht und konnte erst, nachdem er viele Opfer gefordert, mittelst einer von unserer Prokuratie in Lindi geschickten Löwenfalle gefangen werden, worauf ich ihn mit meinem

Militärgewehr Modell 71 erlegte. Nachdem dann der Löwe auf die Missionsstation geschafft worden war, kamen viele Schwarze, um ihn anzuschauen und sich über seinen Tod zu freuen. Einige nahmen sich auch etwas Haare oder ein Stück Fleisch von ihm mit, um es auf die Felder als dawa[1]) gegen die Wildschweine zu legen. Obschon die Schwarzen sonst fast alles Fleisch der Tiere genießen, so mögen sie doch das Fleisch des Löwen nicht. Sie sagen durch den Genuß desselben würden sie etwas von der Natur des Löwen annehmen und würden dann auch Feinde der Menschen und ganz wild werden. Nur die noch ganz wilden Stämme, wie Wamakonde, sollen auch das Fleisch des Löwen essen. Ebenso essen Eingeborne das Fleisch des Esels nicht. Eine fast abergläubische Furcht aber haben sie vor dem Chamäleon. Sie sagen, wer das Fleisch dieses Tieres esse, würde auch immer die Farbe wechseln müssen, wie dieses, und zudem sei das Tier sehr nützlich. Es sei ein Feind der Schlangen und töte sie nicht selten. In wie weit dies auf Wahrheit beruht, weiß ich nicht, nur das weiß ich, daß ich einmal eine Schlange erschossen habe, welche ein Chamäleon verschluckt hatte, was ein Zeichen ist, daß ein Zusammenhang zwischen beiden Tieren da ist.

Was die übrigen Tiere anbetrifft, so ist es ja bekannt, daß in Deutsch-Ost-Afrika Antilopen jeder Art und Größe vorhanden sind, und auch Schildkröten von der größten bis zur kleinsten trifft man überall. Bemerkenswert ist noch der Reichtum an wilden Bienen. Daher ist der Wachshandel ein sehr ausgebreiteter. Die wilden Bienen zu zähmen und seßhaft zu machen ist trotz vieler Versuche, die von Missionaren gemacht wurden, bis jetzt noch nicht gelungen.

(Ein zweiter Artikel folgt).

---

1) dawa = Medizin, hier Verscheuchungsmittel.

XLV.

Die kirchliche Lage und die Wühlarbeit des Ministeriums Clemenceau in Frankreich.

Das unglückliche Frankreich ist noch nicht am Ende der Erschütterungen angekommen, in die es durch die so frevelhaft aufgeworfene Trennungskampagne gestürzt wurde. Im Artikel, der gegen Ende Dezember 1906 in diesen Blättern erschienen ist, wurde noch das Zirkularschreiben Briands vom 1. Dezember 1906 erwähnt, durch welches er nach der Verwerfung der Kultusgenossenschaften durch den Papst die Bedingungen feststellte, unter denen der öffentliche Kultus fortdauern konnte. Seitdem hat eine Begebenheit in rascher Nacheinanderfolge die andere geschlagen und nach einem vorübergehenden Hoffnungsschimmer ist die Lage ernster geworden denn je. Zur besseren Orientierung in dem Wirwarr, wie die Lage von Minister Clemenceau in treffender Selbstkritik bezeichnet wurde, wird es nicht überflüssig sein, eine kurze Zusammenstellung der Hauptmomente vorzunehmen, die in Betracht kommen können.

In erster Linie steht hier das Trennungsgesetz selbst vom 9. Dezember 1905, durch welches nicht nur der Staat sich von der Kirche lossagte, durch welches aber Briand auch noch der Kirche den von ihm erdachten Modus vorschreiben wollte, nach dem sie fernerhin in Frankreich organisiert sein sollte. Dies war der Zweck der bekannten Kultusgenossenschaften. Man weiß, daß daraufhin die

Enzyklika vom 11. Februar 1906 folgte, durch welche das Trennungsgesetz im Prinzip verurteilt wurde, und dann die Enzyklika vom 10. August, durch welche der Papst jede Bildung von Kultusgenossenschaften oder ähnlichen Vereinigungen verbot, weil er sie als unvereinbar mit der Verfassung der Kirche proklamierte.

Damit wurde die Frage aufgeworfen, ob staatlicherseits den Katholiken trotz der Weigerung, Kultusgenossenschaften zu bilden, die Kirchen gelassen würden und ob sie die gesetzliche Möglichkeit hätten, den Kultus öffentlich auszuüben. Mit diesem Punkte befaßte sich das famose Zirkularschreiben Briands vom 1. Dezember 1906. Dasselbe war zunächst von A bis Z ungesetzlich, da Briand entgegen dem Wortlaut des Gesetzes von 1881, das sich nur mit den profanen öffentlichen Versammlungen befaßt, aus eigener Machtvollkommenheit die Kultusversammlungen diesem Gesetze unterstellte und infolgedessen eine polizeiliche Anmeldung für dieselben forderte. Auch kündigte Briand in diesem Zirkulare die Wegnahme der Seminargebäude an und erklärte, daß der Pfarrer in der ihm überlassenen Kirche nur als blos vorübergehend amtierende Persönlichkeit ohne irgend welche Rechte betrachtet würde. Unter diesen Umständen kam, was kommen mußte. Am 7. Dezember erging vom Papste die Weisung, daß die Geistlichen in Frankreich die von dem Zirkularschreiben geforderte polizeiliche Anmeldung unterlassen und, ohne sich um irgend welche Folgen zu kümmern, den Gottesdienst ruhig weiter forthalten sollten. Infolgedessen wurde überall in Frankreich die jämmerliche Komödie der Protokollierung gegen die Geistlichen inszeniert, die sich des Messelesens ohne polizeiliche Anmeldung schuldig machten. Nach dem ersten Geheul über die „Rebellion" der Geistlichen wurde allmählig von allen Seiten zugegeben, daß das Zirkularschreiben Briands jeder gesetzlichen Kraft entbehre und daß also von einer Empörung der Geistlichen keine Rede sein könne.

Um seinen Karren wieder einigermaßen auf eine gesetzliche

Bahn zu bringen, entschloß sich nun Briand zu einem neuen Gesetze, das am 2. Januar 1907 veröffentlicht wurde. Durch dieses Gesetz sollte endgültig die gesetzliche Möglichkeit des öffentlichen Kultus gesichert sein: die Katholiken sollten, wie Briand sagte, gar nicht mehr aus der Legalität herauskommen können. Unter anderem war in diesem Gesetze vorgesehen, daß die sämtlichen Kultusgebäude und das Kultusmobiliar unentgeltlich zur Verfügung gestellt werden könnten aufgrund eines Mietsvertrages zwischen den in Betracht kommenden staatlichen und gemeindlichen Behörden und der Kirche anderseits. Aber zugleich war in den beiden ersten Artikeln des im ganzen aus fünf Artikeln bestehenden Gesetzes die völlige Beraubung der Kirche ausgesprochen. Artikel 1 bestimmt, daß die sämtlichen Diensträume und Dienstwohnungen der Erzbischöfe und Bischöfe sowie die Pfarrhäuser und die Seminargebäude, die Eigentum des Staates oder der Gemeinden sind und bisher (seit der Revolution) der Kirche belassen worden waren, sofort nach der Veröffentlichung des Gesetzes ihren Eigentümern zur freien Verfügung übergeben werden sollten. Artikel 2 dagegen spricht aus, daß sofort nach der Veröffentlichung des Gesetzes die sämtlichen Güter der Kirchen den jeweiligen kommunalen Wohltätigkeitsanstalten endgültig zuzuweisen sind. Damit war die katholische Kirche zum zweiten Male im Laufe eines Jahrhunderts ausgeplündert und beraubt. Diese beiden Artikel bildeten, das ist offenbar, die Hauptsache in den Augen der Kombisten und der übrigen Kirchenhasser: es kam ihnen vor allem darauf an, ihre Hände auf das Kirchengut zu legen und dafür zu sorgen, daß es ihnen nicht mehr entgehen könne. Bei der geradezu schreienden Vergewaltigung der elementarsten Rechte der Kirche, die sich in diesem Gesetze verkörperte, konnte gar kein Zweifel bestehen über die Aufnahme, die es in Rom finden würde. Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Am 2. Januar wurde das Gesetz proklamiert und am 6. Januar erließ der Papst

bereits eine neue Enzyklika, in welcher er auf das nachdrücklichste gegen das neue Gesetz protestierte.

Somit stand man sich wieder in voller Schroffheit gegenüber. Hier wollten nun die französischen Bischöfe eingreifen. Das Gesetz vom 2. Januar hatte die Möglichkeit von Mietsverträgen vorgesehen, durch welche die Geistlichen in den unentgeltlichen Nießbrauch der Kirchen und des Mobiliars kommen und ihnen auch die Ausübung bestimmter Rechte vertragsmäßig gesichert werden können. Anderseits sind nach der französischen Gesetzgebung die französischen Gemeinden befugt, Pachtverträge bis auf die Dauer von höchstens 18 Jahren abzuschließen. Unterdessen wurde am 19. Januar eine neue Versammlung der französischen Bischöfe abgehalten. Auf derselben wurde der Gedanke in Anregung gebracht, von allen zugefügten Ungerechtigkeiten und Vergewaltigungen abzusehen und im Interesse der Seelen und des Friedens alle Opfer zu bringen, die mit der Pflicht vereinbar wären. In diesem Sinne fragte man sich, ob eine Möglichkeit gegeben wäre, einen positiven Schritt zu tun, um eventuell doch zu einer Vereinbarung mit der Regierung kommen zu können. Unter diesen Umständen lag es nahe, daß man auf die im Gesetze vorgesehene Verpachtung der Kirchen und ihres Mobiliars zurückgriff. Wenn die Miete 18 Jahre dauern würde, wäre die für die Würde des Gottesdienstes nötige Sicherheit gegeben. Wenn anderseits in dem Mietsvertrag ausgesprochen wäre, daß nur der von seinem in Verbindung mit dem Papste stehenden Bischofe ernannte Priester in der Kirche fungieren könnte und daß er dazu eo ipso aufgrund der bischöflichen Ernennung befugt wäre, hätte man eine genügende Anerkennung der kirchlichen Hierarchie gesichert, um vor jeder Möglichkeit der Abgabe der Kirchen an schismatische Elemente geschützt zu sein. In diesem Sinne berichtete die Versammlung der Bischöfe an den Papst, der den Schritt der Bischöfe und das für den Mietsvertrag unterbreitete Formular genehmigte. Daraufhin

erschien am 29. Januar die Erklärung der Bischöfe, die ein wahres Monument von Pflichtgefühl, von Vaterlandsliebe und von edler Festigkeit darstellt. Eine solche Sprache war von den Bischöfen in Frankreich seit langem nicht geführt worden. Sie protestieren aufs nachdrücklichste gegen die Mißachtung aller Rechte, die man der Kirche gegenüber begangen hat, und gegen die allen Gesetzen der Gerechtigkeit Hohn sprechende Beraubung der Kirche. Aber trotzdem erklären sie sich bereit, die größten Opfer zu bringen, um im Interesse des Vaterlandes und der Seelen die Fortdauer des öffentlichen Gottesdienstes zu sichern. Aber dies sei nur möglich, wenn der durch die Würde des Gottesdienstes erforderte ungestörte Besitz der Gotteshäuser und die Anerkennung der kirchlichen Hierarchie in genügender Weise garantiert wären. Dieses Minimum an Anforderungen, von dem unter keinen Umständen abgewichen werden könnte, sei in dem der Erklärung beigefügten Formular für die Mietsverträge ausgesprochen.

Mit diesem Schritt der französischen Bischöfe war die ganze Sache offenbar in ein neues Stadium gerückt. Die Erklärung der Bischöfe rief einen tiefen Eindruck in der öffentlichen Meinung hervor und es ist nicht zu verkennen, daß die Bischöfe damit auch diplomatisch sehr geschickt operiert haben. Freilich das ganze Heer der berufsmäßigen Kirchenfresser schäumte vor Wut. Das Schriftstück der Bischöfe war am 29. Januar veröffentlicht worden und sofort am 30. Januar ward es in der Kammer ausgeschlachtet. Jaurès erklärte es als eine „ungeheure Herausforderung“ und Clemenceau sagte in öffentlicher Kammersitzung, daß „er es mit dem Fuße zurückweise“. Aber im Großen und Ganzen blieb die öffentliche Meinung unter dem Eindruck der sittlichen Größe, die aus dem Schritt der Bischöfe hervorstrahlte. Die Bischöfe standen da als Männer, die bereit waren, alle persönlichen Opfer zu bringen, um einer großen Sache zu dienen. Und dies verfehlte seine Wirkung nicht. Die Regierung mußte

sich deshalb wenigstens den Schein geben, daß sie dieses Angebot des Friedens nicht zurückweisen wollte. So kam es, daß sich nun alles um die Unterhandlungen konzentrierte, die inbezug auf die Verpachtung der Kirchen geführt wurden, und diejenigen, die weniger mit den wahren Absichten der Regierung und Briands vertraut waren, konnten einen Augenblick die Hoffnung hegen, daß sich ein gemeinsamer Boden für die dem Lande so notwendige friedliche Beilegung der Angelegenheit finden lassen würde. Die Kombisten blieben einstweilen in ihrer Rolle, indem sie schon auf den bloßen Schein der Möglichkeit hin, daß nun doch ein friedliches Abkommen zu stande kommen könnte, den Minister Briand wütend angriffen und ihm in ihren Blättern vorwarfen, daß „er die Republik verrate" und den „Laienstaat" an die Hierarchie ausliefere. Zugleich erinnerten sie Briand an das feierlich in der Kammer gegebene Versprechen, weder direkt noch indirekt mit dem Papste zu verhandeln, da diese Unterhandlungen mit Bischöfen, die kein Wort sagen dürften, ohne daß es vom Papste genehmigt wäre, doch nichts anderes seien als Unterhandlungen mit dem Papste. Anstatt des einen Konkordates, das man gekündigt habe, würde man nun deren 36000 haben, d. h. eines in jeder Gemeinde, und da war es wahrlich nicht der Mühe wert, die ganze Trennungsfrage zu inszenieren. Die Konsequenz war zweifellos auf Seite der Combisten und die Lage Briands war um so ernster, als die Kombisten nicht blos durch ihre religiösen Leidenschaften, sondern auch durch ihre Appetitgelüste nach den Ministersesseln angetrieben waren. Die Kammersitzung, in der die Entscheidung fallen sollte, fand am 19. Februar statt. Die Einzelheiten sind nicht von Belang. Das Ministerium siegte und zwar durch Briand. Er erwies sich wieder als der meisterhafte Redner, als welcher er bekannt ist. Er ist — in Hinsicht auf die Eigenart der Gegner, die ihn angriffen, darf man wohl diese Bezeichnung gebrauchen — ein Bändiger, aber er operiert mit Sirenenklängen. Die

Kombisten mußten sich ducken und sie wagten gar nicht mit ihren wahren Plänen herauszurücken. Nebenbei hat Briand auch von den Katholiken gesprochen, „von dem Rechte, das Millionen von Mitbürgern haben auf freie Ausübung ihrer Religion, das man ihnen nicht schmälern dürfe“, wie schon lange nicht mehr durch einen Minister in der Kammer gesprochen wurde. Er hat sich wieder in den Mantel der Friedensliebe zu hüllen gewußt, wie kaum einmal, und dadurch ist ihm gelungen, fast die ganze öffentliche Meinung für einen Augenblick irre zu führen. Neben seinen friedensliebenden Beteuerungen hat man vergessen, daß Briand gerade dann die feindlichsten Pläne gegen die Kirche hegt, wenn er am meisten wohlwollende Versicherungen gibt, hat man übersehen, daß Briand gerade in diese Rede Einschränkungen zu streuen gewußt hat, die jeden Erfolg der Verhandlungen über die Mietsverträge in Frage stellen mußten. Er deutete an, daß bei den Mietsverträgen die Frage der Reparaturen und der baulichen Unterhaltung nicht außer acht gelassen werden könnte und daß man auch die bereits bestehenden Gesetze in bezug auf Mitglieder von Ordensgenossenschaften in Betracht ziehen würde. Wenn man katholischerseits auch nur einen Augenblick der Ansicht sein konnte, daß diesen Wendungen keine weitere Bedeutung beizulegen sei, so hat man sich getäuscht. Diese Andeutungen entsprangen vielmehr ganz bestimmten Absichten Briands. In diesen Punkten hatte er das Mittel gefunden, die Kirche selbst zum Abbruch der Verhandlungen zu bringen und so alle Schuld des neuen Bruches vor der Oeffentlichkeit auf sie zu laden.

Denn tatsächlich scheiterten die Unterhandlungen bald nach der Kammerdebatte vom 19. Februar. Bis an diesen Tag hatte der Seinepräfekt De Selves im Namen Briands mit dem Weihbischof von Paris im Namen des Erzbischofes von Paris Unterhandlungen geführt; man hatte Formulare für die Verträge ausgetauscht und jeder Tag schien die

Kontraktanten einander näher zu bringen, bis auf einmal die Nachricht durch die Tagesblätter ging, daß die Verhandlungen abgebrochen seien und nicht mehr aufgenommen würden. Und zwar geschah es, weil Briand plötzlich mit Forderungen hervortrat, welche von Rom als unannehmbar bezeichnet wurden. Es waren die Forderungen, die er in seiner Kammerrede angedeutet hatte: die Geistlichen, welche Kirchen mieteten, sollten sich verpflichten, nicht nur die dem Mieter überhaupt obliegenden Reparaturen zu übernehmen, sondern auch für die gesamte bauliche Instandhaltung der Kultusgebäude aufzukommen und mit ihrem persönlichen Vermögen dafür zu haften. Ferner sollten keine Mitglieder von aufgelösten Ordensgenossenschaften und keine Priester fremder Nationalität in den so gemieteten Kirchen Anstellung erhalten dürfen. Nun ist es aber von Wichtigkeit, festzustellen, an *welchem Datum* die Regierung mit diesen Forderungen hervortrat. Dies geschah keineswegs gleich beim Beginn der Unterhandlungen. Ganz im Gegenteil. Am 8. Februar teilte Briand dem erzbischöflichen Vertreter die Vertragsformulare mit, die von der Regierung ausgearbeitet worden waren und in diesen Formularen ist *auch nicht die leiseste Andeutung von den oben aufgezählten Forderungen zu finden.* Dieselben tauchten *erst nach dem 19. Februar, also nach der Kammerrede Briands,* auf. Wenn die Verhandlungen also gescheitert sind, so liegt die *Schuld davon* — das muß im Interesse der historischen Wahrheit und zur Brandmarkung der französischen Regierung festgestellt werden — *einzig und allein* an der französischen Regierung, die auf einmal Bedingungen voranschob, von denen sie *wußte,* daß die Kirche *nicht darauf eingehen könnte.* Daß die persönliche Haftung der Pfarrer für die bauliche Instandhaltung der Kirchen unter allen Umständen unannehmbar war, *mußte* die Regierung wissen. Denn sie weiß, daß die allermeisten Pfarrer nur geringes persönliches Vermögen

besitzen, das übrigens bei der enormen Höhe der Summen, die in dieser Hinsicht erfordert sind, nur einen verschwindend kleinen Teil darstellt: sind doch zur Zeit die baulichen Reparaturen einer einzigen Kirche in Paris von dem Stadtbauamt zu 600000 Frcs. veranschlagt! Es wäre geradezu unsittlich von der Kirche gewesen, wenn sie auf diese Bedingungen eingegangen wäre, da sie eine Verpflichtung übernommen hätte, von der sie von vornherein wußte, daß sie nicht imstande war, sie zu halten. Aber daraus ergibt sich auch für jeden ruhig Denkenden die bodenlose Unehrlichkeit der französischen Regierung in dieser Sache. Ganz abgesehen von der geradezu zynischen Denkart, die sich in dem Umstande offenbart, daß diese ungeheuerlichen Bedingungen für die Kirchen aufgestellt wurden, die die Regierung der Kirche geraubt und gestohlen hat: ein Dieb, der den Eigentümer vertreibt und ihn zwingen will, die bauliche Instandhaltung des geraubten Eigentums aus der eigenen Tasche zu decken! Nicht besser steht es mit den beiden anderen Bedingungen. Dadurch wollte die Regierung auf Umwegen wieder die Kirche einzwängen und fesseln, nachdem sie selbst das Band, das sie mit der Kirche verbunden, zerrissen und sie schmählich bestohlen hat. Das elementarste Ehrgefühl muß der Kirche verbieten, auf derartige Einschränkungen einzugehen. Wenn die Regierung sich selbst von der Kirche losgesagt hat, dann möge sie die Konsequenzen ziehen und die Kirche frei lassen oder herausrücken mit der Sprache und offen erklären, daß sie bei der ganzen Trennungsaffäre im Grunde genommen die Absicht hatte, die Kirche vor allem zu berauben und sie nachher doch noch in den Regierungsfesseln zu halten. Was die Priester fremder Nationalität betrifft, stellen sich die Bischöfe auf den Standpunkt, daß ihr Patriotismus eine genügende Garantie bietet und daß sie diese Einschränkung als für sie verletzend ansehen. Inbezug aber auf die Mitglieder der aufgelösten Ordensgenossenschaften können die Bischöfe unmöglich auf eine Ausschließung derselben eingehen

zunächst, weil sie bei den Schwierigkeiten, die sich zweifellos für die Rekrutierung der Geistlichkeit einstellen werden, wahrscheinlich gezwungen sein werden, Mitglieder von Ordensgenossenschaften in der Seelsorge zu verwenden, und dann, weil man katholischen Bischöfen unmöglich zumuten kann, daß sie dem Dauerhaß Handlangerdienste leisten, mit welchem die französische Freimaurerregierung die von ihr drangsalierten Ordensgenossenschaften verfolgt. Wo noch Sinn für Rechtlichkeit ist, wird man der Haltung der französischen Bischöfe nur aufrichtige Achtung zollen können.

Vorläufig ist der Versuch der französischen Bischöfe, zu einer befriedigenden Lösung zu gelangen, an der Unehrlichkeit und der kulturkämpferischen Verbohrtheit der französischen Regierung gescheitert. Aber wenn von der französischen Regierung gesprochen wird, muß man hier hauptsächlich an Clemenceau denken. Briand ist allerdings kein Freund der Kirche, aber er scheint wenigstens noch Sinn dafür zu haben, daß die Katholiken sozusagen auch noch Menschen sind, und er hat auch das Gefühl, daß eine allzu scharfe Politik in dieser Richtung doch schließlich unangenehme Folgen für das Ministerdasein haben könnte. Clemenceau aber ist der brutale, rücksichtslose Vergewaltiger, der von einem Uebereinkommen mit der Kirche nichts wissen will. Und seine Richtung ist es, die gesiegt hat über die Richtung Briands. Einen Augenblick konnte man das Gegenteil hoffen nach den Erklärungen Briands in der Kammerdebatte vom 19. Februar. Aber die, welche diese Hoffnung hegten, übersahen den Umstand, daß Briand bereits in seiner Rede vom 19. Februar die drei Bedingungen angedeutet hat, an denen die Verhandlungen scheiterten. Und diese drei Bedingungen waren das Werk von Clemenceau; sie waren der Preis, um den er Briand gestattete, die übrigen freiheitlichen und für die Katholiken rücksichtsvollen Erklärungen abzugeben. Nicht Briand hat also gesiegt, wie es nach der Debatte vom 19. Februar von vielen Seiten vorschnell ver-

wurde. Der Sieger dieses Tages war Clemenceau:
seinen Willen durchgesetzt. Und er blieb hierin
konsequent mit sich selbst, denn er wußte, daß bei
Bedingungen kein Uebereinkommen mit der Kirche
kommen könnte.
Kirche wird sich infolgedessen auf den Standpunkt
den sie vor dem Schritt der Bischöfe innegehabt,
wird vorläufig den öffentlichen Gottesdienst in den
forthalten, unbekümmert um die Maßregeln, welche
erung ergreifen wird. Zum Privatgottesdienst wird
h nur entschließen, wenn der öffentliche Kultus
nicht mehr zu halten ist. Die Kirche wird um so
ener in diesem Entschlusse verharren, als die Anzahl
einden, die sich bereit erklärt haben, die bei den
trägen von der Kirche aufgestellten Bedingungen
nen, eine überraschend hohe gewesen ist. Dadurch,
Geistlichkeit mit den Mietsverträgen an die Ge-
ite herangetreten ist, ist gewissermaßen ein Volks-
um über die Trennungsfrage in Frankreich veranstaltet
und die immense Mehrheit der Gemeindevertreter
gegen die Trennung, auf jeden Fall gegen die
ng des öffentlichen Kultus ausgesprochen. Daß eine
on Gemeinderäten, in denen die Mehrzahl aus
Katholikenfressern besteht, die Mietsverträge zurück-
haben und sogar Anträge stellten, die Kirchen in
oder Tingeltangel umzuwandeln, soll nicht in Abrede
verden. Derartige „liberale" Auswüchse mußte man
, aber es ist immerhin erfreulich, daß die Vertreter
ichtung im großen und ganzen nur eine geringe
eit bilden. Die Bedeutung dieser Tatsache liegt darin,
h die Mietsverträge die Gemeinden zum erstenmale
wurden, über konkrete Folgen der Trennung zu
n, und sie haben sich gegen die sektiererischen
gen der Regierung und der Kammermehrheit aus-
n. Man darf ruhig die Behauptung wagen, daß

dieser Ausfall für die Regierung eine Ueberraschung bildete, die unangenehmer Natur war. Vielleicht wird dies in den Dörfern für unzählige Franzosen den Anfang zur Schulung bilden, durch welche sie die Tragweite erkennen, welche der Abgabe des Stimmzettels innewohnt.

Unterdessen vollzieht sich in der französischen Kirche allmählich die Organisierungsarbeit zur Anpassung an die neugeschaffene Lage. Auf der ganzen Linie ist man an der Arbeit, um vorläufig auf jedem Gebiete wenigstens das das nötigste zu schaffen. An erster Stelle kommt der Unterhalt des Klerus in Betracht. Die französische Regierung hat denselben förmlich auf das Pflaster geworfen und in das materielle Elend getrieben, indem sie gegen alles Recht die Zahlungen einstellte, zu denen sie auf Grund der Einziehung der Kirchengüter sich verpflichtet hatte, und man kann sich lebhaft ausmalen, welche Schwierigkeit es für die Bischöfe von Frankreich bildet, das Nötige zu finden zum Unterhalt von nahezu 50,000 Geistlichen. Der apostolische Opfergeist, von dem sich die katholische Geistlichkeit beseelt zeigt, und die sprichwörtliche Genügsamkeit des französischen Temperaments werden gewiß die Lösung dieser Frage erleichtern. Bis jetzt hat man auskommen müssen mit den freiwilligen Spenden, die glücklicherweise in Frankreich wie kaum anderswo fließen. Aber anderseits beschäftigen sich die Bischöfe mit einer Organisation, durch welche den Geistlichen regelmäßige Bezüge gesichert würden. Jede Diözese hätte zunächst für ihre Geistlichen zu sorgen. Dann müßte noch, wo es möglich ist, ein Betrag an eine Zentralkasse abgeführt werden, welche Zuschüsse an Diözesen gewähren würde, deren Mittel nicht für die eigenen Bedürfnisse ausreichen. Das ganze Werk würde als „Kultuspfennig" bezeichnet werden.

Neben dieser Frage steht die Sorge für die Ausbildung des Nachwuchses im Vordergrund. Bis zur Zeit war diese Frage in der Weise geregelt, daß die Bischöfe zunächst einmal die „kleinen Seminare" hatten. Diese waren Unter-

richtsanstalten für die Gymnasialbildung, die auf der ganzen Linie den Bischöfen unterstanden. Die Bischöfe ernannten die Lehrer, bestimmten das Studienprogramm, kurz es waren vollständig freie kirchliche Anstalten. Nach Absolvierung des kleinen Seminars begaben sich die Zöglinge in das „große Seminar“, dem die berufsmäßige Heranbildung zum Priesterstande zufiel. In der Regel bestand für jede Diözese ein „großes“ und ein „kleines Seminar“. Diese ganze Einrichtung ist aber jetzt in ihrer Existenz bedroht. Nicht als ob jetzt schon durch ein Gesetz den Bischöfen die Befugnis entrissen worden wäre, freie Unterrichtsanstalten zu unterhalten. Die Freiheit des Unterrichts besteht vorläufig noch in Frankreich, obschon bereits ein Gesetzantrag vom Minister Briand vorliegt, in welchem die Freiheit für das mittlere Unterrichtswesen (Gymnasien und Realschulen) erheblich beschränkt werden soll. Aber die bereits erlassenen kirchenfeindlichen Gesetze hatten Konsequenzen, durch welche die bischöflichen Anstalten aufs schwerste getroffen wurden. Die Gebäulichkeiten, in denen diese Anstalten untergebracht waren, waren nämlich doppelter Art: die einen stammten aus der Zeit vor der großen Revolution, waren dann vom Staate eingezogen worden und wurden beim Abschluß des Konkordates den Bischöfen wieder zur Verfügung gestellt, blieben aber Eigentum des Staates oder der Gemeinden. Andere, und nicht wenige, waren im Laufe des 19. Jahrhunderts erbaut worden und waren volles, rechtliches Eigentum der Bischöfe und der Diözesen. Ebenso waren vielfach Unterhaltungsfonds gestiftet worden, die den Staat durchaus nichts angingen. Nun wurde aber durch das Gesetz vom 2. Januar 1907 bestimmt, daß sofort alle Seminargebäulichkeiten, die dem Staate oder den Gemeinden gehörten, dem Staate und den Gemeinden zur Verfügung stehen sollten. Aber da ein zweiter Artikel des nämlichen Gesetzes bestimmte, daß sofort alle Güter der Kirche an bezeichnete Wohltätigkeitsanstalten übergehen sollten, mußten der Kirche

auch jene Seminargebäulichkeiten verloren gehen, welche sie durch ihre eigenen Mittel erbaut hatte, ebenso wie die Unterhaltungsfonds, die angesammelt worden waren. Infolgedessen wurden die Lehrer und Schüler dieser Anstalten seit dem 2. Januar ungefähr überall aus den Anstalten vertrieben und oft auf geradezu rohe und unwürdige Weise. Hier heißt es also nun aufbauen und man ist bereits überall am Werk. In vielen Diözesen sind die Schüler in Klöstern untergebracht, die der Staat nicht an sich ziehen konnte und aus denen die Ordensgenossenschaften vertrieben worden waren. In einigen Städten wurden die Zöglinge der großen Seminare vorläufig zu zwei oder mehreren in Pensionen untergebracht, von wo sie dann den Unterricht besuchen. Die materiellen Ansprüche müssen freilich so tief als möglich gestellt werden, aber trotz der dürftigen Verhältnisse, die auf der ganzen Linie in diesen Anstalten herrschen, sind die Zöglinge der großen Seminare im großen und ganzen treu geblieben und harren aus. In rechtlicher Hinsicht stützen sich die Bischöfe auf das Gesetz von 1875, das jedem Franzosen oder einer Vereinigung von Franzosen unter gewissen Bedingungen gestattet, eine höhere Lehr- oder Unterrichtsanstalt zu eröffnen.

Von der größten Bedeutung ist auch die Organisierung der Pfarreien. Auch auf diesen Punkt haben die Bischöfe ihre Aufmersamkeit gelenkt. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird man sich dazu entschließen, mancherorts allzu kleine Pfarreien oder auch solche, die zu wenig praktisch-gläubige Katholiken aufweisen und die bis jetzt durch je einen Pfarrer verwaltet wurden, aufzuheben und mehrere zu einer Pfarrei zusammenzutun, um sowohl die Kosten als auch die Arbeitskräfte zu sparen. Anderseits wird aber die Zahl der Pfarreien in den großen Städten und in den dicht bevölkerten Industriezentren vermehrt werden müssen, damit die Pastoralarbeit intensiver betätigt werden kann. Die erzbischöfliche Verwaltung von Paris ist bereits hierin mit dem Beispiel

vorangegangen. In dieser Hinsicht lagen die Verhältnisse in Paris geradezu schrecklich im argen. Es gab Pfarreien von 60-, 80- bis 100,000 Seelen! Was konnte unter solchen Umständen die Pastoration wohl sein? Und solange das Konkordat bestand, war eine Abhilfe unmöglich, da zur Errichtung und Abgrenzung der Pfarreien auf Grund der konkordatlichen Bestimmungen die Mitwirkung der Regierung erfordert war. Nun war aber bei der in den letzten zwanzig Jahren herrschenden Strömung in den Regierungskreisen gar nicht daran zu denken, daß die Regierung für irgend eine Verbesserung in dieser Hinsicht zu haben wäre; dafür fehlte in jenen Kreisen absolut jede, aber auch jede Voraussetzung. Kaum war daher die Kirche von diesen Fesseln befreit, als der Erzbischof von Paris die Gründung von 6 neuen Pfarreien bestimmte, um dem früheren Uebelstand wenigstens einigermaßen abzuhelfen. Und wenn man sich vergegenwärtigt, daß dies geschieht im Augenblick, wo die gesamte hergebrachte materielle Ordnung der Kirche Frankreichs einstürzt und alle bisherigen Hilfsmittel versagen, dann wäre es ungerecht, dieser Tat des greisen Erzbischofs von Paris den Charakter ergreifender sittlicher Größe abzusprechen.

Endlich ist hier anzuführen alles, was von der katholischen Geistlichkeit unternommen wird, um aufklärend zu wirken. Der Schlag, der gegen sie geführt wurde, hat sie nicht zu Boden geschmettert. Sie ist arm, aber unverzagt. Sie begnügt sich nicht damit, das Beispiel heldenmütiger Entsagung und bewunderungswürdiger Einigkeit zu geben; sie entwickelt auf allen Gebieten eine Tätigkeit, die früh oder spät Früchte bringen wird. Sie gründen Arbeitergärten, fördern das Genossenschafts- und Versicherungswesen, organisieren Lichtbildervorträge, um die Propaganda für die gute Sache intensiver und wirksamer zu gestalten. Zu Versailles hat der neue Bischof Msgr. Gibier für die Fastenzeit das Variététheater gemietet und läßt in demselben Vor-

träge über die Gottheit Christi für die Männerwelt halten. Und dies hat er getan, weil die Kathedrale von Versailles zu klein ist, um die 2000 Männer zu fassen, die sich zu den Vorträgen einfinden. So zeigt sich überall reges Leben in der Kirche Frankreichs. Das sind nicht die Symptome des Dahinsinkens, das sind die Zeichen des kraftvollen Aufstieges. Auf jeden Fall hat sich die Kirche Frankreichs nicht selbst aufgegeben. Mit dem Mut der ersten Christen hat sie alle Opfer gebracht, die von ihr gefordert wurden, und wo ein derartiger Geist herrscht, fehlt auch die segnende Kraft von oben nicht.

Unterdessen ist das Ministerium Clemenceau im innersten Marke angegriffen. Es ist ein offenes Geheimnis, daß es nicht „klappt" zwischen Briand und Clemenceau. Briand hat nach der Auffassung von Clemenceau noch immer viel zu viel Seide an den Handschuhen, mit denen er die Katholiken anfaßt. Die Meinungsverschiedenheit wird nun zwar wohl mehr eine Verschiedenheit der Taktik als eine Verschiedenheit der Prinzipien sein, aber auf jeden Fall besteht sie und hat schon ganz bedeutende Risse in den Ministerbau gebracht. In der Kammersitzung vom 31. Januar kam es dazu, daß Clemenceau plötzlich in die Debatte eingriff und die gesamte Entwicklung der Trennungsgeschichte mit blutigem Hohn geißelte. Dabei tat er den Ausspruch, daß die Regierung und die Mehrheit in der vollständigsten Zusammenhanglosigkeit säßen. Ein Blinder hätte greifen können, auf wen dies alles gemünzt war, und Briand nahm denn auch seine Siebensachen zusammen und ging unter der ungeheuren Aufregung der Kammer während der Husarenrede Clemenceaus aus dem Sitzungssaale hinaus. Die Sache wurde wieder beigelegt, aber der Riß im Ministerium war offen zu Tag getreten und es blieb der Eindruck, daß die Wunde nur verkleistert worden sei. Tatsächlich entstanden die Gerüchte einer Ministerkrisis sofort wieder im Anschluß an die Verhandlungen in Bezug auf die Mietsverträge, und man darf

annehmen, daß der Friede nur dadurch wieder hergestellt wurde, weil schließlich Briand nachgegeben hat und für die Mietsverträge jene Bedingungen aufstellte, die von Clemenceau gefordert wurden, und welche die diesbezüglichen Verhandlungen zum Scheitern brachten.

Aber es muß doch auch gesagt werden, daß der Haß gegen die Kirche vielleicht nicht die einzige Triebfeder bei Clemenceau ist und daß seine Rücksichtslosigkeit zu einem fast eben so großen Teile auf den Selbsterhaltungstrieb zurückzuführen ist. Wenn er der Kirche gegenüber so schroff auftritt, geschieht es auch, weil er, mit Recht oder Unrecht, die Ueberzeugung hat, daß er sich so am sichersten die Kammermehrheit, also das Ministerleben sichert. Und daß dieses Ministerleben tatsächlich bedroht ist, darüber gibt sich Clemenceau keiner Täuschung hing. Die Combisten, mit Pelletan an der Spitze, setzen ihm zu mit einem Hasse, der an reiner Aufrichtigkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit gibt es Vorstöße gegen ihn. Wenn seine Gegner vor einigen Monaten sich nur auf Umwegen an ihn heranwagten, um ihn zum stolpern zu bringen, so sind sie jetzt schon beherzter und scheuen sich bereits nicht mehr, ihm offen Knüppel zwischen die Beine zu werfen. Bis jetzt hat sich Clemenceau seiner Feinde noch zu erwehren vermocht. Aber einmal mußte er bereits zu einem direkten Ausfalle in der Kammer gegen sie schreiten. Es gelang ihm; bei solchen Uebungen reibt sich jedoch ein Minister schnell auf. Die Zunahme der Dreistigkeit bei den feindseligen Elementen ist zweifellos ein schlimmes Zeichen für Clemenceau. Jeden Tag werden übrigens Kombinationen mit „Ersatzministern“ in den Wandelgängen der Kammer kolportiert. Das wäre an sich gerade nicht von Bedeutung, aber es läßt darauf schließen, daß der Appetit nach Ministersesseln in gewaltigen Mengen vorhanden ist, und das ist bedenklich für Clemenceau. Man wird also

nicht übertreiben, wenn man sagt, daß jeden Augenblick eine akute Ministerkrisis ausbrechen kann.

Wenn Clemenceau fällt, so wird man jedenfalls nicht den Vorwurf gegen ihn erheben können, daß er nicht ein richtiger radikaler Schaukelpolitiker gewesen ist. Er war hierin ein Virtuose, zum Schaden des Landes leider.

Einerseits hat er sich nach Kräften bemüht, die radikale Wählermasse nicht kopfscheu zu machen durch allzugreifbare Hinneigung zu den kollektivistischen Theorien. Er hat nie unterlassen, den Sozialisten die nötige hörbare Absage zu geben. So wie er Jaurès in der Kammer abfertigte, so wußte er auch den sozialistischen Elementen an die Nieren zu reichen, die die öffentliche Ruhe der Straße zu stören suchten. Am 20. Januar wollten die sozialistischen Verbände eine große Straßendemonstration in Szene setzen, um eine schärfere Durchführung der Sonntagsruhe zu erzwingen. Der ganze Aufzug richtete sich gegen die Masse der kleineren und mittleren Geschäftsinhaber aller Art von Paris, denen Clemenceau nicht vor den Kopf stoßen wollte. Der Pariser Polizeipräfekt wurde dementsprechend instruiert und er gab seinerseits die durch die Lage gebotenen Weisungen, die mit vollem Verständnis von den Pariser Schutzleuten erfaßt wurden. Die Pariser Schutzleute haben nur zu oft unter der Politik zu leiden, indem sie sehr oft unmögliche Dinge hinnehmen müssen, weil ihnen aus politischen Gründen Weisung erteilt wird, Gewehr bei Fuß zu verbleiben. Diesmal wurden ihnen die Zügel etwas locker gelassen und mit Wonne holten sie nach, was sie früher hatten versäumen müssen. Es wurde auf die Demonstranten eingehauen, daß die Rippen krachten und im Nu war mit dem Geschick, mit welchem die Pariser Polizei bei Straßenaufläufen zu operieren weiß, wenn es ihr ernst ist, die Straße gesäubert. Natürlich Wut bei den Sozialisten und Interpellation, aber dadurch bekam Clemenceau nur desto besser Gelegenheit, sich als Verteidiger der Ordnung hinzustellen.

In Wirklichkeit freilich ist es mit dieser Verteidigung nicht so weit her. Der Radikalismus in Frankreich ist die Verkörperung der kapitalistischen Gesellschaft, die wohl ihren Geldbeutel gegen den Sozialismus verteidigen will, aber sonst in unglaublicher Verblendung alle Stützen der Ordnung niederzureißen sucht und so direkt dem Sozialismus die Wege ebnet. Clemenceau hat nach dieser Richtung hin bisher redlich seine Aufgabe erfüllt. Er hat fast alles erschüttert, was bisher als notwendig zum Schutz der Ordnung gegolten hat. An allen diesen Stützen wird gerüttelt im Namen des unseligen Dogmas, das schon so grauenhaft zersetzende Folgen im öffentlichen Leben Frankreichs nach sich gezogen hat und doch immer wieder zieht bei den Franzosen, im Namen der absoluten Freiheit, die aber in Wirklichkeit nichts anderes bedeutet, als die Möglichkeit, andere zu vergewaltigen und zu tyrannisieren. So weist das französische Gesetz eine Reihe von Artikeln auf, durch welche schwere Strafen auf jeden Versuch gegen die Freiheit der Arbeit gesetzt sind. Diese Artikel sind natürlich den sozialistischen Radauelementen ein Dorn im Auge, denn dadurch ist die Regierung gezwungen, bei den Streiken die Arbeitswilligen zu schützen, und auf diese Weise kann sich die Tyrannei der Arbeiterverbände nicht in dem von ihnen gewünschten Maße ausdehnen. Daher bei den Sozialisten die Parole: Unbeschränkte Streikfreiheit mit allen Konsequenzen und Abschaffung der Artikel, durch welche die Freiheit der Arbeit geschützt ist. Das Ministerium Clemenceau hat diesen Forderungen ein williges Ohr geliehen und es liegt bereits ein Antrag auf Abschaffung dieser Artikel vor.

Aehnlich verhält es sich mit der Todesstrafe. Daß sich gewisse gesellschaftliche Elemente mit dieser Einrichtung nicht besonders zu befreunden vermögen, ist ja nur zu leicht zu erklären. Aber anderseits ist noch nicht erwiesen, daß es ein wirksameres Abschreckungsmittel für die Verbrecher gibt als die Todesstrafe und daraus ergibt sich, daß die ehrlichen

und ruhigen Bürger ein gewisses Interesse an der Beibehaltung der Todesstrafe haben. Dies scheint jedoch für das Ministerium Clemenceau nicht von Belang zu sein und es wurden bereits die nötigen Schritte unternommen, um die Abschaffung der Todesstrafe in der Kammer beraten zu lassen. Und dabei ist zur Zeit Frankreich das unsicherste Land unter den zivilisierten Ländern. Die Zahl der Verbrechen gegen das Leben und das Eigentum nimmt geradezu erschreckend zu. Uebrigens eine ganz logische Erscheinung. Denn seit einigen Jahren haben sich die berufsmäßigen Verbrecher bei allen öffentlichen Vorgängen gegen die Kirche stets auf die Seite der Regierung gestellt; sie fühlten sich gewissermaßen als Stützen der Regierung. Anderseits wurde die Repression immer laxer gehandhabt. In welchem Maße dies der Fall ist, ist zu ersehen aus der Tatsache, daß trotz der unzweifelhaften Zunahme der Verbrechen die Zahl der festgehaltenen Verhaftungen von 48,000 in einer Zählperiode auf 25,000 in der nächstfolgenden Periode herabgesunken ist. Die Zahl der Verbrechen nimmt grauenhaft zu und die Zahl der festgehaltenen Verhaftungen wird fast um die Hälfte niedriger! Allerdings spielt auch da wieder der Kampf gegen die Kirche mit, weil man in Frankreich immer gern die Theorie durch praktische Ergebnisse illustriert. Man will beweisen, daß die allgemeine Sittlichkeit keine Einbuße erlitten hat durch die religionslose Schule und durch den Kampf gegen die Kirche und deshalb läßt man die Verbrecher laufen. Wenn nur die unumstößliche Zunahme der Verbrechen nicht wäre!

Aber den Hauptteil seiner Zerstörungswut scheint das Ministerium Clemenceau auf das Heer zu richten. Das Heer war von jeher den revolutionären Elementen in Frankreich ein Dorn im Auge, weil sich in ihm der Widerstand gegen ihre Umsturzgelüste verkörpert. Früher wurde das Steckenpferd der Miliz geritten. Da aber eine solche Organisation angesichts der allgemeinen politischen Lage bei allen einigermaßen hell Sehenden dem größten Mißtrauen begegnet, sucht

man das Heer wenigstens immer mehr zu „demokratisieren", wie das Schlagwort lautet. Praktisch läuft dies darauf hinaus, die Stellung der Offiziere den Mannschaften gegenüber zu erschüttern. Ein Glied in der Kette der diesbezüglichen Machenschaften bildet der Versuch, die militärischen Gerichte im Prinzip abzuschaffen und die militärischen Vergehen durch Zivilrichter aburteilen zu lassen oder doch durch Gerichte, in denen die Zivilrichter den Ausschlag geben würden. Der Offizier würde dann gewissermaßen den Anklageteil bilden mit allen Nachteilen, die sich an eine derartige Lage knüpfen müssen. Noch ist die Abschaffung der Militärgerichte nicht zum Gesetze erhoben und es ist im Interesse des militärischen Wertes der französischen Armee zu hoffen, daß es nicht geschieht, denn was dann aus der Disziplin werden müßte, ist nur zu leicht zu erraten. Schon jetzt nehmen die Akte der Disziplinlosigkeit in erschreckendem Maße zu, offenbar infolge der nur zu sattsam bekannten Ideen, die in den maßgebenden Kreisen herrschen, welche nur allzu leicht bei dem gemeinen Soldaten Hoffnung auf mildere Behandlung bei etwaigen Insubordinationen erwecken. Und dabei das widerliche System der Angeberei, das geradezu offiziell durch die Freimaurerloge in Bezug auf die Armee eingeführt wurde und wodurch die Offiziere sowohl in den Augen der Mannschaft heruntergesetzt als auch unter sich gegeneinander gehetzt werden.

Endlich war es die Schule, auf die sich neben dem Heere die Aufmerksamkeit der radikalen Kreise richtete. Bei Leibe nicht, um den Unterricht zu heben und die Methoden zu vervollkommnen. Das wesentliche Ziel war auch hier wieder Zerstörungsarbeit: Vertreibung des religiösen Einflusses. Man wollte vor allem die Kirche treffen. Auf dem Gebiete der Primarschule ist dieses Ziel erreicht: Die Elementarschulen Frankreichs sind nicht nur religionslos, sie sind durch die ausgeprägte Tendenz zahlreicher Lehrer geradezu antireligiös. Und das unablässige Bestreben vieler Lehrervereine,

sich an die revolutionären Arbeiterverbände anzugliedern, kann den religionsfeindlichen Charakter des ganzen Systems nur verschärfen. Anderseits sucht die Regierung mit dem letzten Rest der Freiheit aufzuräumen, der durch das Gesetz von 1850 noch auf dem Gebiete des Gymnasial- und Realschulwesens bestand. Minister Briand hat bereits einen Gesetzantrag eingebracht, durch welchen die Freiheit des Unterrichts „organisiert" werden soll. Hier gilt es, der Kirche die Gründung derartiger Anstalten nach Möglichkeit zu erschweren. Infolgedessen sind die Bedingungen verschärft worden, die für Lehrer und Leiter der Anstalten bisher erfordert waren. Im wesentlichen sind es die Bestimmungen, die in Elsaß-Lothringen maßgebend sind für die Eröffnung von Privatanstalten dieser Art (Gymnasien oder Realschulen). Die Regierung wird ihr Ziel nicht erreichen: der katholische Klerus hat in den letzten zwanzig Jahren eine solche Anzahl von Mitgliedern aufzuweisen, die philologische Staatsexamen aller Art bestanden haben, daß es möglich sein wird, vorläufig wenigstens den allernotwendigsten Bedarf zu decken, falls das Gesetz in dieser Fassung zur Annahme gelangt.

Denn trotz aller Zugeständnisse an die Umsturzelemente wird es Clemenceau nicht gelingen, sie zu versöhnen. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird der entscheidende Kampf gegen ihn entbrennen bei der Debatte über die Einkommensteuer, die jetzt in Frankreich durchgeführt werden soll. Und insofern kann man sagen, daß Clemenceau wahrscheinlich die Zeit nicht haben wird, alle Stimmen anzuhäufen, die er wünscht.

Paris, den 6. März 1907. Videns.

XLVI.

Reichstagsbrief. I.

Berlin, 10. März.

Eine gewaltige Redeschlacht liegt hinter uns. Der Sieger steht auf der Wahlstatt; der Besiegte hat sich in das Reichskanzlerpalais geflüchtet mit dem erhabenen Bewußtsein, daß ihm hieher keiner der grimmigen Zentrumsgegner folgen wird. Dieses Haus wird unter seinem heutigen Bewohner gemieden: das Zentrum hat auch die gesellschaftlichen Beziehungen zum Reichskanzler abgebrochen und sich der Kartenabgabe enthalten. Fürst Bülow hat das Zentrum in einer Weise brüskiert, daß an ein Zusammenarbeiten nicht mehr gedacht werden kann, das gebietet schon die Ehre der Partei und die der Wähler. So klar dieses ist, so unklar ist im übrigen die Situation.

Aber hören wir erst den Verlauf der Debatten. Am 13. Dezember 1906 hatte Dr. Spahn als letzter Redner das Wort. Am 20. Februar 1907 wäre er Präsident des Reichstags geworden, wenn die „nationale" Mehrheit nicht das parlamentarische Recht mit Füßen getreten hätte. Nicht mehr die stärkste Partei sollte den Präsidenten stellen, sondern die Willkür der Parteiverbindungen entscheiden. Dieses neue Recht der Macht hat der Block publiziert und so bestieg Graf Stolberg den Präsidentenstuhl, Dr. Pasche wurde erster und der Freisinnige Kämpf zweiter Vizepräsident. Die Schriftführerstellen wurden wie bisher verteilt; zwei derselben fielen dem Zentrum zu. Aber sonst ist es aus dem Präsidium ausgeschlossen. Man wollte ihm gnädigst den ersten Vizepräsidenten anbieten, wenn es um diesen gebeten hätte; das Recht hat man dem Zentrum genommen, ein Almosen sollte es haben. Mit nahezu 50 Stimmen Mehrheit stieg der konservative Graf aus der Urne heraus und übernahm das Präsidium mit einer hohen Anerkennung seines Vorgängers. Das Zentrum, die Polen und die Sozialdemokraten gaben

nur weiße Zettel ab. Das „nationale Präsidium“ ist a
fertig und die „schwarze Fahne“ heruntergeholt. Ein P
sidium von Bülows Gnaden; denn der Reichskanzler war
der auf dieses Wahlresultat hinarbeitete. Im offenen Wa
kampfe hat er dem Zentrum sehr wenig anhaben könn
aber durch Umwege hat er es jetzt vom Präsidium ausgeschloss
Die neue Mehrheit folgte willig dem Unterhändler
Loebell, Chef der Reichskanzlei.

Die Generaldebatte über den Etat dauerte acht Tage la
aber die Zahlen des Etats traten sehr zurück. Die jüng
politischen Ereignisse standen im Vordergrund. Und hier fess
die Auseinandersetzung zwischen Zentrum und Reichskan
das allgemeine Interesse. Der Reichskanzler hielt wohl a
eine seiner üblichen Reden gegen Bebel und die Soz
demokratie; aber sie stand erst in der zweiten Linie.
Kampf eröffnete Dr. Spahn, der zuerst den Etat
kritischen Beleuchtung unterzog und dann auf die Wahlschl
einging; zunächst hob er nochmals die Bedeutung
Zentrumsantrages klar hervor und wies auf den Untersch
hin, der zwischen dem Zentrum und der Sozialdemokr
in dieser Frage bestand; letztere wollte gar nichts bewillig
Die offiziöse Wahlagitation kritisierte er scharf und na
namentlich den Flottenverein mit, der an konfessioneller A
hetzung gewiß den Vogel abgeschossen hat. In dem heuti
Parteigewirr bezeichnete er das Zentrum als ruhenden
in der Erscheinungen Flucht! Den Schluß bildete eine fe
liche Erklärung, daß das Zentrum stets im Sinne e
staatserhaltenden christlichen Volkspartei arbeiten we
Dann folgte Bassermann, der mit seiner „Siegesre
schon seit mehreren Tagen herumgelaufen war, wie wenn
der Meister im Reiche wäre. Daß er mit der Stichwahlta
des Zentrums unzufrieden war, finden wir erklärlich;
hatte die urnaive Ansicht, daß das Zentrum wohl seine L
mitunterstützen müsse. Die erste Rede des Reichskanzl
füllte die erste Sitzung aus. Seine Rede war ein Meister
eines Diplomaten, der zuerst sich Windmühlen baut
dann gegen diese eine große Kanonade eröffnet. Bü
stellte eine Anzahl von Behauptungen auf und widerl

diese dann „glänzend“. So wies er in langen Ausführungen zurück, daß er weder an eine Aenderung des Wahlrechts, noch an einen neuen Kulturkampf denke. Komisch! Im Zentrum ist dies gar nicht von der Regierung behauptet worden. Aber andere Leute denken um so häufiger und lebhafter an ein Arbeiten auch in dieser Richtung. Als Ursache des Abschwenkens vom Zentrum nannte er plötzlich den Zusammenstoß Roeren-Dernburg; im Sylvesterbrief war es die Ablehnung des Reichskolonialamtes und anderes Kleinzeug mehr. All dieß ist nur Vorwand. Man wollte unter allen Umständen vom Zentrum loskommen. Am Schlusse entwickelte Fürst Bülow noch ein Programm für die neue Mehrheit, er „denkt“ an ein Reichsvereinsgesetz, an Ersparnisse im Heer, an das Börsengesetz usw.

Nach rechts Früchte, nach links Blumen! So trat er als Mädchen aus der Fremde mit seinen Gedanken hervor. Die Antwort erhielt der Reichskanzler am Donnerstag durch Gröber. Diese Rede bildete nächst jener des Freiherrn v. Hertling den Höhepunkt der Debatte, wie Freund und Feind zugestand. Schon rein äußerlich betrachtet, war sie eine hervorragende Leistung; 2½ Stunden sprach der Redner und weder er selbst wurde müde, noch ermüdete er das Haus. Das machte nicht nur die souveräne Beherrschung des Stoffes, sondern auch die witzige und oft sarkastische Art des Redners, von der der Chef der Reichskanzlei auch einen Teil erhielt, als er den Redner zu unterbrechen suchte. Die vielen Entstellungen des Reichskanzlers führte Abg. Gröber auf ihren Kern zurück, beleuchtete die Kulturkampfslust der Liberalen und hielt diesen einen Spiegel vor, wie sie seit 1874 die Sozialdemokraten in verschiedenen Stichwahlen unterstützt haben, daß es somit die größte politische Heuchelei sei, wenn man von dieser Seite dem Zentrum einen Vorwurf mache. Mit köstlichem Humor schilderte er, wie 1887 und 1893 die verschiedenen Parteien an den großen Heeresvorlagen Abstriche beantragt hätten, alle ohne Ausnahme; aber niemand habe deshalb denselben den nationalen Sinn abgesprochen. Nur dem Zentrum suche man das Verbrechen anzukreiden wegen einer Lappalie von 8,9 Millionen Mark im Milliarden-

etat. Gegen die Rede Gröbers versuchte der nat.-lib. Abg. Dr. Semler einen Ritt ins „romantische Land"; aber schlechter hat noch nie ein Redner abgeschnitten wie er. Im hochnäsigsten Tone hielt er dem Zentrum Vorlesungen und brachte eine Reihe von Beschuldigungen vor. Als das Zentrum rief: „Beweise!", da tat er den klassischen Ausspruch: „Beweis ist, daß ich es ihnen sage." Stürme von Heiterkeit löſten sich aus und wiederholten sich. Da konnte unser Dr. Schädler mit seinem Sarkasmus einsetzen und den Abg. Dr. Semler sogar über Pythagoras stellen. Schädler hatte einen guten Tag, was die liberale Presse in ihrem Aerger selbst verriet, indem sie denselben persönlich angreift. Es war Granit, was er entgegenhielt. Als er die Liberalen fragte, ob sie denn die Zentrumsleute für so „gottesſträflich dumm" hielten, daß sie ihre eigenen Metzger wählen sollten, hat er den Nagel auf den Kopf getroffen. Die Rede des Frhrn. von Hertling bildete den wirksamen Abschluß der Zentrumsreden; er zerstörte besonders die Legende, als könne sich der Reichskanzler auf die „konservativen Elemente" im Zentrum verlassen, indem er dieses zu sprengen versuche. Höflich in der Form, aber bestimmt in der Sache kam die scharfe Ablehnung Hertlings heraus. Glänzend in klassischer Ruhe und Vornehmheit zeigte jedes Wort den gewiegten Diplomaten und Parlamentarier, der wie eine Säule aus entschwundenen großen Tagen in die neuen Zeiten hereinragt. Ein Meister der Rede und Gedanken, hat Frhr. v. Hertling aufs Neue seine präponderierende Stellung auch im gegenwärtigen Reichstage erwiesen und sich dem Fürsten Bülow wohl als der vollauf gewachsene Gegner gezeigt, den der Kanzler nicht wird widerlegen können.

Da Bülow nicht kam, suchte der Chef seiner Kanzlei gegen den Abg. Erzberger vorzugehen, der sich natürlich energisch verteidigte. Es macht den Eindruck, als ob man regierungsseitig bestrebt gewesen wäre, den Kernpunkt der Frage zu verschleiern und den Abgeordneten Erzberger in nebensächlichen Dingen ins Unrecht zu setzen.

Ueber den Block selbst in den Osterferien mehr. Man kann hier so viel beobachten, was in den gelben Heften für kommende Geschlechter festgehalten werden muß.

XLVII.

Dante Gabriele Rossetti.

Von Dr. Johann Ranftl, Graz.

1. Lebensgang.

Im Aufsatze über „Romantik und Präraфaelismus" [1]) wurde der Versuch gemacht, die geistige Atmosphäre und Gesamtstimmung jener Zeit zu kennzeichnen, aus welcher die präraфaelitische Kunst erwuchs, jene romantische Episode in der englischen Malerei, deren Ausläufer bis auf unsere Tage herab das Kunstschaffen jenseits des Kanals noch wesentlich mitbestimmen. Man darf sagen, daß in den letzten 50 Jahren bereits drei präraфaelitische Generationen auf den Plan traten. Voran schreiten die Begründer der ganzen Richtung J. E. Millais, Holman Hunt und D. G. Rossetti. Es folgten ihnen als Jünger und Nacheiferer Burne Jones und William Morris mit ihrem Künstlerkreis und heute schaffen die zahlreichen Neopräraфaeliten, die in Byam Shaw ihr bedeutendstes Talent verehren. Die markantesten und merkwürdigsten Persönlichkeiten finden wir in der ersten Gruppe. Und wenn wir uns das Wesen der ganzen Bewegung an einem bestimmten Beispiele veranschaulichen wollen, so werden wir am besten in die Anfangszeit zurückgehen, wo sich die Ideen am kräftigsten regten und auswirkten.

---

1) Vgl. Bd. 138 S. 449.

Die Wahl der typischen Persönlichkeit wird uns vielleic
einigermaßen schwer. Da steht F. M. Brown der Zeit na
an der Spitze, der kernige scharfgeschnittene Charakterkop
in welchem wir, obgleich er nie dem Brüderverein angehört
den ersten Anreger und Pfadfinder sehen dürfen. In Holma
Hunt, der noch heute als achtzigjähriger Greis unter de
Lebenden weilt und der sich durch die Kollektivausstellun
seiner Werke in der Leicester Gallery im vergangenen Jah
den Menschen wieder in Erinnerung brachte, müssen wir de
gesinnungstreuesten Präraffaeliten verehren, denn er vollendet
noch 1905 ein neues Werk „Die Dame von Shalott, die e
ganz in demselben Geiste malte, zu dem er sich 1848 bekannt
Nicht mit Unrecht betrachtet sich Hunt daher selbst als de
echtesten und rechtgläubigsten der ganzen Richtung. Schwe
ist es auch, an Sir J. E. Millais vorüberzugehen, an de
vielgewandten Liebling der englischen Kunstfreunde, der etw
zehn Jahre lang mit unglaublicher Gewissenhaftigkeit de
Präraffaelismus diente und damals bei dessen Feinden da
größte Aergernis erregte, dann aber ein „Abtrünniger" wurd
und als trefflicher Porträtist wie als Meister der eigentli
malerischen Technik seine eigenen Wege ging und nur a
und zu sehnsüchtig nach der Zeit der präraffaelitische
Jugendunschuld zurückblickte. So sehr jede dieser Persönlich
keiten den Betrachter fesselt, D. G. Rossetti, der Male
und Dichter, der vornehme Sproß zweier edler Kulturen
der wie ein fremdartiges Meteor zauberhaft leuchtend un
Funken von Geist und Schönheit und Anregungen na
allen Seiten versprühend auftaucht, um bald wieder i
trauriger Nacht zu verschwinden; dieser romantische Magie
bleibt doch von allen interessanten Männern des ältere
Künstlerkreises der interessanteste. Er steht augenblickli
auch dem Interesse der deutschen Kunst- und Literaturfreund
besonders nahe; denn nicht weniger als drei Biographie
über ihn erschienen kürzlich hintereinander. Seine Gedicht
wurden übersetzt und bezeichnenderweise steht unser Romantik

im Stefan Georges Anthologie „Zeitgenössische Dichter“ an erster Stelle. Gründe genug, um gerade das Bild dieses Mannes und seiner Kunst unseren Lesern in einer raschen Skizze vorzuführen.

Rossetti ist ein Italiener, den ein eigentümliches Schicksal aus dem sonnigen Süden Neapels in den trüben Nebel Londons hineinwarf. Sein Vater Gabriele Pasquale Giuseppe stammte aus Vasto in den Abruzzen. Er war Kustos im Antikenmuseum von Neapel, schrieb Opernlibrettos, aber auch leidenschaftliche revolutionäre Freiheitsgesänge. Letztere wurden sein Verhängnis; er mußte sich wegen dieser Teilnahme an der antibourbonischen Bewegung (1820/21) aus Neapel nach Malta und von da 1824 nach England flüchten. In London fristete er sein Leben zunächst als Sprachlehrer, bis er 1831 Professor des Italienischen am Kings Kollege wurde. Das erste Herzensinteresse des Flüchtlings galt sein Leben lang Dante, der ja auch einst als Martyrer seiner politischen Ueberzeugung den kummervollen Weg des Exiles wandern mußte. Nicht der große Welt- und Menschheitsdichter, der Politiker Dante war es, an dem Rossetti hing. Alles, was im Werke des großen Florentiners papstfeindlich klang, suchte er emsig zusammen und aus diesem Geiste heraus schrieb er seinen Dantekommentar. 1826 heiratete er Frances Mary Lavinia Polidori, die Schwester jenes Polidori, der Lord Byrons Leibarzt gewesen. Ihr Vater war einst Alfieris Sekretär. Lavinias Großmutter war eine Engländerin. So entspricht es ganz gut der Abstammung des Dichter-Malers D. G. Rossetti, wenn sich in diesem südländisches Feuer mit ein bischen nordischem Traumsinn vermischt.

Charles Dante Gabriele[1]) — am 12. Mai 1828 ge-

[1]) Literatur. W. Waldschmidt. D. G. Rossetti. Diederichs. Leipzig 1905. H. W. Singer. D. G. Rossetti. Bard, Marquardt u. Co., Berlin. 1906. J. Jessen. D. G. Rossetti. Velhagen und Klasing. Leipzig 1906. Biographisch interessant sind vor allem die Schriften W. Michael Rossettis: D. G.

boren — sah sich seit dem ersten Dämmern seines Bewußt
seins in eine kunst- und poesieerfüllte Atmosphäre versetz
Kein Familienglied war ein Alltagsmensch. Der Vater, de
Bruder William Michael und die Schwester Christine dichteten
Alle anderen interessierten sich lebhaft für Kunst und Literatu
sie waren Kenner fremder Sprachen und Liebhaber selten
Bücher. In diesem gastlichen Dichterheim verkehrten Paganin
Mazzini, Ugo Foscolo und nährten gegenseitig ihre vate
ländischen Phantasien und Erinnerungen. Diese liebevoll
Fühlung mit Italien dankte dem Vater Rossetti seine Vate
stadt Vasto durch Benennung einer Piazza Rossetti un
Italien selbst durch eine Inschrift in S. Croce in Floren
Von seinem Vater konnte Dante Gabriele eine bedeutend
geistige Anlage erben, die milde vornehme Mutter schützt
und pflegte diese Anlage sorgsam in den ersten Zeiten de
Wachstums. Die Erziehung der Kinder war auf groß
individuelle Freizügigkeit angelegt. Die Mutter warnte aus
drücklich vor dem Banalen und Allzugewöhnlichen. Shake
speare, Dante, Scott, „Tausend und eine Nacht", Goethe
„Faust", die Bibel sind die hauptsächlichste Lektüre de
Knaben. Auch Schiller ist im Hause Rossetti bekannt un
sogar Hartmann von Aue beschäftigt in späteren Jahre
unseren Künstler. Alles Geheimnisvolle, dramatisch Leiden
schaftliche, selbst das Unheimliche und Grausige fesselt ih
und früh melden sich die scharfen Kontraste in seinem Wesen,
jäh ausbrechender Enthusiasmus, vulkanisch, gewaltsam;
dann wieder stilles Träumen und Sinnen gleich dem nordischen
Sommerabend am flüsternden Weidenbach.

1836 und im folgenden Jahre besuchte der Knabe
Rossetti eine Privatschule, 1837—1842 das hochkirchliche

Rossetti: His Family-Letters. 2 vols. With a Memoir by
W. M. Rossetti. 1895. Billige und gute Reproduktionen biete
„Drawings of Rossetti", London Newes und die Rossetti-
Nummer der „Masters in Art". Boston. Bates-and-Guild
Company. Vollständige Bibliographie bei Waldschmidt.

Kings Kollege. Dichterische und künstlerische Neigungen regen sich bereits lebhaft. Hatte er schon als Sechsjähriger dramatische Szenen geschrieben, so füllte er jetzt die Ränder seiner Schulhefte mit Zeichnungen. 1842—1846 wird er in Carys Zeichenschule in die Anfangsgründe seiner Kunst eingeführt, um hernach in der Antikenklasse der Akademie dieses Lernen fortzusetzen. Nebenher vertieft sich auch sein literarischer Sinn. Holman Hunt bezeugt die umfassende Bildung und Literaturkenntnis des Jünglings, dem auf den Schulen nur alles zu planmäßig und langsam ging, der seinem Ziele nicht zuwandern, sondern zustürmen wollte. Die Akademie wurde ihm deshalb sehr bald zur Last, umsomehr, als 1846 F. M. Brown in seinen Gesichtskreis trat. Rossetti war bei jedem Vers, der ihm gefiel und bei jedem Gemälde, das ihn fesselte, sofort ganz lodernde Begeisterung. Er schrieb an den Dichter, er suchte womöglich den Maler des bewunderten Bildes auf. Als er Browns ausgestellte Werke sah und ihre Farbenkraft und sorgfältige Technik ihm gefielen, schrieb er sofort eine enthusiastische Epistel an den Maler, der bisher nur von allen übersehen oder verhöhnt worden war und begehrte, dessen Schüler zu werden. Brown glaubte sich auch hier ironisch gehänselt und nahm zum Stelldichein mit dem neuen Bewunderer einen kräftigen Stock mit — für alle Fälle. Er benötigte den Stock jedoch nicht, sondern Brown und Rossetti schieden als neue Freunde und blieben es lebenslänglich. Brown suchte den ungestümen, phantastischen Eifer seines Schülers zu zügeln und zu gemessener strenger Arbeit zu zwingen, indem er ihm Flaschen, Zigarrenkisten und ähnlichen Kram abmalen ließ. Begreiflicherweise blieb Rossetti auch nicht lange der Schüler eines solchen Lehrers, wohl aber blieb er dessen Freund bis zum Tode.

Das Aeußere des jungen Rossetti schildert H. Hunt wie folgt: „Stellen Sie sich einen jungen Menschen mit ausgesprochen fremdländischer Art vor, fünf bis sechs Fuß hoch,

mit langen braunen Haaren, die bis zu den Schultern reichen. Er hat niemals Wert darauf gelegt, gerade zu gehen. Seine Augen träumten, seine Blicke waren nie gerade auf ein Ziel gerichtet, sie schwärmten nach allen Seiten ... Im ganzen war er ein gut gewachsener Mensch mit zarten Händen und Füßen; aber trotzdem er sonst nicht schwach oder kränklich war, zu körperlichen Uebungen konnte man ihn kaum bringen. In seiner Kleidung war Rossetti damals sehr nachlässig und bei seiner lauten, oft heftigen Art zu sprechen, konnte man kaum die Feinheiten der Seele in diesem Jüngling vermuten. Bei etwas näherer Bekanntschaft bekam man allerdings den richtigen Eindruck.[1]) Der seltsamen äußeren Erscheinung entsprach das merkwürdige, vieldeutige innere Wesen des jungen Künstlers. So heißt es in Browns Tagebuch: „Immerhin, was er auch schaffen mag, es wird ganz unbedingt schön werden. Aber die Sucht nach Seltsamkeit entstellt seine Ideen.“[2]) Und ein anderer Zeuge aus dem Rossettischen Kreise, der Journalist Stillmann, berichtet: „Rossetti nahm einen als Charakter mehr gefangen, als irgend sonst jemand, den ich kennen gelernt habe. Offen und freimütig hatte er, als er noch gesund war, eine bestrickende Art und Fülle der Unterhaltung über Sachen, die ihn interessierten. Er besaß einen gesunden Egoismus, der ihn verleitete, alles und alle nur im Verhältnis zu sich selbst zu sehen ... Was ihm zur Hand war, war auch nur für ihn da, und als wir im Hause zu Robertsbridge ankamen, übernahm er sogleich die Rolle des Herrn des Hauses, gerade als ob er mich, nicht ich ihn, eingeladen hätte; indem er durch die Zimmer schritt, sagte er „ich nehme dieses“, sobald ihm eins gefiel oder „Sie können das haben“, wenn das nicht der Fall war ... Niemand wehrte sich gegen solch fürstliches Benehmen, denn es war nur im Verkehr mit seinen Freunden, daß er es anwendete. Er herrschte über alle, die nur das geringste Verständnis für ihn oder seine Kunst zeigten.“[3]) Brown äußert sich auch einmal über Rossettis Art zu schaffen: „Er schwieg, verharrte

1) W. Fred. Die Präraffaeliten. S. 110.
2) Singer. Rossetti. S. 19.
3) Ebd. S. 43.

gespannt, die Umgebung gänzlich vergessend. Zuweilen wiegte er sich, stöhnte leise oder summte eine Minute lang, als befreie er sich von einer Idee.“ [1])

Also die richtige „geniale“ Künstlernatur, wie sie im Roman steht. — —

Es kommt nun jene berühmte Freundschaft mit H. Hunt und Millais und im Jahre 1848 der künstlerische Jugendbund P. R. B.

1849 tritt Rossetti mit seinem ersten Gemälde „Mariens Jugendzeit“ hervor. 1850 folgte die „Verkündigung“, die von dem großen Sturm der öffentlichen Meinung gegen die kühnen Neuerer mitbetroffen war. Der Künstler hatte sich bereits in mancherlei Technik, Aquarell, Oel, Federzeichnung versucht, wie er sich auch an dem auf seine Anregung hin gegründeten „Germ“ rege beteiligte. Er hat für die kurzlebige Zeitschrift manches anziehende Gedicht und eine präraſaelitische Programmschrift in Form einer Novelle „Hand und Seele“ beigesteuert. In der kleinen Erzählung legt er in das Schicksal des von ihm erfundenen altitalienischen Malers Chiaro d'Erma seine eigenen Erlebnisse und Gedanken hinein. Nicht dem Ruhm zuliebe soll der Künstler schaffen, nicht kalt und seelenlos soll er bloß mit der Hand verkünden, was Gott der Menschheit ans Herz legte, sondern „mit Hand und Seele“ soll er jedes Werk vollenden, das ein wahres, edles Kunstwerk werden wolle. Allein auch Rossetti konnte die Zeitschrift nicht retten und das Schutz- und Trutzbündnis der jungen Künstler löste sich gleichfalls in den ersten 50er Jahren, wie wir hörten.

Die Dantebegeisterung wird schon um diese Zeit in Rossettis Kunst fruchtbar. 1849 entsteht die Federzeichnung „Dante zeichnet einen Engel“, woraus 1853 ein schönes Aquarell wird. Auch der später abgeänderte Entwurf zum Triptychon „Dantis amor“ fällt in diese frühe Zeit. Es

1) Jessen. Rossetti. S. 14.

wurden schließlich nur zwei Tafeln ausgeführt „Dantes erste Begegnung mit Beatrice“ und „Dantes Begegnung mit Beatrice im Paradiese.“ Ein anderes Aquarell schildert, wie Beatrice beim Hochzeitsfeste Dante den Gruß verweigert und 1852 malt Rossetti noch das Bildchen: „Giotto malt Dantes Porträt“. Lebhaft beschäftigt ihn die tragische Episode von Paolo und Francesca, die ihm Dante und L. Hunt nahe legten. Die Ideenwelt Dantes, in der sich Rossetti von Kind auf heimisch fühlt, läßt ihn bis zu seinem Lebensende nicht mehr frei.

Rossettis ewig bewegliche Phantasie bleibt natürlich niemals in ein bestimmtes Stoffgebiet festgebannt. Heute lebt sie in einem feingeistigen Dantebild, morgen schafft sie am orgienhaften Motiv der „Hesterna Rosa“. So wechseln in seinem Leben jäh aufflammende Leidenschaft, aufblitzende Enthusiasmusmomente und schwere Todesgedanken. Der frühe Hang zu allem Unheimlichen steigert sich. Spiritismus, Hypnotismus, Räuberromantik und Märchenpoesie ziehen ihn an. Dazu passen Dichter wie Edgar Poe und Th. A. Hoffmann. Das Motiv einer Zeichnung (später als Aquarell ausgeführt) entstammt dieser düsteren Region der Künstlerseele: „Wie sie sich begegneten“. Ein Liebespaar begegnet nämlich im Walde seinen Doppelgängern.

In das Jahr 1850 fällt für Rossetti sein größtes Herzenserlebnis, die schicksalsvolle Liebe zu Elisabeth Siddal, einer Messerschmiedstochter aus Sheffield, die er schon 1849 kennen gelernt hatte, mit der er sich 1851 verlobte, die er aber erst 1860 heiratete. Für Jugendliebeleien gewöhnlicher Art hatte er niemals einen Sinn. Seine ganze Gemütskraft scheint sich für dieses Erlebnis gesammelt zu haben. Darum wurde diese Liebe für ihn zu einer beseligenden und verzehrenden Macht ohnegleichen. Eine Art poetischer Legende umwob allmählich das Liebespaar und reihte es an die berühmtesten Liebenden unter den Dichtern und Malern alter Zeiten an.

Von der vielgefeierten Miß Siddal gibt W. M. Rossetti folgende Schilderung: „Sie war ein wunderschönes Geschöpf, ihre Erscheinung halb Würde, halb Liebreiz, gemischt, mit einem Etwas, das über bescheidene Selbstachtung hinausging und an hochmütige Zurückhaltung streifte; schlank, zart gebaut, mit einem hohen Halse und regelmäßigen, wenn auch etwas ungewöhnlichen Gesichtszügen, grünlichblauen, glanzlosen Augen, großen, schönen Lidern, blühender Gesichtsfarbe und einer verschwenderischen Fülle kupfergoldenen Haares — die ganze zarte Gestalt und der strahlende Teint verrieten nur zu deutlich den Keim der Schwindsucht in ihrem Körper. In Ausdruck und Haltung sah sie einer jugendlichen Madonna ähnlich. Ihr Charakter war etwas seltsam, nicht ganz leicht zu verstehen und durchaus nicht oberflächlich. Kaum jemals, glaube ich, hat sie ihre wahre Meinung oder ihre tieferen Gedanken verraten. Was sie redete, war gleichgültig, manchmal sarkastisch — sie schien zu sagen: „Was ich denke und fühle, ist meine Sache und kein Fremder hat das Recht, sich hineinzumischen.“[1])

Und Swinburne versichert enthusiastisch, daß selbst der Niedrigste unter den niedrigen Seelen es nie gewagt habe, ihren Ruf und ihr Gedächtnis zu besudeln. Viel haben Rossetti und Siddal Ruskin zu verdanken, der sehr bald des Künstlers Freund und großmütiger Mäcenas wurde. Aber auch er scheint öfters unter dem naiven Egoismus des unberechenbaren Phantasiemenschen gelitten zu haben, wie ein Brief bei Singer (42 f.) beweist. Den Grund der schier endlosen Brautschaft gibt Rossetti in einem Brief an seine Mutter an: „Ich habe kaum verdient, daß Lizzie noch zustimmt, aber sie hat es getan und ich hoffe, ich werde noch Zeit finden, ihr meinen Dank zu beweisen. Der beständige schwächliche Zustand ihrer Gesundheit ist in der Tat eine schreckliche Besorgnis für mich, aber ich darf noch auf das Beste hoffen und befinde mich jedenfalls augenblicklich, was meine pekuniären Verhältnisse anbelangt, in einer besseren Lage als je, um den Schritt zu tun.“[2])

1) Waldschmidt a. a. O. S. 65. 2) Ebd. S. 66.

Miß Siddal spielt in der Dichtung und Kunst Rossettis eine bedeutsame Rolle, sie wurde seine Muse und Beatrice. Sie erscheint als Modell der „Rosso vestita“ in einer „Verkündigung“ und auf manchen anderen Werken. Ganze Schubladen voll Zeichnungen, die sich mit ihr beschäftigen, erwähnen die Freunde und aus dem Jahre 1854 stammt jene häufig publizierte Federzeichnung, die dem „South-Kensington-Museum gehört. Andere Beispiele sehen wir in Woods „Drawings of Rossetti“. Im genannten Jahre entsteht auch das einzige „moderne“ Bild Rossettis: „Found“ („Gefunden“), weil es die Szene darstellt, wie ein Landmann in einer Straßenecke der Stadt seine verkommene ehemalige Geliebte findet. Rechts im Hintergrunde steht der Karren des Bauers mit einem Kälbchen darauf. Mit echt Ruskinschem Ernst ist das Tier nach der Natur gemalt.

F. M. Brown, in dessen Landhaus Rossetti nach seinem vierfüßigen Modell arbeitete, notiert in sein Tagebuch: „27. Nov. fortgegangen, um Zinnlöffel zu kaufen, William Rossetti zu Ehren, der zum Mittagessen kommt, da Katey einen zerbrochen und Ruth zwei geschmolzen hat, sodaß von den vieren nur ein brauchbarer übrig geblieben ist. Sah mir Gabriels Kalb an: sehr schön, aber es dauert sehr lang. Endlose Verbesserungen, kein sichtbarer Fortschritt von Tag zu Tag und die ganze Zeit über trägt er meinen Ueberrock, den ich brauche und eine Hose von mir, außer der Kost und unbegrenzte Mengen Terpentin ... Es schneite.“ — „16. Dezember. Heute vormittag, da Gabriel seinen Karren noch nicht fertig gemalt hat und ganz ungeniert davon sprach, daß er noch mehrere Tage zu bleiben gedächte, obwohl er bereits seit dem 1. hier ist und da er zarte Winke augenscheinlich nicht verstehen will und da Emma (Browns Frau) ihrer Niederkunft in zwei oder drei Wochen entgegensieht und er seit einer Woche bereits sein Bett auf dem Boden des Salons gemacht bekommen hat und nie vor 11 Uhr aufsteht — — und da meine Finanzen auf Lstr. 2, 12, 16 zusammengeschmolzen sind, die bis zum 20. Januar herhalten müssen, habe ich ihm ganz höflich mit-

geteilt, er müsse nun fort oder wenigstens abends immer mit dem Omnibus nach Hause fahren. Das Letztere, sagte er, käme ihm zu teuer. Ich sagte ihm, er könne ja früh zur Arbeit fahren und abends nach Haus laufen. Das, sagte er, fiele ihm nicht im Traume ein .... also ist er vorläufig einmal fortgegangen." [1])

Manchmal beschäftigen Rossetti im Jahrzehnt nach 1850 auch religiöse Gegenstände. So „Maria Magdalena vor dem Hause Simons des Pharisäers" (1857–1858) zuerst als vortreffliche Zeichnung, dann in verschiedenen Techniken ausgeführt. „Das Passahfest der hl. Familie" charakterisiert Ruskin als „schlichte prosaische Tatsachen". Auch „Maria im Hause des Johannes" wäre zu nennen. Neben die altitalienische Welt Dantes und neben die biblischen Stoffe tritt um diese Zeit noch die altenglische Sage. Malorys „Morte d'Arthur" wird in England damals populär wie etwa bei uns die Nibelungenhelden und Parzival. Rossetti, Burne Jones, sein berühmtester Schüler, und William Morris, auch Dichter wie Swinburne, Tennyson u. a. versenken sich mit echt romantischer Begeisterung in die uralten Geschichten. Unser stets enthusiastischer Dichtermaler erklärt das Buch ohne weiteres für das beste Buch der Weltliteratur neben der Bibel. Sieben Aquarelle Rossettis schildern uns Szenen aus der Artussage und bilden eine hübsche Parallele zum Parzivalzyklus unseres lieben Steinle. Im Debating-Room der Oxforder Union Society sollten Rossetti und seine Freunde einen Freskenzyklus malen. Wiederum wurden dabei die altbretonischen Sagen als Stoff gewählt und zwar die Hauptmomente der Gralsage. Infolge der mangelhaften Technik ist heute leider bereits alles zu Grunde gegangen. Rossettis romantischen Sinn verraten noch andere Werke aus diesen Jahren. So das altklösterliche Stimmungsbild „Fra Pace" 1856, die Illustrationen zu Tennysons Dichtungen (1855),

1) Singer. a. a. O. 41 f.

„Hamlet und Ophelia“ (1858) und nicht minder das schlicht und zart empfundene „Weihnachtslied“. Eine Zeichnung, „Dantes Traum“ darstellend, fällt gleichfalls in das Jahr 1856. Vereinzelt steht im Werke des ernsten Träumers ein übermütig humoristischer Einfall wie „Dr. Johnson und die Methodistinnen“.

Das Jahr 1857 brachte noch einmal eine bedeutende präraffaelitische Kollektivausstellung, auf der Rossetti würdig vertreten war. Das „Athenäum“ schrieb: „Rossetti ist der eigentliche Gründer der dreibuchstabigen Rasse. Von ihm sprechen die anderen gewöhnlich mit gedämpfter Stimme und man traut ihm wegen der Fruchtbarkeit seiner allegorischen Skizzen alles Erdenkliche zu, obgleich er weder ausstellt noch ausstellen will ... Er lehrt uns alle genau und gründlich sein. Er zeigt uns, daß alles noch ungemalt ist und daß es in der Kunst keine Endlichkeit gibt.“ [1]

Zweimal innerhalb eines Zeitraumes von 12 Jahren macht Rossetti, der sonst kein Freund des Reisens war und nicht einmal das Land seiner Seele, Italien, aufsuchte, eine Reise nach dem Kontinent, und zwar geht er 1849 mit H. Hunt nach Belgien und Paris und auf seiner Hochzeitsreise (1861) besucht er wieder Belgien, Nordfrankreich und Paris. In seinen Sonetten und sonstigen Aeußerungen zeigen sich seine Neigungen und Abneigungen. Vor Rubens und Correggio, die ihm nichts mehr als rohe Fleischmaler bedeuten, empfindet er einen förmlichen Abscheu. Er bewundert dagegen den Pariser Romantiker Flandrin und faßt den Eindruck von dessen Kunst in einem dreifachen „wonderful“ zusammen. Er schwärmt für die italienischen und nordischen Primitiven, für Fra Angelico, Perugino, Mantegna usw. und ist von Memlings liebenswürdiger Kunst hochentzückt. Alles, was ihm preisenswert erscheint, ver-

1) Jessen. Rossetti. S. 39.

rrlicht er in Sonetten. Die Dichtkunst begleitet den
anderer übrigens nicht nur auf seinen kleinen Ausland-
hrten, sondern durch sein ganzes Leben. Außer seinen
jenen Schöpfungen beschäftigen ihn um diese Zeit viel die
italienischen Dichter, aus denen er 1861 eine Sammlung
n Uebersetzungen veröffentlicht: „Die frühitalienischen
ichter von Ciullo d'Alcamo bis Dante Alighieri und
antes Vita nuova" lautet der Titel. Ein schönes Titel-
ld ziert die Ausgabe.

Das Jahr 1862 wurde ein schweres Trauerjahr.
ossetti verliert nach kurzer Ehe seine Frau, die schon
ngst schwindsüchtig dahinkränkelte und von neuralgischen
chmerzen gequält war. Mochte das Eheleben mit dem
nsitiven, wetterwendischen Gefühlskünstler nicht immer ideal
d sonnig gewesen sein, jetzt ergriff den Verlassenen
denschaftlich wilder Schmerz. Als kostbarstes Totenopfer
gt er seiner Teuren das Manuskript seiner Poesien mit
s Grab. Nach 7 Jahren läßt er die halbvermoderten
apiere unter einem rätselhaften Impuls seines lebhaften
mperamentes wieder ausgraben und drucken. Ob er es
f Zureden seiner Freunde getan, ob ihn der Ruhm seiner
hüler aufstachelte, ob er Aufsehen erregen und Geld ver-
nen wollte: alles wurde vermutet, niemand weiß etwas
stimmtes. Zunächst ergoß sich sein glühender Schmerz
manches elegische Sonett.

„Da sie starb."

„Was sagst von dem durchkämpften Tage du
Und von dem Schreckenssiege dieser Nacht,
Bestürmt von deiner Feinde ganzer Macht, —
Jetzt, da sie fern und um dich öde Ruh'?

Die Stunden flieh'n, ich weiß nicht, was ich thu',
Ein jeder Sinn, der einst durch sie erwacht,
Strebt einsam jetzt aus heller Tagespracht
Dem trüben Sonnenuntergange zu.

Steh' still, du Armer, während licht und hold
Erinnerung vor dir das Einst entrollt,
Und in den Geist dir ihre Worte schreibt:
Bis jähe Sturmflut plötzlich sprengt die Wehre
Und sich ergießt in deines Herzens Leere
Und dir das Herz bricht, doch der Körper bleibt." [1])

Die wehevollen Erinnerungen verleideten dem
sein bisheriges Heim am Chatam Place. Er zog
nach dem damals noch ländlich stillen Chelsea, d
Carlyle und Whistler schätzten, und richtete sich
für seine schwermütige Seele ein wunderlich phant
Heiligtum ein. Es war dies jenes altertümliche Tud
welches Thackeray im ‚Esmond' als die Wohnung d
Gräfin von Chelsea beschreibt. Ein romantisch ver
Park, wie von Eichendorff erdichtet, umgab das alt
Mit hohem und allzuhohem Geldaufwand stattete
die altmodischen dunklen Räume aus. Er war hi
scheinend der erste, der seine Leidenschaft den jap
Farbendrucken und Bronzen zuwandte, der chinesisch
zellan, kostbare Möbel, Spiegel und Vasen, alte Bil
Gobelins zusammentrug, mit dicken, fremdartigen T
den Boden belegte und mit Delfter Keramik die
vollstellte. Sammtgardinen ließen ein dämmeriges L
Elfenbein- und Ebenholzschnitzereien fallen und auf
„malerische" Durcheinander, das sich der Künstler a
Londoner Trödlerläden herausgesucht hatte. Hier ha
bereits den Typus jener Künstlerheime vor uns,
seitdem so oft in illustrierten Zeitschriften zu sehen b
und zugleich das Milieu eines nervenmüden Feinsch
der auf die dekadenten Menschen in den Romanen
mans' vorausweist. Doch nicht genug damit. Es
ob bizarre südländische Phantasie und englischer Sp

---

1) D. G. Rossetti, Das Haus des Lebens. Uebers. v. Ott
Leipzig 1900. S. 48.

vereinigt hätten, um die unbelebte Romantik des Tudorhauses noch mit einer Menagerie absonderlicher Tiere zu beleben. Da hauste das Häßlichste und Farbenprächtigste nebeneinander, bunte tropische Vögel neben dem Gürteltier und Känguruh, dem Waschbären und dem Beuteltier. Die Nachbarn zitterten vor Teufelserscheinungen, wenn sich eine solche exotische Kreatur zu ihnen verirrte.

In dieser absonderlichen, altertümlichen, moderduftigen Umgebung hegte und pflegte Rossetti seine traurigen Gedanken. Bei ihm wohnten noch sein Bruder William Michael und die mittlerweile auch in Deutschland bekannt gewordenen Schriftsteller Swinburne und Meredith. Als Freunde und Gönner verdienen der Dichter Marston und der Künstler William Bell Scott genannt zu werden. Rossettis einsames Leben erscheint wie ein elegischer Dichtertraum und mit Recht erinnert man sich bei dieser Episode an die Helden in der Poesie des düsteren Amerikaners E. A. Poe, wo z. B. einer nach dem Verlust seiner Geliebten ganz ähnlich wie der englische Maler empfindet.

„Sie starb und ich, vernichtet, schmerzzermalmt, konnte die qualvolle Einsamkeit nicht länger ertragen — — ich erwarb mir in einem ganz unkultivierten, wenig besuchten Teile des schönen England eine Abtei. Die finstere, traurige Großartigkeit des Gebäudes stimmte gut zu meinem Gefühle gänzlicher Verlassenheit. Während ich an dem fast unversehrten Aeußeren der Abtei keinerlei Veränderung vornahm, entfaltete ich im Innern mit fast kindischer Krankhaftigkeit und vielleicht mit der schwachen Hoffnung, meine Gedanken etwas zu zerstreuen, eine mehr als königliche Pracht. Seit früher Kindheit hatte ich viel Geschmack an dergleichen Torheiten, jetzt tobte sich mein Schmerz in ihnen aus. Ach, ich weiß, man hätte einen Anfang von Wahnsinn in der Vorliebe für jene phantastischen Draperien entdecken können — an dem Geschmack an feierlichen ägyptischen Skulpturen, an bizarren Gesimsen und Möbeln, an den extravaganten Arabesken meiner golddurchwirkten Teppiche.“ [1])

[1]) Waldschmidt a. a. O. 110 f.

E. A. Poe gehörte nicht umsonst zu Rossettis Lieblingsdichtern.

Die künstlerische Schöpferkraft des Vereinsamten litt trotz der tiefen Trauer nicht allzulange. Das Jahrzehnt von 1860 bis 1870 ist wie das vorausgehende sehr fruchtbar zu nennen. Jetzt wird Rossetti zum Meister jener weiblichen Halbfiguren, an die wir heute bei seinem Namen zuerst denken. Es beschäftigen ihn auch mancherlei Entwürfe für gemalte Fenster und andere Erzeugnisse der Fabrik Morris u. Co., welche unterdessen ins Leben getreten war. Das Jahr 1863—64 bringt ein schönes Triptychon für die Kirche von Llandaff, das die Anbetung des Christkindes in der Mitte, den jungen David mit der Schleuder und den alten David mit der Harfe auf den Seitenflügeln zeigt. Ruskin hatte den Auftrag vermittelt. Der „Liebesgruß" erscheint in graphischer Ausführung und als Oelbild. Die unheimlichen Menschen der Borgiafamilie interessieren die Künstlerphantasie und liefern den Stoff für drei Gemälde. Ausnahmsweise greift der Romantiker auch nach einem antiken Motive und zeichnet seine „Kassandra". Die Reihe der weiblichen Halbfiguren beginnt mit dem heute weltbekannten Werke „Beata Beatrix" (1863), der berühmtesten Huldigung für die verstorbene Gattin des Künstlers, wo sich das Persönliche mit leisen Anklängen aus Dantes „Vita nuova" anmutig vermischt. Von den zahlreichen schwermütig blickenden Frauenköpfen seien noch genannt: Regina Cordium (1861), Schön Rosamund, Belcolore (1863), Lady Lilith (1864), Venus verticordia (1864), Il Ramoscello (1865), Die Braut (1865-1866), Monna Vanna (1866), Sibylla Palmifera (1866-1870), Joli Coeur (1867), Der Liebesbecher (1867), Aurea Catena (1868), La Donna della Fiamma (1870), Das Schweigen (1870), Mariana (1870), Die Dame mit dem Fächer (1870).

An Stelle des schmalen feinen Gesichtes der Miß Siddal treten auf diesen Bildern zwar bald die Köpfe

anderer Modelle, einer Mrs. Scott, Miß Wilding, vor allem der Mrs. Morris. Allein die ernsten traurigen Mienen sprechen immer nur von der Stimmung und Gesinnung, mit welcher Rossetti treu an seine Tote dachte. Wir hören auch nichts mehr von Liebe zu anderen Frauen.

Ungefähr vom Jahre 1870 an beginnt der traurige Verfall der physischen Kraft des Künstlers, der den Betrachter des noch vielversprechenden reichbegabten Lebens nur wehmütig stimmen kann. Die Schwermut, zu welcher der stille Grübler von Jugend auf neigte, steigert sich zu immer höheren und gefährlicheren Graden. Die unergründlichen Geheimnisse des Grabes und des Jenseits fesseln seine Seele mit unheimlicher Macht. Auf ihn kann man in der Tat die Verse von Keats (Lorenzo und Isabella" Nr. 45) anwenden: „Wer ließ nicht, wenn er auf einem Kirchhof weilte, seinen Geist gleich einem dämonischen Maulwurf durch den lehmigen Boden und den harten Kies graben, um Schädel, eingesargtes Gebein und Bahrtücher zu sehen und wer begabte nicht, klagend um die edle Form des Leibes, die der Tod vernichtet, dieselbe noch einmal mit Leben und Seele?" Und die Erinnerung an den mehrfach erwähnten Dichter Poe, der in seiner letzten Zeit gleichfalls ganz und gar in solchen düsteren Phantasien über liebe Verstorbene unterging, wird in uns neuerdings wach. Wir ersehen aus Rosettis Gedichten, wie die schweren mystischen Jenseitsgedanken sein ganzes Gemüt verschatten. Obendrein spinnt er sich noch in die Wahnideen des Spiritismus und Mesmerismus ein. Der phantasievolle, immer gegenständlich schauende Künstler wollte, wie es scheint, auch alle Geheimnisse des Jenseits sichtbar und greifbar in Händen haben. Kein Wunder, wenn seine ohnehin schon schwache Nervenkraft bald ganz unterliegt. Wenn er von einem Spaziergang ein zutrauliches zahmes Vöglein mit nach Hause nimmt und es ganz ernstlich als die Seele seiner Frau betrachtet, so ist dies wohl ein Zeugnis für seinen pathologischen Zustand. Immer öfter melden sich nervöse

Schmerzen und Schlaflosigkeit. Auf den Rat eines Bekannten sucht er letztere mit Chloral zu besiegen und um die widerliche Uebelkeit des Chloralgenusses leichter zu überstehen, muß reichlicher Alkohol nachhelfen. „Man sagt,“ äußerte sich Rossetti einmal zu einem Freunde, daß es in jedem Hause stillen Kummer gibt. Meiner ist Chloral.“ [1])

Seit 1870, in welchem Jahre Rossetti die exhumierten Gedichte mit anderen Poesien veröffentlichte — man denke sich das sensationelle Aufsehen! — galt er neben Tennyson, Swinburne, Browning als ebenbürtiger, angesehener Dichter. Doch selbst dieser Dichterruhm sollte sich rasch in Unglück verkehren. Robert Buchanan hatte zuerst in der Contemporary Review und dann in einer selbständigen Broschüre: „Die fleischliche Schule in der Poesie“ eine feindselige Kritik erscheinen lassen, in welcher verschiedene Gedichte Rossettis als schmutzig, krankhaft, chaotisch-formlos gebrandmarkt wurden und der Dichter mit pervers-sinnlichen Menschen von der Art des Marquis de Sade auf eine Stufe gestellt erschien. Beim ersten Erscheinen des Angriffs hatte der Dichter noch mit einer Antikritik: „Die heimtückische Schule in der Kritik“ geantwortet. Die erneuerte Verdächtigung jedoch machte ihn gemütskrank und schmetterte den Aermsten ganz ähnlich nieder wie Schillers berühmte Rezension den unglücklichen Bürger. Als Buchanan nachher seine Invektiven widerrief, war es längst zu spät. Der Unglückliche mußte in ärztliche Beobachtung kommen und machte bei dieser Gelegenheit mit Laudanum einen Selbstmordversuch. Er wurde zwar gerettet, aber seine Kraft war für immer gebrochen. Halb gelähmt schleppte er sich mit Hilfe eines Stockes herum. Halluzinationen, Schwermut, gänzliche Willensschwäche wechselten mit zeitweiligen lichten Momenten. Bei solch physischem Elend kommen die Charakterschwächen greller und stärker als sonst zum Vorschein. Jähzorn und Mißtrauen, Empfind-

1) Waldschmidt, a. a. O. S. 133.

eit und Menschenscheu vertrieben die meisten Freunde. charakteristischen Symptome des Verfolgungswahnes en sich beim Kranken. Sogar aus dem Gesange der ssel im Garten hört er Schmähworte heraus und meint, e Feinde hätten den Vogel dazu abgerichtet. Verschiedene daufenthalte brachten nur vorübergehende Besserung.

Selbst dieses schlimme körperliche Elend vermochte den ius des Künstlers nicht ganz zu ertöten. Noch immer tehen Gemälde und Gedichte. Aber auf allem brütet schwere, drückende Melancholie. Besonders die Bilder zeichnen sich durch jenen todestraurigen Ausdruck, den alle vom bekannten Antlitz seiner „Proserpina" her en. Auch das heitere Beiwerk, Geschmeide und Juwelen prunkvolle Kleider, mit denen sich früher seine Frauen ückten, verschwindet aus dieser Kunst geradeso wie aus Hause des Künstlers. Er hatte nämlich unter dem cke der Not schon 1869 einen großen Teil seiner Raritäten aufen müssen.

Die bekanntesten Werke aus dieser Spätzeit sind: Pan- a (1871), Wasserweide (1871), Veronica Veronese (1872), Ghirlandata (1873), Proserpina (1873—1877), Damsel Sanc Grael (1874), La bella Mano (1875), Die verklärte gfrau (1876/77), Mnemosyne (1876), Astarte Syriaca 77), Meereszauber (1877), La Donna della Finestra 79), Träumerei am Tage (1880), La Pia (1881), „Dantes um" (1871—1881). Dazwischen ordnen sich noch Porträts, chiedene Zeichnungen, selbst ein antiker Gedanke „Das sel der Sphinx" und die Zeichnungen zu einer „Des- ona" ein. Manche Schönheit zeigen auch diese letzten cke noch, allein die Zerstörung des inneren und äußeren ens macht sich des öfteren in ihnen bemerkbar. Auch ziemliche Anzahl von Dichtungen gehört diesen traurigen ren an.

Ueber die letzte Zeit und die Vorgänge in Rossettis use ist wenig zu sagen. Aus dem einst so feurigen,

interessanten, italienischen Charakterkopf ist ein karikaturhafter Schatten geworden. Auch die Landluft bringt keine Hilfe mehr. Nach einem Schlaganfalle wollte er 1882 noch einmal in Birchington on Sea (im südöstlichen England) neue Kraft suchen. Er fand nur noch den Tod. Das angestammte katholische Bewußtsein meldete sich noch in den letzten Schmerzensstunden. Rossetti, der sich zwar sein Leben lang in seinen Ueberzeugungen „highly indefinite" verhalten hatte, verlangte nach einem Priester, um zu beichten. Ob er einen katholischen Priester oder einen ritualistischen Anglikaner meinte, läßt sich aus den widersprechenden Berichten schwer feststellen.

Ford Madox Brown entwarf ein schlichtes Grabmal mit drei Reliefs: „Der Sündenfall", „Dante und Beatrice im Himmel", „Der Tod des hl. Lukas". Rossettis Bruder verfaßte die Inschrift: „Hier schläft Gabriel Charles Dante Rossetti, geehrt unter dem Namen Dante Gabriele Rossetti unter Malern als ein Maler, unter Dichtern als ein Dichter. Geboren am 12. Mai 1828. Gestorben zu Birchington den 9. April 1882. Dieses Grabkreuz, von Dante Rossettis Mutter bestellt, ward von seinem lebenslänglichen Freund Ford Madox Brown entworfen, von J. und H. Patteson ausgeführt und von seinem Bruder William und seiner Schwester Christina gesetzt".

* * *

2. Der Maler und Dichter.

Wer beim Worte „Prärafaelismus" nur an eine gothisierende, altertümelnde Malweise denkt, an Szenen aus alten Legenden und romantischen Dichtungen, an Bilder voll schlichter zarter Frömmigkeit nach Art der italienischen Trecentisten und Fiesoles, der wird allerdings gerne der Behauptung zustimmen, daß Rossetti nur im ersten Jahrzehnt seiner malerischen Tätigkeit, also von 1849 an ein wahrer Präraefaelit gewesen sei. Allein wir hörten bereits, wie H. Hunt und andere sich gegen diese zu enge Formulierung

ihres künstlerischen Wollens äußerten. Den reinsten Typus eines prärafaelitischen Bildes im erstbezeichneten Sinne schuf Rossetti in seinem ersten Werke: „Die Jugendzeit Mariens" (1849). Ein frommes religiöses Familienidyll, vom Maler mit eigenster Phantasie ausgestattet. In einer weinlaubüberdachten Veranda sehen wir rechts Maria sitzen, halb Kind, halb Jungfrau, im schlichten grauen Kleidchen, am Stickrahmen beschäftigt. Zu ihrer Rechten, nach dem Hintergrunde zu, sitzt ihre Mutter Anna, mit nonnenhaftem braunen Kleide angetan und blickt in Gedanken auf ihr heiliges Kind. Die Blicke Mariens wiederum wandern über aufgeschichtete dicke Folianten, auf denen „Glaube", „Liebe", „Mäßigkeit" usw. zu lesen steht, zu einem kleinen lieblich ernsten Engelchen im weißen Kleide, das eine auf den Folianten stehende Lilienvase aus goldenem Krüglein begießt und ehrfurchtsvoll zur hl. Jungfrau aufblickt. Hinter der Balkonbrüstung nimmt der hl. Joachim Trauben aus dem vollen Laube herab, während auf den kreuzförmig gestellten Sprossen des Rebengeländers die symbolische Taube des Hl. Geistes ruhig sitzt. Der halb zurückgeschobene Verandavorhang gibt den Blick auf eine freundliche perugineske Landschaft mit einem Teiche und kleinen Pinienbäumchen frei. Im Vordergrunde liegen noch auf dem Boden eine siebenblätterige Palme und ein Zweig mit 7 Dornen, die außer ihrer raumgebenden malerischen Funktion zugleich die 7 Freuden und Schmerzen Mariens andeuten. Die vom Engel begossene Lilie, die Lilien auf dem gestickten Teppich, die Taube des hl. Geistes, die Lampe und Rosenvase auf der Brüstung des Balkons bestimmen den sinnbildlichen Grundton. Vielleicht haben sogar die Farben Rot, Weiß und Grün ihren heimlichen Sinn.[1]) So entspricht dieses zarte Bildchen, das zugleich an das italienische und niederländische Quattrocento, aber

[1]) Waldschmidt sucht das Bild als „Verkündigung" zu deuten, was mir ganz unmöglich erscheint.

an kein Vorbild sklavisch erinnert, mit seinem ganzen Kunstcharakter, vor allem mit den symbolischen Akzenten den Wünschen Ruskins, der ja verlangt, daß das Geringste den Beschauer auf den tiefer liegenden seelischen Inhalt der Komposition lenke. Der reine kindliche Gemütston des Ganzen, die feine technische Vollendung, eine vornehme adelige Reinheit machen Rossettis Erstlingswerk zu einem Liebling aller Freunde dieser romantisch-religiösen Kunst. Die blumenhafte Schönheit empfindet man erst ganz, wenn man das Bild mit der zeitlich nicht sehr entfernten „L'Education de la Vierge" des Belgiers Antoine Wiertz vergleicht, welcher sich sonst in manchem Motiv mit Rossetti berührt. Rossettis Schwester Christine, seine Mutter und ein alter Diener des Hauses waren die Modelle für die Hauptpersonen.

Ein verwandtes Werk echt prärafaelischen Geistes voll und doch wieder recht eigentlich Rossetti ist die „Verkündigung" in der Londoner Tate Gallery.

Neben Bibel und Legende steht für Rosetti seinem ganzen Werdegange gemäß Dante. Weniger der gewaltige Wanderer durch die 3 Reiche des Jenseits und sein großartiges mittelalterlich-christliches Weltbild, sondern der weichere Dichter der Vita nuova und der seelenvollen Liebescanzonen, aus denen noch heute jeden Leser die holdeste schwermütige Frühlingsstimmung des italienischen Trecento anweht. Dantes Gedanken und Gestalten erfüllen Rossettis ganze Seele. Die Kindheitseindrücke verweben sich auf das innigste mit der altitalienischen Poesie und schließlich mußte der empfindsame Dichter geradeso wie sein Vater Dantes Lebensschicksal als verwandt mit seinem eigenen empfinden. Beide waren Verbannte, auch Rosetti mußte wie Dante früh sein Liebstes begraben und konnte nur mehr in einem Reiche des Traumes und der Hoffnung leben. Im Sonette „Dantis Tenebrae", das er seinem erblindeten Vater widmete, sagt er mit Beziehung auf seinen Vornamen:

„Und konntest du beim heil'gen Taufakt ahnen,
Als du mir deinen Namen gabst und seinen,
Daß dies des Sohns und Beatricens Bahnen
Auf immerdar mußt miteinander einen.

Daß sie mit zaggesenkten Augenlidern
Auch mich als Folger warb für die Gefilde,
Wo Weisheitskraft aus des Mysteriums Bilde
Des Dichters große Sehnsucht kam erwidern.

Es ist das Land, heut' hab' ich es begriffen,
Wo jeder Wand'rer stumm in Staunen steht,
Weil nirgends so die Sonne untergeht,
Und nirgends so die hohen Wolken schiffen.
Mich stärkt noch dieses wonnevolle Schauen,
Dein Haupt, mein Vater, beugt der Blindheit Grauen." [1])

Außer in dantesierenden Poesien verdichten sich Rossettis nmutige Träume in jenen schon aufgezählten Bildern mit Motiven aus Dante: „Dante malt den Engel am Jahres-age von Beatrices Tod", „Dantes und Beatrices Be-grüßung auf Erden" ꝛc. Wie uns jeder Vergleich mit den u Grunde gelegten Stellen bei Dante belehrt, sind es urchaus keine gewöhnlichen Illustrationen zu bestimmten Szenen, sondern Rossetti legt stets seine eigenen träu-merischen Seelenregungen zwischen Dantes Zeilen hinein und nalt dann diesen neu und modern empfundenen Dante. Gerade dieses merkwürdige, innige Zusammenleben zwischen lter Poesie und neuer lebendiger Empfindungen derselben nacht einen besonderen Reiz an Rossettis Dantebildern aus.

Wie in der ersten Zeit seines malerischen Schaffens ich genrehafte Motive („Gefunden"), religiöse Vorwürfe „Maria Magdalena") und Stoffe aus der Artussage und s verschiedenen Dichtungen eine Rolle spielen und wie sich der minutiösen Detailarbeit eine Hauptforderung der Präraffaelitischen Brüder erfüllt, wurde bereits bemerkt. Wir Dachten der mystischen Spekulationen und spiritistischen

1) Jessen a. a. O. S. 20.

Experimente, die ihre Schatten auch in die Kunst hineinwarfen. Sie fanden zugleich in den Dichtungen ihren Nachhall. Allein im ganzen und großen herrscht im ersten Jahrzehnt des Künstlers der jungfräuliche Geist, der aus den Versen des Jugendgedichtes „A last Confession“ spricht:

„Ich träumte, wie ich sah in Gottes Garten
Viel Frauen wandeln, die auf Altarbildern
In Kirchen zwischen Kerzen ich gesehen.
Sie neigten vor einander sich im Spiele
Hierhin und dorthin, über ihrem langen
Goldhaare schwebte je ein Ring von Feuer,
Der beim Verbeugen sank und beim Erheben
Mitging; da fuhr ein Luftzug zwischen sie,
Als ob im Himmel stünd' ein Fenster offen,
Daß Gott die Erde segnen könne, ehe
Sie schlafen ginge, und in diesem Wind
Gleich Waldlaub zitterten die lichten Ringe.
Da standen auf die sel'gen Engel alle
Zu gleicher Zeit, als ob sie eine Stimme
Gerufen hätte, schüttelten die Locken,
Und in die Hände klatschend lachten sie
Vor himmlisch großer Freude, da sie hörten,
Wie Gott die Erde segne. . . .“ [1])

(Schluß folgt.)

---

1) Waldschmidt a. a. O. S. 47.

XLVIII.

Zur Geschichte der Inklusen am Oberrhein am Ausgang des Mittelalters.

Von Dr. Luzian Pfleger.

Zu den merkwürdigsten Erscheinungen, welche das ...iöse Leben des Mittelalters zeitigte, gehört das Institut ... Inklusen (seltener Reklusen genannt). Wie das ...chtum, so war auch diese Form, Gott in vollkommener ...se zu dienen, aus dem Morgenlande gekommen, das die ...n Klausner in seinen Wüsten gesehen hatte. Lange Zeit ... man diesem Phänomen des kirchlichen Lebens, das sich ...st in Südfrankreich bemerkbar macht und dann mit dem ... bis zum 13. Jahrhundert auch in Deutschland auftritt, ...t die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, und noch heute, ... jeder Mönchsorden seine mehr oder minder ausgedehnte ...ratur hat, ist unsere Kenntnis des Inklusenwesens sehr ...ränkt. In Frankreich war der Abbé Pavy der einzige, ... sich eingehender mit der Frage beschäftigte,[1]) in Deutsch... hat nach Strebers gründlichem, aber nicht genug ver...arbeiteten Artikel im Freiburger Kirchenlexikon[2]) Armin ...ebow den deutschen Inklusen, besonders am Niederrhein, ... zumeist auf Grund des Dialogus Miraculorum des

1) In seinem vor 1837 verfaßten, nach seinem Tode 1875 von seinem Bruder herausgegebenen Werke Les recluseries, Lyon, Briday.

2) 2. Aufl. VI, 631 ff.

Caesarius von Heisterbach eine lehrreiche Schrift gewidmet.[1]) Vorher schon hatte Falk einiges über die Eingeschlossenen am Mittelrhein mitgeteilt.[2]) Das ist im Grunde wenig und Basedow bemerkt mit Recht: „Man wird in deutschen Werken vergebens nach einer vollkommen befriedigenden Antwort suchen, Lexika und die mir bekannten einschlägigen Werke geben entweder gar keinen Aufschluß, oder sie begnügen sich mit einigen dürftigen Notizen.“ Und doch spielen die Inklusen, deren Leben der heutigen Generation so merkwürdig erscheint, gerade dieser Merkwürdigkeit halber eine Rolle in der modernen belletristischen Literatur: man denke bloß an die Sachette in Viktor Hugos einst vielgelesenem Roman Notre-Dame de Paris, an die seltsame Gestalt der Wiborada in Scheffels Ekkehard — von dem Dichter allerdings zur Karikatur verzerrt —, und noch neuestens hat der französische Neuromantiker Huysmans in seinem vielbesprochenen Buche L'Oblat dem Inklusenwesen des Mittelalters mehrere Seiten gewidmet.[3])

Vorliegende Zeilen wollen einen bescheidenen Beitrag liefern zur Geschichte dieses kirchlichen Instituts am Oberrhein, und zwar im ausgehenden Mittelalter. Auch nach dem 13. Jahrhundert ist das Klausnertum in Deutschland keineswegs erloschen, wie Basedow angibt, der dem Aufkommen der Beguinenhöfe und der Bettelmönche das allmähliche Eingehen des Inklusenwesens zuschreiben möchte.[4]) Ein glücklicher Zufall ließ mich in einem bis jetzt unbekannt gebliebenen Straßburger Predigtkodex der königl. Bibliothek zu Berlin zwei Predigten auffinden, welche am 16. Oktober

1) A. Basedow, Die Inklusen in Deutschland, vornehmlich in der Gegend des Niederrheins, um die Wende des 12. und 13. Jahrhunderts. Heidelberg 1895.

2) Im Katholik 1872 I, S. 714—717.

3) Huysmans, L'Oblat, 16e édition, Paris, Stock, éditeur, 1903, p. 123—135.

4) A. a. O. 41 f.

436 gelegentlich der Einschließung einer Inkluse zu
Straßburg gehalten wurden. Die große Seltenheit solcher
Stücke läßt es erklärlich erscheinen, daß man ihren Inhalt
der Oeffentlichkeit bekannt gibt. Vorerst noch eine kurze Er-
klärung des Begriffes der Inklusen. Streber[1]) sieht in den
Inklusen eine besondere Art von Einsiedlern, welche sich als
Gefangene Christi in einer Zelle auf Lebenszeit einschlossen.
Basedow schließt sich dieser Erklärung im wesentlichen an,
betont aber, daß sie sich einschließen ließen, und zwar
nicht von beliebigen Leuten, Verwandten oder Freunden,
sondern von kirchlichen Organen, Bischöfen oder Kloster-
vorständen, die ihnen unter Umständen erlauben konnten,
die Zelle zu verlassen.[2])

Am Oberrhein — ich habe hier speziell das Elsaß im
Auge — scheint im 13. Jahrhundert das Klausnertum stark
verbreitet gewesen zu sein. Der Verfasser des so wertvollen
Berichtes de rebus Alsaticis ineuntis saeculi XIII meldet,
daß um diese Zeit Inklusorien bei den Kapellen gelegen
waren, wo entweder eine einzelne Frau oder mehrere ein-
geschlossen waren; diese — und das ist für die Entwicklung
des Inklusentums bezeichnend — haben keine besondere Regel,
sondern befolgen diejenige des Ordens, dem sie unterstanden,
hier meist den Benediktinern und Zisterziensern.[3]) Von
männlichen Inklusen ist hier nicht mehr die Rede. Dagegen
melden die Marbacher Annalen von einem Klausner in
Pfaffenbronn, der hier i. J. 1262 im Geruch der Heiligkeit

1) Kirchenlexikon a. a. O.

2) Basedow a. a. O. 4; über die Art und Weise des Inklusenlebens, ihre Regel usw. siehe Basedow.

3) Mon. Germ. SS. XVII, 235. Inclusoria prope cappellas sita fuerunt, ubi sola mulier vel due vel tres vel plures mulieres incluse fuerunt ex quibus quedam nigris monachis, quaedam albis, quedam Scistertiensibus, quedam aliis religionis subfuerunt, et eorum constitutiones et consuetudines observabant.

starb.[1]) Nun besaß die große Zisterzienserabtei Neuburg an diesem, im nördlichen Elsaß gelegenen Orte einen ihrer großen Wirtschaftshöfe mit Kapelle. Da liegt der Gedanke nahe, daß wir es hier mit einem der Abtei unterstehenden und von ihr eingeschlossenen Klausner zu tun haben.

In Straßburg selbst, wo sich namentlich im 14. Jahrhundert das religiöse Leben des Oberrheins konzentrierte, gab es eine ganze Reihe von Inklusorien,[2]) die aber nur von Frauen bewohnt waren. Sie waren durchaus verschieden von den Beguinen. Ein Inklusenhaus befand sich in der außerhalb der Mauern von Straßburg gelegenen Rotenkirche, schon 1271 nachweisbar;[3]) in einer Kaufurkunde von 1352 ist eine Katharina von Altdorf als Inkluse dieses Hauses, das mehrere Eingeschlossene unter einer Meisterin, magistra, beherbergte, erwähnt.[4])

Andere Klausen befanden sich „in dem Giessen"[5]) bei der Pfarrkirche St. Andreas im Nordosten, an der Stadtgrenze,[6]) auf dem St. Michelsbühl, neben der Klosterkirche der Augustiner. Diese letztere war an die Michaelskapelle angebaut und besaß einen Garten,[7]) aber sowohl in Bezug

---

1) Annal. Marbac. M. G. SS. XVII, 179. Trithemius, Annal. Hirsaugenses I, 608; Clauß, Histor.-topogr. Wörterbuch des Elsasses (1895), S. 28.

2) Bei W. Kothe, Kirchl. Zustände Straßburgs im 14. Jahrhundert, Freiburg 1903, ist S. 4 nur kurz darauf hingewiesen.

3) In dem immer noch nicht überholten lehrreichen Aufsatz von C. Schmidt, Die Straßburger Beginenhäuser im Mittelalter in Stöbers Alsatia, 1858/60, S. 200.

4) Inclusa inclusorii juxta ecclesiam Rotenkirche extra muros Argent., Urkundenbuch der Stadt Straßburg, VII, S. 196. — Vgl. ebenda S. 157, zum J. 1348.

5) Ebenda S. 143, 1346 war Katharina Judenbreterin Meisterin.

6) 1333: Greda Wirich, inclusa inclusorii apud S. Andream, Urkundenbuch VII, S. 11.

7) Ch. Schmidt, Histoire du Chapitre de St. Thomas de Strasbourg (Strasbourg 1860), p. 239.

auf geistliche wie zeitliche Angelegenheiten unterstand die „close zu S. Michelsbühel" dem Augustinerkonvente.[1]) Wir sehen hier das Bestreben des Regularklerus der Stadt, sich solche Inklusorien anzugliedern; schon früher, 1293, stellten sich zwei Klausnerinnen des Straßburg benachbarten Dorfes Bischheim unter die Obedienz der Dominikaner; diesen schenkten i. J. 1305 zwei Inklusen in dem jenseits des Rheins belegenen Altheim ihr kleines Haus und nahmen es wieder zu Lehen für einen geringen jährlichen Wachszins.[2])

Ein charakteristisches Beispiel, wie gerade die Bettelorden solche Inklusorien an sich zu ziehen suchten, bietet uns die Geschichte einer der vornehmsten Klausen der Stadt, die uns hauptsächlich beschäftigt: der Klause von St. Gallen, welche an die alte St. Gallenkapelle im Dorfe Königshofen — heute ein Vorort Straßburgs — angebaut war. Ihr Vorkommen ist schon 1262 bezeugt.[3]) Die Oberleitung dieser Klause gehörte dem Kapitel St. Thomas zu. 1305 war sie von vier Inklusen bewohnt, Berhta, Ellina, Agnes und Sara, welche sich vor dem bischöflichen Gerichte verpflichteten, in der Folgezeit niemand in ihr Haus aufzunehmen ohne Einwilligung des Dekans und Kapitels von St. Thomas.[4]) Zu verschiedenen Malen nun suchten die Straßburger Dominikaner diese Klause in ihre Gewalt zu bekommen; so bewogen sie im Jahre 1358 die Meisterin Ellekint von Kirchheim, das Haus und sämtliche Güter ihrem Orden zu schenken und die Dominikanerregel anzunehmen; zugleich hatte sie dem Prior des Dominikanerkonvents versprechen müssen, ohne seine Erlaubnis kein junges Mädchen als Schwester

1) Wie aus einer Geschäftsurkunde v. J. 1389 klar hervorgeht; s. Urkundenbuch VII, S. 722.

2) Schmidt, die Straßb. Beginenhäuser, a. a. O. S. 200. Eine Klause befand sich auch im Dorfe Rheinau bei Straßburg. Ebenda.

3) Schmidt, Hist. du Chapitre de St. Thomas, 238.

4) Die Urkunde ebenda S. 343.

aufzunehmen, und jede Inkluse auszuschließen, welche an „geheimem und verdächtigem Orte" mit einem Manne betroffen wurde. Aber bei St. Thomas pochte man auf das alte Recht; der Vertrag der Meisterin wurde, weil ihr keinerlei Verfügungsrecht zustand, als ungültig betrachtet. Es war zudem gerade jetzt die Zeit des Kampfes der Straßburger Weltgeistlichkeit gegen die wachsende Macht der Bettelmönche;[1]) das Thomasstift hatte keinen Grund, dem Gegner alte Rechte abzutreten. Vielmehr suchte der Propst Nikolaus Spender i. J. 1360 die Klause neu aufzubauen und aus derselben ein regelrechtes Frauenkloster zu errichten, aber der Tod hinderte ihn an der Ausführung seines Vorhabens.[2])

Schon oben war auf schwere Mißstände im Klausnerleben hingewiesen; die scheinen sich auch später wieder eingestellt zu haben, wie aus den neuen Statuten hervorgeht, welche das Thomaskapitel i. J. 1388 den Schwestern gab.[3]) Damit die Personen des Inklusoriums ruhig dem „beschau-lichen und tätigen Leben" obliegen können, darf ohne Erlaubnis des Kapitels, dem auch die zeitliche Verwaltun unterstehṫ, eine Frauensperson weder aufgenommen, no ausgestoßen werden. Sie dürfen sich keinem Orden an gliedern, weder Geistliche noch Laien der Unterhaltung un Belustigung halber[4]) einlassen, nur göttliche Gespräche m

1) S. dazu Kothe, Kirchl. Zustände Straßburgs, S. 99.

2) Straßburgische Cronica (16. Jahrh.), handschriftl. (M germ. 2°. 673.) auf der Kgl. Bibliothek zu Berlin, Bl. 23b „Donoch buwete Herr Nicolaus Spender der Probst zu S. Thoma ein neuwen Huß zu Sant Gallen den Cloßnerin, und wolt ei Frauwen Closter do gemacht han, nach Gottes geburt 1360 ja als für kam inn der todt, das es nit geschach." Dieselbe Stell wörtlich „aus einem MS" bei Schilter, Die Chronik von Jaco von Königshofen, Straßburg 1698, S. 1123. Vielleicht lag di Berliner Handschr. oder eine Abschrift derselben Schilter vor.

3) Abgedruckt bei Schmidt, Chapitre de S. Thomas p. 397 sq.

4) Bezeichnend heißt es: lasciviae vel delectationis causa.

geweihten und frommen Personen seien gestattet. Die Güter der Verstorbenen fallen dem Haus zu; wenn eine heiratet oder bei der Sünde[1]) ertappt wird, muß sie das Haus verlassen und darf bloß ihre Kleider mitnehmen. Dies Dokument läßt in uns nicht eben einen günstigen Eindruck zurück von dem Leben und Wirken dieser Eingeschlossenen. Doch geht daraus hervor, daß zwei Kategorien von Religiosen das Haus bewohnten: die eigentlichen Eingeschlossenen, die in ihren Zellen ihrem Berufe oblagen, und andere Schwestern, die wohl für die leiblichen Bedürfnisse des Hauses sorgten, denn es ist genau unterschieden zwischen sorores et incluse; diesem Sachverhalte entspricht auch der schon erwähnte Ausdruck vom beschaulichen und tätigen Leben — vita contemplativa et activa. Um die Mönche für immer fernzuhalten, beauftragte das Thomasstift von nun ab eines seiner Mitglieder mit der Administration der St. Galler Klause; zum Jahre 1410 ist der bekannte Chronist Jakob Twinger von Königshofen als Verwalter nachzuweisen.[2])

So bestand die Klause auch im 15. Jahrhundert, unter der Aufsicht des Thomasstifts, das allen Bemühungen der Mönche zum Trotz seine Rechte wahrte. Die bloße Predigt in der Kapelle wehrte es ihnen nicht; so hatte auch einmal Meister Johannes Tauler auf Wunsch der fünf Inklusen in der Kapelle vor zahlreichem Volk über die Vorteile des zurückgezogenen, betrachtenden Lebens gepredigt.[3]) Namentlich bei der Einschließung neuer Inklusen, die im religiösen Volksleben des Mittelalters immer ein beachtenswertes Ereignis war, suchte man Ordenskleriker als Prediger zu gewinnen, und man wählte da nicht die schlechtesten und ungelehrtesten. Als am St. Gallustage 1636 die Else Inser sich in die Klause einschließen ließ, wurden nach-

1) Vel alias in fornicatione deprehensa fuerit!
2) Schmidt, a. a. O. 239.
3) Schmidt, Alsatia a. a. O. 199.

einander zwei längere Predigten gehalten. Die eine, die der Straßburger Augustinerprior Heinrich von Offenburg hielt, ist nun für das Reklusenwesen im ausgehenden Mittelalter von größtem Interesse. Die Predigt, die ich in dem für die Geschichte des Straßburger Predigtwesens vor Geiler höchst wichtigen schon erwähnten Kodex der Berliner königl. Bibliothek[1]) fand. Ueber den Prediger ist weiter nichts bekannt;[2]) die lebendige Wärme, die aus vorliegender Predigt strömt, die volkstümliche Frische, der sittliche, tiefreligiöse Ernst der Worte lassen uns in ihrem Verfasser einen sehr achtenswerten Vertreter seines Standes erblicken.

Ausgehend von Osee 2, 14: „Ich will sie führen in die Einsamkeit, und da will ich reden zu ihrem Herzen", fährt er fort: „Nun diese Worte zu ziehen auf unsere Schwester, die wir gegenwärtig Gott opfern wollen, so sollt ihr in diesen Worten merken drei kurze Stücke. Das erste ist die göttliche Hilfe, da er spricht, ich will sie führen; das andere die Enge des Häusleins, da er spricht: In die Einsamkeit. Zum dritten den kostbaren Lohn, da er spricht: Und da will ich reden zu ihrem Herzen."

Nachdem im ersten Punkte von der göttlichen Hilfe die Rede war, welche der Schwester zuteil werden wird, geht der Prediger an die Auseinandersetzung des zweiten, der für uns,

---

1) Ms. germ. 4°. 206, fol. 228a ssq.; über den reichen Inhalt des Bandes werde ich anderweitig berichten. In dem am Anfang des der Hs. stehenden Inhaltsverzeichnis ist diese Predigt folgendermaßen verzeichnet:

Die XXIX. predige hat geton heinrich prior zu den Augustinern an dem zistage nach sant matheus tage zu sand gallen do man linser eilße yn schloß yn die klouse über das wort Ducam eam in solitudinem et ibi loquar ad cor ipsius Osee 2°, und seit von losen leben. Anno XXXVI.

2) Aus Cod. germ. 4°. 35 zu Berlin analysiert Cruel, Geschichte der deutschen Predigt im Mittelalter (Detmold 1879) S. 52 zwei Predigten Heinrichs von Offenburg.

gen der direkten Bezugnahme auf die künftigen Lebens-
hältnisse der Einzuschließenden, besonders interessant ist.
Das Andere, das in diesen Worten verstanden wird, das ist
e Kleine und Enge des Häusleins, und dadurch wird
geschlagen aller Ueberfluß und nichts denn bloße Notdurft
sucht. . . . Das andere, das an dem Häuslein ist, das ist,
aß es wohl beschlossen ist mit guten Schlössern, und mit Eisen
ergittert, wie ihr wohl sehet, und das bedeutet Behutsamkeit.
urch die Behutsamkeit soll und kann unsere Schwester im
ieden bleiben, da das Sprichwort sagt, wo man wohl hütet,
ist gut Friede. Nun möchte unserer Schwester der Friede
tört werden durch drei Stücke oder Zufälle. Das erste wäre
l Reden oder Zuwandel der Menschen, da sie doch dasselbe
ht und ihr Herz nun leer ist aller Kreatur und gefüllt
rden soll. Das muß Gott tun, und damit sie daran un-
hindert bleibe, sollt ihr sie ungeirret lassen und nicht zu ihr
rauslaufen, schwatzen und klappern, des habt ihr keine Ursache
ch Notdurft. Willst du Rat haben, wie du dein Leben
lest bessern oder Tugenden gewinnen, das brauchst du sie
ht zu fragen, denn du hast Prediger und Beichtväter genug
Straßburg, die dich darin unterweisen, sie ist weder Prediger,
ch Beichtvater, noch gelehrte Person, das ist ihr nicht befohlen,
s nimmt sie sich nicht an. Willst du leibliche Arznei oder
sundheit suchen, so brauchst du auch nicht hinzugehen, denn
rzte und Apotheker gibt es genug zu Straßburg. Willst du
en Freude und Ergötzung suchen, so brauchst du nicht so weit
gehen, du findest ihrer leider nur zu viel zu Straßburg
d mehr als dir gut oder nützlich ist. Wolltest du gerne
ssen, wie sie lebte, so findest du alle Tage Botschaft von ihr,
gt nach ihr und laß dich damit begnügen, kurz gesagt: ihr
bt keine Ursache zu ihr zu gehen. So wenig ihr auf den
rchhof zu euern guten Freunden geht an die Gräber klopfen,
enso wenig sollt ihr auch an das Fensterchen klopfen, denn sie
nun für die Welt und alle Kreaturen tot und sie hat fürbaß
ein Gottes zu warten. . . .

Das andere, das ihren Frieden auch stören könnte, das
re, wenn sie viel ausgehen wollte unter die Menge und zu

den Leuten, denn das entfriedet viele Menschen, darum will sich unsere Schwester einschließen lassen, auf daß sie einen wahren Frieden mit Gott habe und ewiglich besitze, da also spricht der Prophet in dem Psalter: In pace factus est locus eius, in dem Frieden ist gemacht seine Statt.

Das dritte, das ihren Frieden stören könnte, das ist Unbehutsamkeit der auswendigen Sinne. Daher ist das Häuslein mit guten Schlössern und Eisen allenthalben verschlossen und vergittert, wie ich oben gesagt habe, alles, damit sie in Behutsamkeit möge bleiben und bestehen."

Der dritte Teil der Predigt handelt von dem Lohn, der der Eingeschlossenen wartet. Allen, die sich in der Einsamkeit verbargen, hat Gott große Gnade getan und sonderlichen Trost gespendet; so dem Abraham, dem Moses, dem hl. Paulus, den Heiligen Augustinus und Gallus, besonders aber der hl. Jungfrau Maria, welcher der Engel die frohe Botschaft ins Häuslein brachte. So wird Gott auch der Schwester Trost zusprechen und ihr den ewigen Lohn geben, „denn unsere Schwester tritt in den allerhöchsten und vollkommensten Stand, in den höchsten Orden, wie der heil. Thomas sagt, da in andern Orden eines das andere auf den vollkommenen Weg weist, und ein jeglicher Orden ist der Weg zu einem vollkommenen Leben. Nun ist dieser Stand, in den unsere Schwester jetzt eintritt, das Ende und Ziel der Vollkommenheit. . . ."

Zum Schlusse legt der Prediger nach mittelalterlicher Sitte, die uns heute als eine lose Wortspielerei erscheint, den Namen der neuen Klausnerin aus. Sie heißt Elß, das E ist die Schwester, das l die Klause, das ß die Welt.[1]) Weiter darauf einzugehen, ist hier unnötig.

Gleich nach dem Augustinerprior ergriff der Dominikaner Peter von Gengenbach, einer der gelehrtesten Männer des Straßburger Konvents, das Wort zu einer zweiten

1) Ueber diese Gattung der Namen- und Buchstabenpredigten sie[he] Cruel, Gesch. der deutschen Predigt S. 603 f.

redigt,[1]) aus der uns „die gewinnende Sprache schlichter
infalt und Herzlichkeit“[2]) entgegentönt.

Die Predigt handelt über den Text Matth. 9: Sei getrost,
ein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben. „Der lieben
ochter zum Trost nehme ich das kleine Wörtlein Confide,
as eine gute Hoffnung oder Vertrauen.“ Obschon nun diese
weite Predigt uns keine so dankenswerte Aufschlüsse über die
ebensverhältnisse der Klausnerinnen bietet, so ist sie doch deshalb
emerkenswert, weil sie uns zeigt, wie hoch noch um diese Zeit
as Inklusenleben gewertet wurde. Die Incluse ist des ewigen
Heiles hienieden schon gewiß und sicher, ihr Eintritt in die
Zelle macht sie aller Sünden und Strafen ledig.

Nur kurz skizzieren möchte ich den Gedankengang dieser
Predigt und besonders interessante Stellen daraus mitteilen.
Zuerst macht der Prediger darauf aufmerksam, daß der Augustiner-
prior der Schwester nur Männer als Beispiele vor Augen
gestellt hat, er selbst will ihr von Frauen sagen, die Klausen-
leben und Einsamkeit lieb hatten. Die eine war Judith, die
streute Asche auf ihr Haupt und fastete und betete. „Die schau
an, liebe Tochter, wie die ehedem der Gnaden so beflissen war,
doch das sage ich nicht deshalb, daß ich Dir sämtliche Uebungen
ate — oder heiße, deren sollst du keine tun ohne den Rat
nd das Wissen deines Beichtvaters.“ Im Neuen Testament
rdiente die Prophetin Anna, die Tag und Nacht im Tempel
ar, daß sie das Heil der Welt sah. „Der nimm auch wahr
de Tochter, denn du hast nur einen kleinen Unterschied
ischen dir und der Kirche, und dazu haben wir dir dein
äuslein und deine Wohnung geweiht, daß du die Kirche bei
r hast, und da bist du ungeirret von allen Menschen, da
nnst du Tag und Nacht für uns bitten und dich mit dem
reinen, den ich dir in dein Herz gegeben, den zarten, minnig-
hen Gott . . .

1) In unserem Kodex Bl. 238a ff. Aus einer Straßburger Hs.
kannte sie K. Schmidt, a. a. O. (Alsatia) 199. Aus diesem Kodex
(ehemals signiert B. 146) zitiert Cruel l. c. 523 diese Predigt,
er aber sagt nicht, wo er die Hs. einsah.

2) Cruel 524.

Wir sehen also hier, daß bezüglich der Wohnungen der Inklusen noch genau dieselben Gewohnheiten galten wie von alters her; die Zelle war an die Kirche angebaut,[1] durch ein Fensterchen noch enger mit dem Kircheninnern verbunden.

Als zweites Beispiel stellt der Prediger der Inkluse die „geworeste closenerin“ Maria Magdalena vor Augen, dann den hl. Johannes auf Patmos; der wahrste Klausner aber war Christus, der in der Wüste 40 Tage fastete und betete. Wenn ihr das Klausenleben schwer falle, so solle sie sein Kreuz betrachten und ein festes Vertrauen haben. „Damit du das hast, will ich dir geben fünf Schreinlein, wenn du darüber gehst, so findest du alles das drin, was dir notwendig ist für Seele und Leib, und die sollst du aufschließen mit dem Schlüssel deiner Begierden. Der erste Schrein ist die Wunde der rechten Hand deines lieben Gemahls Jesus Christus, da findest du alles, was du zum zeitlichen Leben gebrauchst. Der zweite ist die Wunde der linken Hand. Da findest du einen größern Schatz, d. i. „Ablaß aller deiner Sünden, denn du hast den höchsten Stand auserwählt über allen Orden, so wie eben der ehrwürdige Vater (Prior) angedeutet hat, das laß ich jetzt unterwegs, zu betonen, daß, wenn in einem andern Orden jedem Eintretenden sofort (uff die Stunde) Nachlaß von Pein und Schuld gewährt wird, du um so viel mehr hoffen kannst, daß du noch heute entbunden seiest von Pein und Schuld so lauter, als da du aus der heiligen Taufe kamst!“ Das dritte Schreinlein ist die Seitenwunde des Herren, da findest du ein großes Kleinot, d. i. Erhörung all deiner Gebete, denn dir steht die Tür offen, daß du ohne Hindernis vordringen kannst zum Brunnen aller Barmherzigkeit und Gnade. Das vierte Schreinlein ist die Wunde des linken Fußes, da findest du einen großen Schatz, den alle Menschen begehren, d. i. ein fröhliches Ende. Ein gut Ende ist das Beste, doch sollen wir uns drauf vorbereiten, also das „rymle“ spricht:

---

1) Vergl. Basedow a. a. O. 28.

Zwor sterbens wurt nieman Buaß[1])
Sterben solten wir leren;
Wer do stirbet, ebe er sterben muoß
Der stirbet mit großen eren."

s fünfte Schreinlein endlich ist die Wunde des rechten Fußes, findest du alles Gut zusammen, die Sicherheit der ewigen ligkeit. „Dies liebe Tochter soll dir dein letzter Trost sein der allergrößte und den wolle dir und uns verleihen der ter und der Sohn und der heilige Geist."

Damit war die Einschließungsfeierlichkeit vollendet, Else ferin war für diese Welt tot. Ueber die weiteren Schick- des Inklusenhauses von St. Gallen wissen wir so gut nichts. Noch einmal (1458) hielten die Mönche, diesmal Barfüßer, um den Besitz desselben an, aber ohne Erfolg. Thomaskapitel gab nicht nach, auch nicht als der Land- t des Elsasses, Kurfürst Friedrich von der Pfalz, für die nche interzedierte.[2]) Erst nach der Glaubensneuerung, so viele Gotteshäuser in Straßburg ihrer einstigen Be- mmung entfremdet wurden oder vom Erdboden verschwanden, g auch die Klause von St. Gallen ein. Heute breitet der edhof von St. Gallen vor den Festungswällen Straßburgs e weiten, stillen Gefilde aus, wo die frommen Klaus- innen einst Gott dienten.

---

1) Buoß = Erlaß, Abhilfe.
2) Schmidt, Chapitre de S. Thomas p. 239.

XL.

Zur Loreto-Frage.[1])

Das Gemälde von Gubbio.

Die Streitfrage, ob das „Heilige Haus“ von Loreto wirklich das von der hl. Familie zu Nazaret bewohnte Haus ist oder nicht, erscheint noch immer nicht gelöst. Angezweifelt, ja mit Bestimmtheit in Abrede gestellt wird die Echtheit des Hauses und die historische Wahrheit der vierfachen Uebertragung desselben in letzter Zeit besonders von den katholischen Gelehrten de Feis und Chevalier. Und die Gründe, welche sie anführen, sind zweifellos ernste, wissenschaftliche Gründe der Forschung und Kritik. Wir gehen hier auf dieselben nicht weiter ein. Doch sei auf Folgendes hingewiesen.

P. Leopold de Feis schrieb in seinem Werk: „La sant casa di Nazareth e il Santuario di Loreto“, Firen (Rassegna Nazionale, 1904, pag. 78) „Halten wir al daran fest, daß im Jahre 1470 und noch im Jahre 14 immer nur die Rede ist von einer Kirche der hl. Mar von Loreto, und niemand noch von einer Uebertragu (des hl. Hauses) etwas wußte“.

---

1) Vergl. hierüber oben Band 138 S. 125 ff., 183 ff., sowie neueste Louis Poisats Aufsatz Lorette au XIIe siècle in: La re des Sciences Ecclésiastiques et La Science Catholiq (1906/7) Nr. 1 ff.

Kanonikus Chevalier erklärt in seinem Werke Notre ame de Lorette (pag. 502): Die Verteidiger der (tradinellen) Erzählung (von der Uebertragung des hl. Hauses) tten folgende drei Hauptaufgaben: 1) einen Chronisten s Orients oder einen Orientpilger des Abendlandes zu den, welcher während der zwei Jahrhunderte nach der geblichen Uebertragung des hl. Hauses in Nazaret s Fehlen des hl. Hauses konstatiert hätte; 2) im endlande wenn auch nur die kleinste Spur von der Tathe der Uebertragung in einem authentischen Dokumente finden, welches aus der Zeit vor dem letzten Viertel des . Jahrhunderts stammt; 3) oder wenigstens die Echtheit drei Erzählungen aus den Jahren 1295, 1297 und en das Jahr 1330 zu erweisen. Solange diese drei nkte nicht gelöst sind, bleibt die Erzählung von der Uebergung eine falsche (bollato di falso).

Auch P. Stephan Beißel S. J. schrieb in den „Stimmen s Maria Laach" (1906, Band 71, Heft 9): „Das außerdentlich große Wunder vierfacher Uebertragung eines uses aus Palästina nach Italien und zwar eines so chtigen und heiligen Hauses . . . . wäre so auffallend wesen, daß doch sicher in der Blütezeit des Mittelalters, s an Wundergeschichten solche Freude fand, in Italien end jemand etwas davon gemeldet hätte."

Nun wurde im Franziskanerkloster zu Gubbio bei Arezzo, s schon bei den Philologen hochberühmt ist durch die . Eugubinischen Tafeln mit ihren altitalienisch-umbrischen rachresten — neben anderen Fresken, welche Szenen aus n Leben des hl. Franziskus von Assisi darstellen, ein ßes Freskogemälde entdeckt, welches sich wirklich auf die bertragung des hl. Hauses nach Loreto beziehen und aus zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts stammen soll. rüber hat nun soeben der ursprüngliche Entdecker Msgr. loci-Palignani, Generalvikar der Erzdiözese Spoleto, dem gelungen ist, das ganze Fresko von der Kalktünche zu

befreien und so fast ganz aufzudecken, eine sehr vornehm ausgestattete, mit zahlreichen Abbildungen geschmückte Schrift herausgegeben: La S. Casa di Loreto secondo un affresco di Gubbio (Roma, Desclée, Lefebvre e. C. Editori. Piazza Grazioli, Palazzo Doria). Er gibt darin die Geschichte des Gemäldes (richtiger der Gemälde im besagten Franziskanerkloster), dann die ausführliche Beschreibung des Freskos, sucht den Nachweis zu erbringen, daß es sich auf die Uebertragung des hl. Hauses von Fiume nach Loreto bezieht; begründet den Ursprung des Freskos in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts; erklärt den Umstand, daß diese Darstellung der Uebertragung des hl. Hauses gerade in diesem Franziskanerkloster sich findet (wegen der Beziehungen zwischen Gubbio und Recanati durch das Kloster des hl. Kreuzes von Avellana, wegen einer bei Nazaret damals den Franziskanern gehörenden Kirche und wegen einer angeblichen Prophezeihung des hl. Franz von Assisi in Sirolo betr. die Uebertragung des hl. Hauses); widerlegt die Ansicht des ehemaligen Leibarztes des Papstes, Lapponi, als könne das Fresko sich auf Maria degli Angeli in Portiuncula beziehen; erklärt den auffallenden Umstand, daß in dem Fresko die Madonna das Jesukind nicht im Arme trägt im Gegensatz zu dem Gnadenbilde der Mutter Gottes in Loreto; vergleicht die verschiedenen Darstellungen des hl. Hauses, um endlich im Schlußkapitel seine Konsequenzen aus dem Bilde von Gubbio für die Wahrheit der Legende von der Uebertragung des hl. Hauses zu ziehen.

Für uns kommt es hauptsächlich auf die beiden Fragen an: Stellt das Fresko wirklich die Uebertragung des hl. Hauses durch Engelshand dar? Und stammt es wirklich aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts? Denn, ist beides der Fall, dann wäre allerdings de Feis widerlegt, der behauptet, in dieser Zeit habe niemand etwas von der Uebertragung des hl. Hauses gewußt. Es wären Chevaliers zweite und dritte Forderung erfüllt, nämlich die Spur gefunden in einem

thentischen Dokumente, sogar noch aus einem Jahrhundert
iher, als er verlangte, für einen im 14. Jahrhundert be-
henden Glauben an die Uebertragung und für die Echtheit
r drei Erzählungen. Endlich wäre auch Beißels Verwun-
rung nicht mehr gerechtfertigt darüber, daß in der Blüte-
t des gläubigen Mittelalters von diesem so großen Wunder
emand etwas gemeldet hätte.

Nach Mgr. Falocis Beschreibung kann das Gemälde
zwei Teile, einen oberen und einen unteren, zerlegt werden.
er Mittelpunkt des oberen Teiles ist eingenommen
n der Madonna, in einer Aureole nach der Form einer
andorla mit den Regenbogenfarben, umschwebt von einem
ächtigen Kranze von 13 Engeln. Die Madonna ist ohne
s Kind und hat die Hände ausgestreckt, die Rechte macht
ie einladende Bewegung, die Linke hat den Zeigefinger
e zu einem Befehl ausgestreckt. Zur Rechten der Madonna
reiten in großen Schritten einige Engel, mit doppelt ge-
lteten Flügeln auf dem Rücken, auf ihren Händen ein
aus tragend. Zur Linken der Madonna sieht man andere
ngel, welche strahlenden Hauptes im Fluge vom Himmel
rabkommen und die Hände aufgehoben haben in der
ltung der Verehrung (di adorare) gegen einen unten
henden Gegenstand. — In dem unteren Abschnitt
llt die Mitte eine ländliche Szene dar, in deren Mittel-
nkt ein Hirte ist, wie er gerade aus einem Fäßchen trinkt,
s er über sein Haupt hebt. Zur Rechten des Beschauers
ein Haus, in der Form ganz gleich dem obigen, welches
n den Händen anderer Engel, die es umgeben, getragen
Nur kann man nicht unterscheiden, ob sie in der Haltung
befinden, als wollten sie sich bücken, um das Haus auf-
heben, oder in der Haltung, als wollten sie sich wenden,
es zur Erde niederzulassen. Das Haus hat einen Turm
t zwei Glocken, eine über der andern, einen Turm, der
hl auch auf dem andern Hause gesehen werden müßte,
nn nicht an dieser Stelle die Tünche abgefallen wäre.

Zur Linken des Beschauers ist ein Behältnis von Ziegen, welche von einer Umfriedung aus Garn eingeschlossen sind, und über dem Behältnis eine Stadt mit Türmen. Besonders wichtig ist, daß die himmlische Szene der Madonna und Engel und die irdische Szene der Hirten, der Stadt usw. ganz genau durch das Ufer des Meeres geschieden sind.

Nach Ansicht des Verfassers stellt das Bild die Madonna dar, wie sie den Engeln befiehlt, ihr Haus von Fiume wegzunehmen und es in den Wald von Loreto zu tragen (von wo es bekanntlich später wieder durch Engelshand an den jetzigen Ort übertragen worden sein soll). Die auf dem Bilde angedeuteten Türme, Wälder, Grasplätze, Hirten, Ziegen, Menschengebeine und andere Einzelnheiten erklärt der Verfasser eben aus der Beziehung zu dem Wald von Loreto und der auffallenden Uebereinstimmung dieses Details mit den legendarischen Erzählungen, die Teramano und Riera gesammelt und wiedergegeben haben. So erzählt Riera, daß, als die Engel das hl. Haus niederstellten (in Loreto) „permulti armentorum et gregum Pastores pro more laetas ducebant excubias super greges suas“; die Nachtzeit, in der das Ereignis geschah, ist angedeutet durch die Flamme auf dem Felde. Und mit Teramanos Erzählung stimmen die Andeutungen von Wald und Gesträuchern auf dem Fresko überein. Teramano schrieb: Da das hl. Haus in Fiume nicht nach Gebühr verehrt wurde, „nahmen es die Engel von da fort . . . . und setzten es in einen gewissen Wald einer gewissen vornehmen Dame der Stadt Recanati, der ‚Loreta‘ genannt wurde“. Auch die Totengebeine finden leicht ihre Erklärung. Denn nach Teramano wurde der Wald von Loreto, wohin so viele Pilger strömten, von Dieben und Räubern heimgesucht und „daselbst die größten Räubereien und unzählige Schandtaten verübt“. Und einige Jahre nach Teramano schrieb Mantovano, daß in diesem Wald „häufige Räubereien stattfanden und sehr viele von jenen, die an diesem Ort der Religion wegen zusammenströmten

den Nachstellungen des Meuchelmörders zum Opfer fielen“. Vielleicht stellt das untere Bild gerade die Szene dar, wo die Engel das hl. Haus aus dem Walde von Loreto wieder orttrugen eben wegen dieser Greuel an der geweihten Stätte. Die Bewegung der Engel läßt es eben unentschieden, ob sie das Haus niederlassen oder emporheben.

Nun ist die wichtigste Frage: aus welcher Zeit stammt das Fresko? Man kennt den Maler nicht. Aber „mit größter Wahrscheinlichkeit kann man annehmen“, sagt der Verfasser, „daß er aus Gubbio“ sei; denn wie die Geschichtschreiber der Malerei aussagen, war Gubbio im 14. und 5. Jahrhundert eine wahre Pflanzschule von Malern, welche ene berühmte Schule bildeten, deren Haupt Oderigi von Gubbio war, den Dante (Purgat. XI. 78) verewigt hat. Angesichts dessen hatten die Franziskaner von Gubbio keinen Anlaß, auswärts einen Maler zu suchen. Nun kann das Bild nach Ansicht der Kenner nicht ins 13. Jahrhundert urückreichen, eine Zeit, worin die Gemälde von wunderbarer Schönheit waren, aber es kann auch nicht dem 15. Jahrundert angehören, dem goldenen Zeitalter der italienischen Kunst, als Ottaviano Nelli solche Werke der Zartheit und Feinheit und geistigen Gehaltes schuf. So muß man das Fresko notwendigerweise dem dazwischen liegenden 14. Jahrundert zuschreiben. Und zwar muß sich der Maler unter en vom Verfasser aufgezählten Meistern der Schule von Gubbio befinden oder wenigstens einer ihrer Zeitgenossen und Mitbürger sein. Das kgl. Amt zur Erhaltung der Kunstenkmäler in Perugia hat auch tatsächlich dem Unterrichtsinister 1899 mitgeteilt, daß das Bild der zweiten Hälfte es 14. Jahrhunderts angehöre. Neuestens hält genanntes Amt an der Ansicht fest, daß es das Werk Guido Palmeuccis, eines der vom Verfasser genannten Meister der Schule von Gubbio, sei oder das Werk Martino di Nellis, es Vaters des berühmten obengenannten Ottaviano di Nelli, welch letzterer um das Jahr 1400 geboren wurde. Im

Jahre 1653 wurden die Gemälde des Franziskanerklosters von Gubbio bezeichnet als „in einer rohen und veralteten Manier" ausgeführt, also mußten sie wohl einige Jahrhunderte (?) älter sein. Auch können die um das Jahr 1400 in Gubbio geschaffenen Bilder nicht wohl als „roh und in veralteter Manier ausgeführt" bezeichnet werden, weil damals die herrlichen Gemälde Ottaviano Nellis sehr zahlreich sein mußten, die sich durch wahre Gold- und Farbenpracht, geistvolle Auffassung und Gefühl auszeichneten. Also muß der Ursprung des Freskos vor das Jahr 1400 zurückverlegt werden. Ein Vergleich mit authentischen Gemälden Ottaviano Nellis hat auch Aehnlichkeiten zwischen beiden Meistern und doch gewisse Besonderheiten ergeben, daß man auf eine Abhängigkeit beider von einander schließen kann. Nelli malt viel reiner, sauberer als der Maler des Freskos, seine Gesichter sind nicht so grob wie jene des trinkenden Hirten und des Engels, seine Engelflügel sind viel sorgsamer gezeichnet und gemalt. So möchte der Verfasser glauben, daß das Fresko das Werk *Martins* di Nelli ist, und daß sein berühmter Sohn Ottaviano es vor Augen hatte, als er die väterliche Kunst erlernte. Auch einen dokumentarischen Beweis will der Verfasser dafür haben. Doch darauf können wir hier nicht eingehen, er würde uns zu weit führen. Möglicherweise deutete auch das aus der fast ganz zerstörten Unterschrift des Bildes noch ersichtliche Wort: De Piperno auf die Heimat des Malers hin.

Das sind nun offenbar alles Vermutungen, Urteile, Wahrscheinlichkeitsgründe, die nicht als *zwingende Beweise* gelten können, daß das Fresko wirklich schon der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts angehört. Vor allem aber würde diese Tatsache — vorausgesetzt, daß die Annahme, das Bild sei eine Darstellung der Uebertragung des hl. Hauses, richtig ist — nur beweisen, daß um diese Zeit, also *bald nach der angeblichen Uebertragung des hl. Hauses nach Loreto* die Kunde davon bera

ins Volk gedrungen war, daß ein Maler, wohl im Auftrag des Klosters, dieses wunderbare Ereignis in einem großen Freskogemälde zur Darstellung brachte.

P. Beißel S. J. schrieb in seinem Aufsatz in den Stimmen aus Maria Laach (S. 368): „Chevalier hat sich zu überweit gehenden Folgerungen verleiten lassen. Richtig ist, daß man aus der Zeit vor 1472 kein echtes Schriftstück besitzt, in dem die Legende erzählt wird. Daraus folgt nicht: ‚Also sie ist vor 1472 in Recanati unbekannt gewesen.‘ Sie konnte lange vorher im Munde des Volkes leben, ohne aufgezeichnet, ohne durch offizielle Aktenstücke festgelegt zu werden. Ist sie in Wirklichkeit älter?“

Das Gemälde von Gubbio wäre ein Beweis dafür, wenn das Datum seines Ursprungs erweislich in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts fiele, und je weiter es ins 14. Jahrhundert zurückführte, um so bedeutungsvoller wäre diese Feststellung. Das Datum festzustellen vermag aber nur ein gründlicher Kenner der italienischen Kunst und er kann sein Urteil nur auf den Augenschein und die genaueste Prüfung des Gemäldes stützen.

L.

Ueber Deutsch-Ost-Afrika.[1])

(Schluß.)

3. Die Bewohner des Landes.

Die Bewohner des Landes sind, wenn man den europäischen Maßstab anlegt, nicht sehr zahlreich, aber sie sind doch immerhin zahlreicher, als man glaubt. Davon wird man überzeugt, wenn man einmal die Wildnis durchstreift und die Leute in ihren Behausungen aufsucht. Da, wo man es nicht vermutete, stößt man auf zahlreiche Hütten, deren Bewohner gewöhnlich durch eine patriarchalische Einrichtung in Verbindung stehen. Der Vorsteher oder Patriarch heißt mkubwa oder auch mzee, besonders dann, wenn sein Einfluß ein größerer ist; mkubwa heißt groß und hat hier die Bedeutung Vorgesetzter; mzee heißt alt oder der Alte, Weise, Erfahrene. Das Wort mkubwa wird in vierfacher Beziehung gebraucht; erstens in dem Sinne, wie es hier gebraucht ist, als Vorgesetzter; zweitens beim Unyago; drittens für Erwachsene im Unterschiede von Kindern und viertens in Verbindung mit bwana = Herr. Also bwana mkubwa „der Herr Vorgesetzte". Jedoch wird dieser Titel nur dem Europäer beigelegt, niemals einem Schwarzen. Dagegen reden sich die

---

1) Die auf Seite 446 erwähnte Schrift C. Schillings heißt richtig: „Mit Blitzlicht und Büchse."

Schwarzen unter sich oft mit bwana an, was einerseits Hausherr heißt, wie auch bibi Hausfrau, oft aber auch nur eine schmeichelhafte Zutat ist, ähnlich wie in Europa das Wort „Herr“.

Die Vielweiberei herrscht besonders bei den Wakubwa und Stammeshäuptlingen, ist aber auch im heidnischen Volke noch viel verbreitet, hat dagegen sehr nachgelassen da, wo das Christentum umsichgreift. Die Hauptfrau ist die bibi = Herrin, die anderen sind Nebenfrauen (suria) und stehen zu ihrem Herrn sehr oft nur in einem Sklavenverhältnis. Nicht allein die niedrige Lust ist es, welche die Vielweiberei befördert, sondern fast noch mehr das äußere Ansehen. Die Weiber gelten als mali = Reichtum und arbeiten auf den Schamben (= Feldern) ihrer Herrngatten, welche Schamben oft Stunden weit, ja Tagereisen weit von einander gelegen sind.

Daß unter solchen Umständen die Kinder meistens mehr an der Mutter hängen, als an dem Vater, ist ganz klar. Den Vater kennen sie oft kaum. Die Anhänglichkeit an die Mutter ist sehr groß und der Negerknabe kann nicht existiern, wenn er keine Mutter in der Nähe hat. Daher kommt es, daß die meisten Negerknaben mehrere Mütter haben. Verzieht nämlich ein Negerknabe von einem Orte zu einem andern, sei es der Arbeit wegen oder aus einem andern Grunde, so ist es das erste, sich eine Mutter zu suchen. Bei dieser wohnt er dann und nennt sie auch nachher noch immer seine Mutter. Es kommt aber auch vor, daß die Negerkinder mehrere Väter haben. Nämlich dann, wenn der Mann die Frau verläßt und die Frau einen andern Mann bekommt. Diesen Vater nennen die Kinder dann baba mlishi, Zieh- oder Nährvater.

Für gewöhnlich ist der Neger nur gewohnt, abends zu essen; aber seit er mit Europäern viel zusammenkommt, hat er jetzt auch schon die Sitte angenommen, Mittags zu essen. Seine Nahrung besteht aus utamo (eine Art Hirse), mahindi (Mais) und ähnlichen Körnerfrüchten, welche alle zu Mehl

geſtoßen und als ſteifer, dicker Brei genoſſen werden, ferner viazi = Süßkartoffel, dem oben genannten mohogo, Früchten (wie Bananen, Ananas) und Zuckerrohr, welche er meiſt tagsüber genießt. Für die Hungerzeit gibt es dann noch eine ganze Anzahl Früchte, die aber für europäiſche Mägen ganz unverdaulich ſind. Von Getränken liebt er, an der Küſte und wo er eben zu haben iſt, den Palmwein, welcher durch Anzapfen der Kokospalme gewonnen wird, und die Pombe (Negerbier), aus irgendwelchem Getreide oder auch aus mohogo gebraut.

Hier iſt nun der Platz, etwas über die Hungerzeit zu ſagen.

In Europa nimmt man gewöhnlich an, daß der Hunger entweder infolge Unfruchtbarkeit des Landes, Mißwachſes infolge ungenügender oder zur unrechten Zeit fallender Niederſchläge oder anderer Umſtände, wie Krieg u. dgl., oder was noch gewöhnlicher iſt, daß der Hunger infolge Faulheit der Neger eintrete. Aber alles dieſes bildet nicht den eigentlichen Grund des Hungers. Es iſt wahr, daß alle dieſe Umſtände den Hunger vermehren können und einen weiteren Spielraum geſtatten, und auch das iſt wahr, daß der Nahrungsmangel eintritt, weil der Neger nicht genug angeſät hat; aber dies hat ſeinen Grund nicht in der Trägheit der Neger, ſondern die Urſache der Hungersnot liegt in der Unmündigkeit und Sorgloſigkeit des Negers, welcher infolge ſeiner kindlichen Natur nicht vorausdenken, vorſorgen und rechnen kann. Der Hunger iſt eine ſchreckliche Plage und wütete gerade in dieſem Jahre des Krieges wegen furchtbar unter dem armen Volke.

Es iſt ein Glück, daß der Neger eine kindliche Natur hat, denn ſonſt würde ihn der Hunger zum Räuber machen, ſo macht er ihn nur zum Diebe, was ihm gewiß niemand übelnehmen kann. Wenn der Arme ſich wieder einmal ſatt gegeſſen hat, ſo vergißt er alles Leid und iſt fröhlich und guter Dinge, ohne daran zu denken, daß morgen der Hunger ſchon wieder bei ihm zu Gaſte iſt. Beſonders Kinder und

Leute haben am meisten darunter zu leiden, weil sie im Stande sind, sich Früchte in der Wildnis zu suchen. Wie oft kommen jetzt die Leute zu mir und fragen mich, iel Tage es noch bis Weihnachten habe, oder in wieviel en die Regenzeit beginnt, oder auch wie lange es noch rt, bis neues Getreide gewachsen ist. Man sieht daraus, sie nicht einmal den Zeitpunkt berechnen können, vieliger das Maß der Speisevorräte, das sie benötigen bis neuen Getreideernte. Wenn ein Neger einen Sack Reis t, so sagt er: „chacula shingi sana" (sehr viele Speise) meint nun, damit könnte eine Familie Monate lang reichen. Dieses Unvermögen zu rechnen und diese Sorggkeit treten besonders stark hervor zur Zeit der Ernte. diese Zeit wird Wochen lang Pombe gebraut und genken und bei werden Mondschein die nächtlichen Spiele und nze abgehalten; die Folge ist der spätere Hunger, weil Pombe viel Getreide verschlingt. Um diese Zeit wird h das Unyago gehalten, das wir oben schon angedeutet en.

Ueber dieses Unyago schreibt einer unserer ältesten und hrensten Missionare, P. Cyrillus Wehrmeister, O. S. B.[1]): harakteristisch ist für die Jugend beiderlei Geschlechts die yagozeit, das ist die Uebergangsperiode von den Knaben- in Jünglingsjahre. Diese Unyagogebräuche bergen in sich nches Abergläubische und das christliche Sittengefühl Verletzende. Alten aber halten ungemein zäh daran, daß ihre Kinder Unyago durchmachen. . . . Das eigentlich Wesentliche beim aben-Unyago liegt in der Beschneidung. . . . Das Unyago Mädchen nimmt gewöhnlich längere Zeit (2–3 Monate) in spruch. . . . Die Hauptsache sind hierbei Belehrungen, die Teil gut, zum Teil überflüssig oder gar verwerflich sind."

---

[1]) In seinem Buche: Vor dem Sturm, Reise durch Deutsch-Ostafrika vor und bei dem Aufstand 1905. St. Ottilien, Missionsverlag 1906, S. 64 ff.

Zwei absonderliche Gebräuche bei der Verheiratung der Neger mögen hier noch Platz finden. Wenn ein junges Ehepaar sich verheiratet hat, so darf die Braut, nachdem der Bund geschlossen ist, sich nicht selbst oder in Begleitung ihres Mannes in ihr neues Heim begeben, sondern sie muß von einer anderen Frau (gewöhnlich eine Verwandte) in die neue Wohnung getragen werden. Unter großem Geschrei der übrigen Weiber und Mädchen nimmt die Frau die Braut auf den Rücken, ähnlich wie auch die Kinder im Tuche getragen werden, und trägt sie ins Haus, denn ihr Fuß darf die Schwelle nicht berühren.

Von dem Tage an, wo der Bräutigam vom Vater oder auch von der Mutter der Braut das Jawort erhalten hat,[1]) darf die Mutter der Braut den Schwiegersohn nicht mehr anschauen. Und zwar niemals mehr, auch dann nicht, wenn die Braut sterben würde, sondern die Schwiegermutter muß bis zu ihrem Tode den Anblick ihres Sohnes meiden.

Ich habe mich nach dem Grunde dieses Verhaltens erkundigt und man sagte mir, dies geschähe vonseiten der Schwiegermutter aus Ehrfurcht vor dem Schwiegersohn, weil es für die Mutter immer eine große Ehre sei, wenn ein Mann ihre Tochter, die sie geboren, zur Frau nähme. Dieses hindert jedoch nicht, daß Mutter, Tochter und Bräutigam zusammen eine Wohnung beziehen und eine Familie bilden worin die Mutter eine Art Herrschaft ausübt. Im übrigen scheint mir der obengenannte Gebrauch noch einen tieferen Grund und den Zweck zu haben, jede unmoralische Annäherung zwischen Schwiegermutter und Schwiegersohn und auch eine Heirat nach dem Tode der Tochter zwischen beiden zu verhindern. Daß dies in Ermangelung des Gebrauches bei dem Zusammenwohnen der Beiden (Schwiegersohn und Mutter) und der sonst herrschenden Vielweiberei leicht möglich ja sogar wahrscheinlich wäre, ist klar.

---

1) Bei einigen Stämmen müssen beide Eltern gefragt werden.

Bezüglich der religiösen Anschauungen ist bei allen Stämmen die Gottesidee und die damit verbundene Opferidee vorhanden. Jedoch ist diese Idee fast ganz von der Furcht beherrscht und die Opfer dienen meist nur dazu, den Gott zu versöhnen oder ihn günstig zu stimmen. Diese Furcht in Verbindung mit dem Aberglauben und der Unwissenheit sind die Mittel, welcher sich die sogenannten Zauberer bedienen, um sowohl das Volk, als auch die Häuptlinge zu ihren selbstsüchtigen Zwecken zu mißbrauchen. Von diesen Zauberern, welche eine Art Religionsdiener darstellen, werden die schrecklichsten Sachen erzählt. Ihre Zaubermittel werden alle mit dem einen Worte „dawa" bezeichnet, was für gewöhnlich Medizin (Arznei) bedeutet. Menschenschädel und besonders Kinderschädel und Menschenfleisch dienen nicht selten zur Bereitung dieser dawa. Der Name dieser Zauberer ist entweder mganga (Zaubermann, Arzneimacher), weil sie zugleich die Stelle des Arztes vertreten oder mchawi (Zauberer).

Da gibt es dawa für Mütter in der Zeit ihrer Schwangerschaft. Oft ist es ein Band von Baumrinde, welches die Negerin um den Leib trägt. Nach der Geburt wird das Band ins Wasser gelegt und das Neugeborene darin gebadet und ein Teil des Bandes muß dann das Kind um Lenden und Hals tragen. Ferner dawa bei Bestellung der Felder usw. Auch werden durch Vernichtung von Feldfrüchten Opfer dargebracht, besonders in Verbindung mit Pombegelagen.

Eine Hauptaufgabe der Zauberei ist es, den Regen zu machen. Wenn der Regen nicht zur rechten Zeit eintrifft oder nicht genügend Regen fällt, so muß der Zauberer Rat schaffen. Wenn dann trotz Opfer und Hokuspokus der Regen doch noch immer ausbleibt, so schiebt der Zauberer die Schuld auf einen anderen, gewöhnlich auf einen Feind von ihm, dem er eins anhängen will. Er sagt dann, es hätte einer den Regen festgebunden, und bezeichnet einen oder mehrere Personen. Bei diesen wird dann nicht selten durch eine Art Gottesgericht festgestellt, ob sie schuldig sind. Zu diesem

Zwecke wird einem Hahn oder einem Hunde Gift gegeben. Stirbt das Tier, so ist der Eigentümer schuldig und wird dann lebendig verbrannt. Da, wo Kultur und Christentum schon größere Fortschritte gemacht haben, sind die Häuptlinge schon so klug geworden, daß sie sich dem ungestümen Verlangen der Zauberer und des Volkes gegenüber dadurch helfen, daß sie dem Tier so wenig Gift geben, daß es nicht verenden kann. Dagegen kommt es auch jetzt noch oft vor, daß die Zauberer das Volk aufhetzen, irgend einen — in letzter Zeit besonders Christen — zu mißhandeln durch Schläge, weil er den Regen angebunden hätte.

Wie groß der Einfluß dieser Zauberer ist, hat der Aufstand vom vorigen Jahre gezeigt. Alle Fäden, die man bei der Untersuchung über den Ursprung des Aufstandes entdecken kann, führen auf einen unbekannten großen Zauberer zurück, den man Hongo nennt. Und „Hongo" war auch das Feldgeschrei der Krieger, welche die Missionsstationen zerstört haben.

Noch eine ganz merkwürdige Erscheinung, die vielleicht ihren Grund nur im Heidentum hat, sind die Besessenen. Ohne mich auf die Frage der Besessenheit irgendwie einzulassen, will ich nur das mitteilen, was ich darüber erfahren habe.

Schon von anderen Missionaren erfuhr ich, daß sie oft beim Nachfragen nach Kindern, welche in der Schule fehlten, die Antwort erhielten: ou gonjwa wa pepo oder shetani (er ist krank vom Teufel) oder auch a na pepo (er hat einen Teufel). Auch sagten mir diese Missionare, daß solche Kinder selten die Schule besucht hatten und dann ein ganz merkwürdig wildes und verstörtes Aussehen gehabt hätten. Ich habe daraufhin bei verschiedenen erwachsenen Christenknaben, welche früher heidnisch waren und unter Heiden gelebt hatten, und von denen ich voraussetzen konnte, daß sie die Wahrheit sagten, Nachfrage gehalten und folgendes erfahren:

Es gibt Kranke, von welchen die Schwarzen sagen, daß sie vom Teufel besessen seien. Und man trifft dies sowohl

i Erwachsenen als bei Kindern. Jedoch ist ihre Zahl, itdem das Christentum Eingang gefunden hat, bedeutend rringert worden. Diese Leute rasen oft Tage lang, leben unz allein Monate lang in der Wildnis. Manche leben ich immer in der Wildnis wie ein Tier. Sie klettern wie e Affen bis an die höchsten Spitzen der Bäume und lassen h dann herunterfallen, ohne daß es ihnen schade. Wenn : rasen, verdrehen sie die Augen, strecken die Zunge heraus, ufen sich die Haare, werfen sich auf die Erde und Schaum uft aus ihrem Munde. Nicht selten bemächtigen sie sich nes Instrumentes, z. B. eines Beiles, greifen damit andere Renschen an und töten sie. Wenn sie dies tun, werden sie on den Leuten mit Stricken festgebunden und eingeschlossen.

Diese „Besessenen" sind wohl zu unterscheiden von den Epileptikern oder Fallsüchtigen, welche es auch hier gibt. Ein Fallsüchtiger heißt in der Kiswahili-Sprache: Kifafa, t der Kimwera-Sprache: Jialala und in der Kimakua-Sprache: Ihalahala.

Was den Charakter der schwarzen Bevölkerung anbetrifft, zeigt dieser eine große Verschiedenheit. Es ist ein be-utender Unterschied zwischen einem Küstenneger und einem eger im Innern und zwischen einem Sklavenneger und einem reien. Der Küstenneger ist verschlagener als der aus dem nnern und das Auftreten des Freien ist offen und frei-ütig, während der Sklave ein scheues und zurückhaltendes Wesen hat. Aber in einem Punkte sind alle Neger gleich: sind alle große unmündige Naturkinder, die nicht vor-rgen und vordenken können und sich der augenblicklichen Stimmung hingeben.

Dieser Punkt ist es aber auch, der bei der Behandlung r Schwarzen vonseiten der Europäer immer wieder aus n Augen verloren wird. Man wähnt einen erwachsenen ltzermenschen vor sich zu haben, der vorsorgt und denkt, d nun muß man auf einmal sehen, daß man statt dessen

ein unmündiges Kind vor sich hat, das nicht einmal für sich selbst vorsorgen und denken kann.

Aus dieser Charaktereigenschaft ergibt sich auch die Stellung des Europäers dem Schwarzen gegenüber: der Europäer wird wohl noch auf viele Jahrzehnte hinaus die Stelle des Herrn und Siegers bei den Schwarzen einnehmen müssen. Und glücklich der Europäer, der noch einen Schritt weiter geht und sich an die Stelle des Vaters setzt. Denn dieses Wort „Vater", das zugleich das einfachste und großartigste Verhältnis darstellt, was zwischen Menschen bestehen kann, ist etwas, was das Naturkind in seiner Einfachheit und Kindlichkeit am besten versteht. Der Neger wünscht es und liebt es, einen Menschen zu haben, der wie ein Vater für ihn sorgt, und er erkennt es als gerecht an, daß er diesem dann auch gehorcht. Wie oft kann man vom Neger, wenn er etwas begehrt, sein Begehren in folgender Weise begründen hören: Du bist der Vater und wir sind die Kinder, also mußt Du mir das Erbetene auch geben.

Natürlich wird derjenige Europäer, welcher den Neger als einen anderen Menschen oder ihn überhaupt nicht als Mensch betrachtet, zu dieser Auffassung sich nie erschwingen können. Als ob es denn wirklich so Großes wäre um die Verschiedenheit der Rassen. Ich muß gestehen, je mehr ich hier in Afrika an Ort und Stelle über die Rassenverschiedenheit nachdenke und nachforsche, um so mehr setzt sich bei mir die Gewißheit fest, daß es sich hier eben um Verschiedenheiten handelt, welche zumeist klimatische Verhältnisse und Lebensgewohnheiten hervorgebracht haben.

Doch wieder zurück zum Charakter der Neger und ihrer Behandlung.

Zwei Momente sind es, die den Menschen in seinem Handeln bestimmen: es ist die Liebe und die Furcht. Uns scheint es nun, als ob das Moment der Furcht bei dem Neger in seiner Stellung dem Europäer gegenüber viel zu stark vertreten sei und das Vertrauen zum Europäer auf

schwachen Füßen steht; denn dies hat der Aufstand zur
üge bewiesen. Wie ein Blitz aus heiterm Himmel kam
Aufstand allen Europäern und keine einzige schwarze
le hat sich gefunden, die einen Europäer in ihr Vertrauen
gen hätte.

Der Grund liegt in der übergroßen Furcht, von der
Neger beherrscht wird, und nicht im Hasse. Und diese
cht wird noch vermehrt durch die Ungeduld des Europäers,
ei es stets Schläge für den Schwarzen absetzt. Der
opäer und besonders der Deutsche (der Engländer ist
ruhiger und kälter) möchte in seiner Ungeduld schon die
chte der Kultur sehen, noch bevor sie Wurzel gefaßt hat.
vergißt, daß alle bürgerlichen Tugenden wie Edelmut,
gefühl, Dankbarkeit, Großmut, Hochherzigkeit, ferner
chtgefühl, Selbstvertrauen, Willensenergie usw. Früchte
Kultur sind und wundert sich nun, daß er all diese
chte beim Schwarzen entweder gar nicht oder nur sehr
inzelt findet. Das macht ihn ungeduldig; er wird
recht und so geht das gegenseitige Vertrauen verloren.

Und doch, wenn der Europäer tiefer schaute, so würde
etwas finden, was ihm für das Fehlen dieser Dinge
lichen Ersatz liefert. Und dies ist die reine, unverfälschte
schlichkeit, die reine, jugendfrische Natur, die eben nur
Naturkind haben kann und die das alternde Europa mit
r Bildung und seinem Schliff längst verloren hat.
n ein denkender Europäer unter diese freien Kinder der
ur im Inneren Afrikas tritt und sie in ihrem Tun und
ben beobachtet, so hat er das Gefühl, als ob er aus
n genau abgemessenen Ziergarten in einen Urwald
n würde.

LI.

Vom Kulturkampf in Spanien.

Aus den Tagesblättern ist die kulturkämpferische Tätigkeit des letzten spanischen Ministeriums Romanones bekannt: Angriff auf die Ehe und die religiösen Orden. Die Protestversammlungen gegen dieses Beginnen gewannen eine Ausdehnung, wie sie bis jetzt wohl nur Irland zur Zeit des unsterblichen O'Connel gesehen hat. Obwohl das weibliche Geschlecht dem männlichen den ihm gebührenden Vorrang gelassen hat, so blieb es doch nicht untätig. In echt spanischer Begeisterung versammelten sich die katholischen Frauen von Pampelona, Valencia, Palma, Orifuela[1]) zu tausenden und wiesen die Angriffe des Liberalismus zurück. Den genannten großen Versammlungen folgten kleinere, z. B. zu Logroño mit 2000, León und Burgos mit je 4000, Sevilla mit 5000, Bilbao und Zaragossa mit 12000, Madrid mit 2000 Teilnehmerinnen; in Madrid waren es fast lauter Damen der Hofgesellschaft und Aristokratie. Mehr als eine Million Unterschriften wurden aufgebracht für eine Petition, die Sr. Majestät von einer Abordnung katalonischer und Madrider Damen, letztere unter Führung der Herzogin von Bailén, überreicht wurde; die Frauenwelt von Zaragossa aber opferte 12000 Kommunionen auf, um von der Gnadenmutter zu Pilar für die bedrohten Ordensleute des Himmels Schutz zu erflehen.

---

1) In Orifuela stand, wie es bei allen ähnlichen Gelegenheiten seit Jahren der Fall ist, die blühende Damenkongregation an der Spitze der Bewegung.

Die Männer aller Stände sorgten durch Konferenzen, Versammlungen, Flugblätter, Zeitungen und Aufrufe für kräftige Abwehr. Auch sie sammelten mehrere hunderttausend Unterschriften unter ihre Proteste. Allen voran traten die Weltpriester für die angegriffenen Ordensleute ein. Sie bildeten tatkräftige Abwehrvereine, als ob es sich um einen Angriff auf das Vaterland handle, denn, sagten sie sich „quien defiende la Religión defiende la patria“ (wer die Religion verteidigt, verteidigt das Vaterland). Im Namen des ganzen Episkopates richtete der Kardinalprimas ein Telegramm an den Ministerpräsidenten, in welchem der Gesetzesvorschlag als „Unterdrückung der Gewissensfreiheit, der Freiheit der Kirche zuwider, ein Angriff auf die Religion des spanischen Volkes“ charakterisiert wurde.

Am 20. Dezember v. J. aber wandte sich derselbe Kardinal-Erzbischof von Toledo an König Alfons selbst in einem Schreiben, in welchem er wiederum im Namen aller spanischen Bischöfe den Herrscher bittet, dem vorgeschlagenen Gesetze seine Sanktion zu verweigern, falls es von der Kammer angenommen würde. Mit apostolischem Freimut erinnert der Kirchenfürst seinen König an „Exkommunikation und kanonische Zensuren, welche jene ereilen, die sich kirchliche Rechte anmaßen und die geheiligten Rechte verachten, die ausschließlich dem hl. apostolischen Stuhle zukommen, in allem, was zur Anerkennung und Regelung des religiösen Lebens gehört, sowie zu den Mitteln, durch welche die Disziplinarvorschriften und zeitliche Existenz jener Leute aufrechterhalten werden, welche sich nach Gottes Beruf ihrer eigenen Heiligung widmen, indem sie die evangelischen Räte beobachten.“

Einmut und Freimut solcher Art haben denn auch das höchste Lob Sr. Heiligkeit erlangt und die Tätigkeit des Klerus und seiner wackeren Hirten frisch angespornt.

In Pampelona bildeten die Männer aus mehr als 200 Ortschaften eine Protestversammlung von mehr als

50,000 Köpfen. Die Landsleute des hl. Ignatius aus Guipuzkoa eilten 20,000 Mann stark nach San Sebastian, um ihren Willen kund zu tun. Als hier eben die Reden ihren Anfang nehmen sollten, begann die Musikbanda von Azpeitia plötzlich den Ignatius-Marsch zu spielen — die ganze große Männerschar fiel machtvoll ein und steigerte so die eigene Begeisterung gewaltig.

Wenige Tage darauf sah man zu Bilbao, einer der berüchtigtesten spanischen Städte, nicht 20,000 wie zu San Sebastian, nicht 50,000 wie zu Pampelona, sondern 60- bis 70,000 Männer mit ihrer Geistlichkeit und ihrem Magistrat den Enthusiasmus für die Ordensleute geradezu ins Unendliche steigern.

Auch das Anarchistennest Barcelona vereinigte 35- bis 40,000 Catalanen in seinen Mauern; die zur Versammlung gesandten Zustimmungskundgebungen rührten von ungefähr 700,000 Katholiken her.

Die Redner hatten denn auch überall aufmerksame und folgsame Zuhörer. In Barcelona halfen ihnen die Anarchisten selbst, die Gewalttätigkeiten des Liberalismus zu beweisen: die katholischen Männer wurden mit Kugeln begrüßt. So machte das christliche Volk den Schluß: die Anarchisten sind die konsequentesten Liberalen, also sind alle Liberalen auch Anarchisten.

Als bleibendes Andenken an diese Zeit des Kampfes, zugleich als Protest gegen die Feinde der Ordensleute schlug Marquis de Comillas die Errichtung einer Statue vor, welche den großen Staatsmann Kardinal Cisneros im Franziskanerhabit darstellt. Freudig wurde der Plan vom ganzen Volke aufgenommen; jedermann wollte sein Scherflein beitragen.

Bekanntlich konnte sich Romanones vor einem derartigen Ansturm nicht mehr halten; der jetzige Ministerpräsident Maura hat vorerst den Erlaß in Bezug auf die Eheschließungen zurückgenommen und wird wohl auch das Kongregationsgesetz begraben. B.

LII.

Neue Eichendorff-Literatur.

Von Eduard Korrodi.

> Es haben viel Dichter gesungen
> Im schönen deutschen Land,
> Nun sind ihre Lieder verklungen,
> Die Sänger ruhen im Sand.

Ob Eichendorff, den „letzten Ritter der Romantik", dieses
ickſal selbst ereilt? Bis jetzt ist der Sand der Vergessenheit
t sein Teil, und wenn uns nicht alle Zeichen der literarischen
rnkonstellation der Gegenwart trügen, so wird die nächste
t am wenigsten seinen Dauerstern auslöschen können. Nichts
die Zeit seinen Liedern von ihrem eigentümlichen Glanz
Zauber rauben können, und mancher neue Knappe kam
den Turnierplatz der Literatur und blitzte mit dem Gold-
vert seiner Poesie in das Heer der Sonnenstrahlen; wir
ten den lieben träumerischen Schwaben Mörike, und haben
an Heine berauscht, bis wir es bitter fühlten, daß unsere
pen an dem Giftbecher eines Lügners lagen, der mit seinem
nd kokettiert. Wir hörten den Meister des „Grünen Heinrich"
ich neues Tagelied einer neuen Kunst singen; Storm, Richard
hmel, Greif, Gustav Falke, Hermann Hesse, Schönaich-Carolath
. haben uns seltsame neue Weisen gelehrt, und doch — hätten
die traumschöne Insel der Eichendorffschen Kunst einen
genblick missen wollen? Eichendorff! Um ihn alles Bänkel-
gertum der Gegenwart! Auf ihn sich besinnen, ist ein
gramm, das Programm derer, denen die feminine Neo-
nantik nichts zu sagen vermochte, und die der Linie folgen,

die über die Pseudoromantik zur echten Romantik führt. Am 26. November 1907 wird das deutsche Volk seiner besonders gedenken, an dem Tage, wo ein Halbjahrhundert verflossen sein wird, seitdem Eichendorff die Augen zum letzten Schlummer schloß. Ich denke, es wird nicht bloß der Gedenktag eines engen Zirkels der Salonliteraten sein, die die Poesie nur mehr auf „echtem Büttenpapier" und in Pergament- oder Lederbänden goutieren können; es wird vielmehr der Tag des ganzen großen deutschsprechenden Volkes sein, das nicht verlernt hat zu singen, was früher erklang, wo eine Mühle ging und eine Eiche rauschte. Im Herzen dieses Volkes steht sein Monument unerschütterlich fest, aber ihm soll auch das sinnfällige Zeichen der Dankbarkeit seiner Nation werden in seiner schlesischen Heimat. Nicht länger soll der Ruhm desjenigen in den Marmorbrüchen von Carrara schlafen, der von sich das adelige Wort singen durfte:

> Und buhlt mein Lied, auf Weltgunst lauernd,
> Um schnöden Sold der Eitelkeit;
> Zerschlag mein Saitenspiel, und schauernd
> Schweig ich vor dir in Ewigkeit!

Das Denkmal, das ihm ersteht, wird nicht den Goldrollen semitischer „Germanen", wie zum großen Teile das Heinedenkmal, sondern den Pfennigen der Liebe des deutschen Volkes sein Dasein danken.[1]) Daß Eichendorffs auch die literarhistorische Forschung der jüngsten Zeit nicht vergessen hat, dafür haben wir nicht bloß Anzeichen, sondern Beweise. Aus dem Vorjahre nenne ich die schätzenswerte Ausgabe der Jugendgedichte Eichendorffs durch R. Pissin, den Biographen Loebens, der bekanntlich auf Eichendorff einen nicht eben günstigen Einfluß auf kurze Zeit auszuüben vermochte. Es darf wohl auch an das reizende, anspruchslose, dem Dichter Prinz Emil von Schönaich-Carolath zugeeignete Eichendorff-Büchlein erinnert werden, das Gustav Falke für die Sammlung „Die Dichtung" (herausgegeben von

1) In Nr. 51 der Augsbg. Postztg. ist ein warmer Aufruf für das Denkmal Eichendorffs. Diejenigen, die ihn übersehen haben, seien daran erinnert, daß Geldspenden an die Deutsche Bank, Depositenkasse C, Berlin W. zu senden sind.

Paul Bremer) geschrieben hat. Er feiert in ihm vor allem den Heimatdichter. „Man redet, schreibt er, viel von Heimatdichtung und Heimatkunst. Hier ist ein Heimatdichter, in dem alles, was deutsch ist, seelenvollen Ausdruck gefunden hat. Das ist Eichendorffs Ruhm. Und wollt ihr seinem Gedächtnis einen Kranz weihen, so sei es nicht der Lorbeer, es sei die deutsche Eiche."

Dr. Schultz, der ausgezeichnete Kenner Görres', verspricht in der Sammlung „Kultur und Katholizismus" ebenfalls einen Essay über Eichendorff. Er wird vor allem dem Programm der Sammlung entsprechend zeigen, was Eichendorff als schaffender Meister für die moderne Entwicklung leistete, und wie er die Frage nach dem Verhältnis von Kultur und Katholizismus in ich selber individuell gelöst oder zu lösen versucht hat.

W. Kosch, Professor der neueren Literaturgeschichte an der Universität Freiburg (Schweiz), kündet uns eine Eichendorff-Biographie an, die auf dem gesamten Material aufbauen wird. Wir verlangen nach ihr um so ungeduldiger, als die zwei eben or Torschluß des Jahres noch erschienenen Schriften aus seiner Feder uns keinen Zweifel lassen, daß sie ein Werk seiner iographischer Kunst werden wird.

In der „Sammlung Kösel" [1]) hat Wilhelm Kosch einen Neudruck von Eichendorffs „Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands" besorgt. Wer kennt sie noch? Wer kennt überhaupt den Literarhistoriker Eichendorff? Die Frage ist nicht so impertinent, wie sie scheinen möchte. Oder wie soll man sich das offizielle Silentium des ganzen Chores eutscher Literaturgeschichten deuten? Kaum daß es Geister ibt, die sich entsinnen, daß Eichendorff in den Historisch-poli-ischen Blättern in den Jahren 1846 bis 1848 Aufsätze nieder-elegt hat, die mit der plume d'or eines feinen Literatur-etrachters geschrieben waren.

Eduard Engel erwähnt in seiner so rasch mit einer weiten Auflage beehrten Literaturgeschichte (1906, 1907) in dem reiten Kapitel, das der Literaturgeschichtsschreibung gewidmet st, nicht einmal seinen Namen. Und er, gerade er sollte eines Geistes wie Eichendorff nicht entraten wollen, da er die Wert-

1) Kempten und München. 1906.

urteile der selbst produktiven poetischen Geister über die auf dem Felde der Poesie Ringenden so hoch einschätzt. Darin liegt ja auch einzig die Existenzberechtigung seines Buches, dem ich in Bezug auf die Einschätzung der Leistung der Katholiken in der Literatur nicht jenen ehrlichen Willen, oder um mich zu korrigieren, nicht einen Zehnteil der Kenntnis R. M. Meyers[1]) nachrühmen könnte. Auch R. M. Meyer gedenkt der literarhistorischen Seite Eichendorffs nicht, was aber um so verzeihlicher ist, als selbst Lindemann (Ettlinger), eine nicht vom bloß christlichen, wie man oft hören muß, sondern von spezifisch katholischem Geiste imprägnierte Literaturgeschichte sich über Eichendorff, den Literarhistoriker, mit einem Gemeinplatz und Allerweltswort begnügt. Ich denke, das von den Toten auferstandene Werk Eichendorffs wird selber für seinen Dauerwert reden.

Unsern Dank Wilhelm Kosch für seine Herausgeberarbeit! Sie ist eine mustergültige. Die Einleitung ist ein wertvoller Aufsatz zur Entstehungsgeschichte und Aufnahme der Literaturgeschichte durch ihre Zeitgenossen. Eichendorffs Literaturgeschichte ist aus erweiterten und vertieften Artikeln entstanden, die er in den „Histor.-polit. Blättern" zuerst erscheinen ließ.

Diese Zusammenschweißung ließ ihr Mal zurück in seinem Werk, in dem auf den ersten Blick die große Verschiedenheit in der Darstellung der einzelnen Zeitabschnitte auffällt; den ganzen zweiten Teil füllt die romantische Dichtung. Der erste Teil bietet mehr Gesamtcharakteristiken, während der zweite Teil individuelle Porträts herausarbeitet. Da müssen uns denn Ungleichheiten nicht verwundern: Umkehr der zeitlichen Folge, wie z. B. der Meistersang nach der Betrachtung Gottscheds. Auch Stildifferenzen entgehen dem aufmerksamen Leser nicht; sie lassen Kosch auch die Frage aufwerfen, ob die Entstehung einzelner Partien im Entwurf nicht schon in den Beginn der vierziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts zu verlegen sei; denn Eichendorffs Werk ist nicht die Tat des Augenblicks, sondern trägt offenkundig die Spuren der Reife und vertiefter Arbeit. Sie ist voll Eigenart, ja mitunter recht eigenbrödlerisch, so daß ich Fr. Th. Vischer wohl begreifen

---

1) Vgl. die Besprechung oben S. 74.

m, daß er sie eine „literarische Sonderbündelei“ nannte.
chendorff war aber doch zu einsichtsvoll, um nicht auch von
dern Darstellern der Literaturgeschichte zu lernen, besonders
nn, wenn sie ihm als Meister erscheinen mußten. Es ist
. Kosch's spezielles Verdienst, den Spuren dieser Einflüsse
chgegangen zu sein und gezeigt zu haben, wie und in welchem
aße Friedrich Schlegel, Gervinus, Vilmar und Wolfgang
enzel sein Werk beeinflußten; besonders interessant ist die
rallele zwischen Menzel und Eichendorff, die der Herausgeber
r eindringlich durchführt, indem er ebenso das Einende der
iden betont wie jene Momente, die den nackensteifen, konser-
tiven Katholiken Eichendorff von dem Protestanten und
beralen Menzel trennten. Eichendorffs weitherzige Gesinnung
enbart sich in einer markanten Stelle, die ich mir nicht ver-
gen kann, hier anzuführen. Er redet von der den Roman-
ern so oft zum Vorwurf gemachten laxen Moral: „Wir sind
wiß weit davon entfernt, irgend einer liederlichen Literatur
s Wort reden zu wollen. Aber ebenso entschieden müssen
r, um dem Dichter sein angeborenes Recht zu wahren, gegen
s andere Extrem protestieren, das in dieser religiös auf-
regten Zeit der Poesie um so größere Gefahr droht, als es
h in den Mantel christlicher Liebe hüllt und mit geweihten
affen zu streiten scheint; wir meinen den unzeitigen Rigoris-
us kirchlicher Beschränktheit von der einen Seite und anderer-
ts die Prüderie der Pietisten, dieser Pedanten der Sittlichkeit . . .
er Pietismus, zaghafter und ohne die entschlossene Begeisterung
ier totalen Umkehr, die von keinen Konzessionen weiß, möchte
ischen jener klösterlichen Asketik und der weltlichen Zügel-
sigkeit sich in Poesie und Leben ein stillfrommes juste
lieu zurecht machen. Er will den Sinnengenuß und die
ebe sich allenfalls gefallen und wohlbekommen lassen, aber
gleich aus Furcht vor der Sünde die Lust neutralisiren. Die
rben sollen nicht brennen, die Blumen erst ängstlich fragen,
sie nicht etwa zu kräftig duften und vielleicht ein paar
chwachköpfe berauschen könnten; das ganze gewaltige Leben
ll in ein sanftes Handbuch der Moral umgeschrieben werden
usum Delphini: jener zerfallenen, wurmstichigen, hysterisch
hreckhaften Unschuld, die aus jedem Blütenkelche nur ihr

eigenes heimliches Teufelchen aufducken und ihr ein Schnippchen schlagen sieht. Aber die schwüle Langweiligkeit eines solchen englischen Sonntags ist, abgesehen von der dabei kaum zu beseitigenden Heuchelei, ohne Zweifel unheilbrütender, als die unbefangene kecke Lust eines gesunden Volkes, das wieder einmal den Arbeitsschmutz der ganzen Woche von sich kehrt und sich innerlich stärkt. Denn rechte Freude ist eine ebenso starke Schwinge und lehrt ebenso herzinnig beten, als die Not, weil beide, worauf es doch am Ende ankommt, die Rinde der trägen Gleichgültikeit brechen, die das Herz vom Himmel scheidet. In jener temperierten, flauen, abgeblaßten Sitten-Diät und Selbstverhätschelung aber ist, wie in aller Halbheit, keine Erhebung." Diese Worte verdienen, wie Kosch bemerkt, heute und in alle Zeit von den berufenen geistigen Führern des Katholizismus immer von neuem gelesen zu werden. Ich habe sie angeführt, um zugleich auch eine Stilprobe des glänzenden Sprachtalentes zu geben, das sich in Bildern und feinen, verblüffenden Pointen ergeht, die das untrügliche Zeichen des Genius sind. — Merkwürdig, daß diese Tat eine so beschränkte Aufnahme fand, die immerhin interessant ist in den Zeugnissen Fr. Th. Vischers, des krausen Philosophen Lotze, und Menzels. Als der alte romantische Ritter tot war, erhob sich das Geschlecht jener Rezensenten, denen Mörike einen poetischen Steckbrief für alle Zeiten geschrieben hatte. Ein Geist aber, der seine Feder aller Welt zeigen durfte, bekannte von Eichendorffs Werk, es gehöre zu dem Besten, was über deutsche Poesie geschrieben worden sei, weil es sich von dem klassischen Zopfe frei halte. „Seine Ansicht wird dereinst siegen, und die, wenn auch jetzt noch vorherrschenden Zopfansichten, wonach nur das Nichtdeutsche und nur das Nichtchristliche poetisch sein sollen, werden fallen. Herr von Eichendorff war Katholik und hat als solcher einen besonderen Beruf, seine Glaubensgenossen über die Täuschungen aufzuklären, denen sie sich hingaben, wenn sie arglos hinnahmen, was ihnen von protestantischer Seite seit Lessing als Literaturgeschichte geboten wurde." Das Zeugnis, das Kosch anführt, stammt von keinem Geringern als von Menzel. Diese zeitgenössischen Besprechungen, die Kosch so ausführlich wiedergibt, sind interessante Dokumente

s literarischen Geschmacks und der Höhe der literarischen
ritik in der trostlosen Mitte des letzten Säkulums. Die
egenwart, die das Land der Romantik mit der Seele sucht,
ird sie nun das Testament dieses Kronzeugen der Romantik
greifen, schätzen und würdigen lernen? Wir wollen es hoffen;
d wenn sie es gar vollstrecken wird, dann fällt der erste
trahl des Verdienstes auf seinen geistvollen Herausgeber zurück,
r die Augen der Gegenwart auf diesen wahren Nibelungen-
rt der Literatur gerichtet hat, auf eine Literaturgeschichte,
: durch ihre Tiefe und Originalität und die brillante Form-
bung selbst ein literarisches Kunstwerk geworden ist. — Nicht
nder schätzenswert ist die andere Eichendorff-Publikation
ilhelm Koschs „Aus dem Nachlaß des Freiherrn
sepH von Eichendorff. Briefe und Dichtungen."[1])
lten birgt der Nachlaß eines Dichters wirklich Kostbares,
neist sind es die Stoppeln des literarischen Schaffens. Der
chlaß Eichendorffs, den Kosch hier, wie er sagt, nur zögernd
d mit jedem wissenschaftlichen Vorbehalt bietet, birgt unter
derm ein wahres Kleinod, ein farbenprächtiges Märchen
die Zauberei im Herbste". Der Herausgeber konnte nicht
e ihm vorliegenden Dokumente in diesem Bande, der eine
reinsschrift der Görres-Gesellschaft ist, vereinigen. So vermißt
n das Fragment der „Heiligen Hedwig", das er in der Ein-
tung zur Literaturgeschichte zu bringen versprach. Vielleicht
rd es uns ein nächster Band mit anderm bescheeren. Der
chlaß enthält bemerkenswerte Briefe des Pseudoromantikers
eben, von denen besonders einer interessant ist, der eine
ürdigung von Eichendorffs Roman „Ahnung und Gegenwart"
thält Es sind 14 Briefe von Loeben. Leider liegen keine
itworten von Eichendorff vor. Indes ist der Einfluß Loebens
it über seine Tatsächlichkeiten erhoben worden, und die Aus-
hrungen von W. Kosch sind geeignet, dieses phantastisch auf-

1) Im Auftrag seines Enkels Karl Freiherrn von Eichendorff heraus-
gegeben, eingeleitet und erläutert von Wilhelm Kosch. Köln 1906.
J. P. Bachem.

gebauschte Märchen zu zerstören. Gerade ein Vergleich von Loebens „Wasserlilie“ und dieser erstmals veröffentlichten „Zauberei im Herbste“ Eichendorffs wird die beste Widerlegung sein. Die Briefe Loebens hat Eichendorff selber einmal unnachahmlich charakterisiert in einer Notiz seines Tagebuches, wo er erzählt, Mad. Schlegel habe einen Brief gezeigt von Loeben, der wie eine Butterschnitte aufgeschmiert und voll hoher Redensarten war. — Der Nachlaß enthält auch zwei treuherzige Episteln der beiden jungen Barone (Joseph und Wilhelm) an einen Jugendfreund, Joseph Sonntag. A. Nowack hat den ersten Brief merkwürdigerweise in seiner Ausgabe der „Lubowitzer Tagebuchblätter“ ebenfalls unverkürzt veröffentlicht. Es scheint, daß Nowack das gleiche Material vorgelegen hat, denn die Veröffentlichung von Kosch konnte er doch kaum wohl schon benutzt haben. Die beiden Briefe sind Zeugnisse des liebenswürdigen Naturells der Eichendorff. Interessant ist ein Brief Karl E. Jarckes, der ihn für Stifters Muse zu gewinnen sucht. Als ein Echo der allgemeinen Verehrung, die Eichendorff fand, empfinden wir einen Brief, den vor mehr als einem halben Jahrhundert der Dichter Paul Heyse an Eichendorff sandte; er enthält die Heyse ehrenden, schönen Worte: „Seit meinen Knabenjahren bin ich Ihnen so vielfach verschuldet, daß ich mich dieses unmittelbaren Anlasses freue, es auszusprechen, und mir nicht einfallen lasse, mich gar zu fragen, wie ich dieser besonderen Gunst wert sein möchte. Sie sind aber gewohnt, Freude zu machen. Das aber kann ich freilich nicht von mir abweisen, daß mein Ehrgeiz dahin geht, auch Ihnen noch einmal Freude zu machen.“ Neben dem schon erwähnten Märchen „Die Zauberei im Herbste“ birgt der Nachlaß auch Loebens „Wasserlilie“ und zwei Entwürfe Eichendorffs: „Novelle für das Frauentaschenbuch“ und Roman „Marien-Sehnsucht“. — Die vorliegende Quellensammlung, daran läßt sich nicht zweifeln, ist viel mehr als eine bloße Jubiläumsspende, deren Wert noch dadurch erhöht wird, daß ihr eine orientierende Einleitung und ein gründlicher kritischer Apparat beigegeben worden ist. Für sie, die zu gunsten des Denkmalfonds publiziert wurde, unsern Dank, den Karl Frhr. von Eichendorff, der verständnisvolle Förderer der

literarhistorischen Forschung, und der ausgezeichnete Eichendorff-Forscher W. Kosch in gleichem Maße verdienen. — Die letzte Gabe der Eichendorff-Literatur, die mir zu Gesicht gekommen, sind die „Lubowitzer Tageblätter Joseph von Eichendorffs".[1]) Mit Erläuterungen herausgegeben von Alfons Nowack, dem wir bereits zwei Arbeiten, die sich mit Eichendorff beschäftigen, danken: „Eichendorff in Johannisberg" und „Aus der Selbstbiographie Rudolf von Eichendorffs". Auch diese Ausgabe des Jugendtagebuches des Dichters ist ein nicht zu verachtender Beitrag. Es wird hier, soweit es sich um seinen Aufenthalt in Lubowitz handelt, zum erstenmale nach dem Originale geboten. Ob aber A. Nowak nicht doch den Wert dieses Tagebuches, das ja nur bis 1811 reicht, überschätzt? Es werden uns doch nur eine Menge von Personen vorgestellt, ohne daß wir tiefer mit ihnen berührt würden. Dem Biographen werden sie allerdings eine Quelle sein, die er mit Gewinn konsultieren kann. Immerhin ist es nicht reizlos, in diesem Tagebuch zu blättern. Ihm ist als Beilage das „Bilderbuch aus meiner Jugend" beigegeben. Eine ganz fleißige Arbeit sind die Erläuterungen Nowacks selbst, die beinahe die Hälfte des Büchleins füllen. Mit den Gliedern der Familie Eichendorff machen sie uns bekannt. Dem Buch sind 5 Bilder beigegeben; und fügen wir noch bei, daß auch Nowack seine Arbeit zu gunsten eines Eichendorff-Denkmals in Lubowitz geschrieben hat. Darum sollte es uns reuen, wenn das mit glühender Verehrung beseelte Werkchen nicht viele Freunde gewinnen würde. — Die Eichendorff-Publikationen, die ich anzeigen konnte, mögen verheißungsvoll die ersten schönen Schwalben des Jahres sein, denen neue folgen, die alle die Antwort auf das zaubervolle Stichwort sind: Eichendorff ist nicht tot, er ist lebendig unter den Lebenden. Er wandelt durch die goldenen Kornfelder der Literatur, und wer seine Goldgarben berührt, den gelüstet nimmermehr nach den Stoppeln modernen Bänkelsängertums. Wie aber meinte ein Ahnherr der literarischen Kritik, der mit

---

1) Groß-Strelitz. Verlag von A. Wilpert. 1907.

Falkenblick in die Kunstgebilde schaute und prophetisch das Schicksal des wahrhaften Dichters kündete? „Bei Lebzeiten berühmt zu sein, nichts Außerordentliches, aber nach einem halben Jahrhundert der Welt den Zoll der Dankbarkeit abringen, das ist das untrügliche Zeichen der Größe und Berühmtheit". Eichendorff ist groß und berühmt. Kann das nicht jeder kalte Marmor sein? Aber was kann dieser nicht sein, was Eichendorff ist? Groß und berühmt und — geliebt von der Seele einer ganzen Nation und aller jener, die in deutscher Zunge reden.

LIII.

Reichstagsbrief. II.

Berlin, 26. März 1907.

Die Osterferien haben begonnen. Die erste politische Ruhepause seit den Dezembertagen 1906 tritt ein. Die Minister treten kurze Erholungsreisen an; der Reichskanzler geht an der Riviera spazieren, die Abgeordneten sind in alle Gegenden zerstreut. Die Zeit ist für einen Rückblick geeignet und ruhiger spiegelt sich manches wieder, was die aufgeregten Wogen verdunkelten.

Die Reichstagsauflösung ist das Werk des Fürsten Bülow, eine Art politisch-persönliches Wagestück ersten Ranges, dem selbst der Kaiser nicht sofort zustimmte, und im Bundesrate gab es manche Opposition. Aber Bülow mußte sich retten; denn er war so ziemlich „unten durch". Ein leitender Staatsmann selbst hat im Oktober 1906 den Kanzlerwechsel

in den Weihnachtsferien als bestimmt bezeichnet. Fürst Bülow aber konnte bei einer Auflösung nur gewinnen und nichts verlieren; er hat für seine Person auch gewonnen, aber alles verloren beim Zentrum. Seinen Auflösungsplan hielt er ganz geheim; als der frühere Reichstagspräsident Graf Ballestrem ihn noch zwei Tage vor der Auflösung fragte, ob die Gerüchte eine Unterlage hätten, hat der Reichskanzler diese in Abrede gestellt. Man kann sich daher auch in die politische Stimmung des Grafen Ballestrem leicht hineinversetzen. Das Bestreben des Reichskanzlers fand willige Unterstützung bei den Nationalliberalen, die in jener Zeit so ungebärdig waren. Die Nationalliberalen mußten einen Blitzableiter haben; die inneren Schwierigkeiten in der Partei wurden zu groß; der jungliberale Tag in Hannover und der Parteitag in Goslar hatten den Führern gezeigt, daß die Massen eine „Tat" forderten. „Diesem System keinen Pfennig mehr", scholl es aus dem Berliner Blatt der Liberalen heraus. Wie man glaubwürdig versichert, haben die Nationalliberalen es auch verhindert, daß eine Verständigung zwischen Zentrum und Regierung zustande kam; sie sollen den „Laufburschen" des Reichskanzlers direkt aufgehalten haben, nicht zum Zentrum zu gehen. Wir glauben aber nicht, daß der Reichskanzler eine seiner Hilfskräfte zum Zentrum sandte, wohl aber hatte man an anderer Stelle das Bedürfnis nach einer Verständigung. Manche meinen jetzt: wenn der eben verstorbene Prinz Arenberg gesund in Berlin geweilt hätte, wäre damals der Konflikt, der ja jetzt auf „Mißverständnis" beruhen soll, nicht ausgebrochen. Wir wollen das gar nicht bestreiten, aber dafür wäre er bei einer anderen passenden Gelegenheit um so sicherer gekommen, und zwar jedenfalls dann, wenn er dem Zentrum viel unlieber gewesen wäre. Nachdem der Reichskanzler die Absicht hatte, mit dem Zentrum einen Streit anzufangen, hätte er diese auch durchgeführt, wenn im Dezember 1906 eine Einigung erzielt worden wäre. Der 4. Reichskanzler

hatte das Zentrum ausgepreßt wie eine Zitrone, nun es keinen Saft mehr gab, wirft er es in die Ecke und poltert und schimpft.

Der Ersatz hiefür soll der Block sein. Der Sylvesterbrief selbst trägt sich zwar nicht mit der Hoffnung, daß eine große liberale Partei an die Stelle des Zentrums treten werde; darin hat er Recht erhalten. Die gesamten liberalen Parteien sind nicht so stark wie das Zentrum allein. Der Block ist nun die Stütze der Regierung. Es läßt sich nicht verkennen, daß im Liberalismus ein engeres Zusammengehen stattfindet, wenn auch nicht in der Weise, daß man nur eine liberale Partei erhält, deren Konzertmeister Fürst Bülow ist; aber die drei freisinnigen Gruppen schließen sich enger zusammen. Diese Fusion ist erleichtert durch das Ausscheiden der widerspenstigen Elemente; die Freisinnige Vereinigung hat Gerlach verloren und Dr. Barth reist nach Amerika; diese beiden würden nie nach rechts, sondern eher nach links gegangen sein; der neugewonnene Naumann aber hat sich bereits zum „stärksten Reaktionär" entwickelt, d. h. er ist eine der treibenden Kräfte auf Ausschaltung des Zentrums durch die Geschlossenheit des Blocks, und da geht er gerne mit den einstens von ihm so geschmähten Junkern. Die Freisinnige Volkspartei hat aber jedes Rückgrat verloren; ihre beste Kraft, Dr. Müller-Sagan, ist nicht wiedergewählt und so führt sie der junge Dr. Wiemer, der früher im Reichstage eine ganz untergeordnete Rolle spielte, der Eugen Richter stets im Munde führt und ihn ebenso verleugnet. Die Nationalliberalen aber suchen namentlich in der Sozialpolitik eine fortschrittliche Haltung einzunehmen und so eine breitere Basis für ein Zusammengehen zu schaffen. Wir können deshalb auch nicht jenen Optimisten Recht geben, welche jeden Tag den Block auseinanderfallen sehen. Das Zentrum kann alles ruhig abwarten, weil es geschulte Wähler hinter sich hat, weil es volkstümliche Politik treibt.

Nun hat der Block in diesen vier Wochen auch schon
anche Dienste geleistet; der erste ist selbstverständlich die
nnahme des südwestafrikanischen Nachtragsetats. Dabei hat
es sich sehr leicht gemacht; nicht einmal eine nähere Prüfung
ünschte er, die Rechnung wurde bezahlt und unterschrieben,
hne sich weiter um die Einzelheiten zu kümmern. Es war
eine „nationale" Ausgabe und da darf der Block nur Ja
gen. Noch vor der Auflösung hat der nationalliberale
bgeordnete Paasche die Art der Etatsaufstellung so bitter
itisiert, wie es nie ein Zentrumsabgeordneter getan hat;
tzt schweigt alles.

Selbst wenn Dernburg die größte Entgleisung verbricht,
hält er noch Beifallssalven vom Block; den Anfang hiezu
it man beim Notetatsgesetz für die Schutzgebiete gesehen. Die
olonialverwaltung forderte hier ²/₁₂ für die Monate April
nd Mai 1907 unter Zugrundelegung der Gesamtgenehmi-
ingen für 1906. Nun machte in der Budgetkommission ein
entrumsabgeordneter darauf aufmerksam, daß die Regierung
imit für den Aufstand 18 Millionen erhalte, während sie im
uen Etat selbst nur 10 Millionen fordere, also 8 Millionen
viel. Noch größere Unstimmigkeiten ergeben sich bei einzelnen
ahnbauten, wo ²/₁₂ von 1906 größer sind als die gesamte
ahresforderung für 1907; die Regierung erhält somit für
Monate mehr Geld, als sie selbst für 12 Monate beantragt.
in nationalliberaler Antrag, der diese Unstimmigkeiten ver-
iten wollte, fand in der Kommission trotz des Sträubens von
ernburg Annahme; aber siehe da! Im Plenum stimmten
e Liberalen und Konservativen gegen diesen Antrag, nur
n Dernburg keine Niederlage bereiten zu müssen. Wenn
ich das Budgetrecht des Reichstags hiebei leidet, wenn alle
eubauten ohne vorherige Genehmigung des Reichstags
gonnen werden, alles ist untergeordnet, wenn nur der
ötterliebling keine Blöße zeigen muß. Im übrigen zeigt
h der Block in Fragen der Geschäftsordnung am aller-

meisten uneinig, was der Regierung erhebliche Schmerzen bereitet.

Das Bestreben der Regierung geht dahin, die neue Mehrheit tunlichst lange bei einander zu halten; deshalb bringt sie keine Vorlagen ein, die diese zersplittern könnten. So erleidet die gesamte Gesetzgebung einen Stillstand; selbst die spruchreifsten Materien bleiben liegen. Der Streit um das Börsengesetz hat zwar den Reichstag noch nicht beschäftigt, dafür ist er in der Presse um so lebhafter. Auf der Linken erregt es Verstimmung, daß der Entwurf erst im Herbste erscheinen soll; wer weiß, was bis dahin für Wetter eintritt; die Rechte verhält sich meist ablehnend. So wird der Reichstag in diesem Frühjahr bald geschlossen werden; das deutsche Volk darf nicht viel von ihm erwarten.

LIV.

„Aus Kunst und Leben“.[1])

Wer sich heutigen Tages auch nur oberflächlich mit Kunst und Kunstkritik beschäftigt, der weiß davon zu erzählen, wie teuer nicht selten wahrer und erquickender Kunstgenuß erkauft werden muß. Wie viele weniger ansprechende, ja recht oft wirklich abstoßende Kunstwerke, wie viele manierierte, degoutierliche

---

1) Unter diesem Titel hat Bischof von Keppler eine Reihe von Essays (im ganzen 17 Nummern) erscheinen lassen. Freiburg, Herder, 1905 (10 Nummern). 312 S. Neue Folge. Ebenda 1906 (7 Nummern). 294 S. Ein großer Teil derselben war früher bereits in den Hist.-polit. Blättern das erste Mal gedruckt. Die Red.

und geradezu vertrackte literarische Arbeiten muß man nicht oft durchkosten, bis man auf ein wirkliches Kunstwerk stößt, das man ruhig, geist- und herzerfreuend auf sich einwirken lassen kann. Um so wohltuender fühlt man sich angeregt, wenn einem wirklich gedankenreiche Ausführungen in ansprechender und geschmackvoller Form dargeboten werden. Letzteres ist tatsächlich der Fall in den unten angeführten Essays, die nach Form und Inhalt die nächsten Verwandten sind von den vielgelesenen „Wanderfahrten und Wallfahrten im Orient", die soeben ihre fünfte Reise in die Welt angetreten haben. Wie in diesen, finden sich auch in den unten verzeichneten zwei Bänden überall tiefsinnige, man darf sagen weihevolle Kunst- und Naturbetrachtungen. Der Inhalt ist so vielseitig und umfassend, daß es nicht möglich ist, ein Referat zu geben, das etwa, wie dies bei anderen Werken oft der Fall ist, die Lektüre ersetzen, sondern nur ein solches, das zur Lektüre anregen soll. Zu diesem Zwecke mögen hier einige der feinsinnigen und lehrreichen Ausführungen kurzer Besprechung unterzogen werden.

Da ist es nun gleich der erste Abschnitt: „Das religiöse Bild für Kind und Haus", der uns geradezu goldene Gedanken bietet, für Geistliche, Lehrer, Eltern und Künstler gleichmäßig beherzigenswert. In kurzen, prägnanten Sätzen werden hier echte Fundamentalwahrheiten für die christliche Kunst niedergelegt, Wahrheiten, die dem christlichen Volke nicht oft und nicht eindringlich genug vorgehalten und eingeprägt werden können. und dies zumal in unseren Tagen. Wie wichtig ist das Bild für das Leben und die Lebensgestaltung des einzelnen schon geworden! Wie viele sind durch das Bild schon zum Verbrecher geworden, wie andererseits gar mancher durch das Bild zu ernster Einkehr vermocht, zu einem tüchtigen Menschen, ja Heiligen geworden ist! Diese Macht des Bildes hat die christliche Kirche von den ersten Tagen an anerkannt und dasselbe auch sofort in den Dienst ihrer hl. Aufgabe gestellt. Es ist ein ebenso tiefsinniger wie wahrer Gedanke, der S. 4 ausgesprochen wird: „im tiefsten Grunde ruht die innere Berechtigung des christlichen Bildes im Geheimnis der Inkarnation". Die wirksamsten und ergreifendsten Bilder wurden und werden

stets dem Leben, Wirken, Leiden und Sterben des Heilandes entnommen. „Ja selbst seine Predigt und Wirken ist der Kunst nicht ganz unerreichbar, da sie in eine Form gekleidet ist, die selbst bildlich ist, in die Form der Parabel. Von diesen Parabeln wurde eine ganze Reihe von den ersten Zeiten bis in unsere Tage immer wieder bildnerisch dargestellt und dienten so der Kunst als ein Hauptmittel, um selbst die unsichtbaren Ideen, die sittlichen Prinzipien, die Tugenden des Christentums anschaulich zu machen" (S. 4 und 6). In trefflicher Weise wird auf S. 5 darauf hingewiesen, was so oft und nicht zum Nutzen des christlichen Unterrichtes übersehen wird, daß „das Christentum seinem Wesen, seinem innersten Mark nach nicht Lehre, sondern Geschichte, Tatsache ist, nämlich eben die Geschichte und Tatsache des historischen Lebens Jesu mit seinen einzelnen Szenen und Momenten."

Welch herrlichen unerschöpflichen Ideenreichtum bietet das Leben und Wirken des Heilandes der Kunst nnd ihrem Schaffen! In dieser Hinsicht heißt es S. 6: „Von den ältesten Zeiten an, noch ehe die Kunst sich an Abbildung der wirklichen Person Jesu heranwagte, war es das Bild des guten Hirten, unter welchem sie ihn vorstellte, und dieses Bild blieb eine treffende Darstellung seines Erlöserwirkens und seiner Erlöserliebe, ähnlich wie das des barmherzigen Samariters die rettende Mission Christi und des Christentums sinnbildet." Unter dem Bilde des verlorenen Sohnes „kann die Kunst Unterricht erteilen über Fall, Elend, Umkehr und Versöhnung des Sünders"; in den „Gestalten des Zöllners und Pharisäers über die Eigenschaften des Gebetes"; in jenen des „reichen Prassers und armen Lazarus über den Unwert irdischen Glücks, über den Nutzen irdischen Elends, über das eine Notwendige"; in den „törichten und klugen Jungfrauen über die Notwendigkeit des Glaubens und der Gnade" usw.

Das reiche, umfassende Arbeitsgebiet der christlichen Kunst, ihre mächtigen, erfolgversprechenden Hilfsmittel, ihre weittragende Missionskraft, ihren fast unwiderstehlichen Einfluß wird man kaum eindrucksvoller und wirkungsvoller schildern können, als

dies S. 8 geschieht, wo die christliche Kunst „als Lehrerin, Predigerin und Prophetin" gepriesen wird. „Ihr eignet eine Stimme, die, ohne Töne zu verlautbaren, in mächtiger Wirkung zu Geist und Herzen spricht. Sie erteilt einen Anschauungsunterricht, der durch das Auge zum Geiste dringt; sie hat einen Schlüssel zur Kammer der Gefühle, zur Werkstätte des Willens — den Schlüssel der Phantasie, die im geistigen Leben des Menschen eine so große Rolle spielt. Sie belehrt, aber sie doziert nicht. Dem gläubigen Volk bietet sie einen lieblichen Kommentar zur christlichen Predigt, der oft mehr, als alle Schilderung in Worten es vermag, die hl. Geheimnisse erklärt und nahe bringt. Ja selbst der Ungläubige, der Freigeist, den keine christliche Predigt und kein christliches Buch mehr zu erreichen vermag, den christlichen Unterricht durch die religiöse Kunst muß auch er sich gefallen lassen. So belehrt die Kunst noch da, wohin keine Bibel, keine Predigt, kein Katechismus, kein Wort des Seelsorgers mehr zu dringen vermag, und sie unterhält noch eine Verbindung der ungläubigen Welt mit der Religion und dem Christentum, die zum mindesten verhindert, daß in diesen Kreisen alle Kenntnis des katholischen Glaubens und Lebens verloren geht." Diesen Lobeshymnus auf die Macht und Bedeutung der christlichen Kunst sollten alle christlichen Künstler sich tief ins Herz einprägen, dann aber auch der ernsten Forderung nicht vergessen, die Bischof Keppler anläßlich der Rede gestellt, welche er bei der neunten Generalversammlung der deutschen Gesellschaft für christliche Kunst in Stuttgart am 28. Juli 1902 gehalten. Dort sagte er: „Wer für Religion und Kirche schaffen will, muß religiös und kirchlich gesinnt sein, die heiligen Themata mit heiliger Scheu und Ehrfurcht anfassen, Glauben haben und die Absicht, zu Gottes Ehre und des Nächsten Erbauung zu schaffen. Ein gegenteiliges Verhalten wäre charakterlos" (S. 284).

Ganz besonders beachtenswert für die weitesten Kreise, in erster Linie aber für Geistliche und Lehrer, ist, was S. 24 und 25 bezüglich der Kleinbilder für Kind und Volk gesagt wird. Wir möchten nicht unterlassen, hierauf ganz besonders hinzuweisen, weil gerade hierin nicht selten schwer gesündigt

wird. Manche scheinen es fast als ein Verdienst anzusehen, eine möglichst wohlfeile Schleuderware unter die Kinder zu werfen, wohl ohne zu ahnen, welches Unheil sie damit anstiften. Vor allem werden die Kinder hierdurch gleichgiltig gegen das Bild, wie auch gegen das durch das schlechte Bild Dargestellte, behandeln dasselbe als Spielware oder noch schlimmer. So wird das Kind nach und nach gegen das Bild überhaupt, auch gegen das gute abgestumpft und die Kunst wirkt hierdurch das gerade Gegenteil von dem, was ihres Amtes wäre. Treffend heißt es S. 24: „Da unsere deutsche Firmen Gutes, zum Teil recht Gutes und religiös Gesundes bieten, so ist umso unbegreiflicher und beklagenswerter der noch immer starke Import französischen Fabrikates nach Deutschland." Es sind dies religiöse Bilder, welche „die Sache der Religion nicht fördern, vielmehr schwer schädigen, weil sie das Heilige zum sinnlichen Spiel machen, zu sentimentalem Gefühlskitzel mißbrauchen, anstatt heilige Tatsachen und Persönlichkeiten süßliche selbstgemachte Allegorien darstellen, die gesunde und kräftige Moral und Tugend entnerven, durch eine moderne Influenza verseuchen, herzkrank und schwindsüchtig machen, im Bestreben, bei hysterischen weiblichen Personen sich einzuschmeicheln, dem Manne Religion und Frömmigkeit zum Ueberdruß und Ekel machen."

Eine überaus tiefsinnige und ansprechende Auffassung und Erklärung von Raffaels Cäcilia gibt uns der zweite Abschnitt S. 27 ff. Es ist nicht tunlich, den einen oder anderen Gedanken herauszugreifen, da die Ausführung ein unteilbares Ganze ist, das im Zusammenhang gelesen werden muß.

Interessant sind die Ausführungen über die in dem weltentlegenen schwäbischen Albdörfchen Burgfelden im Frühjahr 1892 entdeckten Wandgemälde. Dieselben datieren aus der Mitte oder der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts und entstammen der Reichenauer Malerschule. Da diese Gemälde den Beginn einer selbständigen deutschen Malerei markieren, erregten sie zur Zeit ihrer Auffindung nicht geringes Aufsehen in kunstwissenschaftlichen Kreisen. Von den Bildern ist das Hauptbild, das jüngste Gericht, wie das auf der Nordwand: der barmherzige Samaritan

ziemlich gut erhalten, während das auf der Südwand: der reiche Prasser und arme Lazarus sehr beschädigt und das über dem Eingang ganz verschwunden ist. Bezüglich der beiden letzteren Bilder hat die Kombinationsgabe ein weites Feld. Schneider vermutet für die Westwand „die erste Ankunft des Heilands auf Erden“: Keppler „eher vielleicht den Chor der Apostel, für welchen sich im Gerichtsbild kein Platz fand, oder die Darstellung des Kreuzesopfers“ (S. 88). „Ist der Zyklus nicht willkürlich zusammengestellt und müssen wir der leitenden Grundidee nachspüren, welche die Auswahl und Anordnung der Themate bestimmte und alles zur Einheit zusammenschloß“ (S. 82), dann dürfte auf der Rückwand wohl am ehesten die Parabel vom unbarmherzigen Knecht ihre Darstellung gefunden haben.

Eine der grandiosesten Schöpfungen malerischer Komposition und Ausführung ist unstreitig Michelangelos Jüngstes Gericht, das dieser Kunsttitane in den Jahren 1534—1541 auf Wunsch der Päpste Klemens VII. und Paul III. in der Sixtinischen Kapelle zu Rom ausführte. Zu genauerem Verständnis dieses herrlichen Werkes, „das alle nennen und wenige kennen“, will Bischof Keppler vom Standpunkt der christlichen Kunst aus nähere Anleitung geben, und gewiß ist er einer der berufensten Interpreten solch tiefsinnigen Kunstwerkes. Auch hier lassen sich einzelne Momente nicht aus dem ganzen herausreißen, doch möchten wir uns einige allgemeine Bemerkungen gestatten. Im allgemeinen scheint uns das Urteil über die religiöse Auffassung des Werkes zu hart zu sein, und zwar hauptsächlich aus dem Grund, weil das Bild in eine vom Künstler nicht gewollte Situation hineingestellt wird. Der Künstler wollte sichtlich weder die selige Wonne des Himmels, noch auch die Qualen der Hölle schildern, sondern einzig und allein den Augenblick des göttlichen Richterspruches fixieren, der für alle — Selige wie Verdammte — ein gerechter ist. Hier waltet weder Gnade noch Barmherzigkeit, sondern einzig nur Gerechtigkeit. Dieses eine Wort durchzittert das ganze Bild und erklärt jede einzelne Bewegung: daher die Leidenswerkzeuge des Heilandes, daher die Folterinstrumente der Heiligen, daher die Stellung der seligsten

Jungfrau usw. usw. Auffallen muß der Satz S. 252: „Ein eigentliches Gerichtsbild wird sich schwerlich finden vor dem 12. Jahrhundert", da in demselben Bande S. 78 Weltgerichtsbilder aus dem 11. Jahrhundert besprochen werden.

Hat man diese Ausführungen über Michelangelos Jüngstes Gericht durchgelesen, so regt sich fast unwillkürlich der Wunsch, dieselbe Feder möchte uns mit einer illustrierten Monographie über die Weltgerichtsdarstellungen beschenken, wobei freilich auch die literarischen Denkmale von der Visio Wettini Walafrids Strabos bis zu Dantes Göttlicher Komödie Berücksichtigung finden müßten. Denselben Wunsch möchten wir äußern bezüglich der herrlichen Gedanken über „Raffaels Madonnen" (II. 92 ff.), aus denen wir gleichfalls keine einzelnen Ausschnitte machen können. Solch eine Monographie, geschmückt mit guten Reproduktionen, das gäbe ein weihevolles Glorienbuch der Himmelskönigin, welches zu deren Verehrung viel unwiderstehlicher anleiten müßte als alle Mariologien und Betrachtungsbücher zusammengenommen; denn „nie hat ein Meister von so verschiedenen Seiten und Gesichtspunkten das heilige Thema behandelt und in solcher Weise die Skala frommer Affekte von unten bis oben durchlaufen" (II. 94). Auch die „Wanderung durch Württembergs letzte Klosterbauten" (II. 111 ff.), womit eine instruktive Ausführung über den Barockstil (S. 118) verbunden ist, gäbe hinlänglich Stoff zu einer gesonderten Abhandlung. Zwölf der herrlichsten Klosterbauten nebst Kirche, die mit Ausnahme von Neresheim und Schöntal alle Oberschwaben zugehören, finden hier eingehende Besprechung und Würdigung vom Standpunkt religiöser Kunst. Zugleich geben diese Ausführungen aber auch lautredendes Zeugnis von der Kulturarbeit der Klöster, und zwar in der Zeit unmittelbar vor der Säkularisation.

Hervorragend erwähnenswert sind die herrlichen, mit besonderer Liebe gezeichneten „Bilder aus Venedig" (S. 94–178), in denen Natur- und Kunstbetrachtung ineinanderfließen und sich gegenseitig ergänzen. Die wundervolle Markuskirche und der prächtige Dogenpalast werden in ihrem geschichtlichen Werdegang

verfolgt und in ihren reizvollen Schönheiten zusammen mit dem ganzen Architekturbild der einzigartigen Stadt nach eigener Anschauung besprochen und gewertet. Von der venezianischen Malerschule wird speziell der Madonnenmaler Giovanni Bellini (1428—1516) nebst seinen zarten und lieblichen Madonnenbildern eingehender Besprechung unterzogen. Besonders anmutig wird ein Ausflug nach dem weltentrückten Inselchen Torcello, 2 Stunden nördlich von Venedig, beschrieben. Hier findet sich ein Heiligtum, eine Kathedrale, die ihre ersten Anfänge in die Zeit der Longobardeneinfälle zurückdatiert und die als eines der ältesten christlichen Baudenkmale noch in unsere Zeit hereinragt.

Einzig den so lieblich anmutenden Natur- und Meeresschilderungen, wie wir sie aus den „Wanderfahrten und Wallfahrten im Orient" kennen, ist der Abschnitt „Helgoland" (S. 46 ff.) gewidmet. Einleitend erhalten wir eine überaus malerische und dramatische Schilderung eines Seesturmes auf einem Schiff, die um so bemerkenswerter ist, als Verfasser selbst unter der heimtückischen Seekrankheit in einer Weise zu leiden hatte, daß man hätte glauben mögen, es wäre ihm „Hören und Sehen" vergangen. Ueber Wertung und Bedeutung Helgolands in der Gegenwart finden sich in dem Essay manche praktische Gedanken niedergelegt; bezüglich der Vergangenheit konnte der Verfasser das neueste Werk von Brohm, Helgoland in Geschichte und Sage, Cuxhafen 1907, nicht mehr verwerten; bezüglich der Zukunft aber schließen wir uns voll und ganz dem Wunsche an: „Möge der Völkerstrom der Badegäste, dem zweifellos sehr viele schlechte Tropfen beigemischt sind, nicht den üblichen Schlamm der Unsitten und Laster der Hyperkultur und der oberen Kreise auf dem Boden der Insel ablagern, nicht das ‚Heiligland' entweihen und schänden!"

Ich kann die Besprechung dieser Perlen tiefsinnigster Natur- und Kunstbetrachtung nicht schließen ohne einen eindringlichen Hinweis auf den letzten Abschnitt des zweiten Bandes S. 214—289, der die Aufschrift trägt: „Von der Freude". Das sind goldene Worte, tiefernste Gedanken, beherzigenswert für unsere politisch, sozial und religiös so schroff auseinander-

gerissene, schwer erkrankte Welt; Gedanken, die wahrhaftig mit dem Herzblut des Verfassers geschrieben zu sein scheinen. „In trüben Tagen", heißt es S. 288, „war es mir ein Labsal, diesen Betrachtungen nachzugehen; ich habe mich oftmals daran fröhlich geschrieben; wie würde es mich freuen, wenn manche sich daran fröhlich lesen könnten." Er möchte wahrer, herzerquickender Freude wieder die Wege bahnen in das freudeleere Volksleben, möchte den Kampf aufnehmen gegen das ganze „Heer moderner Feinde der Freude, gegen Alkohol und Unzucht, gegen Gelbsucht und Geldsucht, gegen Neurasthenie und Uebermenschentum, gegen Unbildung und Ueberbildung, gegen eine Kunst, welche unfroh macht, welche gemeinschädlich ist, weil sie gemein ist, gegen eine Literatur, welche das Elend auf Reinkulturen zieht." Dagegen möchte er alle die unerschöpflichen Quellen gesunder, andauernder christlicher Freude, die vielfach achtlos beiseite gelassen werden, eröffnen und ihren erquickenden Strom in die freudeleeren Menschenherzen hineinleiten; möchte das oft so trübe und verdüsterte Leben wieder besonnen durch die erheiternden Strahlen einer überirdischen Welt. Darum allen nach wahrer, haltbarer Freude sich sehnenden Herzen die Mahnung: Nimm und lies!

München. Prof. Knöpfler.

LV.

Luther und die Hexen.

Wie mangelhaft selbst protestantische Theologen über [Lu]thers Stellung zum Hexenwahn und zur Hexenverfolgung [un]terrichtet sind, ersieht man aus einer in neuester Zeit [er]schienenen Schrift des Mecklenburger Predigers K. Beyer [(K]ulturgeschichtliche Bilder aus Mecklenburg. Zauberei und [H]exenprozesse im evangelischen Mecklenburg. Berlin 1903. [S]. 31), der sehr zuversichtlich schreibt:

„Luthers Jugend fällt in die Zeit, wo der Hexenhammer [die] verdächtigen Weiber massenhaft zermalmte, aber wir können [gu]ten Mutes sagen, daß er, obgleich er vom Glauben an das [Da]sein der Hexen sich nicht freimachen konnte, gegen die rohe [Ge]walt Abneigung hegte. Er hatte Neigung, anzunehmen, daß [die] Hauptsachen, die man von dem Bündnisse mit dem Teufel [etc]. erzählte, allein in den Phantasien der Hexen beruhen. [Als] in katholischen Landen die Scheiterhaufen dicht gereiht [lo]hten und die geistlichen Richter sich ihre Seligkeit zurecht[bre]nnen wollten, fand der Mann, der gegen offenbare Volks[sch]äden am wenigsten ein Blatt vor den Mund nahm, niemals [Ver]anlassung, gegen die Hexen zu schreiben und zu ihrer Ver[folg]ung aufzurufen.“

Soldan-Heppe, die Verfasser einer oft angeführten [Ges]chichte der Hexenprozesse (Stuttgart 1880. I, 431 f.) geben [wo]hl zu, daß Luther dem Zauberglauben, „jedoch mit Be[sch]ränkung“, ergeben war; sie bemerken auch, daß er für

die strengste Bestrafung jener Zauberinnen sei, „welche Leib und Gut ihres Nächsten beschädigen"; daß er aber die Hexenverfolgung gefördert habe, leugnen sie ganz entschieden: „Um Luthers Verhältnis zu den Hexenprozessen mit wenigen Worten auszusprechen, so stand er unmittelbar zu dem Gange derselben in gar keiner Beziehung; mittelbar aber allerdings dadurch, daß er nicht noch weit durchgreifender reformierte, als er wirklich getan hat."

Etwas anderer Ansicht ist der Lutherbiograph A. Hausrath (Luthers Leben. Berlin 1904. II, 437.) Dieser leugnet zwar nicht, daß der Hexenwahn bei den Lutheranern durch Luther gefördert worden sei; er scheint aber behaupten zu wollen, daß Luther selber die Bestrafung der Hexen nicht befürwortet habe: „Es war ein Stück Mittelalter, das er mit sich schleppte und durch seine Autorität bei den Nachfahren legitimierte. Vor einem Wüten gegen Teufelsdiener und Hexen, wie es im Gottesstaat Calvins und den bischöflichen Gebieten an der Tagesordnung war, bewahrte ihn seine humane, milde Gesinnung."

Mit großer Zurückhaltung äußert sich ein anderer Lutherbiograph, der vor wenigen Jahren verstorbene J. Köstlin (M. Luther, herausgegeben von G. Kawerau. Berlin 1903). Er erzählt zunächst, wie Luther schon als Kind im elterlichen Hause in den Hexenglauben eingeführt worden sei (I, 23). Später heißt es dann (II, 515): „Die volkstümlichen, sinnlichen, massiven Vorstellungen vom Teufel, von allerhand Teufelsspuk, Hexerei und Zauberei usw., worin Luther schon als Kind aufgewachsen war, hat er nie abgelegt." Doch habe er sich bezüglich des Hexenwesens bereits im Jahre 1516 auf die ältere katholische Lehre (im kanonischen Recht) zurückgezogen und Neuerungen bekämpft, die erst später durch dominikanische Theologen eingeführt worden waren (I, 140). Dies ist ungefähr alles, was man bei Köstlin über diese Frage finden kann.

Unter solchen Umständen dürfte es nicht unnütz sein,

er Luthers Stellung zum Hexenwesen Näheres mitzuteilen. ohl ist bereits vor einigen Jahrzehnten in diesen Blättern Bd. 47. 1861, S. 890 ff.) ein Artikel über Luther und das auberwesen erschienen. Wer sich indessen die Mühe geben ill, jenen Aufsatz mit dem nachfolgenden zu vergleichen, ird ohne Zweifel finden, daß beide sehr wohl nebeneinander latz haben.

Um Luthers Stellung zur Hexenfrage quellenmäßig rzulegen, wird es wohl das Einfachste sein, seine ver- iedenen Aeußerungen über diesen Gegenstand in chrono- gischer Ordnung aufzuführen.

Ende 1516 begann er die zehn Gebote Gottes dem olke zu erklären. Nachher streifte er seinen Vorträgen das redigtgewand ab und gestaltete sie zu einer fortlaufenden teinischen Erklärung des Dekalogs, die 1518 im Druck schien und zwei Jahre später von fremder Hand ins eutsche übersetzt wurde. In dieser Schrift (Luthers Werke. eimarer kritische Gesamtausgabe. I. 406 ff.) handelt Luther i der Auslegung des ersten Gebotes ziemlich eingehend von n Hexen, „die mit dem Teufel ein Bündnis eingehen". ieselben, so führt er aus, können durch Zauberei die Leute ind und lahm oder sonstwie krank machen, ja sogar töten, ie ich öfter mit eigenen Augen gesehen habe. Zudem nnen sie Ungewitter hervorbringen, die Früchte auf dem elde verderben, das Vieh töten; ebenso können sie den euten Butter, Milch und Käse stehlen, indem sie an der ürschwelle, an einem Beil oder Handtuch zu melken scheinen. uch die fleischliche Vermischung des Teufels mit den Hexen mmt Luther unter Berufung auf „hervorragende Autoren", sbesondere den hl. Hieronymus, gläubig an. Dagegen rwirft er die Wirklichkeit der Hexenfahrten, sowie die Ver- andlung der Hexen in Tiere: „Viele glauben, daß die exen auf einem Besen oder einem Bock an einen Ort iten, wo sie zusammenkommen und miteinander prassen, s doch verboten ist, nicht allein zu tun, sondern auch

zu glauben, daß dem also sei; wie man auch nicht glauben soll, daß die alten Weiber in Katzen verwandelt werden und des Nachts herumschwärmen.“ Es sei dies nur, meint er, ein Blendwerk des Teufels. Doch gibt er zu, daß die Hexen, wenn es sich nicht um große Entfernungen handelt, wohl durch die Luft fliegen können.

Der Unterschied zwischen dieser Auffassung und derjenigen der „dominikanischen Theologen“ ist nicht allzu groß. Daß eine wirkliche Verwandlung der Hexen in Tiere nicht stattfinde, wird auch von den Verfassern des Hexenhammers betont. Wie Luther, so sehen auch Sprenger und Institoris in den angeblichen Verwandlungen nur ein Blendwerk des Teufels. Dagegen vertreten sie entschieden die Wirklichkeit der Hexenfahrten. Nur in letzterem Punkte, der übrigens auch in der Hexenbulle Innocenz' VIII. nicht erwähnt wird, weicht Luther, in Uebereinstimmung mit manchen Autoren jener Zeit, von den strengen Vertretern des extremen Hexenwahns ab. Es will auch beachtet werden, daß Luther bei der Begründung seiner Ansicht von dem Hexenwesen und der Macht des Teufels sich nicht etwa auf mittelalterliche Theologen beruft, sondern auf persönliche Erfahrungen, auf den hl. Hieronymus und die hl. Schrift. Diejenigen, die nicht glauben wollen, daß die Hexen mit Hilfe des Teufels großes Unheil anrichten können, verweist er auf verschiedene Stellen des Alten und Neuen Testaments. Eine biblische Begebenheit, die Verführung Evas, dient ihm auch zur Erklärung der Tatsache, daß besonders die Frauen mit abergläubischen Dingen sich abgeben: „Das ist ihnen von ihrer Mutter Eva angeboren, daß sie sich also äffen und betrügen lassen.“

Um dieselbe Zeit, wo Luther auf der Kanzel über den Dekalog predigte, hatte er an der Universität den Galaterbrief zu erklären begonnen und diese Erklärung durch eine Reihe von Semestern fortgesetzt. Als Frucht hiervon gab er im Jahre 1519 einen lateinischen Kommentar zum Galater-

rief in den Druck. Darin setzt er auseinander, wie die
exen durch bösen Blick die Kinder bezaubern und krank
achen können. Dies werde, lehrt er, vom Apostel in
ap. 3, 1 angedeutet. (Weimarer Ausg. II, 505 f.) Ganz
isdrücklich erwähne aber St. Paulus die Zauberei in
ap. 5, 20. Er habe dabei die Zauberer und Hexen im
uge gehabt, welche mit Hilfe des Teufels die Leute be-
hädigen. So werde denn auch durch die Autorität des
roßen Apostels dargetan, daß man durch Zauberei wirklich
chaden zufügen könne, „was viele nicht glauben“ (II, 590).

Drei Jahre später veröffentlichte Luther den ersten Teil
iner Kirchenpostille, worin er in der Predigt über das
vangelium des Epiphanienfestes bezüglich der Hexen erklärt:

„Die Zauberer oder Hexen, das sind die bösen Teufels-
uren, die da Milch stehlen, Wetter machen, auf Böcken und
esen reiten, auf Mänteln fahren, die Leute schießen, lähmen,
rdorren, die Kinder in der Wiege martern, die ehelichen
liedmaße bezaubern . . . . die da können den Dingen eine
ndere Gestalt geben, daß eine Kuh oder Ochs scheinet, das in
r Wahrheit ein Mensch ist, und die Leute zur Liebe und
uhlschaft zwingen, und des Teufels Dinge viel.“ (Erlanger
usgabe X, 339.)

Hier spricht sich also Luther für die Wirklichkeit der
exenfahrten aus. Später, wie wir noch sehen werden, hat
freilich wieder die gegenseitige Ansicht vertreten. Er hat
mnach in dieser Frage, ebenso wie Geiler von Kaisersberg,
n er in der Dekalogserklärung als Gewährsmann gegen
e Realität des Hexenflugs anführt, eine schwankende Stellung
ngenommen. Daß er die Wirklichkeit der Hexenfahrten
cht beharrlich ablehnte, darf nicht wundernehmen. Hat er
ch in seinen Predigten über den Dekalog ausdrücklich an-
kannt, daß die Hexen eine Strecke weit fliegen können;
r dürfe die Entfernung keine große sein. Warum sollten
e aber, die Möglichkeit des Fluges einmal zugegeben, mit
ilfe des Teufels nicht auch eine größere Fahrt antreten

können? Ueberdies erzählt Luther in seinen Tischreden (Abschnitt XXIV: Vom Teufel und seinen Werken. Erl. Ausg. LX, 1 ff.) eine ganze Reihe von Fällen, wo der Teufel Leute durch die Luft hinweggeführt habe. „Das sind wahrlich," bemerkte er, „nicht unnütze und vergebliche Historien und Geschichten, die Leute damit furchtsam zu machen; sie sind traun schrecklich und gar kein Kinderwerk, wie die Klüglinge meinen."

Wie in der Auslegung des Dekalogs, so erklärt Luther wieder in seinen Predigten über den ersten Petrusbrief vom Jahre 1523, warum vor allem die Weiber mit Hexerei sich abgeben: „Gemeiniglich ist das der Weiber Natur, daß sie sich vor allem Ding scheuen und fürchten; darum sie so viel Zauberei und Aberglauben treiben." (Weim. Ausg. XII, 345.) Dazu kommt noch, wie Luther um dieselbe Zeit (14. Mai 1523), in den Predigten über die Genesis ausführte, daß der Teufel mit Vorliebe die Frauen zu verführen suche: „Er greift den Menschen an, wo er am schwächsten ist, nämlich die weibliche Persona." Eva „war eine Närrin leicht zu verführen." (Weim. Ausg. XXIV, 84. 90. Vgl. XIV, 139.) In den Predigten über die Genesis (14. Juni 1523) spricht Luther auch von der Möglichkeit, „daß der böse Geist sich zu der Zauberin tun kann und sie auch schwängern." (XXIV, 162. Vgl. XIV, 185: Potest succubus demon a viro accipere semen, et incubus facere aliquam feminam pregnantem.) Im folgenden Jahre hob er in einer Predigt (8. Mai 1524) hervor, daß bisweilen durch Zauberei der eheliche Akt verhindert werde. (Weim. Ausg. XV, 560.)

In den bisher angeführten Aeußerungen hat Luther niemals zur Bestrafung der Hexen aufgefordert. Dies tat er erst im Jahre 1526, bei der Erklärung des zweiten Buches Moses. Der Wittenberger Pfarrer Johann Bugenhagen hat damals Luthers Ausführungen sofort in lateinischer Sprache niedergeschrieben. Bugenhagens Aufzeichnungen hat dann der Wittenberger Diakon Georg Rörer, der selber viele

Predigten Luthers nachschrieb, seiner eigenen Nachschrift beigefügt. Man findet sie jetzt im XVI., 1899 erschienenen Bande der neuen Weimarer Lutherausgabe, S. 551 f. Im Frühjahr 1526 predigte Luther über Exodus 22, 18: Die Zauberinnen (die Septuaginta und die Vulgata bringen das Wort im Maskulinum) sollst du nicht leben lassen. Zunächst wirft er die Frage auf, warum das mosaische Gesetz vorzugsweise von den Frauen redet, da doch das Verbrechen der Zauberei auch bei den Männern vorkomme. Der Grund davon, meint er, ist in dem Umstande zu suchen, daß die Frauen diesem teuflischen Aberglauben mehr ergeben seien. Schon Eva habe sich ja vom Teufel verführen lassen. Das Volk nenne die Hexen die „klugen" Frauen.

Hier möge bemerkt werden, daß die „klugen" oder „weisen" Frauen schon bei den alten Deutschen bekannt waren. „Schon nach heidnischer Vorstellung, wie Riezler (Geschichte der Hexenprozesse in Bayern. Stuttgart 1896. S. 11) anerkennt, „sind die Hexen weit überwiegend Weiber." Warum will man aber dann für die Zuspitzung des Hexenwahns auf das weibliche Geschlecht vor allem die mittelalterliche Kirche oder die mittelalterlichen Mönche verantwortlich machen? An eine derartige Anschuldigung hat Luther, der doch den Mönchen so manches vorzuwerfen wußte, nicht gedacht. Mit Calvin und zahlreichen anderen protestantischen Autoren, Theologen wie Laien, war er vielmehr der Ansicht, daß schon nach dem mosaischen Gesetz die Zauberei vorzugsweise bei den Frauen vorkomme.

Mit dem mosaischen Gesetzgeber war er auch der Ansicht, daß man die Zauberinnen nicht leben lassen solle. Man töte sie! erklärte er auf der Kanzel. Es ist ein sehr gerechtes Gesetz, daß die Hexen getötet werden; sie richten vielerlei Schaden an. Sie können Milch, Butter und alles andere aus einem Hause stehlen, indem sie an einem Handtuch, Tisch oder Stiel melken, dabei das eine oder das andere „gute" Wort sprechen und an eine Kuh denken. Da bringt

dann der Teufel Milch oder Butter zu dem Gerät herbei, an dem sie melken. Sie können auch ein Kind bezaubern, daß es fortwährend schreie und nicht mehr esse noch schlafe. Ebenso können sie dem Menschen am Knie eine geheime Verletzung zufügen, daß dann der Leib dem Siechtum verfalle. Schaust du solche Weiber an, so wirst du finden, daß sie ein teuflisches Gesicht haben. Deshalb töte man sie!

In einer zweiten Predigt über denselben mosaischen Text kommt Luther nochmals auf den vielfältigen Schaden zurück, den die Hexen den Menschen an Leib und Seele zufügen. Durch Zaubertrank reizen sie die Menschen zur Liebe oder zum Haß; sie richten Gewitter an, die in einem großen Umkreise die Häuser und Felder verwüsten; mit ihren Zauberpfeilen machen sie einen Menschen hinkend, daß ihm niemand mehr helfen kann. Auch findet man nachher im Beine Haare, Kohlen und dergleichen, was oft wieder durch andere Hexen aufgedeckt wird, so daß man mit Recht sage: Wo der Teufel nicht hinkommt, da kommt sein Weib, d. h. die Hexe hin. Die Hexen soll man töten, denn sie verüben Diebstahl, Ehebruch, Raub und Mord. Etliche meinen wohl verächtlich, die Hexen könnten solches nicht tun. Allein sie können es ganz gewiß, freilich mit Hilfe des Teufels. Der Teufel könnte morgen die Elbe über unsere Stadt hinströmen lassen; alle Bäume könnte er mit den Wurzeln ausreißen, wenn Gott es ihm gestattete. Bisweilen erlaubt ihm Gott etwas, damit wir sehen, was der böse Feind vermag, und damit wir vom Gebete nicht ablassen. Ein Prediger, den ich gut kannte, hat einmal verächtlich davon gepredigt, als ob die Hexen solche Dinge nicht vollbringen könnten. Da bezauberten sie ihn, daß er sterben mußte. Man müsse daher nicht mit Verachtung, sondern mit dem Schwerte gegen sie vorgehen. Noch einmal, sie richten vielfältigen Schaden an. Deshalb töte man sie, nicht nur, weil sie Schaden anrichten, sondern auch, weil sie mit dem Teufel einen Bund schließen.

Weitere, erst in jüngster Zeit veröffentlichte Predigten aus dem Jahre 1529 (Weim. Ausg. XXIX. 1904) zeigen ebenfalls, welche große Rolle der Teufels- und Hexenglauben in der Weltanschauung des Wittenberger Neuerers spielte. Am 13. Juni 1529 warnte er seine Zuhörer vor den kalten Bädern. Der Grund, den er hiefür angibt, ist bezeichnend genug: „Mit der Erkenntnis Gottes habt ihr auch die Nachstellungen des Teufels kennen gelernt. Deshalb seid vorsichtig und enthaltet euch in dieser Sommerzeit der kalten Bäder; denn der Teufel bewohnt die Wälder und Flüsse und stellt uns überall nach, um uns zu verderben; denn er schläft nicht. Wie er ehemals die Menschen durch die Nixen betrogen hat, so sucht er uns jetzt im geheimen da und dort ins Verderben zu stürzen. Wir haben denn auch sehen müssen, wie jedes Jahr einige in der Elbe den Tod gefunden haben." (S. 401.) Vierzehn Tage später mahnte er eindringlich zum Gebete gegen den Teufel: „Ihr sehet, wie er überall wütet. Durch Ueberschwemmungen und Windstürme möchte er so gern uns verderben; ja, wenn er könnte, würde er uns die Sonne verfinstern." (S. 443.) Wiederholt mahnt Luther auch zum Gebete gegen die Hexen. Gerade im Sommer 1529 machten ihm diese „Teufelshuren" viel zu schaffen. „Ich habe etliche zu vermahnen," bemerkte er am 15. August am Schlusse der Predigt, „daß viele Wettermacherinnen sind, die nicht allein die Milch stehlen, sondern die Leute schießen (d. h. bezaubern, daher Hexenschuß). Wir kennen einige von ihnen. Wenn sie sich nicht bekehren, werden wir sie den Folterknechten befehlen." Und indem er sich an die etwa anwesenden Hexen wendete, rief er ihnen zu: „Wir wollen deiner Untugend allhier nicht gewarten; wir wollen dein nicht schonen mit unserm Gebet. Dann wirst du entdeckt und kommst auf die Folterbank. Wir haben der Teufelsstücke wohl größere ausgeteilt." Schließlich mahnte er die Zuhörer, sich mit dem Gebete gegen die gefährlichen Leute aufzumachen.

„Sie können's wohl tun, soweit es ihnen Gott zuläßt.“ (S. 520 f.)

Am folgenden Sonntag, am 22. August, nach der Nachmittagspredigt, tat Luther einige Hexen in den Bann. Der Wittenberger Diakon G. Rörer, der dies aufgezeichnet hat, bemerkt, es sei dies die erste von Luther ausgesprochene Exkommunikation gewesen. (S. 539.) Daß Luther seinen ersten Bannstrahl gegen die Hexen geschleudert, hat man erst aus Rörers Aufzeichnungen erfahren. Drei Wochen später, am 12. September, wiederholte Luther die Mahnung, daß man gegen die Hexen beten solle, da sie nicht nachließen, in Wittenberg ihr Unwesen zu treiben. Durch sie suche der Teufel den Leuten zu schaden. „Darf er es uns zu Trotz allhier zu Wittenberg tun, so wollen wir ihm zu Trotz beten.“ Doch mahnte er zugleich die Zuhörer, sie sollten nicht alles Unglück, das sie treffe, den Hexen zuschreiben. Natürliche Krankheiten seien leicht zu unterscheiden von den Krankheiten, welche die Hexen anrichteten. Wenn z. B. aus der Eiterbeule Kohlen, Haare, Messerklingen und dergleichen herauskommen, wie er selber, Luther, dies gesehen habe bei einer Gräfin von Mansfeld, so müsse man freilich annehmen, daß es sich in solchem Falle nicht um ein natürliches Uebel handle. Sonst aber solle man nicht so furchtsam sein und nicht gleich, wenn eine Krankheit sich einstellt, den Hexen die Schuld zuschieben wollen. Doch solle man gegen die Hexen beten, damit sie entdeckt würden und vom Henkersknecht ihren Lohn erhielten. (S. 557 f.)

Einen ähnlichen Teufels- und Zauberglauben lehrt Luther in seinem großen Katechismus vom Jahre 1529. In dieser Schrift, die unter die symbolischen Bücher der lutherischen Kirche aufgenommen wurde, erhielt das Volk in der Erklärung des Vaterunsers folgenden Unterricht über die Macht des Teufels:

„Vornehmlich ist dies Gebet auch gestellt wider unsern höchsten Feind, den Teufel. Denn das ist all sein Sinn und

Begehren, solches alles, was wir von Gott haben, zu nehmen und zu hindern, und läßt ihm nicht genügen, daß er das geistliche Regiment hindere und zerstöre dadurch, daß er die Seelen durch seine Lügen verführe und unter seine Gewalt bringe, sondern wehrt und hindert auch, daß kein Regiment noch ehrbarlich und friedlich Wesen auf Erden bestehe. Da richtet er so viel Hader, Mord, Aufruhr und Krieg an; item Ungewitter, Hagel, das Getreide und Vieh zu verderben, die Luft zu vergiften usw. Summa, es ist ihm leid, daß jemand einen Bissen Brod von Gott habe und mit Frieden esse. Und wenn es in seiner Macht stünde und unser Gebet, nächst Gott, nicht wehrte, würden wir freilich keinen Halm auf dem Felde, keinen Heller im Hause, ja nicht eine Stunde das Leben behalten... Der Teufel trachtet ohne Unterlaß nach unserm Leben und kühlet sein Mütlein, wo er uns zu Unfall und Schaden am Leibe bringen kann. Daher kommt es, daß er manchem den Hals bricht oder von Sinnen bringt, etliche im Wasser ersäuft, und viele dahintreibt, daß sie sich selbst umbringen." (Erlanger Ausg. XXI, 121. 127.)

Der Zauberei und des Bundes mit dem Teufel gedenkt Luther in der Auslegung des ersten Gebotes Gottes:

„Daher (zu denjenigen, die sich gegen das erste Gebot versündigen) gehören auch, die es gar zu grob treiben und mit dem Teufel einen Bund machen, daß er ihnen Geld genug gebe oder zur Buhlschaft helfe, ihr Vieh bewahre, verlorenes Gut wiederschaffe usw., als die Zauberer und Schwarzkünstler." Erl. Ausg. XXI, 36.)

Auf den ungemessenen Einfluß des Teufels kommt Luther in seinen Schriften und Predigten öfter zurück, so besonders im großen Kommentar zum Galaterbrief vom Jahre 1531, zunächst bei der Erklärung des ersten Verses des dritten Kapitels:

„Zauberei und Hexerei sind des Teufels eigene Werke, womit er den Leuten nicht allein Schaden zufügt, sondern, wenn Gott es zuläßt, sie auch manchmal umbringt. Wir alle sind mit Leib und Gut dem Teufel unterworfen als Gäste in dieser Welt, deren Fürst und Gott er selbst ist. Deshalb ist

das Brod, das wir essen, der Trank, den wir trinken, die Kleider, die wir tragen, selbst die Luft, die wir einatmen, und alles, was unser leibliches Leben erhält, unter seiner Herrschaft. Darum kann er auch durch seine Zauberinnen den Kindern wohl Schaden zufügen. Ja, er kann sogar ein Kind stehlen und sich selbst an seine Statt in die Wiege legen, wie ich denn gehört habe, daß ein solches Kind in Sachsen gewesen sei, welches fünf Frauen nicht genügend haben stillen können." (Com. in ep. ad Galatas. Erl. Ausg. I, 277.)

Bei der Erklärung von Kap. 5, 20 bemerkt er: Da er Knabe gewesen, habe es viele Hexen gegeben, welche Vieh und Menschen und namentlich Kinder bezaubert hätten; desgleichen hätten sie durch ihre Zauberkunst Sturm und Hagel über die Saaten kommen lassen. Seit das Evangelium wieder geoffenbaret worden sei, höre man nichts mehr von diesen Dingen (ista non audiuntur), weil das Evangelium den Teufel mit seinen Blendwerken vertreibe; dagegen würden jetzt die Menschen umsomehr durch geistliche Einflüsse des Teufels berückt (III, 45).

Man darf sich billig wundern, daß Luther im Jahre 1531 behaupten konnte, damals hätte man nichts mehr vom Treiben der Hexen gehört. Hatte er doch selber drei Jahre vorher für nötig befunden, über Hexen in Wittenberg, am Zentrum des neuen Evangeliums, den Bann auszusprechen. Auch nach 1531 sollte er noch öfter Gelegenheit finden, über das verderbliche Treiben der Hexen Klage zu führen.

Im Jahre 1535 begann er in seinen akademischen Vorlesungen die Genesis zu erklären. Das sechste Kapitel, das er wohl im Frühjahr 1536 erklärt hat, bot ihm Anlaß, den Verkehr der Hexen mit den Buhlteufeln, den sogenannten Inkuben und Sukkuben, näher zu erörtern:

Was die Buhlteufel betrifft, so bin ich nicht dagegen, sondern glaube, daß es geschehen könne, daß der Teufel entweder Inkubus oder Sukkubus sei; denn ich habe ihrer viele gehört, die ihre eigenen Erlebnisse erzählt haben. Und Augu-

stinus schreibt, er selber habe solches auch gehört von glaubwürdigen Leuten, denen er habe glauben müssen. Daß aber aus dem Teufel und einem Menschen etwas könnte geboren werden, ist durchaus falsch. Wenn man von teufelsähnlichen Kindern erzählt, deren ich einige gesehen habe, so halte ich dafür, daß sie entweder vom Teufel also verstellt, nicht aber von ihm gezeugt seien, oder daß es wahre Teufel seien, die Fleisch angenommen haben, entweder nur scheinbares oder anderswoher gestohlenes.“ (Opera latina exegetica. Erl. Ausg. II, 127.)

Von diesen Teufelskindern, den sogenanten Wechselbälgen oder Kielkröpfen, wie auch von der Hexerei überhaupt, wird in Luthers Tischreden oft gehandelt; namentlich aus den Jahren 1536—1540 liegen hierüber zahlreiche Aeußerungen vor. Die wichtigsten derselben sollen hier kurz zusammengestellt werden. Als am 20. August 1538 Spalatin bei Tisch erzählte, daß in Altenburg ein Mädchen auf Anstiften einer Hexe Blut weinen müsse, erklärte Luther:

„Da sollte man mit solchen zur Strafe eilen. Die Juristen wollen zu viel Zeugnisse und Beweise haben. Ich habe dieser Tage einen Ehehandel gehabt, da das Weib den Mann hat wollen mit Gift umbringen, also daß er Eidechsen von sich gebrochen. Da man sie peinlich gefragt, hat sie nichts bekennen wollen; denn solche Zauberinnen sind gar stumm und verachten die Pein. Der Teufel läßt sie nicht reden. Solche Taten aber geben Zeugnis genug, daß man sie billig sollte hart strafen zum Exempel, damit andere abgeschreckt würden von solchem teuflischen Fürnehmen.“ (Lauterbachs Tagebuch, herausgeg. von Seidemann. Dresden 1872. S. 117. Erlanger Ausg. LX, 77.)

Am 25. August 1538 war wieder die Rede von Hexen, die Eier, Milch und Butter stehlen.

„Da sprach Dr. Martinus: Mit denselben soll man keine Barmherzigkeit haben; ich wollte sie selber verbrennen, wie man im Gesetz liest, daß die Priester angefangen haben, die Uebeltäter zu steinigen. Man sagt aber, daß solche gestohlene Butter stinke und zu Boden falle im Essen, und daß solche Zauberinnen darnach, wenn man ihnen wieder

eine Schalkheit will tun, vom Teufel weidlich vexiert und geplagt sollen werden. Die Dorfpfarrherren und Schulmeister haben vor Zeiten ihre Kunst gewußt und sie wohl geplaget. ... Aber D. Pomers (des Wittenberger Pfarrers Bugenhagen) Kunst ist die beste: daß man sie mit Dreck plaget und den oft rühret in der Milch, so stinkt ihr Ding alles. Denn als seinen Kühen die Milch auch gestohlen ward, streifte er flugs seine Hosen ab und setzte einen Wächter in einen Asch voll Milch und rührte es um und sagte: Nu frett Tüfel (nun friß Teufel). Darauf ward ihm die Milch nicht mehr entzogen." (Lauterbachs Tagebuch, S. 121. Kroker, Luthers Tischreden. Leipzig 1903. Nr. 715. Erlanger Ausgabe LX, 78. Ueber die Echtheit dieser drastischen Teufelsaustreibung, die man sehr mit Unrecht hat bestreiten wollen, vergl. Histor.-polit. Blätter CXXXIII, 208 ff.)

Viel gefährlicher als die Anpreisung der „Kunst" Dr. Pomers war Luthers Aufforderung, arme, blödsinnige Kinder, die er für „Wechselbälge" hielt, einfach zu ertränken. Ueber die Natur dieser „Teufelskinder" wußte Luther folgendes zu berichten:

„Wechselbälge und Kielkröpfe legt der Satan an der rechten Kinder Statt, damit die Leute geplagt werden. Etliche Mägde reißet er oftmals ins Wasser, schwängert sie und behält sie bei ihm, bis sie des Kindes genesen, und legt darnach dieselben Kinder in die Wiegen, nimmt die rechten Kinder daraus und führt sie weg." (Erlanger Ausgabe LX, 22.)

Ein solches Wechselkind sah Luther einmal in Dessau.

„Das Kind war zwölf Jahre alt, hatte seine Augen und alle Sinne, daß man meinte, es wäre ein recht Kind. Dasselbige tat nichts denn daß es nur fraß, und zwar so viel als irgend vier Bauern oder Drescher. Wenn man's angriff, so schrie es. Wenn's übel im Hause zuging, daß Schaden geschah, so lachte es und war fröhlich; ging's aber wohl zu, so weinte es. Da sagte ich zu dem Fürsten von Anhalt: Wenn ich da Fürst oder Herr wäre, so wollte ich mit diesem Kinde in das Wasser, in die Mulde, so bei Dessau fließt, und wollte das homicidium daran wagen. Aber der Kurfürst von Sachsen, so mit zu Dessau war, und die Fürsten von Anhalt wollten mir nicht folgen."

Als man ihn später fragte, weshalb er den Rat erteilt habe, das Kind zu ersäufen, antwortete er: Er halte gänzlich dafür, daß solche Wechselkinder seien „nur ein Stück Fleisch, da keine Seele innen, denn solches könne der Teufel wohl machen". Er sei „in solchen Wechselbälgen als ihre Seele". „Es geschieht oft", versicherte Luther, „daß den Sechswöchnerinnen die Kinder verwechselt werden und die Teufel sich an ihre Statt legen und sich garstiger machen mit Scheißen, Fressen und Schreien, denn sonst andere zehn Kinder, daß die Eltern vor solchen Unflätern keine Ruhe haben und die Mütter also ausgesogen werden, daß sie nicht mehr stillen können." Eine „Historie", welche er von dem Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen erfuhr, veranlaßte ihn zu dem Ausruf: „Es ist wahrlich ein greulich schrecklich Exempel, daß der Satan so kann die Leute plagen, daß er auch Kinder zeugt." (Erlanger Ausg. LX, 37—41. Kroker, Nr. 352.)

„Wie ein böser Geist ist der Teufel!" bemerkte Luther bei einer andern Gelegenheit. „Wie macht er so grausame Wetter durch sich und seine Hexen! Wenn Gott und die lieben Engel nicht wären, er erschlüge alles mit seiner Donneraxt". Da erlaubte sich, Mathesius, der dies berichtet, zu fragen, ob denn die Hexen wirklich schaden könnten. Ganz gewiß, erwiderte Luther. Schon öfter haben sie mich und meine Käthe verderben wollen; aber Gott hat uns beschützt. Als dann Mathesius weiter fragte, ob die Hexenfahrten wirklich stattfänden, gab Luther eine verneinende Antwort. (Kroker, Nr. 170.)

Dies hinderte ihn jedoch nicht, strengste Bestrafung der Hexen zu fordern. Die Zauberei galt ihm als todeswürdiges Verbrechen wegen des Abfalls von Gott und des Bundes mit dem Teufel.

„Wiewohl alle Sünden ein Abfall von Gottes Werken sind, womit Gott greulich erzürnt und beleidigt wird, so mag doch die Zauberei von wegen ihres Greuels recht genannt

werden eine Rebellion und solch Laster, womit man sich vornehmlich an der göttlichen Majestät vergreift. Denn wie die Juristen fein künstlich disputieren und reden von mancherlei Art der Rebellion und Mißhandlung wider die hohe Majestät, und unter andere auch diese zählen: wenn einer von seinem Herrn feldflüchtig treulos wird und sich zu den Feinden begibt, und wie sie denselbigen allen die peinliche Strafe an Leib und Leben zuerkennen; also auch, weil Zauberei ein schädlicher, greulicher Abfall ist, da einer sich von Gott, dem er gelobt und geschworen ist, zum Teufel, der Gottes Feind ist, begibt, so wird sie billig an Leib und Leben gestraft." Erl. Ausg. LX, 79.

Wenn Luther solche Lehren vortrug, so braucht man sich nicht zu wundern, daß im Sommer 1540 an einem Tage einmal vier Hexen und Zauberer in Wittenberg verbrannt wurden. Durch einen Holzschnitt, auf welchem die Unglücklichen mit zerrissenen Gliedern abgebildet waren, wurde die Exekution allem Volke bekannt gemacht. (Vgl. Janssen-Pastor, Gesch. des deutschen Volkes. VIII[14], 592 f.)

Daß die Hexen, ganz abgesehen von dem Schaden, den sie anrichten, schon wegen des Bundes mit dem Teufel mit Recht verbrannt werden, betonte Luther nicht nur in den Tischreden, sondern auch in seiner 1539 erschienenen Schrift von den Konzilien und der Kirche. Hier führt er unter anderm aus, wie der Teufel neben der Kirche Gottes seine Kapelle gebaut, die größer als diese Kirche ist, und wie er als Gottes Affe auch äußere Zeichen oder Sakramente erwählt habe, „gleichwie er tut bei den Wettermachern, Zauberern, Teufelsbannern". Zu diesen Sakramenten des Teufels zählte Luther auch die Sakramentalien der katholischen Kirche, das Weihwasser und andere geweihte Dinge.

„Der Teufel kann damit nicht ewiglich Sünden vergeben und selig machen, wie er lügt, durchs Weihwasser, Messen und Möncherei, ob er gleich eine Kuhe kann wieder lassen ihre Milch kriegen, die er selbst zuvor durch seine Prophetin und Pfäffin gestohlen hat, welche man bei den Christen heißt

Teufelshuren, und wo man sie kriegt, mit Feuer verbrennt, wie recht ist, nicht um des Milchdiebstahls, sondern um der Lästerung willen, daß sie wider Christum den Teufel mit seinen Sakramenten und Kirche stärket." (Erlanger Ausg. XXV, 378. 382.)

Von den äußeren Zeichen, deren sich die Hexen bei ihrem gottlosen Treiben bedienen, handelte Luther wieder in einer Predigt vom 2. Mai 1540:

„Die Teufelshuren, die Zauberinnen machen oft, daß das Wetter ins Vieh, Korn, Häuser und Höfe schlägt; nicht daß es der Teufel nicht auch für sich selbst ohne die Zauberer tun könnte, sondern er ist ein Herr der Welt und maßet sich göttliche Majestät an, und will's dennoch nicht ohne Menschenwerk tun. Wenn nun Gott durch die Propheten und Apostel, Pfarrherren und Prediger tauft, Sakramente reicht, predigt, tröstet, und tut's doch nicht ohne Prediger und heilige Leute, wie er auch nicht ohne weltliche Oberkeit Land und Leute regiert, eben also tut auch der Teufel. Er hat auch seine Pfaffen, die ihm sein Amt ausrichten helfen, und will's ohne die Zauberer nicht tun. Wie sich nun Gott mit uns verbunden hat, daß, wenn ich taufe, so will er auch darbei sein, also tut der Teufel auch, spricht: Redest du diese Worte und machest also Kreuze, so will ich da sein und dies oder das machen; und du siehst dann wohl, was der Teufel könne, wenn's ihm erlaubt wird; und er tut's auch in einem Augenblick, fähret daher und trometet aus den Wolken, daß plötzlich ein Haus über einen Haufen falle. Und also liest man im Buche Hiob, daß der Teufel ein Wetter anrichtete und verbrannte Hiobs Haus und erwürgte ihm die Kinder und das Vieh." (Erl. Ausg. XLV, 184).

Wie man sieht, stützt sich Luther auch hier wieder auf die hl. Schrift. Die Bibel, Kirchenväter wie Augustinus und Hieronymus, die eigene Erfahrung, die Erzählungen seiner Freunde oder seiner Mutter, dies sind die Quellen, auf die er sich bei seinen Aeußerungen über das Hexenwesen beruft. Namentlich in Betreff der Bestrafung der Hexen gilt ihm das mosaische Gesetz als maßgebende Autorität.

Man hat jüngst behauptet, Luther habe, was das Hexenwesen betrifft, „ohne es zu wissen und zu wollen“, „stets durch die Brille seiner grimmigsten Gegner, der Dominikaner, gesehen“. Warum beruft er sich aber dann auf die Bibel, die Kirchenväter oder die eigene Erfahrung? Was insbesondere den Hexenhammer anlangt, durch den, wie man sagt, der Hexenwahn dem Volke „eingehämmert“ worden sei, so ist überhaupt fraglich, ob Luther dies berüchtigte Buch auch nur gekannt habe. In seinen Schriften und Tischreden findet man wenigstens hierüber nicht die geringste Andeutung. Und wenn, wie behauptet wird, vor dem Erscheinen des Hexenhammers die Hexerei in der Gedankenwelt des Volkes nur eine geringe Rolle gespielt hat, wie kommt es dann, daß Luther aus seiner Kindheit berichten konnte, daß es damals viele Hexen gegeben habe? Der Hexenhammer ist vier Jahre nach Luthers Geburt erschienen. Hat nun vielleicht dies lateinische Buch in dem kurzen Zeitraum von fünf oder sechs Jahren den Hexenwahn dem sächsischen Bauernvolk eingehämmert? Ist vielleicht Luthers Mutter erst durch den Hexenhammer im Hexenglauben bestärkt worden?

Ganz sicher war Luther bei seinen Ansichten über das Hexenwesen von den mittelalterlichen Anschauungen beeinflußt. Aber deshalb geht es doch nicht an, Luther ganz entschuldigen zu wollen, um alle Schuld auf die mittelalterliche Kirche zu schieben. Er hat doch in so manchen anderen Dingen das mittelalterliche Joch abgeschüttelt. Warum hat er gerade den Hexenwahn unbeanstandet gelassen? Warum ist er in der Betonung der Wirksamkeit des Teufels noch weit über das Mittelalter hinausgegangen? Und wenn man so gern den Hexenwahn als eine Erbschaft des Katholizismus bezeichnet, so sollte man nicht übersehen, daß auch das Mittelalter den Hexenwahn als eine Erbschaft früherer Zeiten empfangen hat. Hatten doch die zum Christentum bekehrten Völker vieles aus dem altheidnischen Hexenglauben beibehalten. Damit soll indessen nicht geleugnet werden, daß

mittelalterliche Theologen durch ihre Ausführungen über das Hexenwesen dem Hexenwahn und der Hexenverfolgung großen Vorschub geleistet haben. Aber dasselbe gilt auch von Luther, wie in einem weiteren Artikel über Luthers Einfluß auf den Gang der Hexenprozesse eingehender gezeigt werden soll.

N. Paulus.

LVI.

Dante Gabriele Rossetti.

Von Dr. Johann Ranftl, Graz.

(Schluß.)

Das allerbekannteste Bild aus Rossettis zweiter Schaffensperiode ist die freie Vita nuova-Phantasie Beata Beatrix, neben der Sonettenfolge „Das Haus des Lebens" das schönste Denkmal für die verstorbene Gattin und zugleich recht charakteristisch für die künstlerische Anschauungsweise des Malers in dieser Zeit. Beatrice-Siddal sitzt matt zusammengesunken auf einem Balkon, von dem man in die Straßen von Florenz hinabsieht. Die Hände sind ihr in den Schoß gesunken, der Kopf mit dem reichen Lockenhaar ist zurückgelehnt, die Augen sind geschlossen, die Lippen öffnen sich zu müden leisen Atemzügen. Eine rötliche Taube bringt eine weiße Mohnblüte, das Todessymbol. Links im Hintergrunde erscheint der Liebesgott, das flammende Herz Dantes in der Hand, der Dichter selbst wandelt rechts auf der Straße und blickt unverwandt nach dem Amor mit dem brennenden Herzen. Das Ganze ist wie durch einen Nebel gesehen, aus welchem Grün, Rot und Rotviolett als Hauptakkord hervorschimmern. Ueber die Bedeutung und Absicht seines Werkes äußerte sich der Künstler selbst: „Das Bild

illustriert die Vita nuova, indem es symbolisch das Hinscheiden der Beatrice darstellt, wie es in jenem Werke behandelt wird. Das Gemälde soll durchaus nicht den Tod darstellen, sondern die Verzückung, in welcher Beatrice, die auf einem die Stadt überragenden Balkon sitzt, plötzlich von der Erde zum Himmel entrückt wird. — Du wirst dich erinnern, wie Dante bei der Trostlosigkeit der Stadt gelegentlich ihres Todes verweilt, und deshalb habe ich die Stadt im Hintergrunde dargestellt und lasse die Figuren Dantes und des Liebesgottes durch die Straßen wandern und sich des Ereignisses bewußt werden, während der Vogel, ein Todesbote, die Mohnblume in die Hände der Beatrice fallen läßt. Sie gewahrt durch ihre geschlossenen Lider eine neue Welt, wie es in den letzten Worten der Vita nuova ausgesprochen ist." Der Künstler war mit sich selbst zufrieden. „Weder im Ausdruck noch in der Farbe oder in der Zeichnung habe ich je etwas Besseres gemacht."[1])

Mit diesem Werke beginnt die Reihe jener weiblichen Halbfigurenbilder, welche hinfort das Eigentümlichste in Rossettis Werk ausmachen. Ein Umschwung vollzieht sich in den 60er Jahren auch in seiner Formensprache und Technik. Aus dem gothisierenden Maler zarter Legenden wird ein Nacheiferer der italienischen Renaissance, im besonderen der venezianischen Hochrenaissance. Wir kennen die prachtvollen weiblichen Brustbilder eines Tizian, Palma, Bordone und manches späteren Venezianers mit ihrer üppigen Farbenpracht und ihren stolzen Formen. Etwas Aehnliches mochte Rossetti als malerisches Ziel vorschweben, dem er aber wieder auf seinem ganz eigenen Wege zustrebte. Er schuf um diese Zeit auch eine Reihe eigentlicher Porträts und reiht sich damit nicht unebenbürtig der langen Reihe glänzender Bildnismaler an, welche seit Hogarth, Reynolds und Gainsborough den Ruhm der englischen Kunst aus-

1) Waldschmidt a. a. O. S. 107 f.

machen. Noch öfter aber werden seine Frauenköpfe zu seinen Selbstbekenntnissen; er legt alles, was seine Phantasie anregte und sein Gemüt bewegte, in diese schönen seltsamen Antlitze hinein. Manchmal überwiegt allerdings die äußere leibliche Schönheit, öfter jedoch die seelische Stimmung. Aber selbst in jenen Bildern wie „Bocca bacciata“, „Die Geliebte“, „Lilith“, wo die leibliche Schönheit als die Hauptsache erscheint, muß man keineswegs jenen krankhaften taumeligen Sinnenrausch finden, den manche Kunstkritiker durchaus hineinerklären wollen. In den meisten übrigen Werken, wie bei Joan d'Arc, dem „Liebesboot“ (aus Vita nuova), Sibylla Palmifera usw. hat Rossetti der Mahnung seines Freundes Ruskin kaum entgegengehandelt. Dieser sagt: „Die höchste Glorie des menschlichen Körpers ist ein niedriger Betrachtungsstoff im Vergleich zu dem ihm innewohnenden Gemütsleben und seiner Charakterkraft. Der Gliederglanz einer Aphrodite verblaßt neben der himmlischen Form einer griechischen Göttin mit Madonnenstirn.“ Das vollständige Einleben Rossettis in Dante, sein Erbteil an englischem Empfinden, Ruskins Freundschaft mochten den leidenschaftlich veranlagten, aber ebenso des höchsten Enthusiasmus fähigen Maler über jener Linie erhalten, unter welcher das sinnliche Triebleben zu herrschen beginnt. Die Gedichte und ebenso der Umstand, daß das Nackte in Rossettis Kunst fast keine Rolle spielt, scheinen gleichfalls gegen die Annahme jener krankhaften Sinnlichkeit zu sprechen.[1])

Als einen Höhepunkt in Rossettis Malerei erklären manche Biographen das farbenprächtige Bild „Die Geliebte“. (Das Motiv entstammt dem ‚Hohenliede‘.) Besonders F. G. Stephens, der präraffaelitische Kritiker, rühmt es in hohem Maße. Das Bild zeigt uns die festlich geschmückte Braut, die eben ihren Schleier vor dem wartenden Bräutigam

---

1) Das Richtige scheint mir Jessen in seinen Aeußerungen über diesen Punkt zu sagen a. a. O. S. 52.

zurückschlägt. Vier jugendliche Gespielinnen umgeben sie mit freundschaftlichem Gedränge und eine kleine Negerin trägt Blumen in goldener Vase vor ihr her. Holde Lieblichkeit, zärtliches Erwarten, stille Würde sprechen aus dem bräutlichen Antlitz. Stephens schreibt unter anderem: „Das Werk stellt den Höhepunkt von Rossettis Kunstkraft dar, sowohl in dichterischer Auffassung und seelischer Vertiefung, als wie auch in technischer Beziehung, da es unerhört schwierige Aufgaben glücklich löst. . . . Die Technik ist eine vollendete, die nichts zu wünschen übrig läßt, selbst was die Leuchtkraft der goldenen Vase, was die vielfältige Pracht des Gewandes der Braut, was endlich die feinfühlige Zartheit des Karnats anbelangt, das, gediegen und sorgfältig modelliert, dem Charakter der etlichen Jungfrauen Rechnung trägt. Rossettis ‚Geliebte' ist in der englischen Malerei das, was in der englischen Dichtung Spencers prunkendes, leidenschaftliches Epithalamion ist, und wenn nicht noch hinreißender, so doch dichter mit köstlichen Einzelheiten durchwoben.“ [1])

In den 50er Jahren gewann Rossetti zwei Anhänger, die aus Oxford nach London kamen: Burne Jones und William Morris. Beide erachteten es anfangs als ihre höchste Aufgabe, Rossetti zu kopieren, bis sie sich nach und nach aus seinem Banne lösten und ihren eigenen Stil fanden. Mit diesen jüngeren Künstlern, denen sich noch andere beigesellen, tritt bereits die zweite präraphaelitische Generation auf den Plan, in deren Wirken wir die Anfänge jener Bestrebungen zu erblicken haben, die heute auf dem Gebiete der dekorativen Kunst und des Kunstgewerbes überall als herrschend und selbstverständlich erscheinen. Ihre Entwicklung kann hier nicht weiter verfolgt werden. Hier interessieren uns nur die von Rossetti ausgehenden ersten Anregungen. Er hatte schon frühzeitig Entwürfe für Glasmalereien und andere kirchliche Einrichtungsgegenstände herzustellen. Auch

---

1) Singer a. a. O. S. 55.

als Buchillustrator der Dichter Allingham und Tennyson hatte er sich versucht. Im einen und anderen Falle hatte es der feinfühlende Erbe alter Kultur verstanden, von den alten Vorbildern die richtigen stilistischen Grundsätze abzulesen. Für die Glasgemälde fand Rossetti wieder den farbigen Flächenstil mit den scharfen Konturen, er lernte wieder die Rücksichtnahme auf die Struktur des Fensters und auf das Material. In der Buchillustration brachte er die einfache, unaufdringliche Holzschnittmanier zu Ehren. So entstanden seine Holzschnitte für einen Gedichtband der Schwester Christina, die schöne Radierung für das Titelblatt seiner „Frühitalienischen Dichter" und ähnliche Arbeiten.

1857 kam ein Auftrag, der den Künstler zu einem dekorativen Unternehmen im großen Stile einlud, zur Aufgabe nämlich, einen gegebenen architektonischen Raum einheitlich zu schmücken. Der Saal der Oxforder Union-Society sollte, wie erwähnt, mit Tempera-Wandbildern aus der Artussage ausgestattet werden. Dies hätte ein schönes, vielleicht großartiges Seitenstück zu den Freskenzyklen unserer deutschen Nazarener abgegeben. Rossetti und seine Freunde W. Morris, Burne Jones, Val Prinsep, Spencer Stanhope, J. H. Pollen und A. Hughes waren mit allem Eifer bei der Sache. Leider war aber ihre Technik so unvollkommen, daß in kurzer Zeit fast alles zu Grunde ging. Gleichzeitig fand die dekorative Kunst auch wieder in Ruskin ihren Anwalt. In einer Versammlung sagte er unter anderem: „Die höchste Kunst, die die Welt hervorgebracht hat, ist die Kunst, die für einen bestimmten Platz geschaffen und einem bestimmten Entwurfe angepaßt worden ist. Es gibt keine Kunst höchsten Ranges, die nicht zugleich dekorativer Natur wäre. Die beste bis auf den heutigen Tag geschaffene Skulptur war die Ausschmückung eines Tempelgiebels, die beste Malerei die Ausschmückung eines Zimmers. Das Meisterwerk Raffaels besteht einfach in der Ausmalung einer Reihe von Gemächern des Vatikans und seine Kartons

waren dazu bestimmt, als Teppiche ausgeführt zu werden. Die beste Arbeit des Correggio ist die Kuppelmalerei in zwei kleinen Kirchen zu Parma, das Meisterwerk des Michelangelo das Deckengemälde in der Privatkapelle des Papstes." [1]

Wenngleich der erste dekorative Versuch in Oxford mißlungen war, so gelang umso besser die Ausstattung von Morris' Haus und der gleichfalls für Morris geschaffene Schrank mit den Bildern aus dem Leben des Königs René. Damit war die Aera der heute überall blühenden dekorativen Kunst angebrochen. W. Morris war es, der Rossettis Ideen und Pläne mit englischer Geschäftsklugheit fruchtbar machte. Er gründete mit mehreren Genossen die sogenannte Firma „Morris und Co.". Der Aufruf an das Publikum, der vom Künstlerkonsortium 1861 ausging, könnte heute und gestern verfaßt sein. Die Künstler, die sich hier vereinigten, erstrebten als Ideal die Harmonie aller Teile, z. B. in einer Kirche, in einem Haus, in einem Zimmer. „Da sich unter ihnen (d. i. den vereinigten Künstlern) Männer von ganz verschiedener Begabung und Uebung befinden (heißt es im Aufruf), wird es ihnen möglich sein, jede beliebige Art von Dekoration auf Wandflächen oder sonstwie zu übernehmen, von Gemälden, also von freier Kunst herab bis auf den kleinsten Gegenstand, der überhaupt noch künstlerische Durcharbeitung zuläßt. Sie hoffen, durch solches gemeinschaftliches Schaffen der Arbeit neben ständiger Ueberwachung das größte Maß wesentlich künstlerischer Gestaltung bei möglichst geringem Kostenaufwand zu sichern, während das Erzeugnis notwendigerweise viel vollendeter und abgerundeter sein muß, als wenn irgendein einzelner Künstler in der üblichen Weise damit beauftragt worden wäre.

Diese Künstler, die seit längerer Zeit eifrig dem Studium angewandter Kunst aller Zeiten obgelegen haben, haben mehr wie andere Menschen das Verlangen nach einer Stätte empfunden, wo sie eine Schöpfung von echter und

1) Waldschmidt a. a. O. S. 87 f.

schöner Art erhalten oder herstellen lassen können. Daher haben sie jetzt ein Geschäft gegründet, das durch sie und unter ihrer Aufsicht erzeugt:

I. Wandmalerei, entweder als Gemälde, als Musterarbeit oder bloß als Farbenzusammenstellung für Wohnhäuser, Kirchen und öffentliche Gebäude.

II. Bildschnitzerei im Zusammenhang mit der Baukunst.

III. Glasmalerei unter besonderer Wertlegung auf ein Zusammenklingen mit der Wandmalerei.

IV. Metallarbeit in allen Fächern, einschließlich des Schmuckes.

V. Möbel, deren Schönheit entweder im Entwurf, in der Heranziehung bislang unbeachteten Materials oder in der Verwendung von Figuren- und Musterbemalung besteht. Unter diese Rubrik fällt noch: alle Art Stickerei, gepreßtes Leder, Zierarbeiten in anderen ähnlichen Materialien und jedweder Gegenstand, der zum häuslichen Gebrauch verwendet wird. — —"

Für dieses Unternehmen schuf Rossetti die verschiedenartigsten Entwürfe. Alle aufzuzählen oder gar zu besprechen, ist hier selbstredend nicht möglich.

* * *

Obschon sich im letzten Jahrzehnt von Rossettis Leben ein allmählicher Verfall seiner Körperkraft vollzieht und traurige seelische Zustände das Gemüt des Kranken verdüstern, kennt der schaffensdurstige Künstlergeist doch noch immer keine Ruhe und die Schaffensfähigkeit erwies sich noch als stärker, als man vermuten konnte. Rossetti malte und dichtete noch viel in diesen Jahren des Siechtums. Seine Arbeiten aus dieser letzten Zeit werden allerdings sehr verschieden beurteilt und eingeschätzt. Ein zeitweiliges Versagen der frischen Kraft läßt sich auf keinen Fall verkennen. Oefters wird der Künstler sein eigener Manierist, namentlich in seinem Frauentypus, der zumeist nach dem Bilde der Mrs. Morris gebildet erscheint. Die Formen

werden nun ins Gewaltige, Uebergroße gesteigert, die Lippen immer voller gewölbt, die Hälse immer auffälliger und aufdringlicher geschwungen. Die feierliche Haltung der Riesinnen gleicht jener der Frauen auf byzantinischen Heiligenbildern. Wohl erscheinen im Hintergrunde noch manchmal Bäume und Blumen. Rosen und üppige Feigenäste drängen sich um die „Donna della Finestra". Aber die Schatten tiefer Schwermut, rätselhafter unendlicher Sehnsucht und Trauer lagern sich auf den Frauengesichtern. Diese Frauen lauschen nur mehr den Trauermelodien ihrer Seele, sie fragen nicht mehr um das Grünen und Blühen der Natur. Ein anderes Mal („Proserpina") sehen wir als Hintergrund gar nur eine kahle Wand mit einer Epheuranke im bleichen Mondlicht oder wallende Nebel oder eintönige Leere. Wie der exotische Blumenschmuck, so verschwinden auch Perlen, Geschmeide und prunkende Seidengewänder. Nur die trübe Stimmung des kranken, lebensmüden Malers allein sieht uns aus allen Frauenaugen an, geradeso wie wir früher den wehmütigen Schmerz um seine verlorene Gattin auf jedem Antlitz fanden. Es ist, als ob diesen traurigen Frauen beständig jene Totenreich-Träume vor der Seele stünden, von denen Rossettis gleichzeitige Dichtungen erfüllt sind. Einfache schwermütige Farbenakkorde mit vorwiegendem Blau und Grün beherrschen auch das Kolorit dieser Bilder.

Bei genauerer Betrachtung fallen uns auf einzelnen dieser späten Werke die ungewöhnlichen, fast gewaltsam gedrehten und zusammengekrümmten Stellungen auf. Dazu der wuchtige Körperbau und das lethargische Zusammensinken der Glieder („Die römische Witwe", „Donna della Fiamma", „Meereszauber"). Den übermenschlichen Gliederbau sehen wir vor allem an „Mnemosyne" und „Astarte Syriaca". Der Uebergang zu diesem veränderten neuen Figurentypus fällt zusammen mit Rossettis Michelangelo-Studien. Er wollte die Gedichte des Florentiners übersetzen und dachte auch an ein großes Gemälde: „Michelangelo am Totenbette

Vittoria Colonnas". Ein Sonett im „Haus des Lebens" behandelt bereits das Motiv. Eine solche Bildidee, wie geschaffen für Rossettis Kunst- und Geistesrichtung, hätte in glücklicheren Tagen ein herrliches Seitenstück zu „Dantes Traum" werden können. Ab und zu fühlt man, wie Michelangelos Kunst in die Bilder Rossettis hereinspielt. Eine Erinnerung an die Sibyllen der Sixtina liegt z. B. in der Komposition der „Ghirlandata". Reminiscenzen haben aber hier wie sonst in dieser Kunst wenig zu besagen. Des Künstlers eigene, persönliche Kraft behandelt noch immer alle Gegenstände wie weiches Wachs und bildet sie nach dem eigenen Empfinden um. Es macht darum auch nicht viel aus, wenn seine Phantasie einmal einen scheinbar fernliegenden antiken Stoff ergreift; sie taucht ihn eben auch in die gewohnte schwermutvolle Beleuchtung. Es sind übrigens schon an sich selbst trübe, schicksalschwere antike Motive, die er wählt, wie „Kassandra", „Sphinx", „Pandora", „Astarte". Ganz besonders „Proserpina" ist das typische Werk der letzten Zeit. Mit dem Granatapfel in der Hand, dumpfe Todestrauer in Blick und Mienen, wandert sie dem traurigen Schattenlande zu. Ein Sonett des Künstlers gibt seinem Werke folgende Sprache:

„Weit fort das Licht, das kalte Grüße sendet,
Nur eines Atemzuges schwaches Hoffen
Steht noch mein fernes Schloß der Herrin offen.
Weit fort der Düfte Schwall, den Enna spendet.

Nur einmal kostet ich den schlimmen Bissen,
Nun dräut der Bann des finst'ren Tartarus,
Mich fröstelt, weil ich jetzt verharren muß,
Wo ew'ge Nacht die Sonne mir entrissen.
Weit fort ist schon das eigne Selbst verschwunden,
Mein Denken fass' ich nicht, harr' auf ein Zeichen,
Ein Unnennbares will nicht von mir weichen,

Ich sehne mich, es sucht mich alle Stunden.
Und murmelnd, stammelnd ist der Ruf mir nah:
Weh' dir, unselige Proserpina."[1])

---

1) Jessen a. a. O. S. 83 f.

Wie so häufig in einsamen Jahren oder bei abnehmender Lebensfülle und Schaffenskraft, so steigen auch bei unserem unglücklichen Künstler die Lieblingsgestalten und ersten Phantasien seiner Künstlerjugend wieder lebhaft vor dem Geiste auf. Dante begleitete ihn, wie wir sahen, durch das Leben, wie etwa die Gestalt des Faust unseren Goethe. Als sich nun „die schwankenden Gestalten, die früh sich einst dem trüben Blick gezeigt", wieder nahen, geht Rossetti an die Ausführung seines umfangreichsten Gemäldes: „Dantes Traum" (1871—1881). Schon vor Jahrzehnten hatte ihn die wehmütig-schöne Szene aus der „Vita nuova", Kap. 23, beschäftigt, wo Dante mit der Macht seines schlichten Wortes erzählt, wie er sich im Fiebertraum an die Bahre Beatricens entrückt sah.

> „Da sprach die Lieb': ‚nun muß ich dir's gestehen,
> Die Herrin starb, komm mit mir, sie zu schauen'.
> Und ich vom Wahn entrückt,
> Ging hin, die süße Tote anzusehen.
> Und als ich sie erblickt,
> Da deckten mit dem Schleier sie die Frauen.
> So süße Demut lag auf ihr hinieden,
> Daß sie zu sagen schien: „Ich bin in Frieden."[1])

Wie immer, so komponiert und malt Rossetti auch hier ganz aus seiner eigenen Phantasie und Empfindung heraus. Es sind wieder seine eigenen Menschen, die er mit seiner Stimmung beseelt. Der Liebesgott führt den traurigen Dichter an der Hand zur Bahre der Geliebten hin. Amor beugt sich über die Tote, um ihre Lippen zu küssen, während seine linke Hand Pfeil und Blütenzweig gerade so hält, daß Zweig und Pfeil die Richtung von Beatricens Brust zu Dantes Herzen nehmen. Der Symboliker, der „Mariens Jugendzeit" schuf, kommt auch hier wieder zum Vorschein. Dicht hinter der Gruppe Dante-Amor-Beatrice halten zwei

1) Uebersetzt von Dr. Karl Federn.

ngfräuliche Wesen ein blumenüberstreutes Tuch bereit, um
mit die edle Leiche zu verhüllen. Mohnblumen bedecken
n Vordergrund. Durch schmale Türen links und rechts
andern unsere Blicke nach Florenz hinaus. Rot ist der
rundton in der Farbengebung, breit und pastos die Mal-
eise. Das Modell für Beatrice war Miß Wilding. Außer
esem Werke sind es „La Donna della Finestra“ und „La
ia“, in denen die alten Danteerinnerungen nachklingen.
uch die „verklärte Jungfrau“ („The Blessed Damozel“)
mmt die Idee der berühmten herrlichen Jugenddichtung,
e ganz vom Geiste Dantes durchdrungen ist, wieder auf.

Es muß auch in den letzten Jahren noch hie und da
eundlichere Intervalle für den Künstler gegeben haben.
ann mag es wie ein letztes goldiges Herbstsonnenleuchten
ber die öden Felder seines Lebens gegangen sein. Dann
tstanden noch Bilder, wie die „Verklärte Jungfrau“, die
elodisch farbenprächtige „Veronica Veronese“, die in tiefem
on erglühende „Ghirlandata“ oder der an Böcklins Natur-
hantasien streifende „Meereszauber“. Von weniger ge-
ngenen Zeichnungen, Wiederholungen, Studien und einigen
oesien absehend, dürfen wir im „Tagestraum“ — ein
ädchen mit den Zügen der jugendlichen Mrs. Morris
vischen dem üppigen Gezweige eines Sykomorenstrauches
ber einem Buche träumend — das letzte freundliche Auf-
itzen des so hochbegnadeten Künstlergeistes sehen.

* * *

Oefters schrieb Rossetti auf den Rahmen seiner Bilder
erse hin oder er gestaltete das malerische Motiv in
nem Sonette oder in anderer Form überhaupt noch einmal
etisch. Manche Beurteiler legten ihm diese Doppeltätigkeit
s malerisches Unvermögen aus, als hätte der Künstler
it Farben nicht zu sagen vermocht, was er erst in Versen
chholt. Ich glaube, diese Annahme tut Rossetti Unrecht.
s war vielmehr ein so bedeutender künstlerischer Reichtum

in diesem seltenen Geiste, daß er nach der malerischen Behandlung eines Themas dem letzteren mit der Dichtkunst immer noch eine neue Seite abgewinnen konnte. Die Verse sind ja keine leere Wiederholung des gemalten Motives, sondern eher eine begleitende Melodie zu diesem, wenn nicht sogar die Gestaltung eines ganz neuen inneren Erlebnisses. Und Rossettis Dichtung im ganzen ist wiederum im hohen Maße geeignet, uns noch tiefer in das innere Leben dieses merkwürdigen Mannes hineinschauen zu lassen.

Für die sensationsbedürftige Welt war es ein Leckerbissen, als der englische Künstler 1869 die Handschrift der Gedichte, die er 7 Jahre zuvor seiner geliebten Frau mit ins Grab gegeben hatte, wieder ausgraben ließ, um sie 1870 mit anderen „Ballads and Sonnets“ im Druck erscheinen zu lassen. Es läßt sich schwer sagen, ob die romantischen Umstände oder der innere Wert der Gedichte am meisten zu dem ungeheuren Aufsehen beitrugen, das sie damals erregten. Heute sind die außerkünstlerischen Begleiterscheinungen vorüber und historisch geworden. Jetzt interessiert uns nur mehr der Mensch und Dichter, der uns aus den dunkeln, bilderreichen Versen rätselhaft entgegenblickt.

Wir hörten, wie Rossetti schon als Knabe dichtete, wie er in der Präraфaelitenzeitschrift „Germ“ außer schönen Gedichten die symbolische Erzählung „Hand und Seele“, seine einzige Prosadichtung, veröffentlichte. Nebenher betätigte er sich als poetischer Uebersetzer Dantes, Hartmanns von Aue, Bürgers, altfranzösischer Volkslieder und Villonscher Balladen. Das berühmteste und merkwürdigste Gedicht aus seiner Frühzeit — der 18jährige schrieb es als Gegenstück zur Poe'schen Phantasie „Der Rabe“ — ist die Dichtung „The Blessed Damozel“ gewöhnlich mit „Das selige Fräulein“ übersetzt. „Die verklärte Maid“ möchte eher den romantischen Ton des Originaltitels wiedergeben. Der rein persönliche Wort- und Klangzauber des kleinen Kunstwerkes ist keiner Uebersetzung erreichbar. F. Dörmanns Nachdichtung liest sich aber

ehr angenehm und gibt eine Ahnung vom Original. Ich
entnehme daraus ein paar Proben.

„Das selige Fräulein spähte hinaus
Vom goldenen Himmelsrand,
Ihr tiefes Auge sah tief wie ein See,
Den der Friede des Abends gebannt.
Der Sterne sieben im Haare sie trug,
Drei Lilien trug ihre Hand.

Nur eine weiße Rose schmückt
Das gürtellos fließende Kleid,
Die heilige Jungfrau gab sie ihr
Für Dienste fromm geweiht.
Gelb fiel und lang vom Haupt ihr Haar
Wie reifendes Getreid'.

Was ihr als kurzer Tag erschien
In Gottes seliger Schar,
Das Wunder, das sie kaum erlebt —
Noch wach im Auge war.
Für jene, die zurück sie ließ,
War es das zehnte Jahr."

(Und einem scheint's gar eine Ewigkeit schon,
Und plötzlich fällt es ihn an
Und er fühlt, daß sie sich herunterbeugt,
Ihr Haar sein Gesicht überrann.
Nichts, nichts, vorbei! Das Jahr geht zu End',
Nur der Herbstfall der Blätter begann.)

Am Aufgang zu des Ewigen Haus,
Da war es, wo sie stand.
Ob lichter Tiefe auferbaut
Dicht an des Raumes Rand,
So hoch, daß spähend unter sich
Die Sonne sie kaum erkannt.

Wie eine Brücke über der Flut
Des Aethers im Himmel es steht,
Tief unter ihm mit Tag und Nacht
Die Zeit vorüberweht.
Und spaltet den Raum und ferne die Welt,
Eine surrende Mücke, sich dreht.

Und ringsumher begegnet sich's,
Und flüsternd ruft sich's zu,
Die teuren Namen, selig singt's:
Auch Du bist da, auch Du!
Und Seelenflammen weh'n vorbei,
Empor zu Gottes Ruh'.

Hier im seligen Himmel malt sich die Verklärte das künftige Wiedersehen mit dem Geliebten aus, und wie sie ihn dann selbst in Gottes ewiges Licht emporführen, wie sie ihn die Himmelsmelodien lehren und ihn zur heiligen Jungfrau geleiten wird. Und diese wird beide zu Christus in den leuchtenden Engelchor führen.

„Dann will ich erfleh'n von Jesu Christ
Nur eines ganz allein:
Ich will mit ihm so wie dereinst
Auf Erden glücklich sein,
Für ewig jetzt, nie mehr getrennt,
Im seligsten Verein.

Sie späht und lauscht — und dann sie spricht,
Mehr sanft als schmerzbewegt:
„O wär' er doch da!" Sie schweigt. Ein Strom
Von lichten Engeln fegt
Glanzvoll vorbei. Erst betet sie —
Bis sich ein Lächeln regt.

Ich sah dies Lächeln. Der Engel Flug
In fernen Sphären schwand.
Sie sank zusammen und barg ihr Gesicht
Und weinte in ihre Hand.
Aus allen Tönen des Himmels heraus
Hab' ich dies Schluchzen erkannt."

Man wird in der Tat selten ein solches Liebeslied eines Achtzehnjährigen in der Weltliteratur finden. Ein solch leuchtendzarter Traum, von Gefühlsinnigkeit durchwoben, konnte nur in einer Dichterseele erblühen, in welcher sich germanisches Empfinden mit hohen, reinen Danteerinnerungen und Sphären durchschauender Phantasie verschwisterte. Im melancholischen Schluß und in den Zwischen-

reden des vereinsamten Geliebten klingt es fast wie wehmütige Skepsis. Und dieser Zusatz stammt aus des Dichters modernem Gemüte. Bei Kassner lesen wir zutreffende Bemerkungen über Rossettis Fähigkeit, alte, abgenützte sprachliche Bilder mit neuem ungewohnten Glanz auszustatten. Für uns genüge es hier, festzustellen, wie sich schon in diesem frühen Gedichte die ganze Richtung des werdenden Künstlers ausprägt: einerseits romantischer Aufflug in mystische Fernen, anderseits farbenkräftige, realistische Betonung einzelner Züge im Gemälde und ein leiser Zweifel, der gleich der „romantischen Ironie" den hohen Traum wieder verblassen macht. Merkwürdig ist es, wie der Dichter in dieser Jugendphantasie ahnungsvoll sein eigenes kommendes Schicksal malt. Sein Leben nach dem Tode der Gattin war ein solches Sehnen und Jenseitsträumen in Bildern und Versen. Jedoch so duftig zart und voll geistigen Zaubers wie in diesem Gedichte gestaltete sich sein Sehnen in keinem Liede mehr.[1])

Im Jahre 1900 ließ Otto Hauser eine sehr gute, nur manchmal zu zeilengetreue Uebersetzung des „House of Life" („Haus des Lebens") erscheinen, in welcher sich jeder deutsche Leser bequem eine Vorstellung von Dichter Rossetti bilden kann. Dabei aber verweise ich noch besonders auf die kleine Auswahl aus den Sonetten in Stefan Georges „Zeitgenössische Dichter" I, Uebersetzungen, die ein höchstes Maß feiner Nachprägung des fremden Originals anstreben.[2]) Gewöhnlich bezieht man den Sonettenkranz „Das Haus des Lebens" auf Miß Siddal. Ein großer Teil davon lag ja 7 Jahre in ihrem Sarge. Allein die persönlichen, individuellen Züge sind in dieser Poesie derart verwischt und stilisiert, daß man Gedichte, die vor Siddals Tode entstanden

1) Vgl. O. Hausers Uebersetzung in „Gottesminne" 1905. Man vergleiche mit Rossettis Gedichte Dante, Inferno, 2. Gesang.
2) Berlin, Bondi. 1905.

waren, und spätere, die der Sammlung einverleibt wurden, nicht unterscheiden kann. Dieses starke Stilisieren, das Erheben des Erlebnisses in eine Sphäre der Phantasie, das Sichentfernen von allem Rohen und Schweren hat Rossetti nie verlernt und mochte er auch sein eigenstes leidenschaftliches Empfinden lyrisch bekennen.

Als echter Lyriker spricht er wohl seine eigene Erfahrung aus, wenn er vom Dichter sagt:

„Der Gott der Sonne und der Poesie
Ist nicht dein Sklave, nein, dein Jäger, der
Auf deine Seele zielt; wohl bietet er
Zur Auswahl seinen Pfeilvorrat dir nie,
Doch trifft er dich und schreist du auf voll Schmerz,
Dann trifft das Echo deines Bruders Herz.“.

Diese Verse werden bestätigt durch die Schilderung seines dichterischen Schaffens seinem Freunde Hall Caine gegenüber, wo er sich ein „racked and tortured medium“ nennt.

Es wurde schon wiederholt darauf hingewiesen, wie Dante und Shakespeare auf Rossettis Sonette einwirkten. Die feierliche, uns archaistisch und reizvoll anmutende Einfachheit der Sprache in der „Vita nuova“ verbindet sich hier ganz eigentümlich mit breitausgemalten Bildern und Vergleichen voll schwerer Pracht, mit geistreichen Einfällen, mit tändelnden Wortspielen, die unzweifelhaft an Shakespeare erinnern. Die Allegorie und Personifikation fand Rossetti bei beiden Vorbildern. Wenn wir uns an diese „erinnert“ fühlen, so ist dies hier ebenso wie früher bei den Bildern in einem bescheidenen, richtigen Sinne zu verstehen. Rossetti hat wohl an jenen großen Vorbildern poetisch sprechen gelernt, was er aber dichtend ausspricht, ist das volle Eigentum seiner Seele.

Daß eine große Anzahl der Sonette im „Haus des Lebens“ der Liebe gehört, ist uns verständlich, wenn wir uns an die traurige Geschichte der Miß Siddal erinnern. Die Vorstellung vom Vasallenverhältnis zwischen Dichter

und Liebesgott klingt an Dante an. So auch die beliebte Personifikation der Liebe und jener Begriffe, die er mit ihr in Beziehung setzt. Tag und Nacht, Leben und Tod, Wahrheit, Hoffnung, sogar Abstrakta wie „Einst", „Vielleicht", „Zu viel" werden persönlich gedacht. Wenn man die Sonette liest, ohne Rossettis Bilder zu kennen, so erscheinen wohl viele solche Allegorien blaß und kühl. Die Bilder ergänzen jedoch oft vortrefflich, was die Gedichte im Unklaren lassen. Wer an „Dantes Amor" denkt, dem beleben sich die Verse, wo die „Liebe mit den Flammenschwingen" erscheint, mit eindringlicher Kraft. Die Liebe thront für Rossetti in einem geheimnisvollen Jenseits, ähnlich dem „Reich der Nacht" bei Novalis. Wie dieser fromme Romantiker verklärt auch der Engländer die tiefste Empfindung seines Herzens gerne mit religiösen Worten und Gleichnissen. Wohl auch ein Nachklang aus Dante. Ein anderesmal wieder schwindet der pantheistisch trunkenen Phantasie der Unterschied zwischen dem Liebenden und der Geliebten, zwischen beiden und der Gottheit. Den Trauernden und Sehnenden grüßt die Verstorbene aus der stillen Dämmerung, ihr Mund küßt ihn aus den Wellen des Weidenbaches. Seine Liebe ist leidenschaftlich und „blutleer" zugleich, weil der Dichter, wie Waldschmidt treffend sagt, „durch ein weiches Sfumato das Bild künstlich verschwommen macht". Es gibt selten eine anschauliche, plastische Szene. Rasch wechseln die Bilder, zwischen sinnlich anschauliche Worte treten seelische Momente auch allgemeine und didaktische Gedanken. Diese Elemente und die tieftraurige Gesamtstimmung lassen kein Verweilen beim einzelnen sinnlichen Wort und Bild aufkommen. So wie auch bei den Bildern das Seelische, besonders die tiefe Trauer den sinnlichen Anflug von Mund und Haar besiegt. Dies ist wenigstens meine Empfindung dieser Kunst gegenüber. Es sieht zuweilen geradeso aus, als ob der englische Romantiker die ästhetischen Wünsche unserer deutschen Romantiker habe erfüllen wollen, die bekanntlich auch nach Gedichten

verlangten, die „bloß wohlklingend und voll schöner Worte sind, aber auch ohne allen Sinn und Zusammenhang, höchstens einzelne Strophen verständlich, wie Bruchstücke aus den verschiedenartigsten Dingen. Diese wahre Poesie kann höchstens einen allegorischen Sinn im Großen und eine indirekte Wirkung wie Musik haben. Darum ist die Natur so rein poetisch wie die Stube eines Zauberers, eines Physikers, eine Kinderstube, eine Polter- und Vorratskammer." So ähnlich läßt Rossetti im blanken Gefäßchen eines Sonetts Bilder, Gedanken, Stimmungen und Wortklänge in romantischer Buntheit durcheinanderwallen. Interessant wäre es, Rossettis Bildersprache einmal genau zu beobachten. Bilder und Vergleiche aus dem Gebiete der Musik; Bilder vom Meer, vom Feuer, von den Blumen bekommen bei ihm einen ganz eigenen Farbenton. Die dialogische Belebung verschiedener Sonette wäre gleichfalls beachtenswert. Welch reizenden Farbenzauber der Dichter in 14 Verse legen kann, möge uns Nr. 21 „Stiller Nachmittag" veranschaulichen.

„Lieb, deine Hände ruhn im langen Gras, —
Sind Blüten zart, die Fingerspitzen nicht?
Du lächelst still. Bald ist die Wiese licht,
Bald matt, verdunkeln Wolken den Topas
Des Himmels. Rings, soweit das Auge maß,
Um unser Nest stehen Butterblumen goldig,
Am Hagdorn wilder Fenchel silberdoldig. —
Sichtbare Ruh, still wie das Stundenglas.

Libelle hängt dort am besonnten Stiel,
Ein blauer Faden, der vom Himmel fiel,
Wie diese Stunde, die er uns beschied.

O schließ dein Herz an meins zu ew'gem Bunde
In dieser wortlos-süßen Liebesstunde,
Da zwiefach Schweigen unser Liebeslied."

In glücklichen Dichterstunden malt uns Rossetti ein Naturbild voll Leben und Farbentiefe und er malt mit leisem Pinselzuge seine Seele mit hinein. Hier ein Beispiel.

„Die Spitze des Hügels.“

„Es ist der Sonne Festtag. Ihr Altar
Im breiten Westen ruft zum Vespersang.
Ich bringe — ich verblieb im Tal zu lang —
Verspätet meine Huldigungen dar.

Doch dies, erinn'r ich wohl, ward ich gewahr
Auf meinem Wanderzug: ihr Antlitz stand
Verwandelt am umkranzten Himmelsrand,
Ein Feuerbusch mit blendend hellem Haar.

Nun da mein Fuß die Höhe kaum gewinnt,
Muß ich hinab durch jäher Schatten Schicht
Und irrend wandeln, bis die Nacht beginnt.
Doch weiden darf sich kurz noch mein Gesicht
Daran: wie Gold- und Silberluft zerrinnt
Und letzter Vogel fliegt in's letzte Licht.“

(Uebersetzung von Stefan George.)

Wenn ein Sonett beginnt: „In deinem Körper ist dein Leben nicht, in ihren Lippen, Händen, Augen bloß . . .“ und später des „ganzen Haares gold'ne Zier“ nachdrücklich erwähnt wird, so hat Rossetti gerade jene malerisch bedeutsamen Elemente der menschlichen Erscheinung genannt, die in seiner Dichtung und Malerei stets sein liebstes Augenmerk sind. Wie oft erscheint in den Gedichten die Geliebte in eine neblige Dämmerung gehüllt; nur Haar, Auge, Mund und Hände, öfters auch der Hals treten wie in Rembrandtbeleuchtung aus dem Unbestimmten hervor. Ein unvollendetes Gemälde der „Donna della Finestra“ zeigt gerade nur Kopf und Hände bis ins Feinste vollendet. Wie in den späten Gemälden, finden wir in gewissen gedankenhaften Gedichten einen düsteren Skeptizismus, etwas Grausiges und Düsterernstes, ein Bangen vor unheimlichen Schicksalsmächten. In der Dichtung wie in der Malerei geht der Weg vom lichten Himmel der „verklärten Jungfrau“ ins traurige Reich der „Proserpina“. Im Hinblick auf die mannigfaltigen Stimmungen in Rossettis Sonetten schrieb einst Swinburne: „Dies Haus des Lebens hat so viele Wohnungen, so viele

Prunkhallen und Musiklauben, Kapellen zur Anbetung und Kammern für Feste, daß kein Gast beim ersten Betreten das Geheimnis seiner Anordnung ergründen kann.“ 1)

* * *

So erscheint uns heute Rossetti, der bezaubernde und unglückliche Mensch, Künstler und Dichter, der auch denjenigen interessiert und fesselt, der ihn ablehnt. Sein Malen und Dichten ist im tiefsten Grunde Romantik. Er wendet sich am liebsten von der kalten Wirklichkeit, die ihn umgibt, ab und baut sich seine eigene Traumwelt auf. Andere wie Goethe oder Lionardo da Vinci geben sich frisch und unbefangen dem Leben und seinen Erscheinungen hin, um daraus ihre künstlerischen Anregungen zu schöpfen. Sie suchen das Leben und die Wirklichkeit selbst poetisch zu verklären und behalten bei allem zarten Traumsinn doch immer den Boden unter ihren Füßen. Sie besitzen ihren bestimmten Lebensgehalt oder wie Dante eine große sichere Weltanschauung, die auch dann, wenn die Phantasie in erdenferne Regionen oder in romantische Märchenländer wandert, einen sicheren Standpunkt innerhalb des Weltganzen erkennen läßt. Rossetti jedoch überläßt sich nur seinem mächtig arbeitenden Inneren. Er malt und dichtet aus bloßer Freude an der Kunst allein, denn diese ist der Stern seines Lebens. L'art pour l'art heißt eine neuere Formel für die alte Sache. Während sich bei anderen Künstlern (wir denken an die Meister der Früh- und Hochrenaissance) die Gebilde der Phantasie organisch, gesetzmäßig entfalten (Proportion, Raumdarstellung, menschliche Form usw.), kennt der richtige Romantiker kein so strenges Durcharbeiten seines Werkes. Er lebt zunächst seinem inneren Schauen, er lauscht den Stimmen seines Inneren und freut sich nur an dieser beständigen Selbstbespiegelung. In ahnungsvollen Symbolen, in andeutungs-

1) Waldschmidt a. a. O. S. 98.

reichen Worten und Klängen verkündet er die Geheimnisse seines Gemütes, zwanglos, zerfließend, ins Unendliche weisend. Rossetti meidet nicht ängstlich einen Zeichenfehler, er fragt nicht viel nach überzeugender Raumwirkung, er geheimnißt in Symbolen und Allegorien. Eine solche zarte reizbare Seele lauscht dann gerne und sehnsüchtig nach vergangenen Kunstwelten zurück. Das innige Nacherleben alter Kunst und Dichtung, das Empfinden fremder poetischer Lebensempfindung, fremder Techniken und Kunstformen ist dem romantischen Gemüt ein hoher Genuß und das Neugestalten dieser fernher hallenden Erinnerungen aus der Seele des Nachempfinders heraus führt oft zu einer Kunst voll zarten, sublimen Reizes. Es fehlt nicht an innerer Wärme und seelischer Beleuchtung, wohl aber fehlt gerne der feste scharfe Umriß. Dieses Zarte, Blumenhafte, Gebrechliche eignet auch der Kunst und Dichtung Rossettis, der trotz des Weltstadtlärmes um ihn in der fernen Welt Dantes und Botticellis und vieler zarter Geister der Weltliteratur lebte. Was Rossetti dabei empfand, ist der seelische Inhalt seiner Werke. Trotz des Nachklangs alter Kunst fühlen wir in jeder Linie und Gebärde, in jedem Farbenakkord und Sonette die moderne Seele mit ihren vielfarbigen Stimmungen.

Rossetti ist vor allem auch dann echter Romantiker, wenn er das religiöse Gebiet betritt. In seinem Leben indifferent, in hohen Momenten künstlerischen Schaffens sowie im Angesichte des Todes voll Sehnsucht nach Glauben und religiösem Trost. Die poetische Sympathie für den Katholizismus mochte ein wenig auf Vererbung und Familientradition beruhen, noch mehr von solchen Stimmungen trug ihm das Dantestudium und das Leben in der alten frommen Kunst zu. Es blieb aber im ganzen auch bei der künstlerischen Sehnsucht nach der „verlorenen Kirche". Wie Novalis und Tieck sich mit großer Seeleninnigkeit in katholisches Fühlen einlebten, wie sich Tieck von der glaubensseligen Poesie Calderons und alter Legenden tragen ließ, so Rossetti

von der primitiven Kunst, wenn er seine „Jugendzeit Mariens" malte oder wenn er sich, von Dantes Glut entzündet, in den Himmel des „seligen Fräuleins" entzückte. Seine künstlerische Religiosität erreichte eine solche Kraft, daß ihn weniger genau zusehende Kritiker einfach als Katholiken bezeichnen, was er in Wirklichkeit niemals war.

Dieser seltene Dichter und Maler ist auch darin ein wahrer Romantiker, daß er nur in der Kunst und Poesie seine einzige und höchste Gottheit erblickte. Und hier berührt er sich auch wieder mit gewissen Erscheinungen der Gegenwart. Wir begreifen, warum immer und immer wieder solche extreme Kunstvergötterer auftreten. Die Antike und das Mittelalter kannten und verwirklichten, wie R. von Kralik öfters richtig betont, ein „ästhetisches Staatsideal", da sie in der richtigen Erkenntnis, „daß der Mensch nicht nur vom Brote, sondern auch von der Freude lebe", das Leben zu einer Festzeit gestalteten, Feste der Freude und der Trauer anordneten. Derselbe Denker beklagt, daß in den letzten Jahrhunderten ein nüchterner, pedantischer, engherziger und falscher Staatsbegriff alle Freude aus dem öffentlichen Leben vertrieben habe. Feste und Festtage, Aufzüge und Prozessionen, Volksbelustigungen und religiöse Schauspiele und Mysterien, alles, was Leben und Farbe hatte, was der Volksseele natürlich entblühte und sie labte, wurde uns entzogen, verboten, beschnitten. Die Reaktion, der Kampf gegen diese Nüchternheit konnte nicht ausbleiben. Er wurde von den Stürmern und Drängern, von den Klassikern, von den Romantikern in ganz Europa geführt. In diesem erregten Kampfe gegen die Plattheit und Poesielosigkeit muß nach dem Gesetze des Gegensatzes wie von selbst die These vom „ästhetischen Lebensideal", von der „künstlerischen Weltbetrachtung" immer wieder anftauchen und gerade in fein organisierten Künstlernaturen ihre hingebenden Priester finden. Solche Geister begnügen sich eben nicht mit der bloßen tageshellen Vernunft und braven Tatenfreude, sie blicken

mit trunkenem Auge in die unergründlichen Tiefen der Sternennacht und der großen Weltgeheimnisse, sie sehnen sich ungestüm nach Glanz und Verklärung des Lebens, nach Kunst, Poesie, nach Romantik und Mystik. Dann erwachen Menschen wie Rossetti und Burne Jones, Romantiker wie Novalis und Brentano, moderne Mystiker wie Maeterlinck, Herzensmenschen wie Jörgensen. Eine Gefahr und ein Irrtum ist es nur, wenn man mit poetischen Stimmungen und mit gesteigertem Kunstkultus allein und ohne festgegründete Weltanschauung die Tiefe des Menschenherzens beglückend auszufüllen meint. Der prunkvollste Kunsttempel ohne lebendige Gottesgegenwart kann unsere Seele vielleicht wonnevoll berauschen, aber nie ihr großes Sehnen stillen. Es rührt uns auf das tiefste, wenn wir sehen, wie sich Rossettis Dasein in magischen, rätselhaften Gluten auf dem Altare der Kunst verzehrt. Allein seine tiefe Trauer und zweifelvolle Unrast, seine innere Haltlosigkeit und sein hilfloses Zusammenbrechen im Unglück scheinen wie Goethes Werther zu sagen: „Sei ein Mann und folge mir nicht nach!“ Allen den optimistischen Aestheten, die sich heute so laut und zuversichtlich gebärden, den Menschen, die mit Kunst, Musik und Poesie allein die Welt erlösen möchten, muß man zum mindesten Fritz Lienhards unwillige Worte entgegenhalten: „Ueberhaupt, die Worte ‚Kunstgenuß‘, ‚Kunsterziehung‘, ‚Kunst dem Volke‘, ‚Kunst dem Kinde‘, ‚Kunst, Kunst, Kunst‘, — wo bleibt bei allem das natürliche und starkgewachsene Menschentum?!“

LVII.

Der Katholizismus im Deutschen Reich.

Es kann nicht zweifelhaft sein, daß die innere Lage im Deutschen Reich dazu angetan ist, einen ernsten Mann mit einiger Sorge zu erfüllen. Denn es gehen scharfe und starke Risse durch unser Volk. Die politische Zerrissenheit ist uns durch den letzten Reichstagswahlkampf in ihrer ganzen Tiefe zu lebendigem Bewußtsein gekommen. Die wirtschaftliche drückt sich am deutlichsten in den großen Streiks und Aussperrungen der letzten Jahre aus. Die soziale Frage ist noch weit entfernt von ihrer befriedigenden Lösung. Daneben wirkt eine ganze Reihe kleinerer, aber vielleicht nicht minder starker Gegensätze. Es ist ja zweifellos, daß diese Gegensätze im Schoße des Staates zu einer regen fortschrittlichen Entwicklung bis zu einem gewissen Grade unerläßlich sind. Gleichwohl gibt es große Aufgaben des Staates, deren Durchführung durch eine so hochgradige Zerrissenheit der Nation äußerst erschwert, wo nicht unmöglich gemacht wird.

Indessen sind es nicht die scharfen wirtschaftlichen, sozialen und politischen Gegensätze, welche heute eine Anzahl von für die Einheit der Nation sehr besorgten Männern auf das heftigste beunruhigen, sondern es ist der religiös-konfessionelle Gegensatz. Selbst die Sozialdemokratie erscheint diesen Männern nicht in gleichem Maße bedenklich. Es ist

nicht ausgeschlossen, meint man, daß sie eine Entwicklung im Sinne des Revisionismus nimmt. Und sollte es wirklich zu einer Katastrophe kommen, so werden sich sehr bald wieder geordnete Staatsverhältnisse auf einer um so festeren Grundlage ergeben. Jedenfalls wird der kommende Staat eine größere innere Einheit darstellen als der durch die Sozialdemokratie bedrohte. Ganz anders verhält es sich mit dem religiösen Riß. Er reicht in die tiefsten Tiefen des Volkes hinein. Keine Katastrophe, auch kein Heer von Katastrophen wird ihn zu schließen vermögen. Er wird im Gegenteil dadurch nur noch erweitert. Ueber allen anderen Gegensätzen läßt sich eine Einheit erhoffen — über den religiösen nicht, wenigstens nicht im deutschen Volke.

Mit Verwundern hört man vielleicht solche Stimmen. Man läßt den Blick über die wirkliche Lage der Konfessionen in Deutschland gleiten, und findet wenig, was zu derartiger, pessimistischer Auffassung Anlaß gäbe. Beide Konfessionen erziehen ihre Gläubigen zur Anerkennung und zum Gehorsam gegenüber der bestehenden staatlichen Autorität; beide bilden gegenüber revolutionären Bestrebungen jeder Art einen festen Damm. Speziell die katholische Kirche zeigt eine feste konservative Grundtendenz und sucht auf alle Fälle den organischen Anschluß an die Vergangenheit zu wahren. In rein weltlichen Dingen läßt man kirchlicherseits den Gläubigen freie Hand. Beide Konfessionen haben ferner als sittliche Grundlehre das Prinzip der Nächstenliebe, das ausdrücklich auch gegenüber den Angehörigen eines anderen Glaubens in Herzensgesinnung und Hilfeleistung sich bewähren muß. Wenn tatsächlich Gehässigkeiten auch nach dieser Richtung hin vorkommen, so sind sie keineswegs im Wesen der Konfessionen begründet, sondern immer ein Abfall von ihrer Grundlehre. Es ist zu hoffen, daß es beiden Kirchen gelingen wird, diese Grundlehre von Tag zu Tag mehr ins Leben überzuführen. Und wenn so jeder Staatsbürger von wahrer Achtung vor der fremden Ueberzeugung

und von wirklich innerer Hilfsbereitschaft gegenüber jedem Volksgenossen, gleichviel welcher Konfession, durchdrungen ist, so möchte das ein für den Staat durchaus befriedigender Zustand sein, und man erstaunt, wie man den konfessionellen Gegensatz für bedrohlicher halten kann als die wirtschaftlichen, sozialen und politischen Risse, die durch unser Volk gehen.

So wahr indessen die gegebene Darstellung der konfessionellen Lage im Grunde ist, so ist gleichwohl damit das Problem nicht erledigt. Das wäre der Fall, wenn wir es mit einem anderen Staatsbegriff zu tun hätten, als demjenigen, der gegenwärtig bei uns noch nicht zur Tat geworden ist, aber doch mit immer größerer Wucht sich seit geraumer Zeit ins Leben zu setzen strebt. Es ist der Begriff des „Kulturstaates". Die höchste und letzte Forderung desselben besteht darin, daß der Staat von den gleichen großen und mächtigen Impulsen beseelt zu den gleichen höchsten Zielen nicht nur im politischen und wirtschaftlichen, sondern auch im geistigen Leben getragen werde. Ja, die gewaltige einheitliche Grundströmung des geistigen Gesamtstrebens und Gesamtfühlens der Nation berechtigt allein zur begründeten Hoffnung auf eine wirklich wahre und dauernde Lösung aller anderen großen Fragen. Nun ist aber unsere Nation gerade in ihrem tiefsten geistigen Leben und in ihrem wärmsten Fühlen innerlich uneins, gespalten. Denn das katholische Denken, Fühlen und Wollen ist ein durchaus anderes als das national-protestantische.

Der Sinn der letzten Wendung ist beachtenswert. Er verbietet, daran zu erinnern, daß trotz der vorhandenen Differenzpunkte doch in der letzten Auffassung des Christentums, seiner höchsten religiösen und sittlichen Ziele eine weitgehende, wo nicht volle Uebereinstimmung zwischen den beiden Konfessionen herrsche. Denn die Vertreter des modernen Kulturstaates stehen keineswegs mehr auf dem Standpunkt des alten Protestantismus. Die einheitliche

geistige Kulturwelle, die man meint, ist nichts weniger als von den Namen der alten Reformatoren beherrscht; sie empfängt vielmehr ihre wesentlichsten Antriebe von Herder, Goethe, Kant, Schleiermacher. In ihnen habe sich der Geist der deutschen Nation eine nur ihm, ihm aber völlig homogene geistige Kultur geschaffen, auf der jede organische Weiterentwicklung fußen müsse. Diese Kultur sei also in eminentem Sinne national. Soll Deutschland ein Kulturstaat in vollem Sinne werden, dann sei das einzig und allein dadurch möglich, daß er vom Geiste dieser Kultur getragen werde. Der Geist dieser Kultur ist aber auch protestantisch. Denn auf dem Boden der Reformation ruht die gesamte moderne deutsche Kultur, ruht der Staat selbst. Und „uns Deutsche führte jeder Aufschwung des nationalen Geistes gegen Rom". So rollt sich vom Standpunkte des modernen deutschen Kulturstaates das so einfach beigelegte Problem in seiner ganzen Schwere von neuem auf. Von diesem Standpunkt aus „lassen sich Nationalität und Religion nicht von einander trennen". Denn „die nationale Einheit ist nicht fertig, so lange unsere Gottesverehrung nicht auf gemeinsamem Grunde ruht". Andererseits „dürfen wir nur, wenn wir auf den Boden zurückkehren, auf dem die Ideale unserer klassischen Periode erwuchsen, hoffen, den festen Grund zu finden, auf dem ein von gemeinsamen Ewigkeitsgedanken bewegtes Bewußtsein sich bilden kann". Diese Ideale sind aber nach denselben Zeugen aus protestantischem Geiste geboren. Darum ist nur von einer Protestantisierung des katholischen Volksteils im Sinne des neuen Protestantismus die Realisierung des deutschen Kulturstaates zu erwarten.

Man gedenkt nämlich keineswegs die Entwicklung sich selbst zu überlassen, weiß vielmehr sehr wohl zu schätzen, was die eigene Arbeit für die Entwicklungsziele bedeutet. Diese Arbeit hat aber zunächst die Ueberleitung des alten Protestantismus zum neuen der Vollendung entgegenzuführen.

Denn erst so wird der Volksgeist wenigstens im Sinne der Majorität ein einheitlicher. Es müssen also die vollen zwei protestantischen Drittel des deutschen Volkes zur höheren Stufe des neuen nationalen vereinfachten Protestantismus emporgeführt werden. Es ist kein Zweifel, daß dies gelingen wird, wenn es auch nicht an Widerständen fehlt. Schon heute arbeitet ein Heer von Theologen und Laien an diesem Werk, und keiner wird sagen, erfolglos, der die Haltung der offiziellen Vertretung des alten Protestantismus gegen diesen gewaltigen, wenn auch nur selten in den Kreis des öffentlichen Interesses tretenden Ansturm beobachtet hat. Indessen faßt man auch das andere Ziel bereits ins Auge. Die Vorschläge Harnacks, die Auflösung des eigentlichen Katholizismus durch Förderung aller in seinem Schoß entstehenden freiheitlichen Richtungen zu unterstützen, sind noch in aller Erinnerung. Daneben tritt auch eine immer deutlicher und bewußter werdende Schulbewegung auf. Sie hat direkt zum Ziele, statt des bisherigen konfessionellen oder simultanen Religionsunterrichts einen einheitlich national-idealistischen, auf die großen Dichter und Denker aufgebauten neuprotestantischen Religionsunterricht zu setzen. Die Konfessionen mögen nebenher, wenn es ihnen nötig dünkt, das eine oder andere in dogmatischer und kirchlicher Hinsicht ergänzen. Die Vermittlung des eigentlich Religiösen im angegebenen Sinne übernimmt die neue Schule des deutschen Kulturstaates.

Wenngleich ernste Männer mit solchen Gedanken an die Oeffentlichkeit treten und ein Troß von Tagesjournalisten diese in den Zeitungen breit zu treten beginnt, so liegt für uns doch kein Grund vor, uns darüber aufzuregen. Nicht als ob wir glaubten, die Hand der Harnack, Paulsen, Delbrück, Lenz lebhaft ergreifen zu müssen, wozu einige harmlose Seelen anscheinend das Bedürfnis empfanden. Aber wir finden nichts außergewöhnliches daran, wenn andere mit Energie und Geschick sich daran geben, uns in die Gesamtverfassung zu bringen, in der sie uns zu haben wünschen. Ob ihnen dies

Unterfangen gelingt, hängt ja lediglich von uns ab. Was wir denken und empfinden, wollen und erstreben, ist unsere eigene Angelegenheit. Diese Angelegenheit in doppelter Hinsicht zu fördern, dazu mögen uns allerdings die bezeichneten Einheitsbestrebungen anspornen. Vor allem werden wir die katholischen Elemente unserer seelischen Gesamtexistenz immer tiefer zu erfassen, immer mehr zu verinnerlichen, immer intensiver zu einem notwendigen und lebendigen Stück unserer ganzen Persönlichkeit zu machen haben. Zugleich aber müssen wir es — und das ist das zweite — in allen weltlichen Dingen, in Kunst, Wissenschaft, Literatur, Technik, Wirtschaft und Politik unter Aneignung aller modernen Mittel zu einer intensiv gesteigerten Hochkultur bringen, die der Kultur eines jeden protestantischen Reichsteiles völlig ebenbürtig ist. Fehlt das erste, so besteht Aussicht, daß das Experiment gelingt, uns unserer katholischen Elemente allmählich zu entleeren und in die national-protestantische Kultureinheit aufzusaugen. Fehlt das zweite, so wird die mit der ganzen Macht und dem ganzen Glanz der modernen Kultur gerüstete gegnerische Majorität die kulturell unterlegene katholische Minorität moralisch zur quantité négligeable machen und es steht uns das Los der Paganisierung bevor. Ist aber jeder Katholik vollwertiges Glied einer in sich gefestigten und mit allen Mitteln der modernen Kultur gerüsteten Armee geworden, so wird man das Beginnen einer Protestantisierung der Katholiken als ein völlig aussichtsloses aufgeben. Was man dann anwenden kann, sind nur Gewaltmittel, die unter diesen Voraussetzungen den Triumph des Katholizismus nur vollenden können. Man wird sie nicht anwenden. Vielmehr wird man zu erwägen beginnen, ob nicht doch eine nationale Kultureinheit mit einem sonst kulturell ebenbürtigen Volksteil eingegangen werden könne, ohne daß man unsere Kinder statt des allmächtigen, gütigen Vaters im Himmel das Goethesche Allempfinden lehrt, ohne daß man ihre Seele statt mit dem Bild des menschgewordenen, für unser ewiges Heil gestorbenen

Gottessohnes mit den literarisch-menschlichen Porträts Herders oder Goethes füllt, ohne daß man ihnen die zehn Gebote Gottes durch den kategorischen Imperativ Kants ersetzt, ohne daß man der Jugend statt der reinsten Jungfrau Goethes Liebeserlebnisse als ideale Vorbilder aufstellt.

Was wir im Vorausgehenden erörtert haben, zielt vor allem auf das Eine ab: Die Stellung des Katholizismus im deutschen Reiche hängt bei der gegenwärtigen Lage viel weniger von den momentanen parlamentarisch-politischen Machtverschiebungen ab als vielmehr von der kulturellen Konstellation der katholischen Landesteile gegenüber den protestantischen — ‚kulturell' genommen im Sinn einer religiösen Verinnerlichung aller katholischen Grundelemente, aber auch im Sinn aller weltlichen Kultur. Sind wir stark gewesen im Ausbau unserer politischen Macht, so müssen wir noch stärker sein im Ausbau dieser doppelten Kultur. Erstere erschlägt tausend, letztere aber zehntausend. W.

LVIII.

Gehaltsfrage der katholischen Geistlichen in Preußen.

Die Blätter aller Richtungen befassen sich lebhaft mit der Gehaltsfrage der Oberlehrer, Richter und der Mittel- und Unterbeamten verschiedener Dienstzweige. Es ist zu begrüßen, daß im preußischen Landtage und in den Zeitungen auch die Frage nach der materiellen Lage der Geistlichen angeschnitten ist. Der katholische Geistliche steht gegen die andern akademischen Stände, mit denen er gleiches Abiturium und gleich lange und teuere akademische Vorbildung hat, in Bezug auf Gehalt in kaum glaublichem Abstande zurück; ja er kann sich in dieser Beziehung mit den

Mittelbeamten, die Obersekundazeugnis und Supernumerarausbildung oder als Militäranwärter den Zivilversorgungsschein haben, nicht messen. Die preußischen Oberbeamten beziehen in den verschiedenen Kategorien ungefähr 2700 bis 7200 Mk., die obengenannten Mittelbeamten ca. 1500 bis 4200 Mk., die katholischen Pfarrer — und darin sind Stolgebühren und andere Stelleneinnahmen eingerechnet — 1500 bis 3200 Mk. Der Justizminister hat eine Aufbesserung der Richter begründet: „Weil die Juristen ein besonders wichtiges Amt zu versehen haben." Die Oberlehrer wollen den Richtern an Wichtigkeit und damit auch an Gehalt gleich sein; sie berufen sich dabei auf einen Ausspruch Bismarcks über die besondere Bedeutung des höheren Lehrerstandes. Wie müßte der katholische Geistliche besoldet sein, wenn die Wichtigkeit des Berufes für die Gehaltshöhe der Gradmesser sein soll!

Wir sind durchaus nicht der Ansicht, daß Bildung und Besitz *stets* sich decken. Der geistige und kulturelle Hochstand des deutschen Klerus in seiner großen Mehrzahl ist ein handgreifliches Argument gegen diese Auffassung. Wenn aber einmal ein katholischer Geistlicher auf dem Lande unter dem Druck materieller Not, die ihm die nötigste Anregung und die nötigsten Weiterbildungsmittel versagt, beginnt, städtischen Schliff zu verlieren und in äußerer Erscheinung und Geistesauffassung sich zu akklimatisieren, so rümpft man die Nase. Aber, man setze einmal einen Durchschnittsassessor oder Oberlehrer mit 1500 oder 1900 Mk. als Einödler nach Wolkenkuckucksheim; da würde man das gleiche erleben. Gerade der Pfarrer auf dem Lande sollte pekuniär so gestellt sein, daß er durch Haltung größerer Zeitungen und Zeitschriften, durch Anschaffung von Büchern, durch gelegentliche Reisen, durch den Verkehr mit anderen akademischen Ständen sich in die Lage versetzen könnte, in seinem frühern geistigen Milieu zu bleiben. Der Pfarrer steht am Einkommen tiefer als selbst manche Unterbeamte mit Elementarschulbildung,

tiefer als viele junge Handlungsgehilfen und Handwerker mit qualifizierter Arbeit, z. B. als Monteure. Daß dadurch der soziale Einfluß und manches von dem Ansehen des Geistlichen herabgemindert wird, kann nur ein unheilbarer Idealist, der keinen irdischen Boden unter den Füßen hat, verkennen. Weshalb stehen in den romanischen Ländern die Geistlichen vielfach kulturell tief und weshalb ist ihr Einfluß dahin? Woher die sittliche und religiöse Verrohung vor der Reformation? Eine Mitursache ist in beiden Fällen zweifelsohne der wirtschaftliche Tiefstand des niederen Klerus.

Die Germania brachte neulich Beispiele aus Schlesien. Wir möchten als *Paradigma für die Gehaltsverhältnisse des Klerus in Preußen* einiges aus der *Diözese Trier* berichten. Es gibt auch Ausnahmen von unserer Darstellung. Einmal, weil ein Teil des Klerus Privatvermögen besitzt; dann mag es einige sehr wenige Pfarrstellen geben, die aber nur wenigen Abgearbeiteten im hohen Alter erreichbar sind, deren kirchliches Benefizium mehr als 3200 Mk. abwirft; ferner erhöht sich in Städten die Einnahme um einiges durch nebenamtliche Beschäftigung in Krankenhäusern, Gefängnissen, höheren Schulen &c. Unsere Darstellung trifft aber reichlich auf 4/5 des Seelsorgklerus in ihrer ganzen Nacktheit zu. Der Kaplan hat nach neun Gymnasial- und vier akademischen Jahren 1100—1200 Mk. Gehalt. Er wohnt bei dem Pfarrer und muß nach bischöflicher Verordnung diesem 1000 Mk. Kostgeld zahlen. Es erübrigen also noch 100—200 Mk. freies Geld. Er bleibt 4—5 Jahre Kaplan. Es kommen noch Meßstipendien hinzu, etwa 450 Mk. Dies ist aber reine Privatsache, denn der Geistliche braucht nicht jeden Tag zu zelebrieren, er braucht dies ferner nicht gegen Stipendium zu tun. Das Stipendium steht in Bezug auf Einkommen etwa dem Gelde gleich, das ein Oberlehrer durch Stundengeben, ein Richter durch Schriftstellerei erwirbt. Es kann zum Gehalte in keiner Weise hinzugerechnet werden. Bares Geld mit Nebenverdienst

550—600 Mk.! In welcher Weise der Geistliche zu sozialen und allen möglichen charitativen Zwecken herangezogen wird, hat kürzlich die Kölnische Volkszeitung (Nr. 222) trefflich geschildert. Daß kaum der Allersparsamste sich etwas zurücklegen kann, daß aber viele ihrem Vater auf die Tasche klopfen müssen, liegt auf der Hand. Gestern noch klagte mir ein Kaplan: ich habe jährlich 50 Mk. Fixum. Davon muß ich 33,75 Mk. in den Pensionsverein zahlen, bleiben 16,25 Mk.! Außer Stipendien keine Nebeneinnahmen; ich habe bis jetzt 700 Mk. Zuschuß von Hause bekommen. Dies ist nur ein Beispiel. Es würde sich die Behörde ein großes Verdienst erwerben, wenn sie die Einkommensverhältnisse der Kapläne statistisch zusammenstellen und herausgeben wollte.

Der Pfarrvikar ist ein Zwitterding zwischen Kaplan und Pfarrer. Das Recht kennt ihn nicht. Weder das gemeine Kirchenrecht noch ein Partikularrecht klärt seine Stellung zu Pfarrer und Bischof. Er soll meist in schwierigster, arbeitsreichster, industrieller (Saar-) Gegend Kirche und Pfarrhaus bauen, eine Pfarrei errichten. Dies meist durch Betteln. Er hat mit Nebenverdienst (Stipendien) ein Einkommen von durchschnittlich 23—2400 Mk. Der Staat gibt nichts dazu, es fließt vielfach aus unsicheren Quellen. Dies Einkommen steigt nicht. Aus ihm muß vielerorts der Vikar manches aus dem Dienstaufwande, Reisen im Interesse des Dienstes und in armen Gemeinden — fast alle sind arm — manches für Kirche, Gottesdienst, Arme, Vereine bestreiten. In den Gegenden der Industrie sind die Lebensmittel oft teurer als in den Städten. Er bleibt Vikar vielfach bis zu seinem 15. Priester-, seinem 40. Lebensjahr. Ja, wahrlich ein Opferleben im Interesse der Kirche und des Volkes.

Nachdem im Landtage ein konservativer Abgeordneter das Gehalt der evangelischen Pfarrer (2400—4800 Mk.) als eines akademischen Mannes unwürdig bezeichnet hat — wir sehen die Notwendigkeit der Gehaltsaufbesserung der evangelischen Pfarrer ein und gönnen sie ihnen von

Herzen —, verlangte Dr. Porsch auch eine Aufbesserung der katholischen Geistlichen und am 18. März Dr. Heisig (Zentr.) speziell eine solche der „zum Teil noch sehr gering besoldeten Kapläne". Hilfsgeistliche: Kapläne und Vikare beziehen aber bis jetzt überhaupt kein Staatsgehalt. Wie die Kapläne, so empfehlen wir auch die Vikare dringend der staatlichen Fürsorge. Fast sämtliche Pfarrvikarien der Diözese sind nur durch staatliche Unternehmungen notwendig geworden, so fast alle Vikarien des Saarreviers wegen des durch die königlichen Gruben erfolgten Zuzuges. Die meisten Pfarrvikare wirken nur unter Staatsangestellten und für solche. Der Staat schafft die kirchlichen Notstände, gibt aber weder zur Bildung der Neugründungen noch zum Gehalt der für deren Pastoration nötigen Geistlichen einen Pfennig. Vor dem Kulturkampf war dies anders; damals waren die heute zu Pfarreien ausgebauten Pfarrvikarien zum Teil in den Kultusetat aufgenommen und mit namhaften Staatszuschüssen bedacht.

Im November vorigen Jahres haben die Ordinariate einen Erlaß des Kultus- und Finanzministers bekanntgegeben, der auf Resolutionen des Herrenhauses vom 1. Dezember 1904 und des Abgeordnetenhauses vom 30. Mai 1905 fußt. Es handelt sich um Erhebungen behufs Stellungnahme der Regierung zu einer in Aussicht stehenden Gesetzesvorlage betreffs Heranziehung gewerblicher Unternehmer und juristischer Personen zu den Kirchensteuern in der Betriebsgemeinde. In der Diözese Trier kommt neben einigen privaten Hüttenwerken fast ausschließlich der Staat selbst als gewerblicher Unternehmer in Betracht. Es kommt darauf an, „möglichst viele besonders lehrreiche Fälle zu ermitteln und nach ihrem Tatbestande erschöpfend darzustellen," um über die Finanzierung der durch Zuzug notwendig gewordenen kirchlichen Einrichtungen (besonders Vikarie-Pfarrgründungen) einen Ueberblick zu erhalten. Es wäre sehr zu wünschen, daß die bischöflichen Behörden bei dieser Gelegenheit nach klar präzisierten, möglichst erschöpfenden Gesichtspunkten Stati-

stiken über **alle** Neugründungen (Pfarreien und Pfarrvikarien) seit der Zirkumskriptionsbulle de salute animarum 1821 aufstellen wollten, daß diese Diözesanstatistiken dann vereinigt und herausgegeben würden. Es wäre damit ein erster Schritt zu der so sehr zu wünschenden offiziellen katholisch-kirchlichen Statistik gemacht.[1]) Neben dem wissenschaftlichen, besonders dem geschichtlichen, sozialen und volkswirtschaftlichen Werte einer solchen gut angelegten und möglichst ins Einzelne gehenden Statistik, interessiert uns hier besonders deren praktischer Wert: Sie würde einen Gradmesser für den kirchlichen Aufschwung, den katholischen Glaubens- und Opfergeist besonders seit den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts abgeben und wie eine solche Statistik zu einem schnelleren, leichteren und gerechteren Gründungsmodus führen würde, könnte sie auch so angelegt werden, daß sie zu einer kirchlich-staatlichen Regelung der Gehälter der Pfarrvikare die dringende Notwendigkeit erwiese.

Der **Pfarrer** hat ein Gehalt von 1500—3200 Mk. Will er sich nicht durch ausständig bleibende Stolgebühren dies geringe Einkommen noch weiter schmälern lassen, so kommt er beim Volk leicht in den Geruch des Geizes. Ja, die Stolgebühren mit Trinkgeldanhängen von zwei Groschen! Wie sie das Ansehen des Geistlichen herabsetzen, wie sie in Industriegegenden und bei konfessionell gemischter Bevölkerung zuweilen zum Abfall vom Glauben oder zur protestantischen Trauung den äußeren Anlaß geben, wird der wissen, der im vollen Leben gestanden hat. Weshalb nicht Ablösung der Stolgebühren wie bei den evangelischen Geistlichen?

Mancher Pfarrer hat noch Schulden aus der Zeit seines Studiums, oder er muß sich mit Geschwistern abfinden, deren Vermögen er angegriffen hat. Als Kaplan konnten nur die wenigsten bei äußerster Sparsamkeit sich

---

1) Vergl. oben Bd. 134 S. 830 ff.

einiges zurücklegen. Werden sie Pfarrer, so müssen manche zur Beschaffung der Wohnungsausstattung wieder sich einige tausend Mark borgen. Wie eine doppelte Schuld mit 1500 oder 1900 Mk. abtragen? In normalen Verhältnissen geht es ja wohl im Lauf der Jahre; aber es leidet gar leicht die Lebens- und Schaffensfreudigkeit.

Eine Schwester führt bei ihm die Haushaltung — um Gotteslohn. Ihr Vermögen hat er vielleicht mitverstudiert. Er sollte sich für sie um 10,000, besser um 20,000 Mk. in eine Lebensversicherung einkaufen. Aber wovon die Prämien zahlen? Stirbt er, so kann seine Schwester um Lohn bei fremden Leuten dienen.

Alle Staats- und Kommunalbeamten und viele Privatbeamte haben Pension. Mancher Mittelbeamte hat eine höhere Pension, als ein Pfarrer jemals Gehalt bekommen kann. Der Pfarrer bezieht jährlich, wenn er nach 40—50 Dienstjahren sein Amt niederlegt, 600 Mk. Da er damit natürlich nicht leben kann, muß er, 70jährig, der an eigene Haushaltung und an Bewegungsfreiheit gewöhnt ist, seine Tage in einem Krankenhaus als Pensionär beschließen. Die 600 Mark fließen dann in die Kasse des Krankenhauses. Will er einiges Taschengeld haben, so muß er um Stipendien zelebrieren. Ja, aber die Geistlichen können doch in den Diözesan-Pensionsverein eintreten? Dies ist zwar ein offiziöser, aber ein Privatverein, der, da er nicht auf versicherungsgesetzlicher Grundlage beruht, keine Garantie bietet. Vom Jahre 1907 an müssen die Kapläne in diesen Verein jährlich zahlen 33,75 Mk. (von ihren 100-200 Mk. freiem Gelde!), junge Pfarrer (von ihren 1500 resp. 1900 Mk. Gehalt!) 42,75, 47,25 Mk. Pfarrer, die über 25 Jahre geweiht sind, 72 Mk.

Es kann auf die Kirche in Preußen nur segensreich wirken, wenn angebahnt wird: Einheitliche, feste Regelung der Besoldung der Hilfsgeistlichen — Ablösung der Stolgebühren — Gleichstellung der Pfarrer im Gehalt mit

anderen höheren Beamten, etwa mit den Oberlehrern — staatliche Pension im Verhältnis dieser Beamten.

Wir brauchen diese Forderungen wahrlich nicht zu stellen, um Kandidaten der Theologie anzulocken. Unsere Theologen werden, Gott sei Dank — das zeigt ihre hohe Zahl trotz der äußerst mißlichen wirtschaftlichen Verhältnisse des Klerus — Priester aus rein idealen Gründen. Der Staat wird auch bei Erfüllung der Forderung kaum mehr als die Zinsen des säkularisierten Kapitals geben; ferner ändert das Graduelle der Staatsleistung nichts an einer Prinzipienfrage.

LIX.

Die Wahlbewegung unter den Deutschen Oesterreichs.

Der 14. Mai d. J. ruft bekanntlich zum erstenmale alle volljährigen Staatsbürger zur Urne. Das allgemeine Wahlrecht, wie es Deutschland und Frankreich besitzen, soll von nun ab auch in Oesterreich in Geltung treten und seine Wirkungen erproben. Es muß sich erst erweisen, ob wirklich, wie der Ministerpräsident Frhr. von Beck erhofft, das allgemeine Wahlrecht eine Verankerung des Staatsbewußtseins in den breiten Schichten zur Folge haben wird. Gleichviel: es ist einmal da und also muß man mit ihm rechnen. Nur allmählich setzt die Wahlbewegung ein, aber die Richtlinien sind schon jetzt erkennbar. Vielleicht ist es nicht uninteressant, diesen Richtlinien, soweit sie sich wahrnehmen lassen, nachzugehen.

Die Deutschen in Oesterreich sind nach drei großen Parteien gespalten. Die eine ist die liberale mit ihren Anhängseln, den nationalen Fraktionen verschiedener Observanz,

die zweite ist die sozialdemokratische, die dritte, die auf religiöser Grundlage stehende, deren stärkste Organisation die christlich-soziale Richtung darstellt. So weit diese drei großen Parteien auseinandergehen, in einer Erkenntnis treffen sie sich. Sie alle wollen das Verhältnis der diesseitigen Reichshälfte zu Ungarn gründlich geändert haben. In allen übrigen Belangen praktischer Politik sind ihre Ziele verschieden.

Die liberale Partei hatte ihre Stärke seit jeher in den Sudetenländern. Dort lagen die Wurzeln ihrer Kraft, von dort bezog sie ihre leitenden Männer: Herbst, Giskra, Plener, die alle zeitweise Ministerportefeuilles innehatten. Ihre kennzeichnenden Charakteristika waren ein den Bedürfnissen des praktischen Lebens abgewandter Doktrinarismus in Kirchen- und Schulfragen, deren Regelung im Sinne des aufgeklärten Josefinismus immer ihr Ideal war, die Vertretung freihändlerischer Grundsätze und die Schonung jüdischer Anschauungen auf Kosten der christlichen. Im Laufe der Jahre sammelte sich viel Haß gegen sie an. Als Bismarck die Schwenkung gegen den Schutzzoll hin unternahm, regte sich auch in Oesterreich der Gedanke, daß das fernere Festhalten an den Cobdenschen Lehren von Uebel sei, und die Aktion zur Rettung des Kleingewerbes nahm ihren Anfang. Sie entfremdete dem bis dahin in Deutschösterreich allmächtigen Liberalismus weite Kreise der Bevölkerung. Diese Entfremdung wurde umso größer, als gleichzeitig der Antisemitismus herübergriff, der infolge der großen Zahl von Juden in Oesterreich von weit bedeutenderem Einflusse war als im übrigen Westeuropa. Die Bevormundung, die sich die große jüdische Presse in dieser Frage gegenüber der liberalen Partei mit Erfolg erlaubte, grub die Kluft zwischen dieser und der Bevölkerung immer tiefer. So ist heute der Liberalismus, wie ihn die Siebzigerjahre gekannt haben, in Oesterreich tot. Auch diesmal wird er nicht zum Leben erweckt werden. Nur der oben gekennzeichnete Doktrinarismus

in Kirchen- und Schulfragen wirkt noch fort und in dieser Hinsicht sind Deutsche Volkspartei, Freialldeutsche und Schönerianer die Erben der Liberalen alten Schlages. So sehr sich diese Fraktionen befehden, sie unterscheiden sich doch nur in dem Grade ihrer Kirchenfeindlichkeit. Was sich katholisch nennt, ist für sie ein Stein des Anstoßes und die sogenannte „Los von Rom-Bewegung“ wurde von den letztgenannten inszeniert, von den Freialldeutschen mitgemacht und von der deutschen Volkspartei mit schmunzelndem Behagen verfolgt. In wirtschaftlichen Fragen sind alle drei schutzzöllnerisch gesinnt, den Antisemitismus haben sie gemeinsam. Ihr Verbreitungsbezirk ist vornehmlich in den gemischtsprachigen Ländern zu suchen, wo die ständigen Reibungen mit den Slaven naturgemäß eine schärfere Betonung des nationalen Moments hervorrufen.

Die Sozialdemokratie ist, wie bei allen Nationen, auch bei den österreichischen Deutschen vertreten. Sie wird aber wohl nicht zu der Bedeutung gelangen wie in Norddeutschland, erstens, weil die Industrialisierung Oesterreichs nicht so weit vorgeschritten ist, und zweitens, weil, dem süddeutschen Naturell entsprechend, die Klassenunterschiede weniger grell hervortreten und somit ein wirksames Agitationsmittel hier versagt. Immerhin werden einige Mandate im nördlichen Böhmen, im nordwestlichen Mähren und in Steiermark, ferner die Arbeiterbezirke Wiens den Sozialdemokraten zufallen.

Auf christlicher Grundlage stehen in Oesterreich zwei deutsche Parteien: die Altkonservativen unter der Führung des Landeshauptmanns von Tirol Dr. Kathrein und die Christlichsozialen, deren weitaus bekanntester Vertreter der Bürgermeister von Wien Dr. Karl Lueger ist. Die erstgenannte hat in den hinter uns liegenden Zeiten unmittelbar nach dem Beginn der verfassungsmäßigen Aera unleugbare Verdienste errungen. Gegen den Anprall der damals unbesiegbar scheinenden liberalen Flut hielt sie in der Vertretung der katholischen Prinzipien wacker stand. Doch blieb sie

immer auf die Alpenländer beschränkt. Die Reichshauptstadt und dann Niederösterreich dem christlichen Gedanken gewonnen zu haben, ist das Ehrendenkmal Luegers. Von dort aus schickt sich die christlichsoziale Partei jetzt an, auch nach den Sudetenländern überzugreifen. Ob ihr schon jetzt Lorbeeren in diesem schweren Kampfe grünen werden, läßt sich nicht voraussehen. Aber allgemein nimmt man an, daß sie als die stärkste unter den deutschen Parteien in das neue Haus zurückkehren werde. Daß sie dann auch Vertreter in das Ministerium entsenden wird, gilt als sicher.

Von der Angabe irgend welcher Ziffern soll hier abgesehen werden; denn nirgends ist Prophezeien schwerer als in der Politik. Aber im großen und ganzen dürften, soweit Voraussagungen in diesen Zeilen ausgesprochen wurden, ihnen die Wahlergebnisse rechtgeben.

LX.

Die Intervention der Vereinigten Staaten auf Kuba.

Die nordamerikanische Union hat mit ihrem Vorgehen auf Kuba infolge der dortigen, ihre wirtschaftlichen Interessen schädigenden Unruhen die Hand gelegt auf die „Perle der Antillen", bekanntlich eins der fruchtbarsten Tropengebiete der Erde von über $^1/_5$ der Größe Deutschlands, jedoch nur etwa 1700000 Bewohnern. Damit hat sie einen neuen, höchst wichtigen Schritt in ihrer imperialistischen, aggressiven Politik getan, die sie bereits in Besitz der spanischen Kolonien der Philippinen und Portorikos und in den des Panamakanals setzte, ein Schritt, der den zweiten Pfeiler der Brücke, die über Kuba, Portoriko und die übrigen Antillen von den Küsten Floridas nach den nördlichen Gestaden Südamerikas

führt, völlig in ihre Gewalt und selbst in dauernden Besitz zu bringen bestimmt ist.

Zufolge der von den Vereinigten Staaten im November 1900 inaugurierten kubanischen Verfassung verpflichtete sich Kuba, mit keiner fremden Macht einen seine Unabhängigkeit gefährdenden Vertrag zu schließen, keine Schuld aufzunehmen, sowie der Union ein Interventionsrecht einzuräumen zur Wahrung der Unabhängigkeit Kubas und zur Erhaltung einer Regierung, welche geeignet ist, das Leben, das Eigentum und die persönliche Freiheit zu schützen und endlich Flottenstationen zu überlassen. Hiedurch war Kuba in diesen Richtungen bereits in tatsächliche Abhängigkeit von der Union gebracht und war mit Bestimmtheit zu erwarten, daß diese bei sich bietendem Anlaß des weiteren ihre Hand auf Kuba legen würde. Nunmehr hat die Union infolge der ihre Handels- und Industrieinteressen gefährdenden Unruhen auf Kuba interveniert, Kriegsschiffe und über 6000 Mann entsandt, das Werk der Entwaffnung der kubanischen Freiwilligen jedoch nur scheinbar durchgeführt und an Stelle des Kriegsministers Taft den früheren Gouverneur der Philippinen, Charles Magoon, als provisorischen Gouverneur nach Kuba geschickt.

In Uebereinstimmung mit den Erklärungen seines Vorgängers verkündete der neue Gouverneur in einem Aufruf, er werde seine Vollmacht im Sinne der Aufrechterhaltung der Unabhängigkeit Kubas ausüben, während General Taft versichert hatte, die Amerikaner wollten Kuba so schnell wieder verlassen, wie die Kubaner es wünschten. Der Neuwahlentermin hänge von den Kubanern ab. Präsident Roosevelt erklärte in einer seiner jüngsten Botschaften: „Die Intervention der Vereinigten Staaten in Kuba sei erfolgt, als die Unordnung bereits so groß geworden war, daß die Wahrscheinlichkeit bestand, daß die europäischen Vertreter, wenn nicht die Vereinigten Staaten die Ordnung wiederherstellten, bewaffnete Intervention ihrer Regierungen zum Schutze von

Leben und Eigentum ihrer Staatsangehörigen nachsuchen würden. Jetzt sei der Friede wiedergekehrt, die Zuckerernte im Gange, und nach den bevorstehenden Wahlen solle die provisorische Regierung ihr Ende erreichen. Die Vereinigten Staaten wollten nichts von Kuba als dessen Gedeihen; doch ermahnte der Präsident die Kubaner feierlich zu ruhigem, gesetzmäßigem Verhalten, denn wenn die Wahlen eine Farce würden und der Aufruhr im Lande nicht aufhöre, könne nicht davon die Rede sein, daß die Insel unabhängig bleibe. Amerika würde vielmehr aufs neue zu intervenieren haben." Im Jahresbericht des Kriegssekretärs Taft an den Kongreß aber heißt es noch deutlicher: „Wenn der Hang zur Insurrektion weiter bestehen bleibt, wenn die Kubaner wieder bewaffnete Banden bilden, dann wird die starke Hand unserer Regierung auf Leben und Eigentum gelegt werden, koste es, was es wolle. Dauernder Friede wird dann sicherlich die Folge sein, da es ein Friede unter unserer Obhut sein würde."

In den Vereinigten Staaten hat sich seit längerer Zeit gegenüber der bisher überwiegenden Stimmung gegen die Annexion Kubas eine starke Strömung für dieselbe entwickelt. Dieselbe ist auch im Kongreß bei Mitgliedern beider Parteien vorhanden und wird von einer starken Gruppe von Kapitalisten, Landspekulanten, Plantagenbesitzern 2c. unterstützt. Schon die erste Phase der Intervention der Union in Kuba, ihr Krieg gegen Spanien war, wie sich jetzt herausstellt, das Werk des Annexionsblocks im Kongreß und jener Gruppe. Ein großer Teil der nordamerikanischen Presse und Politiker, sowie die Nordamerikaner in Kuba und selbst ein Teil der Kubaner treten heute für die baldigste Einverleibung der Insel in die Union ein. Allein die über den überwiegenden Einfluß gebietenden leitenden Männer in Washington sind dazu nur im dringenden Falle geneigt, da sie sich der Schwierigkeiten ihrer dauernden Durchführung in Anbetracht der unruhigen, stets zu Aufständen geneigten Bevölkerung Kubas bewußt sind, andererseits aber der scharfen Ver-

urteilung, die die Intervention der Union im gesamten spanischen Amerika fand, Rechnung tragen. Auch wird hervorgehoben, daß Kuba den größten Teil seiner Produkte im Werte von 50 Millionen Dollars nach den Vereinigten Staaten ausführt und die hohen Einfuhrzölle dieser Produkte nach der Annexion der Union verloren gehen würden. Da aber ein sehr großes nordamerikanisches Kapital in Grundbesitz, Industrien, Telegraphen- und elektrischen Anlagen 2c. auf Kuba abgelegt ist und Nordamerika jährlich für 70 bis 80 Millionen Dollars Waren nach Kuba verkauft, so erfordert es das Interesse der Nordamerikaner, für Ruhe und Ordnung auf der Insel zu sorgen und namentlich einen Ausfall der Zucker- und Tabakernten zu verhindern. Es gilt daher für sicher, daß man zwar an maßgebender Stelle im Weißen Hause die Annexion Kubas nicht geradezu anstrebt, jedoch den nunmehrigen pazifizierten Zustand zu verlängern suchen und abwarten wird, wie sich die Kubaner verhalten und ob sie tatsächlich imstande sind, sich selbstständig zu regieren.

Nun wurde zwar unlängst berichtet, die Lage auf Kuba bessere sich täglich, und die amerikanischen Behörden hofften in wenigen Wochen die Truppen und Kriegsschiffe zurückziehen zu können. Allein von dem provisorischen Gouverneur von Kuba, Magoon, gingen Nachrichten ein, denen zufolge in verschiedenen Teilen Kubas die Lage mehr oder weniger unruhig ist, und von zügellosen Banden Plünderungen begangen werden. Auf das Ersuchen Magoons ordnete General Bell, der derzeitige Höchstkommandierende, beträchtliche Verstärkungen der amerikanischen Garnison von Kuba an. Zum erstenmale seit der Besetzung von Kuba durch die Amerikaner wurden amerikanische Truppen genötigt, die Unterdrückung von Unruhen zu übernehmen, anstatt diese Aufgabe der kubanischen Landmiliz zu überlassen. Es wird dies in einigen Kreisen als Anzeichen dafür angesehen, daß die kubanischen Zivilbehörden nicht imstande sind, den Frieden auf der Insel

dauernd aufrecht zu erhalten. In den politischen Kreisen Londons äußert man starke Zweifel, daß der Union die Pazifikation der Insel und die Einsetzung einer guten Regierung ohne eine Verfassungsänderung gelingen werde. Zwar ist die Aufgabe der Entwaffnung der Insurgenten amtlicher Mitteilung zufolge gelöst und haben dieselben ihre Waffen abgeliefert; allein die 15000 Aufständischen lieferten nur 3000 alte, rostige Flinten ab, behielten jedoch viele Tausende moderner Gewehre und ebenso ihre zum größten Teil gestohlenen Pferde. Sie verschafften sich auch leichte Geschütze, besonders Maschinengewehre, und brachten sie in das Innere, um, falls die kommenden Neuwahlen, wie sie erwarten müssen, zu ihren Ungunsten ausfallen, mit bewaffneter Hand sich gegen die Errichtung dessen, was sie eine „Neger-Republik“ nennen, zu wehren. Danach würde also die Union nochmals militärisch eingreifen müssen, um den Wiederausbruch des kaum erstickten Bürgerkrieges zu verhindern. Jedoch dürfte inzwischen einer der Hauptzwecke der Intervention erreicht sein; denn die Aufständischen sind zu den Feldarbeiten zurückgekehrt, die Führer jedoch nicht, denn sie erwarteten in Aemtern untergebracht zu werden. Zwar begann Gouverneur Magoon langsam einen Teil der Anhänger Palmas aus den Aemtern zu entfernen und Liberale hineinzusetzen, allein keineswegs in dem Maße, wie diese gehofft hatten; denn er bewog viele alte Beamte in ihren Aemtern zu bleiben und und besetzte die vakanten Stellen ohne Rücksicht auf die politische Ansicht durch möglichst kompetente und ehrenhafte Männer. Er begann ferner das Offizierskorps der kubanischen Armee zu verringern und ließ bereits 94 Offiziersstellen eingehen. So notwendig diese Maßregel im Interesse einer sparsamen Verwaltung erscheint, so wird sie doch für sehr gefährlich gehalten. Denn die derart brot- und berufslos gewordenen Offiziere sind natürlich bereit, sich an jedem Aufstande zu beteiligen, besonders wenn sich dieser gegen die Nordamerikaner richtet. Die Liberalen sehen sich somit um

das eigentliche Endziel ihres Aufstandes, dasjenige an die Staatskrippe zu gelangen bezw. an ihr zu bleiben, betrogen und beginnen der Intervention feindlich gegenüberzustehen. Es scheint daher nicht ausgeschlossen, daß sie für die Kongreßwahlen die Losung: „Kuba den Kubanern" ausgeben werden und dann die überwiegende Mehrzahl auf ihrer Seite haben, und daß ihr Führer, General Zayas, zum Präsidenten gewählt wird. Die Konservativen und „Moderados" aber, die anfänglich der Intervention zürnten, weil sie den Liberalen zu viele Zugeständnisse machte, sind mit der jetzigen Sachlage zufrieden, wollen im Verein mit den amerikanischen Elementen auf Kuba dem Präsidenten Roosevelt bereits ein Denkmal errichten, und erklären, daß das Heil der Kubaner in der baldigen Einverleibung der Insel in die Union bestehe.

Inzwischen wird jedoch berichtet, daß der Gouverneur Magoon trotz aller persönlichen Liebenswürdigkeit selbst in der Hauptstadt immer unbeliebter wird, so daß die interimistische Herrschaft der Vereinigten Staaten nur durch weiteren Nachschub nordamerikanischer Truppen zu halten sein würde. Ein kleiner Teil der Bewohner von Habanna fordere dagegen immer lauter die Einverleibung der Insel in die Union. Bezeichnend für den heutigen Stand der kubanischen Unabhängigkeit sei die Tatsache, daß England seinen Vertreter bei der Republik Kuba abberufen und den Botschafter in Washington mit der Wahrung der englischen Interessen auf Kuba betraut hat. Die Regierung der französischen Republik hat ihrem Gesandten in Habanna Urlaub auf unbestimmte Zeit erteilt, und es gilt für wahrscheinlich, daß die übrigen europäischen Großmächte diesem Beispiele folgen und abwarten, wie sich die Dinge weiter entwickeln werden.

Somit bestehen auf Kuba scharfe politische Gegensätze. Allein selbst bei glücklicher Ueberwindung dieser Schwierigkeit bleibt noch die große Frage, ob der neue Kongreß imstande sein wird, eine regelmäßige und stabile Regierung einzusetzen. Bisher überwiegt noch vielfach die Annahme, daß die

Ereignisse zum direkten oder indirekten Anschluß der Insel an die Vereinigten Staaten führen werden, was ja auch der Zweck sei, den die Washingtoner Hintermänner der Revolution im Auge haben, und bereits verlautet, daß die Annexion der zu Kuba gehörigen 50 Quadratmeilen großen „Pinieninsel“ bevorstehe.

Der kubanische Kongreß hat sich mit der Entfernung seiner Mitglieder aus Habanna und dem Rücktritt des Präsidenten Palma bekanntlich aufgelöst, und der Gouverneur Magoon hat an Stelle des Kongresses eine gemischte Kommission ernannt zur Bearbeitung wichtiger Gesetze, insbesondere eines neuen Wahlgesetzes und eines Gemeindegesetzes. Die Partei der „Moderados“ verurteilte anfänglich die Intervention der Union in einem Manifest aufs schärfste, und die Führer der Liberalen stehen ihr, wie erwähnt, heute feindlich gegenüber. Es fragt sich daher, ob die Kubaner sich schließlich dauernd beruhigen werden, oder ob es etwa später noch zu einem langwierigen Insurrektions- oder Guerillakriege in der gebirgs- und waldreichen unwegsamen Insel, ähnlich dem kubanisch-spanischen gegen die Amerikaner, kommen wird.

Wenn auch in der Proklamation des Kriegsministers Taft erklärt wurde, daß die provisorische Regierung nur wegen des dringenden Erfordernisses der Lage und zur Wiederherstellung der Ruhe und der Ordnung und des öffentlichen Vertrauens gebildet sei, bis eine ständige Regierung geschaffen werde, und wenn auch alle Exekutiv-, Stadt- und Provinzialbehörden bestehen bleiben und die Gerichte Recht wie bisher sprechen und alle Gesetze, soweit sie nicht ihrer Natur nach zeitweilig unanwendbar sind, in Kraft bleiben, so beweist doch die amerikanischerseits erfolgte Entsendung von über 6000 Mann Truppen nach Kuba und deren jetziges Vorgehen, daß man sich auf alle Fälle für neu ausbrechende Unruhen und einen Kampf mit Insurgenten vorsah. Allerdings hat der frühere Inhaber der Macht in

Kuba, General Taft, alle verhafteten früheren Rebellenführer in Freiheit gesetzt, und den von ihnen verlangten Ausschuß für die Regelung ihrer Angelegenheiten ernannt. Allein die farbige bedürfnislose, arbeitsscheue und daher im Zustande des Proletariats verbliebene Mulatten- und Negerbevölkerung hat an dem sehr großen materiellen Nutzen der Plantagenbesitzer und Industriellen auf Kuba nur verhältnismäßig sehr geringen Anteil und ist stets zu Unordnungen und Umsturzbewegungen bereit. Die Kluft zwischen der weißen Bevölkerung, den Spaniern und den Kreolen, eine Gesamtbevölkerung, deren weit überwiegender farbiger und nicht farbiger Teil den Spaniern bekanntlich drei Jahre hindurch die Herrschaft erfolgreich streitig machte, besteht nach wie vor. Es erscheint daher bei dem Unabhängigkeitssinn der Kubaner nicht ausgeschlossen, daß dieselben sich später auch der amerikanischen Oberhoheit oder Herrschaft mit bewaffneter Hand widersetzen werden. Mit Bezug auf diese Perspektive aber erklärte ein amerikanischer Senator und Kongreßmitglied, „daß, wenn die amerikanische Flagge auf Kuba dauernd entfaltet würde, um die Industrie der Union zu schützen, auf Kuba 50,000 Mann amerikanischer Truppen mindestens ein Jahr lang erforderlich sein würden, um die Ordnung auf der Insel gründlich wiederherzustellen. Das gemachte Versehen der Zurückziehung der amerikanischen Truppen von Kuba, als dieses zur freien Republik erklärt wurde, werde jedoch dann nicht zum zweiten Male erfolgen, und schließlich müsse Kuba amerikanisch werden“. Hieß es doch auch bereits, daß eventuell 25,000 Mann der Armee auf den Philippinen nötigenfalls nach Kuba entsandt werden sollten. General Funston, der Bewältiger des Tagalenaufstandes, wurde vorübergehend zum Oberbefehlshaber der amerikanischen Truppen auf Kuba ernannt, neuerdings jedoch durch den Chef des Generalstabes der Armee, General Bell, ersetzt. Die auf Kuba befindlichen Landtruppen der Union aber wurden zu einer Besatzungsbrigade mit der Bezeichnung

„Erste Besatzungsbrigade" formiert, welche gegebenenfalls die Formation weiterer Brigaden erwarten läßt.

Nach einer Erklärung des Kriegssekretärs Taft werden die Besatzungstruppen auf Kuba verbleiben, bis die Ruhe dort völlig wiederhergestellt ist und die Kubaner gezeigt haben, daß sie imstande sind, sich selbst zu regieren. Sobald die Zustände es zulassen, wird der Chef des Generalstabs wieder vom Oberbefehl der Truppen auf Kuba enthoben, um in seine wichtige Stellung in der Heimat zurückzukehren. Die auf der Insel stehenden Marinetruppen werden dann größtenteils zurückgezogen; sie sind während des dortigen Aufenthalts dem Kriegsministerium unterstellt.

Nun hat die Armee der Union der Zahl nach zwar nichts von den kubanischen Truppen zu fürchten; denn dieselben bestehen nur aus einer berittenen Polizeitruppe von 3800 Mann, die in 3 Regimenter Kavallerie zu 8 Kompagnien und 2 Regimenter Infanterie und 3 Kompagnien Artillerie zu je 75 Mann eingeteilt sind. Außerdem aber existiert eine „Guardia Rural".

Schon verfügte ein Dekret des Gouverneurs Magoon, daß die stehende Armee auf 10000 Mann und deren Artillerie von 300 Mann auf 2000 Mann gebracht werden und daß im Kriegs- und Revolutionsfalle der Militärdienst für die Kubaner obligatorisch sein solle; jedoch wurde dies Dekret auf dringendes Bitten der politischen Kreise Kubas wieder zurückgenommen.

Allein die den Guerillakrieg sehr begünstigende Beschaffenheit der Insel und der stets zu Aufständen geneigte bedeutende Teil ihrer farbigen Bevölkerung vermöchte die Aufgabe der Amerikaner zu einer sehr schwierigen zu gestalten, zumal Kuba ein den nicht Akklimatisierten gefährliches Fieberklima besitzt.[1])

---

1) Vor kurzem traten bereits mehrere Fälle des gefürchteten, gelben Fiebers in der Provinz Santa Clara auf.

Diese Perspektive und die Erfahrungen des letzten Kuba-
s, sowie des kaum beendeten auf den Philippinen
en gegen die dauernde Einverleibung. Auch die vom
sekretär Elihu Root auf dem jüngsten panamerikanischen
eß in Rio de Janeiro vertretenen Anschauungen sind
ner solchen schwer vereinbar. Allein die Interessen der
kanischen, durch den Aufstand auf Kuba geschädigten
alisten und Landbesitzer ꝛc. sind so bedeutende und der
der herrlichen, fruchtbaren Insel, die schon Kolumbus
die schönste, die menschliche Augen je erblickt," erklärte,
ie Union so wertvoll, daß voraussichtlich eine Form
den werden dürfte, die ihr die Obergewalt über Kuba
nd in die Hände liefert. Verlautete doch bereits, daß
der Absicht verschiedener Kongreßmitglieder liege, der
in Zukunft ein größeres Aufsichtsrecht über die Insel
äumt zu sehen und daß sich der Kongreß demnächst
er kubanischen Frage beschäftigen wird. Allerdings
t jene Absicht nicht mit den offiziellen Versicherungen
ertreter der Unionsregierung auf Kuba überein und ist
et, die Selbständigkeit und Unabhängigkeit der Insel
zu beeinträchtigen. Man nimmt aber an, daß die
, wenn sie den Moment für gekommen hält, Kuba
seine eigene Regierung und sein eigenes Parlament
werde, die Oberaufsicht darüber und die Kontrolle
die Insel und deren Reformen aber in Washington in
and genommen werden. Den Anfang werde man, wie
ortoriko und Panama, mit den Finanzen machen, und
nion mindestens so lange ihre Hand auf Kuba halten,
ie Kosten ihrer militärischen Expedition gedeckt seien.
dies aber werde man sich wohl auch andere Garantien
reiben lassen. Derart hätte die Union wenigstens an-
end ihr Wort eingelöst, daß sie eine definitive Annexion
nsel nicht wünsche.

Nach dem offiziellen Bericht des Gouverneurs Magoon
gt das kubanische Defizit bereits 4 Millionen Dollars.

Deshalb soll, jedoch bei nicht völliger Unterdrückung der vom kubanischen Kongreß bereits bewilligten außerordentlichen Ausgaben, das Budget pro 1907 reduziert werden. Präsident Roosevelt sandte einen Spezialagenten nach Habanna, der die Finanzen Kubas ordnen und verwalten soll. Da jedoch die Unkosten der Revolution auf 5 300 000 Dollars veranschlagt werden, dürfte jener Fehlbetrag sich noch über das Doppelte steigern und schon damit die Neubildung einer unabhängigen Republik geradezu vereitelt sein. Die militärische Okkupation Kubas durch die Union gilt für notwendig jedenfalls bis nach dem Ende der Wahlen für den kubanischen Kongreß. Diese Wahlen aber werden wahrscheinlich erst Mitte dieses Jahres stattfinden.

In einem anderen Bericht aus Habanna heißt es in Uebereinstimmung hiermit, daß sich die Höhe der Verbindlichkeiten Kubas auf 31 und die der dafür verfügbaren Mittel auf 27 Millionen Dollars beziffern, ferner, daß ein nach Schätzung der Einnahmen für den Rest des Rechnungsjahrs zu erwartender Ueberschuß von 6½ Millionen vermutlich zur Deckung des Defizits in Anspruch genommen werden würde. Dieser „zu erwartende Ueberschuß“ werde jedoch, meint man, nicht erreicht werden, wenn man die letzten authentischen Meldungen über die Aussichten der diesjährigen Zucker- und Tabakernte auf Kuba in Betracht ziehe. Amerika werde daher einspringen, um den Fehlbetrag zu decken, und der Rest werde die Hissung des Sternenbanners über der „Perle der Antillen“ sein.

Unter den für die Angliederung Kubas eintretenden amerikanischen Interessenten stehen der Annexionsblock im Kongreß und eine starke Gruppe amerikanischer Kapitalisten, Landspekulanten, Plantagenbesitzer &c., die in Kuba engagiert sind, in erster Linie. Sie erwarten, daß ihre Anlagen durch die Annexion der Insel bedeutend gewinnen werden, auf die Annexion dringen, oder wenigstens versuchen, die zeitweilige Verwaltung durch die Amerikaner so viel wie möglich zu

rn und schließlich eine neue Abmachung mit der
en Regierung befürworten, welche die Oberaufsicht
on über die Angelegenheiten der Insel bedeutend
. Im Gegensatz zu der bisher verbreiteten An-
daß auch die innerhalb der Zollgrenzen der Union
an, Louisiana, den Philippinen und Hawai Zucker
ak erzeugenden Interessenten für die Annexion seien,
große Vorteile von ihr versprächen, stellt sich freilich
daß sie durchaus gegen die Annexion sind, weil sie
n Eingang von raffiniertem Zucker in den Vereinigten
befürchten. Denn es sei zu erwarten, daß die Ku-
lbst Raffinerien anlegen würden, die durch Ver-
g des Rohmaterials am Produktionsort bedeutende
ersparnisse sicherten und derart die Kreise des Zucker-
örten. Auch diejenigen Tabaksinteressenten, welche
vergangenen Winter die Philippinen-Tarifbill zu Fall
würden, meint man, sicher gegen die Annexion
en, ebenso aber die in starken und einflußreichen
organisierten Tabakarbeiter und die Südfrucht-
ten.

a hat, wie berichtet wird, in den letzten 5 Jahren
lich einen gewaltigen Aufschwung genommen. Allein
t fast ausschließlich nordamerikanischen Kapitalisten
Nach Berechnungen der amerikanischen Presse sind
160 Millionen Dollars nordamerikanischen Kapitals
angelegt. Fast alle Pferdebahnen, elektrische Bahnen
igen elektrischen Anlagen, Telegraphen- und Telephon-
sind in nordamerikanischen Händen. In der Zucker-
akkultur wie der Viehzucht sind je 30 Mill. Dollars
rikanischen Geldes untergebracht. Den Grundbesitz
ie Nordamerikaner relativ billig erstanden. Sie
bereits 4,3 Millionen Acres des besten Landes auf
l. Der Jahresimport Kubas hatte in den letzten
einen Wert von rund 100 Mill. Dollars. Davon
r die Hälfte aus den Vereinigten Staaten. Diese

verkaufen somit an Kuba mehr als an China und Japan zusammen. Die Annexion der Insel durch die Nordamerikaner wäre ein schwerer Schlag für den europäischen, speziell den englischen Handel, der immer noch bedeutend mit Kuba ist. Die Vereinigten Staaten sind zur Zeit noch keine Großmacht in gesamtpolitischer oder in militärischer, wohl aber in wirtschaftlicher Beziehung. Der große Einfluß der nordamerikanischen Union erklärt sich durch die ungeheuren natürlichen Reichtümer, die Fruchtbarkeit des Landes und seine hochentwickelte Industrie. Aus allen diesen Momenten resultiert ein ungeheurer Nationalreichtum, und dieser würde durch die Einverleibung Kubas noch wesentlich gesteigert werden.

Allein der Besitz Kubas wäre namentlich auch in politischer und militärischer Hinsicht von besonderer Bedeutung für die Union. Denn sie würde durch ihn, im Verein mit Portoriko und ihrem Flottenstützpunkt, Keywest, sowie dem Panamakanal die wichtigsten und nächsten Zugänge zum Antillenmeer und mexikanischen Golf, die Floridastraße, den Kanal von Jamaika (Windward-Straße) und die Mona-Passage beherrschen, und gewänne durch die vortrefflichen kubanischen Häfen von Havanna, Santiago und Cienfugos wichtige Stützpunkte für ihre Flotte, so daß deren Herrschaft auch im Antillenmeer eine vollständige sein würde. Die Union gelangte damit in den Besitz des Hauptpfeilers der Brücke, welche die Antillen zum südamerikanischen Kontinent bilden, und mit ihrer maritimen und kommerziellen Einflußzone diesem Nachbargebiet immer näher. Der Schutz und die Weiterentwicklung ihrer Handels- und Industrieinteressen in Zentral-Amerika und den anliegenden südamerikanischen Staaten würden erheblich gefördert und eine Gefährdung dieser Interessen durch die so häufigen Unruhen in jenen Ländern der Union gelegentlich eine erneute Handhabe zur Expansion ihnen gegenüber bieten. Der mit der Besitznahme der Philippinen inaugurierte Imperialismus der

Vereinigten Staaten aber würde einen neuen, mächtigen Impuls erhalten, und man darf daher gespannt sein, ob und in welcher Form dieselben, unter Vermeidung der Opfer eines langwierigen Insurrektionskrieges, ihren politischen und wirtschaftlichen Einfluß auf Kuba zum alleinherrschenden zu machen wissen werden, ohne sich jenes, sehr schwierige Bedingungen in sich schließende Inselland, größer wie Portugal und annähernd vom Umfang des Königreichs Rumänien, einzuverleiben.

Rogalla von Bieberstein.

LXI.

Geschichte der deutschen Literatur von Eduard Engel.

Die soeben erschienene ‚Geschichte der deutschen Literatur' von Eduard Engel (Leipzig, G. Freytag, Wien, F. Tempsky, 1906), zwei starke Bände in feiner, moderner Ausstattung (Pr. geb. M. 14.—) ist eine neue, nicht nur in Hinsicht der Jugend ihres Daseins, auch neu in der Art der Behandlung des schon in ungezählten, mehr oder weniger gelehrten Werken behandelten Stoffes. Manche Literaturgeschichten, wie die von Scherer, setzten alles Tatsächliche beim Leser voraus und ergingen sich von der Höhe herab in geistreichen Reflexionen, aus der Vogelperspektive gleichsam, indes andere, wie die umfängliche von H. Kurz, in der Vermittlung einer verblüffenden Menge von Daten ihren Zweck sahen. Die letztere Gattung setzte beim Leser nicht selten so gut wie nichts voraus und daher findet man in solchen Kompendien durchschnittlich in immer gleich schulmeisterlichem Tone Inhaltsangaben von Literaturwerken, die wohl jeder Gebildete ohnedies kennen muß. In nahezu wörtlich gleicher Art wird da der Inhalt des Nibelungenliedes und der Gudrun ebenso mitgeteilt wie etwa der von Schillers ‚Wallenstein' oder Goethes ‚Hermann und Dorothea'. Dann erst das ästhetische Gerede, welches dem

Leser von vornherein das eigene Urteil vernagelt! Dem entgegen betont Engel schon in der Einleitung, daß ‚in der Anregung und Wegeweisung für den Leser zum eigenen Genuß der Literaturwerke‘ der oberste Zweck einer Literaturgeschichte bestehe. Demgemäß bezieht sich der Verfasser nur auf die Werke von bleibendem Wert und starken Nachwirkungen, ja er läßt den Dichter zumeist selbst sprechen; grundsätzlich meidet er ein Eingehen auf Schriften über Dichterwerke. Dadurch gewinnt er ein gutes Mittel, der so oft beklagten Ueberfülle des Stoffes vorzubeugen, insbesondere der ins Unermeßliche anwachsenden literargeschichtlichen der Gegenwart. Ist doch schon an sich die zeitgenössische Literatur, die er temperamentvoll, doch stets mit ehrlichem Urteil bis zu dem Jahre 1906 behandelt, ein ungeheures Feld.

Allenthalben läßt der Autor einerseits durchblicken, daß sein Urteil nicht auch das des Lesers sein müsse, andererseits fordert er durch die fast burschikose Art, in der er seine Meinungen entwickelt, das Urteil anderer, im besten Sinne anregend, geradezu heraus, schon deshalb, weil man von der ersten bis zur letzten Seite des großzügigen Werkes merkt, daß hier einmal ein Gelehrter spricht, dem es ernst ums Herz ist, der durch innerste Begeisterung für die Literatur seines Stammes befeuert ist und nicht nur eine lehrende Gewohnheitsarbeit abtut. Wirft er hier eine Menge von Ballast über Bord, so zieht er dort eine Menge von sonst in Literaturgeschichten ungewöhnlichen Momenten gesunden Sinnes heran. So erinnert er an das in der Welt einzig dastehende buchhändlerische Unternehmen der Reclam'schen Universalbibliothek mit seinen vielen Uebersetzungen ausländischer Geisteswerke und weist daran nach, daß gerade die deutsche Literatur mehr als die anderer Völker eine Weltliteratur geworden ist; die Gediegenheit der deutschen Witzblätter, der Humor großer Geister, eines Bismarck und Moltke, die Stellung der Presse, auch der Amtssprache in der Literatur, all das sind Objekte, die noch nie mit solch überzeugender Keckheit in den Rahmen des literargeschichtlichen Stoffes gestellt worden sind. Während das Schlagwort von der Nachahmung des Fremden in so vielen Büchern gang und gäbe ist, erkennt Engel hierin, da jene Nachahmung so oft zu

herrlichen, die Originale weit überlegenen Schöpfungen führte, die starke völkische Kraft der Verinnerlichung, durch welche die Deutschen jeder andern Nation überlegen sind. Sie verwandelten gar oft gewöhnliches Metall in lauteres Gold. Er schreibt: „Die Verinnerlichung als einen der Hauptzüge deutscher Dichtung gewahren wir schon im Jahrhundert der ersten Nachahmung der französischen Literatur. Man denke nur an Gottfried von Straßburgs ‚Tristan und Isolde‘, an Wolfram von Eschenbachs ‚Parsifal‘: aus französischen Abenteuerromanen zu bloßer Unterhaltung haben sie zwei der seelenvollsten deutschen Schöpfungen gemacht“. Ein echt nationaler Gedanke ist es, wenn der Verfasser nachweist, daß alle unsere größten Dichter aus der Wurzel des Volkstums, „aus den mittleren, ja aus den niederen Schichten des deutschen Volkes hervorgegangen sind. Luthers Vater war ein Bergmann, Lessings ein armer Prediger, Herders ein noch ärmerer Küster, Goethes Urgroßvater ein Hufschmied, sein Großvater ein Schneider, Schillers Großvater ein Bäcker, sein Vater ein Feldscher und Hebbels Vater ein Maurer.“ So greift der Verfasser nicht nach der Art des Buchgelehrten, sondern des Künstlers, der mehr der Reize in einer Landschaft entdeckt als ein anderer, nach allen Seiten anregend aus.

In der Einleitung erkennt er selbst, daß ihm schon gemäß der von der Gewöhnlichkeit abweichenden Anlage seines Werkes sicherlich in Tatsachen und Urteilen Irrtümer unterlaufen dürften. Für die älteren Phasen der Literatur erscheint seine Auswahl und Anordnung des Stoffes einwandfrei. Es wird das weggelassen, was Episode ohne bleibende Nachwirkung ist. Vielleicht wäre es geraten gewesen, die reiche religiöse Dichtung des Mittelalters in einem gesonderten Abschnitte zu behandeln; das ‚Marienleben‘, wie es geschieht, einfach zugleich mit Freidanks Spruchdichtung unter ‚Lehrhafte Dichtung‘ nebeneinanderzustellen, geht nicht gut an. Wohltuend und dem Verständnis förderlich ist zweifellos, daß die einzelnen Gruppen der Literatur durch lapidare Schlagworte, die an der Spitze der Kapitel stehen, mit den großen Zeitereignissen in Verbindung gesetzt werden. So setzt er vor den Abschnitt ‚Vaterländische Dichtung‘ in enthymematischen Sätzen den Frieden von Tilsit, Fichtes Reden

an die deutsche Nation, den Fürstentag von Erfurt, den Aufstand der Tiroler, den Heldentod Schills in Stralsund, die Schlacht von Aspern und Wagram, den Tod der Königin Luise von Preußen, die Gründung der Berliner Universität, den Selbstmord Kleists, den Brand von Moskau, den Heldentod Körners ꝛc.

Recht gründlich ist die erst jüngst erhellte Zeit der vormärzlichen Dichtung Oesterreichs, insbesondere Grillparzer und Raimund, gewürdigt. Nur sollte bei der empfohlenen Lektüre Raimunds ‚Verschwender', das bezeichnendste seiner Stücke, genannt sein. Bei J. G. Seidl sollte der Hinweis, daß er der Schöpfer der österreichischen Volkshymne ist, nicht fehlen. E. Frhr. v. Feuchterslebens Biographie ist mit den dürren Worten abgetan: ‚Wiener, Beamter im Unterrichtsministerium!' Und letzterer war er doch am allerwenigsten und halb gezwungen; er war Arzt, Professor der Psychiatrie an der Wiener Universität, daher sein noch heute gelesenes Werk: ‚Diätetik der Seele'! In Mörikes Lebensschilderung hätte seines Aufenthalts in Mergentheim nicht vergessen werden sollen. Der Dichter selbst bezeichnet die Tage dortselbst als die schönsten seines Lebens. Auch hätte der Freiheitsdichtung H. v. Collins in Oesterreich gedacht werden sollen, zumal in Oesterreich früher als in Deutschland das hohe Lied der Freiheit ertönte. Castelli, jene Urwienertype für mehrere Generationen, die er durchlebte, müßte mindestens genannt werden. Ganz besonderes Befremden aber muß es erregen, wenn der bedeutendste Geist des derzeitigen katholischen Oesterreich, Dr. v. Kralik, nicht einmal erwähnt ist. Ebenso wie Carmen Sylva ist auch Martin Greif, den viele mit Recht für den größten Lyriker unserer Zeit halten, lieblos beurteilt Man darf nicht einige, vielleicht schwächere Proben herausgreifen und darnach ein verallgemeinerndes Urteil fällen.

Für die Beurteilung der Dichtung der Gegenwart stellt Engel folgenden löblichen Grundsatz auf: ‚Bestimmend für meine Darstellung der Dichtung der Gegenwart war nicht der Tageslärm, der sie umtost, sondern die ruhige Betrachtung ihres Wertes für Zeit und Ewigkeit'. Er hält Wort. Wohl nirgends ist das vulkanische Werden und Wirken G. Hauptmanns und Sudermanns so lichtvoll behandelt, wie in dem vorliegenden

Werke, nirgends andererseits das Formlose, Mystisch-Geheimnisvolle und Talentlose der Nachtreter derselben so an den Pranger gestellt wie hier. Daß bei Peter Altenberg seiner jüngsten ‚Schöpfung', des Aphorismenbandes ‚Prodromos' nicht gedacht wird, ist schade, da sie das glänzendste Zeugnis für seine anmaßende Flachheit ist. Kühn tritt der Verfasser gegen gewohnheitsmäßige Beweihräucherung auf. Das dickleibige, öde Epos ‚Robespierre' von M. Eugenie delle Grazie, der stets drauf losschreibenden Tagesgröße, das von einem Teil der Presse als eine epochale Dichtung gefeiert wurde, wird in seiner Nichtigkeit aufgezeigt. Schnitzlers ‚Reigen' ist nicht genannt; er ist das Bezeichnendste für die Mache des Autors. Rudolf Hawel ist etwas zu streng beurteilt, denn der Verfasser kannte noch nicht sein schlechtestes Stück, das jüngst im Wiener Volkstheater durchgefallene, in dem Lueger ganz willkürlich und allem Tatsächlichen zuwiderlaufend als Martyrer gefeiert wird. Bei Ganghofer ist seiner Volksstücke, die zuerst seinen Namen begründeten, vergessen — Im allgemeinen aber hat der Verfasser, mag man auf dem Standpunkt seiner Urteile stehen oder nicht, die Dichtung der Gegenwart ohne Zweifel mit einer so zielbewußten Uebersichtlichkeit behandelt, wie dies bisher noch nicht geschehen ist [1])

Tadellos ist die Sprache; überall Sprachreinheit und klarer, lichtvoller Ausdruck! Der Verfasser führt denn auch den „Allgemeinen deutschen Sprachverein" als ein bedeutsames völkisches Literaturmoment in seine Darstellung ein und preist in dem Abschnitt ‚Vom Wesen der deutschen Sprache' mit überzeugender Begeisterung seine Mutterlaute, deren sprachbildende Kraft er über die aller anderen stellt. Gerade der zündende Eifer, mit dem er seine Erörterungen vorbringt, ist ein Hauptreiz der im besten Sinne des Wortes ‚neuen' Literaturgeschichte. Dr. Karl Fuchs.

---

1) Wie uns erfreulicher Weise mitgeteilt wird, soll die mit Recht gerügte Nichtbeachtung der kathol. Literatur in der demnächst erscheinenden 3. Auflage einer entsprechenden Würdigung Platz machen, indem den bedeutendsten Werken zeitgenössischer Katholiken darin mehr Raum gegönnt werden soll, als dies selbst Lindemann tut; Handel-Mazzetti werde ein eigenes Kapitel bekommen. D. Red

LXII.

Kultur der alten Kelten und Germanen.[1])

Der fürstliche Bibliothekar in Maihingen hat nach Herausgabe der zweibändigen Kulturgeschichte der römischen Kaiserzeit sich der Erforschung der Uranfänge europäischer Kultur zugewendet und seine Ergebnisse in der angezeigten Schrift niedergelegt. Er will es gründlich nehmen, darum fängt er mit der Urzeit an, da die Geschichte erst im Werden ist und die Kultur noch kaum ihre primitivsten Formen aufweist. Das hat seine Schwierigkeiten für die Darstellung, welche sich auf phantastische Sagen vielfachster Art und auf die und da gesammelten Kulturerzeugnisse jener Periode angewiesen sieht, um sich diese membra disiecta zu einem Gesamtbild zu formen. Dabei muß der kritische Verstand die gestaltende Phantasie wohl beherrschen, damit sie den Boden der Wirklichkeit nicht verliert. Von der Höhe der Kultur des 20. Jahrhunderts wird der Rückblick auf die sagenhafte Urzeit und ihre kaum aufsteigende Kultur um so schwieriger, je weniger historische Quellen fließen und je mehr graue, dichte Nebel auf dem weiten Gebiet der Indogermanen liegen und es wie starke Morgennebel umhüllen. Der Verfasser geht daher mit großer Vorsicht und Zurückhaltung in seinem Urteil vor, ohne sich von verführerischen Hypothesen allzuweit vom sicheren und festen Standort ablocken zu lassen. 165 Illustrationen schmücken das Buch und geben eine den Ausführungen erwünschte und notwendige Anschauung der Kulturzustände bei den Kelten und Germanen. Als Jäger- und Hirtenvolk bewohnten die Kelten Höhlen, Keller, Holz- und Steinhütten oder Pfahlbauten und benutzten auch sogenannte Karrenhäuser. Zum Lager dienten Tierfelle oder Heu, Stroh, Geflecht und Wolle. Ein leinenes Unterkleid deckte den Leib etwa bis zur Hälfte, an den Füßen trugen sie Sandalen und eine Art Pantoffel,

---

1) Mit einem Rückblick auf die Urgeschichte von Georg Grupp. München 1905. Allgemeine Verlagsgesellschaft.

daran schlossen sich Hosen und Beinbinden, auch Rock und Mantel aus Wolle fehlten nicht. Wie an den Kleidern, so bevorzugten die Kelten auch an den Tonarbeiten das Buntfarbige, das Grellrote. Auf Schmuck hielten sie viel, wie der Verfasser auch von den Germanen nachweist, daß sie eher hungerten, als daß sie des Schmuckes entbehren wollten. Sie nährten sich von Fleisch, Milch, Butter, und lieferten, nachdem sie das Räuchern und Einpöckeln des Fleischvorrats erlernt und angewendet hatten, auch den Römern Pöckelfleisch und Selchwaren. Mit dem Bier entdeckten sie auch die Bierhefe, um das Brot schmackhafter zu machen. Die Kelten waren kampfslustig und suchten durch Waghalsigkeit und Kühnheit sich hervorzutun und prahlten laut mit ihrer Tapferkeit und Kraft. Daneben bemerkte man nicht selten Feigheit und Mangel an Ausdauer. Die Gastfreundschaft hielten sie aus Neugierde und Ehrsucht hoch, doch hafteten ihr bedenkliche sittliche Mängel an, welche der Verfasser nicht verschweigt. Da das Zusammenwohnen der Familien in den Geschlechtshäusern üblich war, so herrschte als Folge davon Weiber- und Kindergemeinschaft, Vielweiberei und Vielmännerei. Auch Probeehen und Einjahrehen waren üblich. Bei dieser freien und lockeren Auffassung des Ehelebens schwankte auch die Stellung der Frau zwischen der Hochstufe als Herrin bis zur niedersten der Sklavin. In den religiösen Vorstellungen der Kelten tritt eine deutliche Verworrenheit und Unbestimmtheit zutage, ein Schwanken zwischen einem lichten Himmelsvater, einem Gotte schlechthin und andern Göttern, welche bald mehr, bald weniger hervortreten. Gegenüber den Germanen hielten sich die Kelten weniger an die Göttinnen. Hohes Ansehen genossen unter den Kelten die Priester. Das Druidentum umfaßte verschiedene Klassen, z. B. Barden oder Sänger, dann die Wissenden, Wahrsager und Zauberer. An der Spitze stand ein Oberdruide mit weitreichender Macht, worum wie um die Häuptlingswürde nicht selten ein großer Wettstreit entbrannte. Das Wissen der Druiden wurde als Geheimnis ängstlich gewahrt; der Verfasser schätzt es nicht hoch ein, da ihre esoterische Lehre mehr auf Schein als wirklichem Wissen beruhte, aber gerade deswegen einen um so größeren Zauber ausübte, weil sie dem Aberglauben guten Boden bot. Dem Tod sahen die Kelten kalt-

blütig entgegen, da sie an ein höheres Dasein und Fortleben glaubten. In den vielen Kämpfen trug das nicht wenig zur Tapferkeit und zum Siege bei, wie denn rohe Völker viel kaltblütiger in den Tod gehen als hochstehende Kulturvölker. Unheimlich sah es an den Opferstätten aus, wo die Kelten, da sie das Opferfleisch für zauberkräftig hielten, besonders bei Menschen, von der Anthropothusie zur Anthropophagie, zum Kannibalismus schritten.

Die Germanen waren, wenn sie auch in Kleidung, Wohnung und Wirtschaft vieles von den Kelten angenommen haben, doch durch die weiße Hautfarbe, Größe und Wildheit und Abgeschlossenheit verschieden. Durch Kraft und Keuschheit lenkten sie die dem Verfall ausgesetzte alte Kultur in eine neue Bahn. Der Verfasser rechnet ihnen aber die Keuschheit nicht so sehr als sittliches Verdienst an, wie es gewöhnlich in den Geschichtsbüchern geschieht, sondern als Ergebnis ihrer Lebensweise, Abgeschlossenheit und Abhärtung. Gewöhnlich wird ihnen nachgerühmt, daß sie durch sittliche Kraft und Keuschheit die Römer besiegt haben, doch unterlag ihre Keuschheit nicht selten bald, wenn sie in die römischen Kulturreize und -Genüsse verstrickt wurden. Nicht genug des Lobes ernteten die Germanen wegen der Treue, der Treue gegen den Freund, den Gatten und erprobte Recken. Offen und kühn, treu und innig war das germanische Wesen. Doch dürfen die Schwächen der Germanen nicht unerwähnt bleiben: Spielsucht, Trunksucht und Jähzorn reißen sie oft zu blutigen Raufereien und Streitigkeiten hin. Mit Sarkasmus weist der sonst zurückhaltende Verfasser darauf hin, daß die Germanen immer von Durst geplagt wurden, obwohl sie nicht der Hitze des Südens ausgesetzt waren. Körperkraft und Waffenführung stand in der Schätzung des Mannes obenan, die geistige Ausbildung bewegte sich auf engem Gebiet und beschränkte sich auf das Notwendigste: die Zählung, die Schrift, die Raummessung und Zeitrechnung. Die Kinder lernten die Sagen und Sprüche des Volkes, in welchen sich die Volksweisheit sammelt und niederschlägt. Denken, Fühlen und Sprechen wurden von den gewohnten Formen beherrscht, wie es heute noch in niedrigen Volkskreisen der Fall ist. Für den Abschluß der Ehe waren äußere Motive wie Abstammung,

Reichtum, Gesundheit und Kraft der Mädchen ausschlaggebend, nicht die sittliche Persönlichkeit und ihre Anziehungskraft. War auch die Einehe das Regelmäßige, so konnte der Freie, besonders der Vornehme mehrere Frauen haben, womit eine verschiedene Schätzung der Frauen gegeben war. Neben den Göttern, deren Oberster Ziu, der lichte Himmelsvater, Wodan der Windgott, Donar als Gewittergott verehrt wurden, treten die Göttinnen Freya, Frija, Wolla und Holda.

Jerger-Schwennenbach.

LXIII.

Lorenz Truchseß von Pommersfelden.[1])

Der Neuherausgeber und Vollender der Brück'schen „Geschichte der katholischen Kirche im 19. Jahrhundert" hat in diesem neuen Buche einen für die Geschichte der Kirchenspaltung wichtigen Beitrag geliefert.

Auf Grund archivalischer Forschung erhebt sich vor uns die Persönlichkeit eines Mannes, der in dem Mainzer Erzstift nach dem Erzbischof lange Jahre hindurch die hervorragendste Stelle einnahm und eine wichtige Rolle in den Kämpfen jener Zeit spielte. Während bis 1513 nur chronikartige Nachrichten über seinen Lebensgang und sein rasches Emporsteigen vorliegen, ersteht seit seiner Wahl zum Domdechanten in diesem Jahr ein immer reicher werdendes Bild: Die Wahl des erst 24 Jahre alten Albrecht von Brandenburg zum Erzbischof von Mainz, dessen verschwenderische Hofhaltung so „prunkvoll und glänzend", wie es die Martinsburg „noch niemals gesehen", und das Elend, das er dadurch auf die Mainzer Kirche herabzieht, das „schnöde Geschäft", „das die riesige Lawine der Kirchenspaltung

---

1) Dr. J. B. Kißling, Lorenz Truchseß von Pommersfelden (1473–1543), Domdechant von Mainz. Ein Zeit- und Lebensbild aus der Frühzeit der Kirchenspaltung. Mainz 1906; VI u. 96 S.; 8°; 1.20 Mk.

in Bewegung zu setzen bestimmt war", die Stellung zur Kaiserwahl im Jahre 1519, die Mainzer Lande im Bauernkrieg, der „Mainzer Ratschlag", wozu die Anregung von Lorenz Truchseß ausgeht, das sind die wichtigsten Fragen und Ereignisse, in welche die Wirksamkeit des Domdechanten eingreift, und zu denen er Stellung zu nehmen hat. Schließlich führt der immer schärfer werdende Konflikt mit Albrecht, dessen „schwächlich-schöngeistige Natur" ihrer Aufgabe in der religiösen Notlage der Zeit nicht gewachsen, und dem der nach tatkräftigen Reformen drängende und ihm wegen seiner schlechten Verwaltung grollende Truchseß zu unbequem geworden war, zu des Domdechanten Verhaftung, weil er seine Unterschrift zu dem schmählichen Hitzkirchener Vertrag (1528) verweigert hat: „Da hat der Kardinal und Erzbischof mich seinen Domdechanten in eigener Person mit seinen selbst Händen" im Bereich „der geweihten und gefreiten Domkirche in dem Kreuzgang gefänglich angenommen".

Erst nach Unterzeichnung jenes Vertrags und einer Urkunde, in welcher er die Domdechantenwürde niederzulegen und Mainz zu verlassen verspricht, erlangt er die Freiheit wieder. Damit ist die öffentliche Wirksamkeit von Lorenz Truchseß vorüber. Er lebt in Würzburg, immer noch regen Anteil nehmend an den religiösen und politischen Kämpfen seiner Zeit bis zu seinem Tode (1543).

Im Anschluß an dieses Lebensbild fallen interessante Lichter auf die religiösen, politischen und kulturellen Verhältnisse der ersten Zeit der Reformation. Die Stellung der Mainzer Geistlichkeit zum religiösen Umsturz, die durch den Truchseß eingeleiteten Maßregeln zu einer Reform, seine Beziehungen zu den Hauptverteidigern des alten Glaubens (Cochläus, Dietenberger, Nausea), das Verhalten des Kurfürsten zur Beschuldigung Luthers gegen das Mainzer Domkapitel als Anstifter der Ermordung des Predigers Georg Winkler, die Beleuchtung der Pack'schen Händel, die Charakteristik Albrechts und andere Partien bieten neue Bausteine zur Geschichte des Reformationszeitalters.

Eine treffliche Charakteristik des bedeutenden Mannes bildet den Schluß der interessanten Studie, in der auf kleinem Raum reichhaltiges Material verarbeitet ist. S.

LXIV.

Der prophetische Charakter der 4. Ekloge Vergils bis Dante.

Unheilvoll war das letzte Jahrhundert vor Christus für Rom und Italien. Marius und Sulla, Cäsar und Pompejus: welche Unsumme von Leiden und Weh knüpfen sich an diese Namen! Mit Cäsars Tod war aber dem Unheil noch lange nicht gesteuert; Kassius und Brutus mußten besiegt werden bei Philippi; bald entzweiten sich dann die Sieger, Antonius und Oktavian; dazu war Sextus, des großen Pompejus Sohn, noch nicht überwunden und mächtig zur See konnte er Rom mit dem Schreckgespenst einer Hungersnot bedrohen. Wer wollte es den Gemütern verargen, wenn sie da bange in die Zukunft schauten? All der Not war kein Ende abzusehen.

Eine Frucht dieser bangen Zeit [1]) ist ein Klagelied (16. Epode) des Horaz, das beginnt mit den traurigen Tönen:

> Schon das zweite Geschlecht sinkt hin in Bürgerbefehdung
> Und Roma stürzt, besiegt durch ihre eigne Kraft.[2])

1) Vergl. jedoch Theodor Plüß, die 16. Epode des Horatius (Jahrbücher von Fleckeisen 1897, Bd. 155).

2) Der Uebersetzung von Horaz und Vergil ist die Uebertragung von Voß zugrunde gelegt.

Eine Hoffnung, in der Heimat der ersehnten Ruhe teilhaftig zu werden, wagt der Dichter fast nicht mehr auszusprechen; nur zum Schluß deutet er an, daß Rettung einzig möglich ist für die Frommen, das heißt durch Rückkehr zu den guten alten Sitten. Wird aber diese erfolgen? Man wagt es kaum, darauf eine Antwort zu geben. Wenn sie aber nicht kommt, was dann? Das sind Fragen, geeignet genug, das Bangen des Herzens noch zu mehren.

Bald darauf leuchtet jedoch ein Hoffnungsstrahl auf: Oktavian und Antonius söhnen sich aus. Um diese Zeit spricht man auch von einer sibyllinischen Weissagung, die ein neues Zeitalter verheißt, ein glückliches. Daran anknüpfend hat der große Zeitgenosse des Horaz, Vergil, in seiner 4. Ekloge Sehnen nach Ruhe und Frieden Ausdruck verliehen. Horaz mahnte zur Flucht auf die Insel der Seligen, Vergil harrt eines Retters; freudig begrüßt er den wunderbaren Knaben, der dereinst den gefriedeten Erdkreis beherrschen wird. Beide Dichter wollen der harten Wirklichkeit entfliehen und schaffen sich ein freies Gebilde ihrer lebhaften Phantasie, in dem sie ihren kühnsten Wünschen schrankenlos Gestalt leihen dürfen. Aus Horaz spricht aber wegen der offenkundigen Unmöglichkeit des geratenen Mittels fast völlige Hoffnungslosigkeit; die Ekloge hingegen atmet freudiges Hoffen. Ein prophetischer Geist scheint in ihr zu wehen; der Zauber des Geheimnisvollen breitet sich über sie; in ihren sagenhaften Zügen erkennt der Mensch das tiefe Sehnen seines eigenen Herzens nach Freisein von Schuld und Makel, das Sehnen nach Seligkeit, das um so lauter in ihm spricht, je weniger die Welt um ihn herum es zu befriedigen vermag, je mehr an Not und Schuld ihm allüberall entgegentritt. Nicht wenige Anklänge erinnern auch an die Hl. Schrift, so besonders an die berühmte Schilderung, die Isaias an die Verheißung der Blume aus der Wurzel Jesse anschließt (Kap. 11); gar manches fordert eine Deutung auf den Erlöser geradezu heraus; ist ja dieser in Wahrheit der neue

roß, der vom Himmel herabgeschickt wird, der Bringer neuen goldenen Zeitalters, der Tilger aller Sünde und Spuren jeglichen Frevels, der Starke, der da herrschen in der Kraft seines Vaters, ob dem sich freuen wird ganze erlöste Schöpfung. Wenn zudem Vergil sich noch angs auf die Weissagung der kumäischen Sibylle beruft

Schon das letzte Alter erschien des kumäischen Liedes,

es uns nicht allzusehr wundernehmen, daß die Ekloge tatsächlich als eine Prophezeiung auf den kommenden terlöser aufgefaßt worden ist. Dieser Weissagung mußte folgerichtig um so mehr Wert beigelegt werden, weil aus dem Mund eines heidnischen Dichters kommt, dem Sehnen der heiligen Bücher nach dem verheißenen sias nicht bekannt war. So ist Vergil zum Propheten isti erhoben worden — eine hohe Würde, die nicht das igste beigetragen hat zu dem stolzen Siegeslauf, den römische Dichter durch die Jahrhunderte gehalten hat. Dies reizt nachzuforschen, wann und von wem und wie Ekloge auf Christus angewendet worden ist, wer damit Anfang gemacht hat und ob dann die folgenden Gene- onen ohne weiteres gutgläubig das ihnen Gebotene hin- mmen haben. Zweifellos haben wir ja in der Ekloge Prophezie auf Christus, sondern lediglich die dichterische errlichung der Geburt eines gewöhnlichen Kindes und kühne Aussprache der hohen Hoffnungen, die an das sich knüpfen. Wollte man eine Weissagung von Christi nft in ihr erblicken, dann mußten sich jedenfalls manche vierigkeiten erheben und beseitigt werden, wenn nicht in vielleicht naiver Kritiklosigkeit einzelne Stellen aus Zusammenhang gerissen wurden, mit denen man stets leicht beweisen kann. Gerade die Art und Weise, wie Schwierigkeiten zu lösen gesucht wurden, ist nicht ohne resse. Die erste Bezugnahme auf die Ekloge scheint sich Bischof Cyprian von Karthago zu finden. Um die gfrauen recht zur Einfachheit der Kleidung zu mahnen,

erinnert er auch daran, daß Gott doch nicht den Schafen Scharlach- oder Purpurwolle angeschaffen, auch nicht die Menschen gelehrt hat die Wolle mit Pflanzensaft oder Muscheltieren zu färben.[1]) Das ist wohl eine Anspielung auf die Verse 42—45:

> Nicht mehr lernet die Wolle den Lug vielartiger Färbung;
> Nein, selbst hüllt auf der Aue der Widder sich bald in des Purpurs
> Liebliche Röte das Vließ und bald in feurigen Safran;
> Und freiwillig umglüht Scharlach die weidenden Lämmer.

Ein späterer Leser und Benützer des hl. Cyprian, der Abt Aldhelm, hat diesen Zusammenhang gefühlt und auch die Verse zur Stelle angeführt; da sie aber das gerade Gegenteil sagen, sieht er in ihnen eine glückliche Ironie des Dichters: Gott habe sicherlich nicht durch der Menschen eitle Künste seinem Werke erst die Vollendung geben wollen.[2]) Diesen Gedanken führt Cyprian nicht aus, weil er Vergil gar nicht erwähnt. Hat er aber wirklich seinen Gedanken der Ekloge entlehnt, dann dürfen wir auch annehmen, daß er einer christlichen Deutung derselben nicht hold war; völlig ausgeschlossen ist eine solche, wenn dem Dichter Ironie zugemutet wird; denn damit ist jeder Hinweis auf Christus aufgegeben; die Ironie könnte sich ja nicht auf diese Verse beschränken; sie müßte sich auf die ganze Schilderung der glückseligen Zustände erstrecken; in Prophezien ist man aber dergleichen Bilder, wie sie Vergil gebraucht, zur Genüge gewohnt, und wenn in ihnen eine Ironie gesehen wird, ist damit der Charakter einer Prophezie rundweg geleugnet.

Der hl. Cyprian war, ehe er Christ wurde, ein hochberühmter Lehrer der Beredsamkeit zu Karthago; er hat also die klassische Bildung seiner Zeit ganz in sich aufgenommen. Wenn er erst in der Reife seines Alters zum Christentum übergetreten ist, dann müssen wir noch um so mehr schließen,

---

1) Cyprianus, de habitu virginum 14 (Migne, P. L. 4, 465).
2) Aldhelmus, de laudibus virginitatis 51 (Migne, P. L. 89, 150).

zu jenen Zeiten nicht daran gedacht wurde, der Ekloge
 prophetischen Gehalt zuzuschreiben. Andernfalls hätte sie
 bei seinen Kämpfen und Zweifeln auch eine Rolle gespielt
 wäre ihm dadurch gewissermaßen ehrwürdig geworden.
rhaupt ist uns mit Ausnahme ganz später Fälle, die
 erwähnt werden, nie überliefert, daß durch die Ekloge
Heide zum Glauben geführt worden sei. Das mag schon
ich genug zu verstehen geben, daß nie allzuviel Gewicht
sie gelegt wurde.

Der hl. Cyprian starb um die Mitte des dritten Jahr-
erts (258); zum Beginne des vierten finden wir es aber
 ganz deutlich ausgesprochen, daß Vergil eine Weis-
ng der Sibylle wiedergebe. Zeuge dafür ist Laktanz[1]),
dings in einer Richtung, die wir nicht erwarteten; er
 nämlich in der Ekloge eine Weissagung des tausend-
gen Reiches Christi. Dafür den Beweis zu erbringen,
 nicht leicht sein, aber Laktanz hat es sich leicht gemacht;
it eine merkwürdige Auswahl von ihm passenden Versen
eigneter Reihenfolge sich zusammengestellt, nötigenfalls
 in dem einen oder anderen Vers eine Aenderung vor-
mmen; vieles würde seiner Auffassung geradezu entgegen-
n: das ist kurzerhand beiseite gelassen. So bringt es
nz fertig, Vergil ein herrliches Bild der glorreichen
schaft Christi auf Erden geben zu lassen. Vielleicht
it er aber von Vergil nur die Farben zu leihen, mit
 er jene seligen Zeiten ausmalen will? Nein, aus-
lich hebt er hervor, Vergil habe das alles nach den
chten der Sibylle vorherverkündet. Daß er seinen chilia-
en Irrtum durch Fälschung zu beweisen sucht, können
hm nicht verzeihen. Sein Verfahren ist auch sehr gewagt;
hrieb ja für Leser, die lateinisch sprechen, und so mußte
ch voraussetzen, daß mancher der Leser die Ekloge kenne
die Fälschung entdecke.

Lactantius, divinae institutiones 7, 24 (Migne, P. L. 6, 810).

Zeitlich und auch sonst in mehr als einer Beziehung steht Laktanz am nächsten Konstantin der Große. Von diesem haben wir eine Rede an die hl. Versammlung der Heiligen, d. h. an die Kirche, in griechischer Sprache. Konstantin hatte sie, wenigstens zum Teil, lateinisch geschrieben; hernach ließ er sie übersetzen und erweitern. Hier findet sich eine einzigartige Auslegung der Ekloge auf den kommenden Erlöser; mit Ausnahme weniger Verse ist sie ganz aufgenommen und mit einem scharfsinnigen Kommentar versehen.[1]) Eigentlich haben wir in der Rede eine doppelte Stellungnahme zur Ekloge, die Konstantins und die des Uebersetzers. Der Uebersetzer wollte nämlich offenkundig dem lateinischen Text noch etwas nachhelfen, damit er besser auf Christus anwendbar sei; so hat er die willkürlichsten Aenderungen nicht gescheut. Aus dem 6. Verse z. B.

Schon auch kehrt die Jungfrau, es kehrt das Reich des Saturnus,

ist bei ihm folgendes geworden:

Schon auch kehrt die Jungfrau, die bringet den lieblichen König.

Wie hier, so mußte überall alles weichen, was an die heidnischen Götter erinnert; an ihre Stelle treten der eine Gott und seine Heiligen. Das ist eine überlegte, böswillige Fälschung, die jene des Laktanz noch weit übertrifft. Wir können sie getrost außer Acht lassen. Aber Konstantin hat seinen Kommentar zu den lateinischen Versen gemacht und dieser verdient es, berücksichtigt zu werden.

Anstoß hat dem Dichter gegeben die Prophezeiung der Sibylle vom letzten Weltalter. Doch hat er noch mehr verkündigt: schon kommt vom Himmel herab das neue Geschlecht, das Volk der Christen; schon kehrt zurück die Jungfrau, die jungfräuliche Gottesmutter; zurückkehren wird sie aber, wenn des Saturnus glückliche Zeiten wieder kommen, bei der Aufrichtung des glorreichen Reiches Christi auf Erden. Auch

1) Constantini oratio ad Sanctorum coetum 19—21 (hier ist nur noch die Berliner Kirchenväterausgabe von Heikel zu brauchen).

hier findet sich also die chiliastische Irrlehre; Konstantin will beweisen, daß Vergil die erste Ankunft Christi weissagt; wenn er hier trotzdem an die Wiederkehr Christi erinnert, so geschieht das nur, weil er dazu sich genötigt sieht durch das Wiederkommen der Jungfrau, das nicht auf die Menschwerdung Christi gedeutet werden kann, ebensowenig wie auf das Weltgericht, zu dem der Hinweis auf die glücklichen Zeiten des Saturnus nicht passen würde. Aus dieser einen Stelle schon sieht man, daß Konstantin durchaus nicht oberflächlich zu Werke geht; so ungelegen es ihm ist, auf das Wiederkommen der Jungfrau einzugehen, weshalb er auch diesen Gedanken sofort wieder fallen läßt: er will sich doch ganz genau an seinen Text halten.

Kommt der Erlöser, dann wird das Unrecht getilgt, das Unglück muß schwinden, allumfassender Friede und paradiesische Zustände werden allmählich eintreten. Zu Grunde gehen wird die Schlange, die in ihrer falschen Tücke durch die verbotene Frucht die Menschen zum Genuß unerlaubter Lust verführt hat; zu Grunde gehen werden die Assyrier, alle Gottesfeinde (Konstantin hat Vers 25 falsch gelesen, indem er occidet Assyrium zusammengenommen hat), und das Amomum, das Volk der Christen, das neue Geschlecht, wird überall auf der ganzen Erde emporsprießen. Erst aber bleiben noch Reste vom alten Trug, besonders wird es noch Krieg geben; Achill wird wieder geschickt nach Troja — ein Bild des Erlösers, der, geschickt von seiner eigenen weisen Vorsehung und durch den Befehl des höchsten Vaters, auszieht in den Krieg gegen die feindliche Macht des Bösen. Nach dem Kampf aber kommt der ganze Friede, wo neidlos die Erde spendet, die Menschen sorglos genießen.

Freudig ruft der Dichter dem Knaben noch seinen Abschiedsgruß zu: Auf, holdseliges Kind, und erkenne lächelnd die Mutter! Ja du darfst lächeln, du wunderbares Kind, du Sohn einer jungfräulichen Mutter, du Sproß heiliger Jungfräulichkeit, die unberührt blieb und reiner denn alle

Heiligkeit, die bei deiner Empfängnis nicht unreine Lust gekostet. (Wiederum hat hier Konstantin Vergil falsch verstanden; indem er die zwei letzten Verse der Ekloge direkt auf den Knaben bezog, hat er sie, freilich geschraubt genug, auf die Menschwerdung des Erlösers gedeutet).

Manchen Irrtum zeigt die Interpretation der Ekloge, manche Verse sind ausgelassen, so besonders die, in denen Pollio genannt wird.

Der Schluß ist allzu gezwungen; aber trotz allem müssen wir es anerkennen, daß die Anwendung auf Christus tief durchdacht und im großen Ganzen auch durchaus nicht ungeschickt ist. Eigentümlich ist die Stellung, die Vergil zugeteilt wird; der ganze Inhalt der Ekloge wird wohl dem Dichter zugeschrieben; denn im Verlauf des ganzen Kommentars wird mit Ausnahme einer einzigen Stelle, die man aber aus mehrfachen Gründen wohl als vom Uebersetzer eingeschoben betrachten muß, nie von der Sibylle, dagegen stets von Vergil gesprochen; sein Zeugnis erforderte das Bedürfnis der Menschen; er wußte von der seligen Ankunft des Erlösers, er wird mit Nachdruck immer wieder der weiseste Dichter genannt und ob seiner glücklichen Bilder gelobt. Gleichwohl wagt es Konstantin nicht, ihn einen Propheten zu nennen. Wir müssen uns also wohl vorstellen, daß Vergil gotterleuchtet war, nicht aber wie ein Prophet alles verkünden durfte, sondern sich innerhalb der Grenzen seiner dichterischen Machtsphäre halten mußte. Doch, wird noch eigens hervorgehoben, erscheine vieles nur deshalb so dunkel ausgedrückt, weil Vergil sich der Zurückhaltung befleißen mußte, um nicht den Anschein zu erwecken, daß er sich gegen die heimischen Götter und altgewohnte Gebräuche wende. Sich vor allen Gefahren vonseiten der Machthaber in Rom zu schützen, hat er daher die Wahrheit verhüllt gegeben, doch so, daß denen, die tiefer die Bedeutung der Worte erforschen, die Gottheit Christi vor Augen gestellt wird. Obwohl also Vergil der Titel eines Propheten ausdrücklich

abgesprochen wird, ist doch seine Ekloge dergestalt als Prophezie gedeutet, daß der Dichter tatsächlich als Prophet erscheint.

Damit ist ihm eine Stellung zugewiesen, die ihm jedenfalls für lange Zeit ein hohes Ansehen sichert! Doch so ganz ohne Widerspruch kann er das einmal Gewonnene nicht behaupten. Indem wir Ambrosius übergehen, der einmal der Ekloge einen Ausdruck entlehnt,[1]) kommen wir zum hl. Hieronymus. Dieser ereifert sich in seiner gewohnten entschiedenen und feurigen Weise gegen einen derartigen Mißbrauch. Er meint, die allerschlimmste Art zu lehren sei es doch, die Gedanken zu entstellen und die Schrift trotz ihres Widerstrebens sich nach seinem Willen zurechtzumachen.[2]) Man kenne ja die Homer- und Vergilzentonen zur Genüge; so könnte man auch den Maro ohne Christum einen Christen nennen, da er schrieb:

Schon auch kehrt die Jungfrau, es kehrt das Reich des Saturnus;
Schon ein neues Geschlecht entsteigt dem erhabenen Himmel.

Aehnlich könnte dann auch wohl der Vater zum Sohn sagen:

Sohn, mir einzige Kraft, o allein Du große Gewalt mir,
(Aen. 1, 664)

oder vom Erlöser am Kreuze es heißen:

Also sprach er gefaßt und beharrte drob unerschüttert.
(Aen. 2, 650).

Dieses Verfahren der Vergilzentonen[3]) — Hieronymus erinnert an den Zento der Valeria Faltonia Proba (V. 403; 624) —, die es zuwege bringen, mit Versen und Versteilen Vergils

---

1) Ambrosius, expositio in Lucam l. II zu Lucas c. 2, 51. (Migne P. L. 15, 1658 B).

2) Hieronymus, epist. 53, 7 (Migne P. L. 22, 544 f.).

3) Auf die Zentonen, bei denen die 4. Ekloge selbstverständlich vielfach verwertet wird, einzugehen, kann füglich unterlassen werden, da ihre Arbeitsweise es unmöglich macht, zu entscheiden, ob und inwieweit sie der Ekloge prophetischen Inhalt zuschrieben.

die ganze heilige Geschichte zu erzählen, kann der Kirchenvater ruhig als kindisches und marktschreierisches Spiel bezeichnen, doch ist es etwas gewagt, die Deutung der Ekloge auf Christus damit auf eine gleiche Stufe zu stellen; sonst werden der Kinderei auch ernste Männer geziehen. Immerhin aber begreifen wir den durchaus ablehnenden Standpunkt des Kirchenlehrers: er ist der gelehrte Kenner und Erklärer der heiligen Schrift, der alles wohl prüft und genau sich an den Wortlaut hält.

(Schluß folgt.)

LXV.

Im Streite der Parteien.

(Eine Betrachtung über den ruhenden Punkt.)

Ein alter Philosoph hat einst gelehrt πάντα ῥεῖ. Der unaufhörliche „Fluß" aller Dinge muß in der Tat jedem denkenden Menschen auffallen. Das ganze Leben ist ein fortwährendes Streben, Ringen und Streiten um etwas, das sich in dem nämlichen Augenblicke, wo es greifbare Gestalt und stabile Existenz zu gewinnen scheint, auch schon wieder verändert. Die Materie ist keinen Augenblick ruhig; die chemischen und physikalischen Veränderungen der Naturkörper lehren gewissermaßen, daß das, was ist, schon nicht mehr ist, wenn wir beginnen, es zu studieren. Der Mensch rastet, genau genommen, niemals völlig. Sein Körper assimiliert sich die nötige Nahrung, erstarkt und — verbraucht seine Kräfte in einem fort. Sein Geist strebt, forscht, hofft und wünscht ohne Unterlaß. Bewegung ist die Signatur der Welt, unseres Daseins. Naturgeschichte und Weltgeschichte lehren uns auf Schritt und Tritt, daß die Flucht der Erscheinungen niemals stillsteht.

Besonders in Zeiten, wo das religiöse, politische und wissenschaftliche Leben der Menschen vorzugsweise durch die Brille einer „Partei" angeschaut und mit „parteiischem" Herzen kritisiert wird, tritt die allgemeine Unruhe und Unbeständigkeit der Weltphänomene recht deutlich hervor. Wir glauben, daß die Gegenwart auch eine derartige Zeit ist, in welcher der Fluß der Dinge entweder besonders schnell oder doch besonders lärmend und tosend dahinzuströmen scheint. Vielleicht erleben wir augenblicklich eine besondere „Krise". Vielleicht aber ist die Zeit nicht gerade „kritischer" als irgendeine vorausgegangene, sondern nur besonders auffallend rast- und ruhelos. Welche von diesen zwei Möglichkeiten nun auch zutreffen mag — jedenfalls liegt die Frage nahe, ob es denn gar keinen ruhenden Punkt gebe, an welchem das Auge des Sozialphilosophen in der Flucht der Erscheinungen haften bleiben könnte. Es verlohnt sich, auf diese Frage eine Antwort zu suchen, denn wir Kulturmenschen des 20. Jahrhunderts befinden uns in einer gereizten Stimmung gegeneinander, und die Menschenfreunde unter uns behaupten, daß dieser Zustand nicht wünschenswert sei.

Sehen wir uns zunächst unsere gegenseitige Gereiztheit etwas näher an. Welcher Art ist sie und woher stammt sie?

Da gibt es zunächst eine politische oder Rassengereiztheit. Wir haben als Deutsche oder Briten oder Yankees oder Franzosen oder als Bürger sonst eines großen oder kleinen Staates auf diesem Globus das Licht der Welt erblickt. Somit hat ein Land und eine Rasse die Ehre, uns zu besitzen. Trotz aller Humanitätsideen und der verschiedenen „Internationalen" sind wir doch ungemein stolz auf unser enges, vielleicht sogar engeres und manchmal engstes Vaterland. Es ist hier nicht unsere Aufgabe, zu untersuchen, wie weit jener Vaterlandsstolz berechtigt ist, noch wodurch sich der wahre Patriotismus vom Similipatriotismus unterscheidet. Wir wollen für unseren gegen-

wärtigen Zweck nur die Tatsache feststellen, daß die Kulturmenschheit unseres Jahrhunderts trotz aller Verkehrserleichterungen mindestens ebenso gereizt und reizbar erscheint wie früher, und zwar scheint der Grund solcher Reizbarkeit vorzugsweise in jener Eifersucht zu liegen, welche vom politischen, zumal merkantilen Wettbewerb herstammt. Jeder Deutsche, der viel im Ausland gelebt hat, weiß, daß Deutschland gehaßt wird. Wir lernen von anderen hier und dort auch, warum. Aber der Brite, der Amerikaner, der Franzose, der Slave, der Italiener sind gleichfalls weit und breit beieinander unbeliebt. Aus der kommerziellen und politischen Interessensphäre überträgt sich diese Unbeliebtheit des Einen bei dem Andern auf das gesellschaftliche und ästhetische Gebiet. Die Kulturmenschen hassen einander schließlich sogar, weil sie verschiedene Sitten und Lebensformen haben. Zum mindesten finden sie sich gegenseitig lächerlich und absurd. Dazwischen fallen dann freilich Perioden, wo man das Fremdartige sklavisch nachäfft — ganz ohne die sonst üblichen patriotischen Skrupel zu hegen.

Wie die Nationen, so sind auch die einzelnen Stände gereizt gegeneinander gestimmt. Diese Gereiztheit bildet ja eine Hauptschwierigkeit bei der Lösung der sogen. sozialen Frage. Sie verhindert vielerorts schon die einfache Beratung volkswirtschaftlicher Programme. Auch die verschiedenen Berufsarten nehmen an der Gereiztheit der Stände teil. Jeder Kulturmensch, wes Zeichen und Standes er immer sein mag, neigt zu der Annahme, daß seine eigene Tätigkeit und seine eigenen Grundsätze besonders staatserhaltend oder doch von besonderer Bedeutung für die Gesellschaft seien. Was nicht dem Standesinteresse dient, was über den Horizont des persönlichen Berufes hinausgeht, was der Koterie oder dem Ringe nicht paßt, das wird „verdonnert“. Die literarischen und künstlerischen Leistungen der Jetztzeit werden fast ausschließlich vom Parteistandpunkte aus kritisiert.

Selbst gelehrte Forschungen, wissenschaftliche Hypothesen sowohl als wissenschaftliche Beweise, verlieren in den Augen parteiischer Zunftgegner einen großen Teil ihres Wertes oder gar jeglichen Wert, wenn das Ergebnis nicht zu der vorgefaßten prinzipiellen „Gesinnung“ stimmen will. Infolge dieser blinden, hochmütigen Parteilichkeit der meisten Menschen werden sich manchmal die begabtesten unter den Erfindern und Wohltätern unseres Volkes eher die Köpfe an der Mauer der Vorurteile einrennen, als auf nennenswerte Anerkennung rechnen dürfen. Ganz erschreckend reizbar wird aber der moderne Mensch, sobald er mit fremden religiösen und konfessionellen Anschauungen in Berührung kommt. Selbst die gebildeten Kreise vergessen bei solchen Berührungen nicht selten die elementarsten Forderungen wahrer Geistes- und Herzensbildung. Im deutschen Vaterlande regt sich letzthin leider ein ähnlich kulturfeindlicher Religionshaß, wie wir ihn jenseits des Rheines und der Alpen schon wiederholt haben auflodern sehen. Wir Katholiken erdulden dabei viel häufigere Angriffe als die gläubigen Bekenner anderer Religionen, weil unsere Weltanschauung, geschichtlich, theologisch und philosophisch betrachtet, tatsächlich den einzigen ruhenden Punkt in der wilden Flucht der Erscheinungen bildet.

Die Interessen und Grundsätze aller sonstigen Parteien wechseln nach den jeweiligen Bedürfnissen der nimmer rastenden Zeit. Staatstheorien, wissenschaftliche Methoden, künstlerische Anschauungen, Handelsbeziehungen, Gesellschaftsformen, Moden, bürgerliche Ideale und sogenannte Realwerte, ökonomische Programme und Reformpläne, Philosophien und Philosopheme tauchen auf und versinken wieder. Die Menschen begeistern sich eine Weile für ihr Tagewerk und dann zerschmettern sie es mit dem gleichen Enthusiasmus. Was man gestern ersehnte und heute als verwirklicht anstaunt, wird morgen verspottet oder vergessen sein. Widerspruch gegen die Vergangenheit gilt in weitesten Kreisen als

Kennzeichen geistigen Wachstums. Sogar die allergewaltigsten Staatsgebilde unterliegen dem allgemeinen Schicksale aller Erdendinge: πάντα ῥεῖ. Nicht einmal die klimatischen Verhältnisse auf unserem Planeten sind von Bestand, und ihr Wechsel beeinflußt hinwieder die Lebensbedingungen unserer Fauna und Flora. Je mehr nun der Mensch mit seinem Sinnen, Trachten, Wollen und Wünschen von der kinematographisch sich entwickelnden Gegenwart geblendet und gefesselt wird, desto geringer wird sein Verständnis für jene ewigen Ideen sein, welche den Inhalt der christlich-katholischen Weltanschauung bilden. Auch wir Katholiken müssen in unserer eiligen Zeit und für diese leben und wirken; aber wir sollen unsere Zeit und was sie bietet, doch nach den ewigen Ideen Gottes verwerten! Wodurch unterschiede sich denn sonst der Katholik comme il faut von seinen Zeitgenossen? Gerade in diesem Punkte ist nun das praktische Christentum von jeher entweder mißverstanden oder verdreht worden. Bald heißt man uns Feinde des Fortschritts und der Kultur, bald unpraktische, hyperidealistische Träumer. Man vergißt eben oder will es vergessen, daß *wir* die einzigen Kulturmenschen sind, die einen ganz feststehenden, unverrückbaren Maßstab zur Beurteilung der Zeitgeschichte und der Zeitprobleme besitzen. Allen anderen „Parteien" neben und außer uns fehlt jegliche Maßeinheit, um die Menschen und die Dinge daran zu messen. Neben der kleinen Politik, die uns in den Parlamenten und auf den Kathedern beschäftigen mag, kennen wir noch die große Politik. Diese große Politik will die ewigen Ideen Gottes, welche uns durch die Naturgesetze und durch die christliche Offenbarung bekannt werden, in möglichst weitem Umfange verwirklichen helfen. Trennen wir die kleine, die sozusagen ephemere Politik moralisch von der großen Universalpolitik, so begehen wir gewöhnlich Fehler über Fehler; und dann geschieht es uns ganz recht, wenn unsere Gegner uns zu Gottesgeißeln werden. Wir sind unserem *Weltberufe* dann eben untreu geworden.

Andererseits ist es aber auch klar, daß selbst unter kirchlich gesinnten Katholiken darüber Meinungsverschiedenheiten entstehen können, wie die große Gottespolitik im einzelnen auf die kleine Erdenpolitik anzuwenden sei. Diese Meinungsverschiedenheiten verleiten uns gleichfalls zu Fehlern; und das sind solche Fehler, die ihren Grund in der menschlichen Schwäche und Unzulänglichkeit haben; Fehler, über welche wir Freund und Feind eine sachliche Kritik gestatten müssen, ohne uns allzusehr dabei aufzuregen; schon aus dem unbestreitbaren und sehr einfachen Grunde, weil wir über Fragen der kleinen Politik mit uns selber nicht immer einig sind.

Aus einigen kirchenpolitischen Schwierigkeiten der jüngsten Zeit dürfte hervorgehen, daß es auf beiden Seiten, auf unserer wie auf der gegnerischen, doch einmal an diplomatischer oder taktischer Infallibilität fehlen kann. Unsere Gegner wenigstens gebärden sich, als ob sie nicht einsähen, daß unsere große Politik im Streite der Parteien als unabänderlich ein- für allemal anerkannt werden muß, weil die Grundzüge dieser Politik mit unserer Religion gegeben sind und weder Papst noch Kurie noch Zentrum daran etwas zu ändern vermögen. Die Kirche kann sich selber und ihre Missionsaufgaben niemals in den Dienst einer Regierung, Partei oder Zeitströmung stellen, wenn das mit ihrem wesentlichen und vornehmsten Zwecke nicht harmoniert. So etwas von ihr verlangen zu wollen, hieße sie zum Selbstmorde auffordern. Ebenso muß jeder einsichtige Diplomat begreifen, daß die Universalkirche jegliches Staatskirchentum als eine lästige und unwürdige Zwangsjacke betrachtet. Aber die Kompromisse, Konzessionen und Verträge sind möglich, berechtigt und teilweise notwendig auf dem Gebiete der kleinen Politik. Auf diesem Gebiete kann offenbar eine Partei, welche die kirchlichen Interessen, aber nicht blos kirchliche Interessen vertritt, Fehler begehen, z. B. wenn sie die religiösen Gesinnungsgenossen zwingen wollte, in rein politi-

schen oder wirtschaftlichen Fragen geschlossen im so oder so verstandenen Parteiinteresse zu stimmen. Wenn das nämlich geschieht, so wird es unseren religiösen Gegnern schwer gemacht, diejenigen Fragen, über welche wir mit ihnen verhandeln können und müssen, von jenen anderen zu unterscheiden, über welche keine Debatte zulässig ist. Wir müssen im politischen, zumal im parlamentarischen Leben alles daransetzen, um unseren Gegnern klar zu machen, wieso sie kein Recht haben, die politische Haltung einer Partei, die sich der Mehrzahl nach aus Katholiken zusammensetzt, einfachhin mit den religiösen Grundsätzen der katholischen Kirche zu identifizieren. Unsere politischen Gegner in irgendeinem konstitutionellen Staate dürfen nicht dazu verleitet werden, ihre Parteiunzufriedenheit zu konfessioneller Polemik zu mißbrauchen. Sie sollen aber lernen, daß wir in den Fragen der kleinen Politik nur sehr selten „konfessionell gebunden" sind. Eine feste Position nehmen wir freilich stets in der großen Politik ein, und zwar seit den Tagen des Stifters unserer Religion, welchem wir keine Widersprüche in den wichtigen Lebensfragen zutrauen.

Wer nicht katholisch ist, der muß sich als Kenner der Kirchengeschichte und als verständiger Mann mit unserer Position als mit einer historisch gegebenen Tatsache einfach abfinden. Unsere wesentliche Position wird ja durch noch so viele Negationen in keiner Weise erschüttert. Im Gegenteil: je vielköpfiger die Hydra der Negation sich uns zeigt, desto sicherer fühlen wir uns in der Rolle des Herkules. Das ist also ein schlechter Staatsmann, der sich einbildet, die Katholiken dadurch zu Freunden seiner kleinen Politik zu machen, daß er ihre große Politik zu hindern sucht. Die mittelmäßigen Staatsmänner aller Zeiten leiden an der fixen Idee, auf die große Politik der Kirche einen wesentlichen Einfluß gewinnen zu können. Aehnlich ist aber auch derjenige Katholik ein ungeschickter Diplomat seiner Kirche, der die Interessen der civitas Dei schlechthin mit den materiellen Forderungen

jener res publica identifiziert, innerhalb deren Grenzpfählen zufällig seine Wiege gestanden hat. Christi Reich ist in dieser Welt, aber nicht von dieser Welt. Eine reinliche Scheidung der göttlichen und der rein weltlichen Dinge führt erstens zur Klarheit der Begriffe und dadurch recht oft zur friedlichen Verständigung über jene Fragen, die gemischter Natur sind, d. h. eine christlich-ethische und zugleich eine politisch-staatliche Bedeutung haben. Die extreme Ansicht, daß der weltliche Staat allemal ein „Racker" sei, ist genau so borniert, wie die Gespensterfurcht der Nichtkirchlichen vor dem „Klerikalismus". Die gesunde Kirchenpolitik der Regierungen besteht vornehmlich darin, die stabile Natur der katholischen Weltanschauung nicht zu verkennen; und die Vorkämpfer für die letztere müssen gerade mit der Wandelbarkeit der staatlichen Gesellschaft rechnen lernen. Wo die Freiheit unserer Religion, unser Glaube und christliche Sittlichkeit nicht gefährdet sind, da können wir Katholiken es mit jeder politischen Partei halten. Unser politisches liberum arbitrium hat an und für sich nichts mit der Religion zu schaffen. Wenn wir also diesen oder jenen rein politischen Standpunkt einnehmen, so darf man etwa dabei vorkommende Unliebsamkeiten logischerweise nicht auf das Konto unseres Glaubens setzen. Das scheint eine ganz selbstverständliche Binsenwahrheit zu sein. Im Streite der Parteien vergißt man sie aber doch gar zu leicht, und solche Vergeßlichkeit rächt sich leider oft in kulturkämpferischen Scharmützeln. Gebe Gott, daß diese Scharmützel nicht wieder zu einem Kriege hinüberleiten mögen! Die Weltlage ist so ernst und die Stellung Deutschlands den anderen Mächten gegenüber so heikel, daß wir gar keine Religionskriege brauchen können, selbst dann nicht, wenn wir kein Bruderblut, sondern nur Ströme von Tinte zu vergießen hoffen. Wer aber zu patriotischem Optimismus neigt und deshalb für unser Vaterland keine Gefahr von außen befürchtet, der wende seinen Blick nach innen und frage sich, ob denn über dem schwarz weiß-

roten Reiche der Himmel voll lauter Geigen hängt. Wir alle — welcher politischen Farbe wir auch den Vorzug geben — ahnen bereits, daß eine Stunde für Deutschland nahen kann, in welcher eine solidere Gesinnungstüchtigkeit von uns verlangt werden wird, als es jene ist, die wegen einer konfessionellen Antipathie oder einer Etatsforderung Deutsche bei Deutschen zu verdächtigen und Bruderstämme gegeneinander zu hetzen sucht. Der tertius gaudens bei unserm Bruderzwiste könnte sonst einer sein, in dessen Adern kein deutsches, vielleicht nicht einmal indogermanisches Blut fließt. Wer das sein kann, darüber mögen die Väter des Vaterlandes bei Zeiten nachdenken. A. A.

LXVI.

Schwedische Maler in Berlin.

Es hat im germanischen Kulturgebiete einmal eine Epoche gegeben, damals, als oberdeutsche und niederdeutsche Eigenart um die Alleinherrschaft rangen, wo der Ausschlag schon die Wagschale auf das Land nördlich der Mainlinie senkte. Da kamen die Hohenstaufen. Zur rechten Zeit? Man kann es nicht wissen; wohl wäre auch die niederdeutsche Art bei gleichen Chancen gleich entwicklungsfähig gewesen. Aber die Hohenstaufen kamen und mit ihnen schwäbische Sprache und Sitte, oberdeutsche Kunst und Kultur. Die Entfaltung der Dichtung geht der der bildenden Künste voraus, weil das Ohr von der allgemeinen Gottesgabe der Redekunst her für verfeinerte Formen und für Harmonie zuerst erweckt wird. Und Niederdeutschland war damit zufrieden? Vorläufig ja. Aber seine Kräfte schlummerten

s eine Zeitlang, und — für den, der nicht ins innere
triebe von Kulturentwicklungen zu schauen vermag, —
z plötzlich, als hätte es die ordnungsgemäßen Stufen
Zusammenhang der Teilkünste übersprungen, steht es,
hdem seine Sitte vorübergehend als feiner Ton und als
ichen von weitem Standpunkt Mode geworden war, am
sgang des Mittelalters mit einer wunderbaren Malerei
großen und ganzen dominierend da, jedenfalls aber in
ürlicher Formen- und ursprünglicher Farbengebung epoche-
chend — die van Eyck, Rogier van der Weyden, Dierick
uts, Gerard David und wie diese vlämischen Farb-
chologen alle heißen. Mögen die Oberdeutschen alle
glichen Vorzüge haben, von Zeitbloom über Dürer hinaus
ungezählte Menge lichtfroher Phantasten, gedankenvoller
ren die Niederdeutschen stets, und Tiefe trägt doch immer
Sieg davon. Luther schon konnte an der Wende einer
ien Zeit daraus für seine Stilbildung Nutzen ziehen.
Protestantismus mit seinen vielfach kunstfeindlichen An-
uungen versank die Blüte der mittelalterlichen Kunst;
mußte von den wonnigen Höhen der mystischen An-
uung auf die Erde steigen, weil man ihr den Halt im
her der Gemeinschaft aller Heiligen geraubt hatte. Aus
m neuen Chaos mußte sich eine neue Welt gebären.
r auch ihr Grundcharakter war oberdeutsch. Gebändigt
die niederdeutsche Kunstkraft unter den feingeschliffenen
rmen der Klassiker und vermochte, da sogar Goethe dem
neke Fuchs oberdeutsches Leben einhauchte, auch in der
mantik nicht zu einer Stellung zu kommen. Und nun?
ob mit einemmale alle Triebkräfte, die solange im
tschland geschlummert, sich ihrer Macht entsonnen hätten,
ht über Deutschland die Reaktion des niederdeutschen
sens mit siegreicher Gewalt auf der ganzen Linie herein,
das zu einer Zeit, wo nach den öden, unfruchtbaren
hren des Liberalismus, die dem Siegesjubel von 1870
71 folgten, dem oberdeutschen Kunstcharakter freilich unter

dem Einflusse des Kosmopolitismus eine ganz ungeahnte Blüte in der Formentechnik sich auftat. Allerdings, schon war ein niederdeutscher Einschlag da. Nun aber überflutete plötzlich die Niederung der Wasserkanten das Hochland, ja, die bisherige Unterdrückung scheint so stark gewesen zu sein, daß die Reaktion über die alten pangermanischen Grenzlinien hoch in den skandinavischen Norden hinaufsprang. Die Ibsen, Brandes, Björnson, Lagerlöf, Strindberg usw. wurden Herrscher, und selbst wir Katholiken fanden einen „Star" in dem Dänen Jörgensen, dem freilich sein Weltruhm an der künstlerischen Kraft zum Schaden ausschlug. Und das alles kam nicht blos aus dem durch Goethe und die Romantik vorbereiteten und durch modernen Verkehr und Maschinenbau erleichterten Bewußtsein einer Weltkunst her; es war ein lange vorbereiteter Sieg der Niederung und der — Tiefe, des grübelnden Gedankens. Welchen Umschwung dieser in die religiöse Kunst gebracht hat, zeigen allein schon die Namen Uhde und Gebhardt auf. Hier erkennen wir aber auch den Grundcharakter dieser Reaktion: die nordische Jesuskunst ist pietistisch, eine im Protestantismus irregeführte Gedankenmystik.

Mit der Dichtkunst fing es natürlich wieder an, die Musik folgte, wenigstens auf dem Felde der Lyrik, und nun kommt die Malerei. Für die Plastik, so scheint es wenigstens bis heute, gehen dem Skandinavier die großen Fähigkeiten ab, und das behaupten wir gegen Ibsen. Denn zur Plastik gehört mehr als bloße Detail- und Porträtbeobachtung. Also nun kommt die Malerei, und es war gut, daß sie kam. Denn — wir haben hier die Maler unseres Themas, die schwedischen Maler im Auge — sie stellt in Genre und Landschaft, beides in poetisch vertieftem Sinne gefaßt, ein wesentliches, aus der Natur aufquellendes Korrektiv zum kritizistischen Pessimismus der ausschlaggebenden norwegischen Dramatik dar: um es hier insgesamt

vorwegzunehmen, durch die klare Linienzeichnung im Figürlichen und die Lichtstimmung im Landschaftlichen.

Diese beiden Eigenschaften der Seele nordischer, immerhin der schwedischen Malerei weisen ohne weiteres auf einen Vergleich mit Japan. Im Lande des Hokusai finden wir als Angelpunkte der Malerei in schärfster Ausprägung ebenfalls Landschaft und Genre. Landschaft trägt immer etwas Sehnsuchtsvolles und Genre immer etwas Humoristisches in sich: in Japan sind diese beiden Seiten zum höchst denkbaren Extrem auseinandergezogen. So voll wilden, schmerzlichen Sehnens, so voll Pantheismus war nie eine Landschaftskunst, und so voll tollen, ungebändigten überschäumenden, die ganze Götterwelt verlachenden Humors war nie ein Genre. Das gehört aber zusammen, der Staatsatheismus hat an diesen ungelösten Wechselgegensätzen die Schuld.

In Schweden liegt die Sache auf gleicher Grundlage anders. Wie mild und freundlich ist hier die Sehnsucht im Landschaftsbild, wie freundlich und mild der Humor im Genre abgestimmt und ausgeglichen: das Christentum ist schuld daran. Wo aber diese Sehnsucht klar bewußt und der Humor gedankenvoll, kosmisch also beides, zum Ausdruck gelangt, da zeigt sich die Kunstkraft in lichtvoller Technik, in Zeichnung und Stimmung. Und das ist es, was japanische und schwedische Malerei zum Vergleich bringt. Die sonnigen Horizonte beider Länder bedingen das mit.

Aus diesen Erwägungen heraus ist es nicht hoch genug anzuschlagen, daß der „Verein Berliner Künstler“ in seinem geschmackvollen Hause in der Bellevuestraße der Reichshauptstadt zum ersten Male Gelegenheit gibt, die schwedische Malergruppe nach ihren spezifischesten Eigenarten in geschlossenem Ganzen zu studieren. Diese ideale Gesamtheit zerreißt auch die Tatsache nicht, daß ein Ganzgroßer fehlt, weil er, wie verlautet, in Kopenhagen eine Sonderausstellung veranstaltet. Wir kennen die persönlichen Verhältnisse zu wenig, um einen darauf gerichteten Tadel aussprechen zu

dürfen; wir können Liljefors Ausfall nur bedauern, müssen aber doch betonen, daß er uns die Möglichkeit eines abgeschlossenen Studiums nach den oben angegebenen Richtlinien nicht zu stören vermag.

Die Anordnung der Bilder ist nach dem raffinierten Prinzipe geschehen, daß man erst das Gute, dann das Mittelmäßige und zum Schlusse das Beste zeigen soll. Demnach fesselt uns im Eingangssaal zunächst Prinz Eugen von Schweden mit seinen Landschaften. Damit haben wir nun schon ein kurzes und bündiges Urteil ausgesprochen, indem wir den Schöpfungen des hochgeborenen Malers das Prädikat „gut" zuerkennen. Das ist eine Durchschnittsnote, denn einzelne Stücke sind sogar mit „sehr gut" zu bezeichnen.

Stellen wir zunächst einmal Prinz Eugens Bilder in ihren Unterschriften zusammen: ‚Früher Wintermorgen', ‚Das weiße Dampfboot', ‚Sommertag', ‚Erleuchtetes Dampfboot', ‚Augustabend', ‚Dampfmühle (Herbstabend)'. ‚Auf dem Wege zur Reparatur (Wintermorgen)', ‚Ein steiler Abhang', ‚Winterdämmerung', ‚Das alte Haus am Valdemarsudde', ‚Mondhelle Nacht', ‚Es klärt sich auf', ‚Partie vom Stockholmer Hafen', ‚Außerhalb der Stadt', ‚Fabriken'. Aus diesen dürren Gemäldetiteln tritt uns schon ein einheitlicher typischer Charakter entgegen. Große und seltsame, gesuchte Vorwürfe sind es zunächst also nicht, um die sich des Künstlers Schaffen zusammenschließt; was sich da darbietet, kann man in Schweden auf Schritt und Tritt beobachten. Es kann ein großer Tadel für einen Künstler sein, statt der großen, ewiggültigen Ideale nur die Dinge, die am Wege liegen, in den Bereich seines Schaffens zu ziehen; es kann aber auch ein wahrer Vorzug sein, wenn es gleichbedeutend ist mit Bescheidung auf das Maß der gegebenen Kräfte. In unserem Falle ist es ein Vorzug und zwar aus dem angegebenen Grunde mit größter Berechtigung deshalb, weil alle diese am Wege liegenden Dinge in ihrer höchstmöglichen Lebenssteigerung,

in dem ihrem Sein am wesentlichsten entsprechenden Zustande erfaßt sind.

Die moderne Zeit mit ihrem Teilen und Spezialisieren hat das Naturbild, die kleinen Abschnitte eines großen Ensembles aus der Unterordnung unter den Gedanken einer großen Idee zur Selbständigkeit erhoben. So haben wir eine Anschauungslyrik erhalten, die uns zum mindesten solange genügen kann, bis ein allumfassendes Genie deren technische Errungenschaften zu seinen großen Entwürfen aufgreift. Nach dieser Rücksicht befinden wir uns im Zeitalter einer emsigen Schulung, ein Gedanke, der uns auch über das viele abfallende Geröll dieser Kleinarbeit hinweghilft. Damit soll aber keineswegs gesagt sein, daß Prinz Eugen nur Detaillist sei; seinen meisten Bildern wohnt die Selbstberechtigung inne. Und die ist folgende.

Was die Schweden von der Künstlerlaufbahn aufgreifen, sind zumeist die Fragen des Lichtes, was ihnen, wie wir oben schon aussprachen, im allgemeinen den Stempel des Optimismus aufprägt. In diesem großen Kreise hat sich Prinz Eugen eine ganz eigenartige Domäne ausgesucht: der Gegenstand seiner Beobachtung ist das b e w e g t e Licht. Und so behandelt er die Landschaft, oder besser das Naturbild, den Landschaftsausschnitt als Träger und Reflektor des kommenden und gehenden Lichtes. Nehmen wir zum Vergleich einen alten Landschafter, z. B. die Ruisdaels. Abgesehen davon, daß diese Alten eine ganze Summe von Möglichkeiten zusammendrängen, haben sie ihre helle Freude am S e i n, an der bis in alle kleinsten Einzelheiten durchgedachten und durchgeprüften Existenz. Wir erhalten damit einen uns jetzt vielfach philiströs anwehenden Linienrealismus, der einfach durch irgendeine Lichtquelle sich in Licht und Schatten gliedert, und der eine logische Parallele zu der minutiösen Porträtkunst jener Tage bildet. Anders die Neuzeit, in unserem Falle Prinz Eugen von Schweden.

Die moderne Industrie hat uns die Zauber und Offen-

barungen des Lichtes in ungeahntem Maße erschlossen; wir haben sehen gelernt. Aber, unruhvoll, nervös und kritisch wie wir sind, mitten im Hasten und Jagen ums tägliche Brot, haben wir mehr ein Auge für das Werden und Vergehen, für Bewegung. Ein Uebergreifen in die benachbarten Kunstgebiete, hier in die Poesie und die Plastik, hat uns diesen Sinn noch näher gebracht. So sind es also zunächst vor allem die Dampfboote und die Fabriken, die Prinz Eugens Auge fesseln, nicht nur weil sie an sich bewegtes Licht, elektrisches Licht bieten, sondern weil sie gerade in ihrem Kampfe mit dem bewegten natürlichen Lichte in den Morgen- und Abenddämmerungen Skandinaviens jenes Werden und Vergehen zu einem Durcheinanderwogen und -wirbeln der Stimmungen erhöhen. Eine schwierige Frage; Prinz Eugen hat sie jedoch mit dem Mittel eines gemäßigten und zumeist klaren Impressionismus gelöst, zwar wohl nicht immer restlos, aber doch plausibel. Dabei haben wir aber nicht einen kühlen Problematiker vor uns, man merkt die Absicht nur selten, obwohl, was allen Skandinaviern als ein Merkmal ihrer nationalen Persönlichkeit anhaftet, eine gewisse, man kann nicht sagen nüchterne, so doch immerhin grübelnde Nachdenklichkeit sich einmengt. Prinz Eugen ist ein liebevoller und liebenswürdiger Farbendichter, dem das Licht Herz und Auge rein hält. Seine stille Sehnsucht nach etwas, das über dem irdischen Getriebe liegt, gleitet mit dem Lichte über das Meer und wiegt sich sinnend mit den Wellen. Eine solche Künstlernatur wäre dazu geschaffen, das gestimmte Naturbild, das heutzutage doch zumeist ein Ausdruck pantheistischer, monistischer Weltanschauung ist, in die Höhen des wahrhaft Religiösen zu erheben.

Ein großer Teil der prinzlichen Bilder ist in vorzüglichen Dreifarbendrucken unter dem Titel „Svenska Landskap" durch Albert Bonniers Verlag in Stockholm zu einem Prachtbande vereinigt worden.

Dem Landschafter steht ein nicht minder origineller Por-

kräftig zur Seite: Oskar Björck. Was ist Sinn und Zweck der Bildniskunst? Doch wohl nicht bloß die äußeren Linien einer menschlichen Gestalt weiterzugeben, sondern mit der sprechenden Aehnlichkeit das innerste Wesen der Persönlichkeit zum Ausdruck zu bringen. Da ist Lenbach immer voran. Aber Lenbach ist nur Psychologe, oder meinen wir Samberger, wenn wir Lenbach sagen? Lenbach schaut in den Spiegel des Geistes, das Antlitz, das er noch mehr vergeistigt und zu einer fast platonischen Idee steigert. Außer dem Gesicht, fast muß man sagen: Auge und Mund, kennt er kein Ausdrucksglied des menschlichen Gemütes, und in dieser Konzentration liegen Stärke und Schwäche nebeneinander. Aber der Mensch ist nicht nur von innen heraus, aus seiner ureigensten Persönlichkeit charakterisierbar: er wird auch als Glied einer vollkommenen Gesellschaft mitbestimmt von seiner Umwelt, die er für sich selbst ausgesucht hat. So muß es eine zweckentsprechende Bildniskunst sein, die den Menschen in seinem Milieu erfaßt, die seine innere Welt durch den Rahmen symbolisiert und hervorhebt. Das tut Björck. Indem wir ein Halbstück ‚Freiherrin T.‘ und eine Porträtstudie (‚Junger Jäger‘) nur eben kurz erwähnen, müssen wir uns mit vier großen Bildnissen näher befassen.

Den Damen der Vortritt, nicht um einen schlechten Scherz zu machen, sondern weil bei ihnen diese Charakterisierung aus dem Milieu begreiflicher Weise am ehesten zutrifft. Hier kann die Toilettenfrage zur Kunstfrage werden. Da haben wir zunächst die „Frau W.“, in dunkler Kleidung von einer weißen Zimmerwand abgehoben, während die „Freiherrin T.“ mit ihrer schwarzblauen Robe zu roten Tapeten und roten Möbeln in einen wirkungsvollen Kontrast gestellt ist. Die „Prinzessin Ingeborg von Schweden“ in ihrem duftigen Weiß findet auf einer weißen Empirewand mit Goldstreifen einen charaktervollen, maienhaften Ausdruck. So, durch Toilette, Möbel und Zimmerwände, kann der Mann nicht symbolisiert werden; daher ragt „Werner von Heidenstam“ mit scharf

geschnittener Silhouette sinnend und weitblickend in den hellen Himmel einer Seelandschaft hinein, ganz mit dem Effekt jener Verdunkelung, die ein leuchtender Hindergrund auf der Netzhaut des Auges hervorruft. Wir nannten vorhin Lenbach. In der malerischen Technik vermag der Schwede dem Münchener das Wasser nicht zu bieten, aber seine Gestalten sind menschlicher. Und deshalb kann man, immer die Unterordnung einer solchen, fast möchten wir sagen: gesellschaftlichen Porträtkunst ins Auge gefaßt, von Oskar Björck allerlei lernen.

Nach diesen „Guten" kommen nun zwei, wir wollen uns gelinde ausdrücken, zwei nach ihrer Gesamtschätzung weniger hervorragende Talente. Zunächst Anders Zorn. Dieser Maler hat bewiesen, daß er nicht immer Künstler ist, indem er in schwachen Stunden den Mangel des Talentes durch Faktoren zu ersetzen sucht, die weit abliegen vom Wesen der Kunst, wie sich das auch im allgemeinen durch den Mangel einer geschlossenen Stoffwelt und das Tasten nach Objekten dokumentiert. „Noch etwas schläfrig" nennt er einen unförmlichen, brutalen und geradezu abstoßenden weiblichen Ganzakt. Man muß die Aufnahme dieses unkünstlerischen Stückes, das auch im Kolorit keine Existenzberechtigung aufweist, aufs tiefste bedauern, weil es mit noch einem andern, weiter unten zu behandelnden Bilde den reinen Hauch stört, der über diese ganze Ausstellung gebreitet ist. Wir Deutsche sind durch unsere Nuditätendarstellung schon längst so zum Gespötte des Auslandes geworden, daß wir gar nicht nötig haben, uns noch ein Plus auf diesem Gebiete aus dem hohen Norden zu verschreiben. Die andern Schöpfungen Zorns sind gar ungleichartigen Wertes. Das Porträt „William Alsson", das in breiten, flachen Farben zu wirken sucht, dünkt uns mit bestem Willen nur eine mäßige Untermalung. „Delsbostintan" (ein weibliches Halbstück), „Djos Matts, Uhrmacher in Mora", und „Polska (schwedischer Bauerntanz)" weisen in Farbe und Luftbehandlung manche guten Qualitäten auf. Jedoch muß man bei derartigen Sachen Eines wohl im

Auge halten. Es gibt große Künstler, Rodin ist so einer, die sich größer zu machen verstehen, indem sie ihr Werk nur bis zu einem gewissen Grade vollenden und durch den Schleier des Unfertigen, Genialen, Halbchaotischen in den Augen der weniger tief Blickenden einen Nimbus zu erhalten wissen. Und es gibt weniger große Künstler, die das nachmachen. Zorn ist so einer. Er legt seine Gestalten in ein verschwimmendes, flirrendes, dämmerndes, ja sogar unsicheres Licht. Eine Ausführung der Formen wäre die Eröffnung der Schwächen seines Talentes. So bleibt er im Grunde genommen ein ewiges Versprechen. Dies setzt ihn in Gegensatz zu allen seinen hier vertretenen Landsleuten, die eine klare Zeichnung nicht zu scheuen brauchen. Aber in einem Bilde hat er mit weisem Haushalten und konzentrirtem Anspannen seiner Kräfte doch Vorzügliches geleistet. Das Bild heißt „Brauerei" und ist aufgebaut auf einer ausgesprochenen Zusammenwirkung von Horizontalen: in einen weiten Raum hinein, den ein stimmungsvolles Zwischenlicht füllt, sitzt rechts an der Wand entlang eine Reihe Mädchen. Diese Arbeiterinnen beleben das stille Interieur, aber ihre Atemzüge sind das Einzige, was man zu hören glaubt. Leben und doch vollendete Ruhe, das ist eben das Fesselnde und gibt dem Bilde etwas von der Wirkung der langen Statuenalleen vor den Tempelhallen Aegyptens.

Otto Hesselborn hat vor Anders Zorn den geschlossenen Stil voraus, aber es ist ein herber und mühevoller Stil, der sich nur auf starke äußere Linien stützen kann. Seine sieben Landschaften tragen die Namen: Partie am nördlichen Dal, Allee im Mondlicht, Die Heimat [ein Weitblick von obenher mit ausgedehntem Horizont], Waldterrasse [Winter], Der Eltern Heim, Abendstimmung am See, Winterabend. Diese Landschaften sind schwer, schwerfällig, fast stimmungslos, wenn nicht das Drückende mit dem Melancholischen verwandt wäre, und nur in zwei Fällen löst sich diese Schwere in etwa auf: bei der „Allee im Mondlicht", einem Waldnachtbilde,

beweist der dargestellte Gegenstand das Recht dieser Form, und bei den Winterlandschaften, wo die Schneedecke einen leichten Druck berechtigt, vergeistigt die weiße Farbe.

Man hat bei Hesselborn das Gefühl eines bewußten Archaismus und denkt unwillkürlich an Poussin. Aber die Moderne schützt den Künstler auch vor dem sofort folgenden Gedanken nicht, daß auch über ihn erst ein Claude Lorrain kommen muß, um seiner Herbe die mildernde Stimmung zuzusetzen.

Die „Mittsommernacht", ein Wasserstimmungsbild von Eugène Jansson, beweist in diesen Sälen eines deutschen Künstlerhauses nur, daß auch in Schweden wie anderswo zuweilen der Vater Homer einen Mittagschlaf hält.

Der nächste in der Reihe führt die Höhe wieder aufwärts, Gunnar Hallström, und in ihm lernen wir einen dekorativen Künstler von ebenso eleganter und sicherer Stiftführung, wie wohldurchdachter und wahrempfundener Beherrschung der Farbmittel kennen. Im zweiten Saale lenkt sein großes Querbild „Wikingzug", eine Art dekorativen Tapetenfrieses, durch die eigenartige Zusammenstellung von nur vier, tiefleuchtenden Farbtönen die Blicke auf sich. Unten bildet ein festes Fundament das dunkle Meer mit seinen weißen Wellenkronen, oben drüber schwebt hellblau der Himmel mit symmetrischen weißen Wolkenzügen, den Seglern der Lüfte als treibendes Vorbild kühner Schiffer, und mitten dazwischen die roten Wikingsdrachen mit gleichroten weitgeblähten Segeln. Das ist Farbensinn! Im letzten Saale sind von Hallström noch eine ganze Reihe von Stücken mehr zeichnerischer Art ausgestellt. Daß er nicht nur Maler, sondern auch Dichter, ja Philosoph ist, zeigen gleich die beiden ersten Bilder. Das eine, „Am Ackerrand", zeigt uns in einer gebrochenen Ackersenkung ein menschliches Gerippe, über ihm am grünen Rain blühen des Frühsommers helle, sonnenhelle Farben, während über das Wiesenstück hin der Blick auf tätige Feldarbeit den Auferstehungsgedanken vermittelt: Das letzte ist nicht der

Tod, er muß das Leben gebären; das Leben nährt sich vom Tode. Diesen Gedanken variiert ein Bild, das sich „Der Hain der Toten" nennt. Es ist ein in sanften Tönen gehaltenes Triptychon, jedesmal den Hain mit seinen Grabhügeln von anderer Seite her zeigend. Auf jedem Einzelbilde liegt selige Ruhe, aber sie beleben sich alle drei sofort, wenn wir ihre jahreszeitliche Stimmung gegeneinander vergleichen: Herbst, Winter, Frühjahr. Man beachte diese Serienfolge wohl, denn sie bedeutet die Reihe: Sterben, Tod, Auferstehung. Wir erwähnen nur kurz als treffliche Studien: Eine Ecke in dem Dorf [blühender Flieder], Skidläufer [auf hellen Lichthimmel gesetzt], Erik Anderssohn (schwedischer Bauer) [Profilporträt], Schlittschuhläufer, In der Mitte Schwedens und Herbstliches Bad, um zu einem dritten Bilde zu kommen, worin Hallström seine Osteranschauung vorträgt. „Johann Erik Malm", der Sänger des Dorfes, liegt dahingestreckt auf dem letzten Lager, und was von ihm weiterklingt als ein Ausdruck seiner Seele, die Lieder seines Herzens, steht neben ihm auf einem Stuhle in Gestalt eines frischen Feldblumenstraußes. Wo so tiefer Auferstehungsglaube sich künstlerisch auswirkt, da drängt sich von selbst die Frage auf, warum der christliche Maler seine ausdruckvollen Schöpfungen nicht positiv religiös vertieft. Wir können uns des Gefühls nicht erwehren, daß es sich hier um eine leidige Konzession an die seichten Anschauungen der modernen Gesellschaft handelt.

Nun kommen wir zu den zwei Großen dieser Ausstellung; Gustav Adolf Tjaestad und Carl Larsson. Man verstehe aber dieses Epitheton recht: wir sprechen es nur in bezüglichem Sinne aus, indem wir diese beiden Maler aus dem Kreise ihrer nationalen Anschauungen heraus zu würdigen suchen. Groß sind sie vor allem, weil sie bedeutungsvoll sind, weil sie gleichsam die reifsten Ergebnisse jenes Wesens darstellen, das uns ein Recht zu einem Vergleich mit der japanischen Kunst gab. Und zwar haben wir hier Landschaft und Genre, aber

in einer ganz eigenen Umschreibung dem schwedischen Volkscharakter entwachsen.

Was die Geschichte der Literatur und Musik aller Länder gezeigt hat, finden wir auch in der Bilderkunst: am fremden Vorbild schult sich das erwachende Formgefühl, um plötzlich, der in ihm wohnenden Kraft bewußt geworden, sich auf sich selbst zu stellen, indem es den Schatz der nationalen Ueberlieferungen durchforscht und in der Fortbildung urväterischer Gestaltungen einen stilvollen Ausdruck der heimischen Sitte zu entwickeln sucht. Nirgends konnte dieses Stück Völkerpsychologie besser und in kürzester Spanne Zeit beobachtet werden als in jenen Ländern des europäischen Kontinents, die aus der geschwellten Fülle einer echten Kultur, wie auf einmal nach langem Dornröschenschlaf erwacht, die Einzelkünste vom Gewerbe und Gebrauchsgegenstand loslösen, um sie ihrem Wesen nach fortzubilden. Wir meinen vor allem die drei skandinavischen Reiche. Bald war Frankreich, bald war Deutschland das Bildungsexempel, aber die nordische Sage und der Stil des Volkstums, aus dem sie als ein Geistesteil hervorgegangen, barg so tiefe und urwüchsige Keime in sich, daß die Fremdländerei bald überwunden sein mußte. Und so geschlossen war die Kultur, die das moderne Streben als seine Unterlage vorfand, daß der Norden durch die Schätze seiner Ornamente in der denkbar kürzesten Zeit stil- und modeprägend im deutschen und französischen Luxusgewerbe auftrat. Aber jener Einzelkunst, die eine völlig neue Seite im Volksleben bezeichnet, wird man auch nach der Selbständigkeitserklärung immer noch den Lehrmeister anfühlen. Künstlern vom Schlage eines Zorn oder Hesselborn wird es ewig hinderlich im Wege stehen, Talente von Fjaestad und Larsson aber treten leicht über die Stufen fremder Hilfsmittel und Stilgebärden in das klare Licht der eigenen Sonne. Fjaestad und Larsson sind ihrem ganzen Stilgefühle nach, ihrer ganzen Anschauungswelt nach in Stimmung, Farbe und Linie Schweden, aber das Zeichnen

hat Larsson ebensowenig in Schweden gelernt, wie Fjaestad das Färben. Und doch: so zeichnet und färbt sonst niemand auf der Welt; diese beiden Künstler haben die fremde Technik unterjocht und auf dem Wege eines persönlichen Stiles ins Nationale, ins Schwedische übersetzt. Man kann sie als die zwei treffendsten Typen der schwedischen Moderne bezeichnen.

Da ist also Gustav Adolf Fjaestad. Seine Domäne ist das Naturbild und zwar das Naturbild im ruhenden Lichte, also fast Greif'sche Art, nur abgegrenzter, nur stiller, nur einsamer. Fjaestads Art leuchtet uns erst voll ein, wenn wir ihn gründlich mit einem deutschen Landschaftslyriker vergleichen. Wir haben da eine unübersehbare Auswahl, und Schultes Kunstsalon unter den Linden gibt augenblicklich Gelegenheit, eine ganze Reihe solcher Herrscher im Reiche einer wunderbaren Anschauung und Technik in ihrem gesamten Schaffen zu studieren. Aber um Fjaestad's Sinn zu entziffern, scheint uns mit keinem ein Vergleich geeigneter als mit Ludwig von Senger, der in diesem Winter bei Schulte in Köln einen Saal füllt. Gerade die Gleichheit gewisser malerischer Absichten bringt die Sonderstellungen unwiderstehlich zum Ausdruck. Senger wie Fjaestad arbeiten beide in gleicher Weise auf eine möglichste Ausnützung des Zusammenklangs vom Vertikalen und Horizontalen hin, indem sie die Höhe des Vordergrundes in ein plastisches Verhältnis zu der Tiefe des Hintergrundes setzen und so eine kolossale Horizontweite erreichen. Fernsicht, Licht, Luft, Landschaft, Stimmung, alles erhält aus diesem Zusammenklang sein eigentümliches Leben. Und diese belichteten Landschaftsperspektiven mit verstärktem Vorgrund sind es, die die Stimmung der Sehnsucht erwecken: Das Hier und das Dort liegen auseinander, aber beide zugleich im beschaulichen Geiste nebeneinander; der Erfolg des Vergleichs ist eine gewisse Zwiespältigkeit, die eben das „inquietum cor meum" des Volksliedes aller Völker unter dem lebhaften Bewußtsein des Wechsels aller irdischen Dinge hervorruft.

Hier aber müssen Fjaestadt und Senger auseinandergehen und zwar, weil jeder Landschaftslyriker vom Volkslied abhängig ist, ebensoweit als deutsches und schwedisches Volkslied auseinandergehen. Dabei waltet aber in unserem Falle noch eine Verschiebung ob; während Senger ganz die Stimmung und den Geist des Volksliedes zum Ausdruck bringt, schritt Fjaestad unter dem Drucke des l'art pour l'art zur formalen Abstraktion fort, womit sich ihm das auf sich selbststehende, selbstzweckliche Naturbild ohne weiteres ergab.

Drei daraus entspringende Wesensverschiedenheiten kennzeichnen Fjaestads Art am besten. Zunächst ist sein Naturausschnitt im allgemeinen begrenzter. Während Senger den Blick machtvoll durch die Stimme des Vordergrundes in die Höhe leitet und dabei, wie z. B. auf den Bildern „Birkenlandschaft" und „Erster Juni" die Illusion ins Unendliche dadurch erweitert, daß er die Baumstämme mit dem Bilderrahmen durchschneidet und dadurch dann den Ausblick in die Tiefe gewinnt, schaut Fjaestad gern vom Gipfel oder durch die breit heraushängenden Zweige einer Tanne von oben her auf eine Fläche. So erhalten die Sengerschen Landschaften eine Luftbewegung, die Fjaestadschen aber bleiben in lächelnder Ruhe. Das führt zum zweiten Unterschiede. Senger braucht dem Volksliedcharakter gemäß Staffage, die den Sinn seiner Landschaft erklärt, denn seine Landschaften sind Lieder, gleichsam Transfigurationen von Tönen. Und wenn auch die Personen seiner Schöpfungen, wie z. B. der „Trauerzug" hinter dem Rondell von Teichbirken, die heimziehenden Erntearbeiter in der Sturmlandschaft „Vor dem Hagel", die weiße Mädchenprozession über der Waldhaide am „Maientag" und, besonders wirkungsvoll, die „Heimkehr" der Holzsammlerinnen auf dem Fußpfad zwischen zwei eng benachbarten Linden, für das Bild selbst, als Farbe und Zeichnung, nur die stilistische Perspektive herauszuheben haben, für den Stimmungsgedanken sind sie trotzdem unentbehrlich. Fjaestad dagegen ist bloß versunken in seliges Schauen. Die Ruhe

seiner Bilder, seiner „Blicke" stört kein menschliches Wesen. Die Natur hat für ihn, den Panlogisten, ihren eigenen Sinn und erhält ihre Erklärung nicht erst durch den Menschen. Und damit ist die dritte Verschiedenheit gegeben. Hand in Hand mit der im Verhältnis von Horizontalen und Vertikalen wirkenden Zeichnung geht bei Senger die dazu harmonisch gestimmte Kontrastfarbe, die das Leben gewaltig hebt, dieses aus Vernunft und Unvernunft gewirkte Leben. Auch Fjaestad hebt den Kontrast seiner Linien und zwar meist durch das gerade gegenteilige Mittel — durch die Eintönigkeit, die seine Linien verschärft.

Deshalb liebt der Schwede seinen Winter. Hier kann er die Fragen des ruhenden Lichtes untersuchen und die Formen seiner begrenzten Schau durch Auflösung in lauter Duft erweitern, ja förmlich zu Geist machen. Fjaestad hat drei große Bilder im Künstlerhaus ausgestellt. „Winter" nennt sich das erste mit einem Flächendetail von der ganzen Zartheit eines noch unberührten Schnees. „Raureif" mit seiner leichten, leuchtenden Eisdecke bedeutet den sinnigsten Ausdruck eines in Verzückung und Selbstbetrachtung völlig versunkenen Geistes. Ein drittes Winterbild „Wintermorgen" hat Fjaestad in Schultes Kunstsalon unter den Linden ausgestellt. Von einem schneebedeckten Fichtendetail schweift unser Auge über die weißen Wälder im Morgenlicht. „Nach dem Regen", das dritte Bild in der Ausstellung des Künstlerhauses, zeigt eine zapfenschwere Fichtenspitze, die in den frischen Himmel hineinragt, ein Beweis, daß Fjaestad nicht einseitig an den weißen Ton gebunden ist. In all diesen Bildern könnte die Zeichnung nicht mehr klarer, das Kolorit nicht mehr einfacher sein; da gibt es keine Mätzchen, keine Seltsamkeiten, nur Kunst, fast etwas zu kühle Kunst, aber eine eigenartige, persönliche Kunst, deren Stille uns feierlich macht, weil wir in ihr des Schöpfers geheimnisvolles Walten fühlen. Wir sprachen von einer „kühlen" Kunst, und das meinen wir so: der tiefer Blickende und der modernen Be-

wegung Kundige fühlt nur zu deutlich, wie auf Fjaestads Bildern die Sehnsucht, die allem Naturbild innewohnt, zu einer geruhsamen Resignation abgestuft erscheint. So fein und zart hat noch kein Künstler den modernen Fatalismus oder vielmehr den im Wesen jeder Moderne notwendig eingeschlossenen Determinismus, sei's bewußt, sei's unbewußt, plausibel gemacht, aber nach der bejahenden Seite hin. So hat Fjaestad eine Stimmungswelt geschaffen, die auch den Gläubigen ergreifen muß, da sie in den Schranken der leblosen Natur geblieben ist und mit ihrem Lichtleben ein Symbol des wirkenden Geistes bietet.

Fjaestads Pendant im Genre ist Karl Larsson, der feinste Zeichner des neuzeitlichen Schweden, d. h. ebenso wie Fjaestad aus der Landschaft das Naturbild herausgehoben hat, so hat Larsson das im Genre eingeschlossene Interieur, das Bewegungsgebiet von Einzelfiguren resp. die Einzelfiguren in ihrem Bewegungsgebiete zum Reiche seiner Schönheitsäußerung erkoren. Er ist einer der fruchtbarsten Künstler der Neuzeit und hat eine Ausstellung schon deshalb nicht notwendig, weil seine Art aus drei prachtvollen Publikationen von Albert Bonniers Verlag in Stockholm vollständig erfaßt werden kann. Es sind dies „Larsson" mit 32, „Et Hem" mit 25 und „Spadarfvet" mit 24 Gemälden. In Berlin zeigt er sich, weil er ein charaktervoller Künstler ist, der jedem Werke seiner Hand den Stempel seines ganzen Geistes aufdrückt, in seiner vollen Eigenheit, trotzdem die Wahl der ausgestellten Bilder mit Rücksicht auf Larssons Gesamtschaffen im allgemeinen als eine unglückliche bezeichnet werden muß. Um hier gleich damit abzurechnen: das nackte, auf einer Bank in Nachtstimmung sitzende Mädchen ist das zweite Bild, dessen Abwesenheit aus dem oben schon angedeuteten Grunde der Ausstellung nur zum Vorteil gereicht hätte. Mit Zorns brutalem Akte hat es freilich keine Berührungspunkte, und man sieht ihm ohne weiteres an, daß hier keine unkünstlerischen Triebe walten, sondern nur eine Frage der

arbe und des Lichtes gelöst werden soll. Diese Gerechtigkeit
uß man Larsson widerfahren lassen.

Ein „Selbstporträt“ zeigt Larsson als Humoristen. Und
der Tat ist es der Humor, der den einzigen Schlüssel
seinem künstlerischen Herzen bildet, der seinen Stoff und
ssen Formung ganz allein erklärt. Es ist ein Humor,
ie er durch Dickens der Weltliteratur zugeleitet wurde,
ur feiner, nur noch vornehmer, ein Humor, jeder Aeußer-
chkeit entkleidet und bis aufs innerste Wesen abgestuft.
arssons Bilder sind ein sonniges Lächeln, eine von keiner
endenz verschnürte Naivität. Larsson ist Philosoph, den
ine historische Anschauung und Auffassung aller Dinge
vingt, den großen Einklang des Kosmos, der vernünftigen
nd der unvernünftigen Welt zu bekennen und damit die
öchste Formel des Optimismus auszusprechen. Seine Kunst
t also eine Kunst der Sündelosigkeit, und wahr sein kann
ur eine Kunst, die nach dem Paradiese strebt. Und wohl
erstanden: Sünde l o s i g k e i t, nicht Sünde l e u g n u n g.
as ist ein Unterschied. Himmelweit verschieden ist Larssons
unst von der seiner Kollegen in Frankreich und Deutsch-
nd vor allem, die das goldene Zeitalter in Harems und
adeanstalten suchen wie ein Renoir und ein Ingres. Dies
nigste Leben im Lichte und mit der bejahten Natur muß
n klares Künstlerherz ganz zu Licht machen und in einer
eichnung sich äußern, die auch die helle Tagessonne ver-
agen kann. Larsson arbeitet mit dem Stift so fein wie
orop und hat vor ihm die volle Gesundheit des drallen
ebens voraus.

Konsequent, das haben wir schon zur Genüge gesehen,
nd diese Schweden all; jeder nennt einen wirklichen Stil
in eigen. Und dieser Stil fliegt nicht von außen an,
t keine Verstandesmache, der nun alle Objekte unterworfen
ürden, sondern quillt aus dem innersten Herzen auf.
eshalb hat Schwedens Bilderkunst eine Zukunft. Der
lgerichtigste von allen aber ist Larsson. Sein Humor

zwingt ihn, alle seine Gestalten vom vollsten Lichte umfluten zu lassen, ein Symbol des Einklanges der großen und der kleinen Welt. Daher stellt er alle seine Einzelfiguren in einen großen Raum, der dem Detäil die freie Fläche unterbreitet, sei es nun ein geschlossenes Interieur oder ein gutes Stück Natur. Er ist so eine Art schwedischer Menzel — im kleinen natürlich, im „einzelnen“ wäre besser gesagt. Ein Mann, der das Licht so umfassend im Getriebe der menschlichen Gesellschaft zu bannen vermag, wie es Menzel im „Flötenkonzert“, in der „Tafelrunde“, im „Ballsouper“, im „Eisenwalzwerk“ getan hat, kommt nur alle tausend Jahre einmal. Larsson begnügt sich mit einem Stück des Menzelschen Programms, und das gut durchgeführt zu haben, ist Ruhmes genug. Er macht das aber nicht wie die alten Lichtproblematiker des niederdeutschen Interieurs, wie etwa Terborch in seinem „Konzert“ oder der „Väterlichen Ermahnung“ und Van der Meer de Delft in „Der Soldat und das lachende Mädchen“, wo das Licht, konzentriert auf ein oder zwei Personen, seine Wunder ausspielt, sondern läßt dem Lichte seinen ungezwungenen Lauf des hellen Mittags.

Das beeinflußt, wie schon gesagt, Larssons Zeichnung, aber auch die Farbe bekommt davon natürlich ihren Charakter: sie ist lichthell, fast flach gehalten, und nimmt sogar vielfach ein ganz giftiges Gepräge an, weil mit scharfen Kontrasten von kalt und warm operiert werden muß. Das Aquarell liegt daher Larsson nahe. Aber diese Farbkontraste müssen wir aus den Traditionen des schwedischen Volkes erklären. Doch nun kommt die große Probe, ob der Mann, der sich so offen und sorglos in das freie Licht hinauswagt, auch wahrhaft von Gottes Gnaden ist; wie steht es mit der Komposition? Aber keine Angst, auch hier sind wir des Lobes voll. Denn wer ein Auge hat für den Raum und seine Zahl, den führt der Geist des Ebenmaßes. Larsson ist Meister der Komposition.

Da nennen wir zunächst das große Querbild „Weihnachtsabend", das mit seinen drei Hauptgruppen als eine Art Triptychon gehalten ist, indem dünne Rahmleisten die Bildfläche durchschneiden. Während hier die Farbe durch Darbietung auf großen Flächen — Larssons Bilder haben sonst kleineren Umfang — die Probe weniger gut ausgehalten hat, da die giftigen Töne dem dargestellten Gegenstand und dessen Zeit völlig widersprechen, hat die Komposition sich auch im weiten Raum voll und ganz bewährt. Feine Stücke sind „Vater, Mutter und Kind", eine humorvolle Kinderszene: „Karin", Aepfel schälend; „Die werdende Diva" Mädchen am Klavier, und vor allem das wundersam, fast mimosenhaft gezeichnete Halbstück „Anna Stina". Weniger liegt dem Lichtproblematiker das Porträt; ausgestellt ist das des „Papstes in Sundborn" und das des „Komponisten Emil Sjögren", beides Bruststücke.

Von Karl Larsson kann mancher sogenannter Moderner die Achtung vor der Linie lernen, um die uns der Impressionismus gebracht hat. Die Humoristen waren es in Deutschland auch, die der Linie wieder neue Wirkungen abgewannen, aber um wie viel steht der Ausländer Larsson höher als die Zeichner des Simplizissimus vom Schlage eines Heine oder Reznicek!

Auf die weniger bedeutenden plastischen Sachen und die Gravierungen können wir nicht näher eingehen. Nur bemerken wollen wir, daß auf dem Gebiete der Schwarzweißkunst Andreas Zorn sein Talent von jeher am besten zur Geltung gebracht hat.

Nach diesen Auseinandersetzungen fragen wir, ob der oberflächliche und einseitige Meier-Gräfe in seiner dreibändigen „Entwicklungsgeschichte der modernen Kunst" Recht hat, wenn er so leichthin behauptet: „Schweden bleibt zurück. Man begnügt sich mit der Reproduktion von Bauerndingen. Die paar Künstler Schwedens sind Maler, die, wie Zorn, mehr zu Paris als zur Heimat gehören; die Leute, die etwas

anderes versuchen, mäßige Künstler" (II, 642). Dieses Diktum ist ein würdiges Seitenstück zu dem, was Meier-Gräfe über die Beuroner Kunst zu sagen weiß, die er übrigens lobt, aber deren Geschichte und Werke er niemals kennen zu lernen versucht hat.

Ob aus Zufall oder aus Berechnung an die Schweden sich eine Kollektivausstellung unseres Joseph Wopfner anschließt? Glauben wir das zweite, denn es hätte uns keiner besser als der Schöpfer der „Klosterglocken" und der vielen Chiemseebilder den Unterschied von nord- und südgermanischem Geiste geben können. Aus der kühlen skandinavischen Atmosphäre treten wir hochaufatmend in die warme Sonne des oberdeutschen Gemütes.

In der großen Berliner Kunstausstellung soll in diesem Sommer den drei nordischen Reichen eine ganz besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden. Daß sie es verdienen, haben wir früher schon im Münchener Glaspalast gesehen.

Beuron. P. Ansgar Pöllmann O. S. B.

LXVII.

Das Aufsteigen des Laientums in der katholischen Kirche.

Unter diesem Titel veröffentlichten die gelben Blätter unlängst[1]) einen Artikel, der unter mehr als einer Rücksicht die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken und zu kritischen Betrachtungen herauszufordern geeignet ist. Skizzieren wir kurz seinen Inhalt.

„Die größere Freiheit der Bewegung, die sich das Laientum in der Kirche allmählich zu verschaffen gewußt hat und weiß, ist eine Erscheinung von der allergrößten Bedeutung". Es handelt sich, wird erklärend beigefügt, „nicht um eine mit bewußter Absicht und mit bestimmtem Zweck — etwa zur Rückdrängung des kirchlichen Einflusses —

1) Bd. 139 S. 332 ff.

ins Werk gesetzte Bewegung, sondern um einen tatsächlichen Entwicklungsprozeß", dessen Hauptwurzel „zweifellos die immer mehr und mehr auch den katholischen Volksteil erfassende Entwicklung zum Individualismus" ist. „Der Einzelne fühlt je länger je mehr den Drang, in die Fragen der Zeit mit seinem Geiste und seiner Kraft einzugreifen; er wird sich immer mehr seines Rechtes und seiner Pflicht bewußt, seine Ueberzeugung nach jeder Richtung nicht nur zu verteidigen, sondern mit Nachdruck geltend zu machen, und nach Mitteln sich umzusehen, um sie energisch durchzusetzen."

Diese im Gang befindliche Entwicklung vollzieht sich „zum nicht geringen Teil als eine Art Verselbständigung des Laientums gegenüber den spezifisch kirchlichen Interessen. Vor allem, insofern das Laientum zum Mittelpunkt seiner selbsttätigen Bestrebungen, die in der Form einer Aktion oder, wenn dauernd, oft in Form einer Organisation in die Oeffentlichkeit treten, nicht mehr ausschließlich oder zum Teil die kirchlichen Interessen macht".

Es wird dann diese Entwicklung zur Verselbständigung des Laientums auf den einzelnen Gebieten dargelegt. In der Politik, im Zentrum tritt die Arbeit für kirchliche Interessen mehr und mehr zurück, die Fühlung mit den kirchlichen Oberbehörden wird immer loser, auch ist eine Tendenz vorhanden, die geistlichen Kandidaturen immer mehr zu vermeiden. Eine ähnliche Wandlung vollzieht sich auf wirtschaftlichem Gebiet, auf dem der christlichen Gewerkschaften, der bayerischen Bauernvereine, in denen der geistliche Einfluß immer geringer wird und die Geistlichen immer mehr ausgeschaltet werden. Selbst bei den katholischen Arbeitervereinen mit ihren halbwirtschaftlichen Bestrebungen und Zielen glaubt der Verfasser des Artikels eine ähnliche Richtung wahrzunehmen.

Der gleichen Erscheinung begegnet er auf geistigem Gebiete. Er weist hier hin auf die ‚Literarische Warte', auf

das ‚Hochland‘ und die ‚Krausgesellschaft‘, in denen die Intelligenz des katholischen Laientums nicht die spezifisch katholische, sondern die christliche Weltanschauung in freierer Auffassung vertritt.

Aus alledem zieht er den Schluß: „die individualistische Entwicklung zu einer Verselbständigung des katholischen Laientums zu einer machtvollen Entfaltung der Einzelpersönlichkeiten“ ist nun einmal im Gang und sie läßt sich „durch kein Gebot und kein Machtmittel der Welt mehr aufhalten“. Diese „Entwicklung zur selbständigen Vertiefung und kräftigen Auswirkung der Persönlichkeit“ bedeutet nach ihm für die Kirche einen „ungeheuren Vorteil“. In dieser Perspektive erscheinen die katholischen Laien „mit einer bisher unerreichten religiösen Innerlichkeit in Glaube und Sitte“. Die Fundamente der Kirche werden dann in ihrer Notwendigkeit tiefer erkannt und feurigere Verteidiger finden. Von solchen Persönlichkeiten hat die Kirche nichts zu fürchten, alles zu hoffen. Allerdings gilt dies, wie er vorsichtig beifügt, nur für diejenigen, welche die katholische Religion als die einzig berechtigte Form des Christentums anerkennen.

Um die unabwendbare Entwicklung zur Selbständigkeit der Laien vor Abirrungen zu bewahren, schlägt der Verfasser vor, für eine möglichst tiefe und innerliche Ausbildung des katholischen Christentums in den Seelen der Laien zu sorgen. Alle Positionen der Seelsorge, der Katechese und besonders des Religionsunterrichts an den Mittelschulen sollen um- und ausgebaut werden. Dazu ist eine möglichst freie, allseitige Erörterung über die Gestaltung der heutigen Seelsorge und die Reform des Religionsunterrichts erfordert.

Was ist nun eigentlich der Zweck all' dieser Ausführungen? Der Artikel ist mit unleugbarem diplomatischen Geschick abgefaßt und verklausuliert die Ansichten des Verfassers derart, daß es nicht so leicht ist, den wahren Kern herauszuschälen. Ich gebe hier meine Auffassung wieder.

Sollte ich den Verfasser mißverstanden haben, so würde es ihm leicht, den richtigen Sinn klarzustellen.

Nach mehrmaliger aufmerksamer Durchlesung kann ich mich des Eindrucks nicht erwehren, daß es sich bei diesen Ausführungen nur um eine neue Seite des Themas handelt: Rückdrängung des spezifisch-konfessionellen Standpunktes aus dem öffentlichen Leben. Dazu ist aber notwendig, daß die Geistlichen die öffentliche soziale und politische Tätigkeit den Laien überlassen, die dann selbständig diese Tätigkeit besorgen. Wo der Geistliche erscheint, da bekommen die Organisationen leicht ein konfessionell kirchliches Gepräge und wer das Leben interkonfessionell gestalten will, muß notwendig dahin streben, daß der Geistliche das Gebiet der öffentlichen Aktionen und Organisationen der selbständigen Tätigkeit den Laien überlasse.

Allerdings sagt der Verfasser nicht, daß man nach diesem Ziele bewußt strebe oder streben solle. Er hüllt sich in den Mantel des Propheten und schildert die schon im Gang befindliche Bewegung mit ihren mutmaßlichen zukünftigen Ergebnissen. Aber seine Sympathien sind auf Seiten dieser Bewegung und er will den Katholiken die Richtlinien ihrer Tätigkeit angeben. Das geht aus seinen Ausführungen unzweideutig hervor. Er hält einen Kampf gegen diese Richtung für völlig aussichtslos, ja verderblich.

Wie steht es nun mit diesem „Aufsteigen des Laientums in der Kirche", mit der „Verselbständigung" der katholischen Laien, mit dem Ausschalten der Priester und des kirchlichen Einflusses aus dem öffentlichen Leben? Es kann sich hier offenbar nicht um Laien handeln, die innerlich von der Kirche abgefallen sind und sich praktisch um ihre Führung nicht mehr kümmern. Deren hat es zu allen Zeiten nicht wenige gegeben, wenn auch vielleicht heute ihre Zahl größer sein mag.

Es handelt sich vielmehr um Laien in der Kirche, die auch Katholiken sein wollen. Von diesen wird gesagt, daß sie sich eine größere Freiheit der Bewegung in der

Kirche allmählich zu verschaffen gewußt haben und wissen.

Aber worin waren denn früher die katholischen Laien weniger frei als heute? Darauf dürfte sich wohl schwerlich eine Antwort finden lassen. Wir werden das besser einsehen, wenn wir uns Rechenschaft geben über die Stellung des Laien in der Kirche.

Es gibt zwei Gebiete des menschlichen Lebens: Das geistliche oder sittlich-religiöse und das weltliche. Das letztere umfaßt alle irdischen, zeitlichen Bestrebungen im öffentlichen und privaten Leben, in Staat, Gemeinde und Familie, im Erwerbsleben, in Kunst und Wissenschaft, soweit diese Bestrebungen nicht das Seelenheil oder den Glauben und die Sitten betreffen.

Hat nun etwa das Laientum heute eine größere Freiheit der Bewegung in den Dingen des Seelenheils, in Sachen des Glaubens und der Sitten als früher? Oder darf es eine größere Freiheit beanspruchen, etwa mit Berufung auf die moderne Tendenz zur freien Entfaltung der eigenen Persönlichkeit? Das ist grundsätzlich ganz unmöglich, weil die Kirche mit ihrer Autorität nicht auf menschlicher, sondern auf göttlicher Einsetzung beruht, also auch von den Menschen nicht aufgehoben oder eingeschränkt werden kann. Für alle Zeiten gilt das Wort des Erlösers an die Apostel und deren rechtmäßige Nachfolger, die mit dem Papste verbundenen Bischöfe: „Gehet also hin, lehret alle Völker und tauft sie und lehret sie alles halten, was ich euch geboten habe. Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis ans Ende der Welt." [1])

Die Kirche ist also die von Gott gesetzte Lehrerin, deren Autorität wir uns in Sachen des Glaubens zu unterwerfen haben. Sie entscheidet, was zu glauben ist und was dem Glauben widerspricht, von ihr müssen wir die richtige Auffassung der katholischen Glaubenslehre und Weltanschauung empfangen. Und da man nicht bloß auf dem Gebiete der

1) Matth. 28, 19, 20.

Theologie, sondern auch auf dem der Philosophie, der Geschichte, der Biologie, der Literatur usw. Ansichten aufstellen kann, die dem Glauben widersprechen oder ihn untergraben, so kann sich ein Katholik auch auf diesen Gebieten nicht den Entscheidungen der Kirche entziehen, ohne gegen den ihr schuldigen Gehorsam zu fehlen.

Die Kirche ist ferner unsere Führerin auf dem sittlichen Gebiete; sie soll uns anhalten, alles zu beobachten, was Christus befohlen hat, und uns die dazu eingesetzten Gnadenmittel und Sakramente spenden. Sie wird deshalb immer und überall das Recht beanspruchen, ihren Kindern Vorschriften zu geben über den Empfang der hl. Sakramente, das Anhören der hl. Messe, die religiöse Erziehung der Jugend; sie wird stets das Recht beanspruchen, Fasten- und Abstinenzgebote zu erlassen, den Glauben und die Sitten gefährdende Bücher zu verbieten u. dgl. Die Kirche kann auf diese Rechte gar nicht verzichten, selbst wenn sie wollte, weil sie auf göttlicher Einsetzung beruhen. Ein Katholik, der grundsätzlich der Kirche diese Rechte bestreitet, verläßt damit den katholischen Boden.

Ist nun etwa in Deutschland allgemein beim katholischen Volke eine Tendenz vorhanden, sich auf religiös-sittlichem Gebiete eine größere Selbständigkeit, eine größere Unabhängigkeit von der Führung der Kirche zu erringen? Der Verfasser des Artikels scheint der Ansicht zu sein. Denn er redet wiederholt von der „individualistischen Entwicklung zu einer Verselbständigung des katholischen Laientums, zu einer machtvollen Entfaltung der Einzelpersönlichkeiten", von der „auch den katholischen Volksteil erfassenden Entwicklung zum Individualismus", von dem Drang des Einzelnen, mit seinem Geist in die Fragen der Zeit einzugreifen, seine Ueberzeugung nach jeder Richtung mit Nachdruck geltend zu machen u. dgl. Soll damit gesagt sein, das katholische Volk in Deutschland fühle allgemein den Drang, sich seine Ueberzeugung in religiösen Dingen selbst nach eigenem Bedürfnis zu bilden

ohne Rücksicht auf die Leitung der kirchlichen Autorität, so leugnen wir das mit aller Entschiedenheit. Die immense Mehrheit des katholischen Volkes in Deutschland steht treu zur Kirche. Es unterwirft sich in religiös-sittlichen Dingen freudig ihrer Führung und fühlt gar kein Bedürfnis, sich derselben zu entziehen.

Allerdings gibt es eine kleine Schaar Katholiken, die von einer Art Reformfieber erfaßt sind und der individualistischen Zeitströmung folgend ihre eigenen Wege wollen, ohne sich allzu ängstlich um die Kirche zu kümmern. Von dem Kreis um die ‚Literarische Warte' sagt unser Gewährsmann, daß er „einer starken Emanzipation der Literatur von außerliterarischer Beeinflussung und Beurteilung das Wort geredet" hat und daß seine „Wirkung trotz erheblicher von religiös-kirchlichen Interessen getragenen Gegenströmung eine nicht zu verkennende gewesen" ist. Nun, ein Katholik, der solchen Emanzipationsbestrebungen huldigt, wandelt eben verbottne Wege. Die Kirche wird allerdings nie über den literarisch-ästhetischen Wert eines Werkes oder einer Zeitschrift urteilen, das ist nicht ihre Sache, wohl aber wird und muß sie das Recht beanspruchen, alle Publikationen vom kirchlichen Standpunkt zu beurteilen und, wenn sie unkatholische, den Glauben oder die Sitten gefährdende Ansichten vortragen oder Tendenzen verfolgen, zu verurteilen und nötigenfalls den Gläubigen das Lesen derselben zu verbieten. Wer der Kirche grundsätzlich dieses Recht bestreitet, stellt sich außerhalb der katholischen Kirche. Er will sein eigener Papst sein und verleugnet das katholische Autoritätsprinzip.

Bedenklich vom katholischen Standpunkt ist auch die Stellung des Hochlandes, wenn wahr ist, was der Verfasser behauptet. „Im Hochland ist ein Organ erstanden, das die katholische Intelligenz in den Dienst einer freieren Auffassung und Beurteilung aller Dinge stellen will, als man es in den streng konservativ-kirchlichen Kreisen gewohnt ist." Da hier von „allen" Dingen die Rede ist und die

„freiere Auffassung" in Gegensatz zu der „konservativ-kirchlichen" gestellt wird, so gilt die Behauptung wohl auch von kirchlich-religiösen Dingen. Das katholische Laientum will also, wie es scheint, eine freiere Auffassung dieser Dinge — doch wohl als die bessere — vertreten und zwar nicht etwa gestützt auf die kirchliche Autorität, davon ist keine Rede, sondern gestützt auf die katholische Intelligenz. Daß man sich damit auf eine gefährliche schiefe Ebene begibt, dürfte einem überzeugungstreuen Katholiken nicht zweifelhaft sein. Nicht die katholische Intelligenz, sondern die lehrende Kirche ist unsere gottgesetzte Führerin, von der wir die richtige Auffassung in Dingen des Glaubens und der Sitten annehmen müssen.

Befremdlich ist ferner, was im unmittelbaren Anschluß an den eben angeführten Satz vom Hochland behauptet wird. „Es ist wesentlich die Intelligenz des katholischen Laientums, die hier die christliche Weltanschauung vertritt — die spezifisch katholische in den Vordergrund zu stellen, lag von Anfang an nicht in der Absicht der Zeitschrift."

Was soll das heißen: die spezifisch katholische Weltanschauung „nicht in den Vordergrund stellen"? Entweder sieht eine Zeitschrift die katholische Weltanschauung wenigstens stillschweigend als negative Norm an, der nicht widersprochen werden darf, und dann ist sie katholisch, oder sie sieht ganz von dieser Norm ab, dann hört sie auf, katholisch zu sein. Aber sie kann doch allgemein christlich bleiben? Leider gibt es heute in Deutschland keinen allgemein christlichen Standpunkt mehr, der uns Katholiken mit den Protestanten gemeinsam wäre. Im 16. und 17. Jahrhundert, als die Protestanten noch an der Menschwerdung des Sohnes Gottes, am apostolischen Glaubensbekenntnis und am inspirierten Charakter der Hl. Schrift festhielten, konnte man noch von einem allgemein christlichen Standpunkt reden. Aber seitdem die meisten gebildeten Protestanten, besonders die Hochschul-

lehrer und zwar selbst an den evangelischen Fakultäten, alle diese Grundwahrheiten des Christentums preisgegeben haben und vielfach sogar am „historischen“ Christus zweifeln, ist es ein Anachronismus, noch von einem allgemein christlichen Standpunkt zu reden. Versteht man unter „christlich“ nicht soviel wie „katholisch“, so weiß man nicht mehr, wo das Christentum aufhört und das Heidentum anfängt.

Von der Görres-Gesellschaft sagt der Verfasser, sie habe „ihren alten Geist ziemlich gewahrt, wenn ihr auch Mitglieder angehören, die darüber hinausstreben“. Das kann wohl nur bedeuten, manche Mitglieder möchten den konfessionellen, katholischen Charakter der Gesellschaft abstreifen und sich auf den „christlichen“ Standpunkt stellen. Wir wissen nicht, woher er seine psychologischen Kenntnisse inbezug auf diese Mitglieder geschöpft hat, aber das ist unsere feste Ueberzeugung: wenn die Görres-Gesellschaft jemals den katholischen Standpunkt aufgeben sollte, würde sie sich selbst ihr Grab graben. Was zur Gründung dieser Gesellschaft geführt hat, war die Erwägung, daß die katholische Wissenschaft — abgesehen von der Theologie — keine genügende Vertretung an unseren Universitäten findet, daß wir Katholiken uns organisieren und selbst helfen müssen, wenn wir der katholischen Wissenschaft die gebührende Achtung im öffentlichen Leben erringen wollen. Diesem Programm wird die Görres-Gesellschaft treu bleiben oder sie wird bald allen Boden bei den Katholiken verlieren.

Vielleicht wollte aber der Verfasser des Artikels nicht behaupten, viele Katholiken seien vom Verlangen beseelt, sich nach eigenem Gutdünken ihre Ueberzeugungen zu bilden, sondern bloß, sie seien von dem innigsten Wunsche erfüllt, mit aller Kraft im öffentlichen Leben für ihre Ueberzeugungen einzutreten und dieselben energisch durchzusetzen. Sollte das seine Meinung sein, dann sagen wir: Glück auf und mutig voran! Die Kirche wünscht nichts sehnlicher, als daß die katholischen Laien sich rege am öffentlichen kirchlichen Leben

beteiligen und mannhaft nach allen Richtungen ihre katholische Ueberzeugung betätigen. Sie wird die Laien in dieser Richtung nicht bloß nicht hindern, sondern sie in jeder Weise ermutigen und unterstützen. Ist aber dazu etwa notwendig, daß die Laien die Leitung der Geistlichen in diesen Fragen ungern sehen und abschütteln, oder gar, daß sie die Geistlichen auszuschalten suchen?

Wir kommen nun auf das zweite Feld menschlicher Tätigkeit: das irdisch-zeitliche Leben mit seinen auf die irdische Wohlfahrt gerichteten Bestrebungen auf sozialem, politischem, wirtschaftlichem, wissenschaftlichem und künstlerischem Gebiet. Kann man von diesem Gebiete behaupten, daß sich das katholische Laientum eine größere Bewegungsfreiheit zu verschaffen gewußt hat und weiß? Erst recht nicht. Denn eine größere Bewegungsfreiheit kann man sich nur auf einem Gebiete verschaffen, wo man bisher in der Bewegung eingeengt und abhängig war. Nun waren aber die Laien in rein zeitlichen Dingen früher ebenso unabhängig von der Kirche als heute. Sie sind auf diesem Gebiete ihre eigenen Herren oder unterstehen, soweit das öffentliche Wohl inbetracht kommt, dem Staate, aber nicht der Kirche.

Wir sagen in rein weltlichen Dingen. Auch in weltlichen Dingen und Bestrebungen kann manches dem Glauben oder den Geboten Gottes zuwiderlaufen oder Gefahren bereiten. Darüber zu entscheiden, was Sünde ist und was dem Glauben widerspricht, ist Sache der Kirche. Soweit aber die zeitlichen Angelegenheiten das Seelenheil nicht berühren, ist der Laie in ihnen vollständig frei und unabhängig.

Folgt nun daraus, daß diese rein zeitlichen Bestrebungen für die Kirche gleichgültig seien, daß mithin die Geistlichen sich von diesem Gebiete ganz zurückziehen und dasselbe ausschließlich den Laien überlassen sollen? Der Schluß wäre ganz irrig. Die Religion mit ihren Glaubens- und Sittengeboten ist nicht ein Sonntagsüberzieher, den man während der Woche in den Kleiderschrank hängt. Sie soll das ganze

Leben des Menschen nach allen Richtungen durchdringen und beherrschen. Schon aus diesem Grunde wird sich der Geistliche, der Seelsorger gern an den zeitlichen Bestrebungen seiner Anbefohlenen beteiligen und durch seine bloße Gegenwart manche Gefahren beseitigen. Sodann ist die Beteiligung an den zeitlichen Bestrebungen oft eine Forderung der Nächstenliebe für den Seelsorger; das gilt besonders den ärmeren und wirtschaftlich schwächeren Volksschichten gegenüber. Wie einst dem Heiland auf Erden, so wird auch ihm die Not des Volkes zu Herzen gehen und er wird den Schwachen mit Rat und Tat helfen, wo er nur kann. Das ist endlich auch eine Forderung pastoraler Klugheit. Die Sorge für ihre zeitlichen Bedürfnisse ist oft der sicherste Weg zum Herzen der Gläubigen. Hat der Geistliche einmal die Liebe und das Zutrauen der ihm Anbefohlenen gewonnen, öffnet sich leicht ihr Herz seinen Unterweisungen und Ermahnungen in Dingen des Seelenheils.

Manchen Laien scheint es Mißbehagen zu bereiten, wenn sich die Geistlichen an den öffentlichen sozialen Bestrebungen beteiligen oder gar in denselben eine leitende Stellung einnehmen, wenn z. B. einige Vorstände von Bauernvereinen sind oder an der Spitze von Arbeiterorganisationen stehen. Aber mir will scheinen, ein überzeugungstreuer Katholik, der es aufrichtig gut meint mit seiner Kirche, sollte sich eher darüber freuen, daß sich die Geistlichen bei uns nicht wie anderswo in die Sakristei einschließen, sondern hinausgehen unter das Volk und sich helfend und ratend an allen sozialen Bestrebungen beteiligen.

Wenn man die Ausführungen unseres Verfassers liest, so möchte man meinen, ziemlich allgemein sei eine wenigstens unbewußte Tendenz zur Verselbständigung des Laientums, d. h. zur Ausschaltung der Geistlichen und des Konfessionellen vorhanden. Doch bewiesen hat er dies nicht.

Eines kann man ihm zugeben. Die traurige religiöse Zerfahrenheit in Deutschland, die bunte Vermischung der

Anhänger verschiedener Konfessionen macht die Betonung des konfessionellen Standpunktes heute schwieriger als früher, ja zuweilen geradezu unmöglich. Aber daraus darf man nicht auf eine allgemein in katholischen Kreisen — wenigstens unbewußt — vorhandene Tendenz schließen, das konfessionelle Element und damit auch den geistlichen Einfluß aus den öffentlichen Aktionen und Organisationen auszuschalten. Jedenfalls hat der Verfasser das Vorhandensein einer solchen weitverbreiteten Tendenz nicht bewiesen. Daß sie bei einem Häuflein Katholiken vorhanden ist, die gern auf ihre Intelligenz pochen, ist leider nicht zu leugnen.

Als Beweis für die fortschreitende Verselbständigung des Laientums auf dem Gebiete der Politik führt der Verfasser an, daß die kirchlichen Interessen für das Zentrum heute nicht mehr wie zur Zeit seiner Gründung den Hauptgegenstand der parlamentarischen Tätigkeit bilden. Außerdem soll sich das Bestreben geltend machen, die geistlichen Kandidaturen möglichst zu vermeiden. Die Zeit ist nicht fern, meint er, die uns eine erhebliche Reduktion der Vertreter der Kirche im Reichstag und in den Landtagen bringen wird. Endlich ist die Fühlung des Zentrums mit der kirchlichen Oberbehörde sehr lose geworden, in Bayern ist in dieser Beziehung eine förmliche Fühllosigkeit eingetreten.

Tritt nun in diesen Erscheinungen wirklich eine Tendenz zur Verselbständigung des Zentrums gegenüber dem geistlichen Einflusse zu Tage? Ganz und gar nicht. Daß das Zentrum heute seltener sich mit kirchlichen Fragen befaßt als früher, liegt in den äußeren Umständen begründet. Das Zentrum ist die politische Vertretung der Katholiken Deutschlands sowohl im Reichstag als in den Landtagen. Seitdem der Kulturkampf erlahmt ist, liegt für das Zentrum seltener die Veranlassung vor, sich mit kirchlichen Fragen zu befassen. Damit erklärt sich, warum es eine weniger lebhafte Fühlung mit den kirchlichen Oberbehörden hat. In rein politischen Dingen braucht es sich von der kirchlichen Be-

hörde keine Weisungen geben zu lassen; es ist hierin selbständig und unabhängig.

Ganz mit Unrecht werden die geistlichen Abgeordneten in dem Artikel wiederholt als „Vertreter der Kirche" bezeichnet. Die katholische Kirche als solche hat im Reichstag und in den meisten deutschen Landtagen keinerlei Vertretung. Die geistlichen Abgeordneten werden nicht von der Kirche gewählt und erhalten nicht von ihr ihre Mission, sondern von ihren Wählern. Sie besitzen das aktive und passive Wahlrecht nicht als Geistliche, sondern als Staatsbürger, und vertreten nicht die Kirche, sondern ihren Wahlkreis, beziehungsweise das ganze Volk, deshalb stehen im Parlament Geistliche und Laien einander vollständig gleich. Mögen einige Geistliche mehr oder weniger im Parlamente sein, von einer Abhängigkeit der Laien von ihnen kann keine Rede sein. Der geistliche Abgeordnete hat nur den Einfluß, den er sich durch persönliche Befähigung erwirbt.

Wenn also die geistlichen Kandidaturen seltener werden, so kann das unmöglich in dem Drang der Laien nach Verselbständigung seinen Grund haben, sondern in anderen Ursachen; diese sind nicht schwer zu entdecken. Einmal macht sich immer mehr das Bedürfnis geltend, nicht blos Advokaten und Geistliche, sondern Vertreter der verschiedensten Stände und Berufe im Parlamente zu haben. Der Angehörige eines Standes kann mit größerer Sachkenntnis über die Lage und Bedürfnisse desselben urteilen als andere. Sodann macht sich der Mangel an Seelsorgern mancherorts immer fühlbarer und verhindert, daß allzuviele Geistliche sich der parlamentarischen Tätigkeit widmen. Denn das erste und eigentlichste Tätigkeitsgebiet der Priester muß und wird immer die Seelsorge bleiben.

Daß man aber die Geistlichen ganz aus den Parlamenten zu verdrängen suche, dagegen muß entschieden Einspruch erhoben werden. Warum will man denn die Geistlichen vom politischen Gebiete ausschließen, heute, wo man

sich der demokratischen Gleichheit aller vor dem Gesetze rühmt und viele sogar für die Zulassung der Frauen zu den Parlamenten plaidieren? Ja, daß einige Geistliche in den Volksvertretungen vorhanden seien, ist heute geradezu notwendig. Wie oft kommen heute in den Gesetzgebungskörpern kirchliche Fragen zur Behandlung, z. B. die Frage des Verhältnisses von Kirche und Staat, die Regelung der Ehe, der Schule usw.? Wer ist nun besser geeignet, über diese Dinge mit voller Sachkenntnis zu urteilen und für die Interessen der Kirche einzutreten, als der Geistliche?

Warum also das Bestreben, die Geistlichen aus der Volksvertretung auszuschalten? Da dieses Bestreben, wie gezeigt, mit der Verselbständigung der Laien absolut nichts zu tun hat, so kann dasselbe meines Erachtens seine Wurzel nur in dem Wunsche haben, das konfessionelle Element im öffentlichen Leben möglichst zurückzudrängen. Wir haben schon bemerkt: wo der Geistliche, namentlich der katholische, hinkommt, da kommt gar zu leicht im Gefolge die Konfessionalität. Und will man diese ausschalten, dann muß man möglichst „geistliche Kandidaturen vermeiden". Das ist der Kernpunkt, auf den es ankommt.

Noch mehr als auf politischem Gebiet macht sich nach unserem Gewährsmann die Tendenz zur „Verselbständigung des Laientums" auf dem *wirtschaftlichen* geltend. Vor allem in den großen Verbänden der *christlichen Gewerkschaften*. Diese sind interkonfessionell, die Führung ist in Laienhand. „Der Einfluß von Geistlichen ist nicht unbedeutend. Aber nur deshalb, weil er sich *wesentlich in wirtschaftlicher Richtung* bewegt."

Gewiß ist der Einfluß der Geistlichen als solcher auf die christlichen Gewerkschaften ungefähr null. Das gereicht denselben sicher nicht zur Empfehlung. Aber mit der Tendenz nach Emanzipation des Laienelementes von geistlichem Einfluß haben dieselben nichts zu schaffen. Waren doch Geistliche ihre Hauptbegründer und Beförderer. Es ist nicht die „Ent-

wicklung zum Individualismus", der „Drang nach Selbständigkeit" u. dgl., was zur Gründung der christlichen Gewerkschaften geführt hat, sondern die Meinung, daß eine im Gegensatz zu den sozialdemokratischen Gewerkschaften an den Grundlagen der heutigen Gesellschaftsordnung festhaltende, genügend zahlreiche und mächtige Gewerkschaftsbewegung nur möglich sei, wenn sich die Vertreter der verschiedenen Gewerbe ohne Rücksicht auf die Konfession auf christlichem Boden miteinander vereinigten. Christlich kann hier allerdings in Anbetracht der religiösen Entwicklung des Protestantismus kaum etwas anderes heißen als nicht sozialdemokratisch.

Ob nun diese Meinung richtig ist oder nicht, mag dahingestellt bleiben. Aber wer diese Ueberzeugung hat, kann unbeschadet seines katholischen Standpunktes für die christlichen Gewerkschaften eintreten. Er braucht damit keineswegs individualistischen Tendenzen zu huldigen oder dem Drang nach Verselbständigung des Laientums und nach Interkonfessionalismus zu folgen. Er macht nur aus der Not eine Tugend.

Auch in Bezug auf die katholischen Arbeitervereine glaubt der Verfasser etwas wie eine Tendenz zur Selbständigkeit des Laientums zu verspüren. „Wichtige Beamtenposten, wie die der Arbeitersekretäre, sind von Laien besetzt". Das wird hoffentlich so bleiben und hat mit der genannten Tendenz nichts zu schaffen. „Nicht mehr vereinzelt werden neue Vereinsgründungen ohne vorherige Gutheißung des Ortspfarrers betätigt". Aber doch nicht ohne die Mitwirkung eines von der höheren kirchlichen Behörde bevollmächtigten Geistlichen, sonst hören sie eben auf, katholische Arbeitervereine zu sein. „Ein Keim zu viel stärkerer Entwicklung liegt in dem halbwirtschaftlichen Charakter der Arbeitervereine und in dem trotz des äußeren Ausbaues keineswegs noch geklärten Ziel". Das erste und wichtigste Ziel der katholischen Arbeitervereine wird immer die Pflege

des religiösen Lebens sein und je mehr sich die Gewerkschaften auf christlicher oder katholischer Grundlage entwickeln, um so weniger Veranlassung werden die Arbeitervereine haben, über den wirtschaftlichen Interessen ihr Hauptziel aus dem Auge zu verlieren. Jedenfalls kann man aus diesen Erscheinungen nicht mit Grund auf eine Verselbständigung des Laientums und Ausschaltung des geistlichen Einflusses schließen. Immerhin ist es gut, wenn die Geistlichen auf die hier lauernde Gefahr aufmerksam gemacht werden.

Der Verfasser weist auf die Gefahren hin, die entstehen könnten, wenn das Zentrum und die Laienwelt überhaupt den kirchlichen Interessen gegenüber gleichgültig würde und sich nicht mehr berufen fühlte, die Rechte der Kirche energisch zu vertreten. Das wäre ja gewiß sehr traurig und unheilvoll. Aber wird denn diese Gefahr etwa geringer, wenn die Geistlichen sich vom öffentlichen Leben zurückziehen, um die Laien „selbständig" schalten und walten zu lassen? Uebrigens wäre diese Gleichgiltigkeit in Bezug auf die Rechte der Kirche am schlimmsten für das Zentrum selbst. Sollte jemals das katholische Volk Deutschlands die Ueberzeugung gewinnen, daß dem Zentrum die kirchlichen Rechte gleichgültig geworden, so wären die Tage des Zentrums gezählt. Gottlob hält das katholische Volk noch treu zur Kirche und gerade das Bewußtsein, daß in den Händen des Zentrums die Interessen der Kirche gut aufgehoben sind, treibt es in Massen zur Wahlurne, besonders wenn wieder eine religiöse Gefahr auftaucht. Das ist der Fels, auf dem der Zentrumsturm gebaut ist.

Oder wollte der Verfasser nur darauf hinweisen, wie wichtig es sei, daß die Laien bis in die tiefsten Tiefen ihrer Persönlichkeit katholisch, vom katholischen Glauben und Fühlen ganz durchdrungen seien und wie wichtig es deshalb auch sei, sie recht intensiv in der Religion zu unterrichten? Das wäre ja gewiß sehr schön. Aber wenn das seine Absicht ist, warum drückt er sich so unklar aus. Warum redet er immer

vom Aufsteigen des Laientums, von der Entwicklung zum Individualismus, zur Selbständigkeit u. dgl.? Gewiß, jeder Katholik soll sich im tiefsten Innern von seinem katholischen Glauben erfassen lassen, dieser soll sein Denken, Wollen und Handeln nach allen Richtungen durchdringen, so daß er aus innerster Ueberzeugung im öffentlichen und privaten Leben handelt. Aber ist dazu notwendig, daß er sich im öffentlichen Leben die Geistlichen vom Halse schaffe und nur mit Laien alles besorge?

Ich fürchte, wir möchten mit diesem Aufsteigen des Laientums und Verschwinden der Geistlichen nicht Männer bekommen, die „mit einer bisher unerreichten religiösen Innerlichkeit in Glaube und Sitte" erscheinen, sondern Männer, die sich immer weniger um die Führung der Kirche, auch auf deren eigenstem Gebiete bekümmern und immer mehr den Drang fühlen, ihre Ueberzeugungen selbsteigen zu bilden und nach allen Richtungen durchzusetzen.

Gegenüber obiger Erwiderung erklärt der Verfasser des Artikels in Bd. 139 S. 332 ff., daß Sinn und Zweck seines Aufsatzes von dem Kritiker in der denkbar unglücklichsten Weise mißverstanden wurde. Der Verfasser legt Gewicht auf diese Feststellung, da ihm in der Kritik Ansichten über katholische Organisationen und Unternehmungen imputiert werden, die ein direktes Unrecht gegen diese einschließen. Es wurde lediglich das Vorhandensein tatsächlicher Erscheinungen und Strömungen konstatiert, ohne hiemit ein bestimmtes Urteil zu verbinden. Wie diese möglicherweise Unheil bringenden Erscheinungen zum Segen zu wenden sind, dies zu zeigen war der Zweck des Artikels. Um sich zu überzeugen, wieweit die obige Kritik im ganzen und einzelnen über das Ziel hinausschießt, genügt es vollkommen, den beanstandeten Aufsatz nochmal zu lesen.

LXVIII.

Rußland während der ersten und zweiten Duma.

Am 4. Juli war die Duma aus dem Rahmen des Parlamentarismus herausgetreten und hatte begonnen, einen Appell an das Volk, die Agrarfrage betreffend, zu beraten. Sie wollte sich direkt an das Land wenden und ihm versichern, daß sie von dem Grundsatze der Expropriierung auch des Privatbesitzes zugunsten der Bauernschaft nicht weichen werde. Damit tat sie einen Schritt von unübersehbarer Tragweite, sie wollte sich ein Recht anmaßen, das verfassungsmäßig nur der Krone zusteht. Dieser Appell der Duma mußte wirken wie der Funke, der ins Pulverfaß fällt. Selbst die besonnenen Elemente der Bauernschaft mußten jeden Halt verlieren und ein entsetzliches Chaos mußte die Folge sein. Die Brandfackel, die ohnehin lichterloh brannte, wäre noch mehr angefacht worden und das Land wäre durch die Duma in die offene Revolution gestürzt worden. Das konnte die Regierung auf keinen Fall zugeben. Da sie sich aber nicht stark genug fühlte und sich auf die eigenen Bajonette nicht verlassen konnte, versicherte sie sich für den Fall eines allgemeinen Brandes der Bajonette der Nachbarstaaten. Gleich am 5. Juli veröffentlichte das anerkannt offiziöse Organ des Ministeriums des Innern, die „Rossija“, einen offenbar inspirierten Artikel, der die Ueberschrift trug: „Die ausländischen Mächte und die Lage in Rußland.“ Nach einigen einleitenden Worten heißt es, daß es angebracht er-

scheine, die Frage der ausländischen „Einmischung“ auf „Grund faktischer Daten“ aufzuklären.

„Man muß, so heißt es weiter, die rein revolutionären Unruhen von den antisemitischen und agraren scheiden. Die ersteren haben ihren Sitz im Auslande, speziell in Deutschland. Sie richten sich gegen Staat und Gesellschaft überhaupt. Das hat auch die deutsche Regierung erkannt und sie wird nicht ermangeln, die nötigen Maßregeln gegen diese Bewegung zu ergreifen, die von Erfolg begleitet sein werden. Im Gegensatz hiezu erscheinen die antisemitischen Unruhen als spezifische, lokale Erscheinung, der das Ausland kein Gewicht beilegt. Als das weitaus wichtigste Moment jedoch werden die Agrarunruhen angesehen, umsomehr, als sie leicht nach Galizien hinübergreifen können, wo vielfach dieselben Agrarverhältnisse herrschen wie in Rußland. Auf Anregung der Berliner maßgebenden Sphären hat darauf die österreichisch-ungarische Regierung als leitende Gesichtspunkte festgestellt, daß angesichts der Bedeutung der agrarrevolutionären Bewegung in Rußland ein aktives Eingreifen wünschenswert und nützlich erscheinen kann. Es hätte jedoch nur auf Wunsch der russischen Regierung zu erfolgen und könnte in Anbetracht einer Reihe von Präzedenzfällen nicht beanstandet werden. Diese Grundsätze hat auch Deutschland sich bedingungslos zueigen gemacht.“

Soweit das offiziöse Organ.

In meinem letzten Berichte hatte ich schon angedeutet, daß es zu einer Intervention kommen könnte, nicht als ob Deutschland, der schönen Augen Rußlands wegen, auch nur die Knochen eines einzigen pommerschen Soldaten opfern wollte, sondern einzig aus Notwehr und als Vorbeugungsmaßregel. Wenn die Duma die Zwangsenteignung aller Staats- und Privatländereien, wie es beabsichtigt war, durchgeführt hätte, wäre es unfehlbar zu einer Revolution gekommen und die Flammen des revolutionären Kommunismus hätten bald über die Grenzen hinübergeschlagen und die Nachbarstaaten wären gezwungen gewesen, den Brand im Nachbarhause löschen zu helfen, um das eigene Haus zu

schützen. Hat ja doch neulich die österreichische Regierung bei den rumänischen Agrarunruhen mit Intervention gedroht, um wie vielmehr hätte sie bei einem solchen Riesenbrande einschreiten müssen. Stolypin hat den Brand verhindert, indem er den Ochsen bei den Hörnern faßte und die Duma am 9. Juli auflöste. Die herrschende Partei in der Duma, die Kadetten, machten den letzten verzweifelten Versuch, das Land zu revolutionieren, durch ihren Wiburger Aufruf zur Rekruten- und Steuerverweigerung, ein Aufruf, der im Lande kein Echo fand und nur den Urhebern desselben den Stempel staatsmännischer Unreife aufprägte. Nach wie vor wurden die Steuern gezahlt und die Rekruten bewilligt.

Die Agrarfrage war zu einem Stein des Anstoßes geworden, über den die Duma stolperte: Stolypin suchte also vor allem die Agrarfrage zu lösen. Er hatte erkannt, daß diese einmal ins Rollen geratene Frage keinen Stillstand zuließ. Er sah aus der Stellungnahme der Bauernabgeordneten, daß die Ordnung der Landfrage unabweisbar geworden war und daß weiteres Zögern zu unabsehbaren Verwicklungen führen würde. Die Bauernschaft konnte nur durch konkrete Zuwendungen beruhigt werden, sie hatte keine anderen Wünsche als Land und wieder Land. In weiser Würdigung dieser Sachlage machte die Regierung unverzüglich von dem Artikel 87 der Staatsgrundgesetze Gebrauch, indem sie die Ordnung der Agrarfrage, unabhängig von der Reichsduma, in die Hand nahm.

Um Ihren Lesern einen Begriff zu geben von der kolossalen Wichtigkeit der Agrarfrage, die so recht eigentlich den gordischen Knoten bildet, muß ich einige Daten vorausschicken über die Verteilung des Grundbesitzes im europäischen Rußland. Die Gesamtfläche der 50 Gouvernements beträgt 395'192,443 Dessjatinen, die sich, wie folgt, in die einzelnen Besitzgruppen verteilen. 1. Der Privatbesitz umfaßt 101'735,343 Dessjatinen oder 25,8 % der Gesamtfläche. Davon fällt auf den persönlichen Besitz 85 Millionen Dessjatinen, auf die

Gemeinden und Genossenschaften 15'778,677, was 4% der Gesamtbodenfläche ausmacht.

Zur 2. Gruppe gehören die Landanteile der Bauern und das Land der Kosaken. Die ganze Fläche des Bauernlandes stellt sich auf 138'767,587 Dessjatinen, was 35,1% der Gesamtfläche ausmacht. Die ganze Fläche der Landanteile verteilt sich auf 12'297,905 Höfe, sodaß auf jeden Hof durchschnittlich 11,1 Dessjatinen fallen.

Die 3. Gruppe des Grundbesitzes entfällt auf Kronländereien, Apanagen, Kirchen und Klöster und umfaßt 154'689,513 Dessjatinen, was ²/₅ der Gesamtfläche des europäischen Rußlands ausmacht. In dieser Kategorie haben die größte Bedeutung die Kronländereien, welche 138'086,168 Dessj. ausmachen. Der Kirche gehören 1'871,885 Dessj., den Klöstern 739,777 Dessj., den Städten 2'042,570 Dessj.

Auf diese Gruppe haben es die Bauern abgesehen, wenn sie nach Land rufen. Hier mußte Stolypin einsetzen. Er tat es, indem er schon am 12. August einen Ukas erwirkte, durch den ein Teil der Apanagenländereien der Bauernbank zugewendet werden sollte, zwecks Vergrößerung des den Bauern zur Verfügung zu stellenden Landfonds. Das Areal beträgt rund 2 Mill. Dessj. — Am 27. August wurden zum selben Zwecke 7½ Mill. Dessj. Domänenländereien angewiesen und schließlich wurden am 12. September die Ländereien des Kabinets im Altaibezirk zur Ansiedlung von landarmen Bauern angewiesen, also im Ganzen etwa 13 Millionen Dessjatinen.

Weil aber der Mensch nicht allein vom Brote lebt, erfolgte am 5. Oktober die rechtliche Gleichstellung des Bauernstandes mit den anderen Ständen, die von außerordentlicher Wichtigkeit ist und einen so gewaltigen Fortschritt bedeutet, daß sie der Emanzipation der Bauern vom Jahre 1861 an die Seite gestellt werden kann. Damals handelte es sich um körperliche Freilassung, jetzt um die geistige Emanzipation des Bauernstandes von allen Kulturhemmnissen, die in der despotischen Gewalt des „Mir" ruhten. Bisher war nämlich

jeder Bauer der Sklave seiner Gemeinde, die ihn mit eisernen Klauen gerade dann festhielt, wenn er dem engen Kreise seines Standes entrinnen oder auch nur zu einem anderen Berufe übergehen wollte. Der Vater des Knaben, der eine städtische Schule besuchen wollte, der Student, der kleine Beamte, der Kaufmann, der Handwerker, sie alle mußten erst den „Mir“ bitten, lernen, Gewerbe oder Handel treiben zu dürfen. Nur zu oft mußte die Bitte mit Geld oder Branntwein unterstützt werden und in tausend und abertausend Fällen trieb der „Mir“ eine schamlose Erpressung, knickte so manches aufstrebende Talent und warf es in die Finsternis des Dorfes zurück. Jetzt ist durch das neue Gesetz völlige Freizügigkeit geschaffen, indem unbefristete, sogenannte ewige Pässe gewährt werden. Jeder Bauer ist von der Beibringung von Entlassungsscheinen seitens der Gemeinde befreit, wenn er in den Zivildienst, in eine Lehranstalt, in ein Kloster oder Seminar eintreten will. Während der Zeit der Zugehörigkeit zum Zivildienst, zu Lehranstalten, Klöstern oder Seminarien sind diese Personen von allen persönlichen Naturalleistungen und vom Gemeindedienst befreit. — Auch ist jetzt die solidarische Haftung bei der Beitreibung von Abgaben aufgehoben, sodaß die fleißigen und nüchternen Bauern nicht mehr verpflichtet sind, für die Faullenzer und Trunkenbolde die Abgaben zu bezahlen. Dieses Gesetz macht 100 Millionen Menschen frei und unabhängig und verschafft ihnen die Möglichkeit, frei von jedem Drucke ihre geistigen und wirtschaftlichen Fähigkeiten zu entwickeln.

Am 9. November folgte dann das Gesetz, das den allmählichen Uebergang zum Individualbesitz stipuliert. Dieses Gesetz ist eine Kulturtat ersten Ranges und kann gar nicht hoch genug bewertet werden. Die oppositionelle Presse, die bisher stets gegen den Gemeindebesitz gewettert hatte, sucht dieses Gesetz in jeder Weise zu bemängeln, weil sie spürt, daß ihr der Haupttrumpf und das wertvollste Agitationsmittel gegen die Regierung entwunden ist. Allerdings hat

das Gesetz den Fehler, daß es die Arrondierung der einzelnen Parzellen der Bauernanteile nicht befiehlt, sondern nur empfiehlt. Ein jeder Bauer kann jetzt die von ihm bisher innegehabten Parzellen als persönliches Eigentum beanspruchen. Aber welchen Sinn hat ein persönlicher Besitz, wenn er aus vielen kleinen Parzellen besteht, die von Gemeindeland umgeben sind und oft 15 bis 20 Werst vom Hofe entfernt liegen? — Auch ist beim Uebergang ganzer Gemeinden zum Individualbesitz eine Zweidrittelmehrheit erforderlich, während eine einfache Stimmenmehrheit genügt hätte.

Eine große Gefahr birgt dieses neue Gesetz allerdings in sich, die nämlich, daß der Jude den russischen Bauern leicht um sein Land bringen kann, indem er seine Leidenschaften, seine Trunksucht, seine Trägheit und seine Dummheit benützt. Mit Recht sagt die Novoe Wremja: „wenn die Juden freien Zutritt zum Lande erhalten, wird das russische Volk ohne Verzug sich in einer wirtschaftlichen Sklaverei befinden, wie die Welt sie noch nicht gesehen hat. Die Juden brauchen das Land, um mit seiner Hilfe unbeschränkte Herren Rußlands zu werden, wo acht Zehntel des Volkes vom Lande leben". — Wer, wie Schreiber dieses, gesehen hat, wie ein betrunkener Bauer die Stiefelschäfte am Fuße verkaufte, der kann diese Furcht des Blattes nur teilen. In der Tat hat sich, wie der verjudete „Retsch" mitteilt, eine Gesellschaft gebildet, deren Zweck es ist, Juden mit Land zu versehen. In das Direktorium dieser Gesellschaft sind die ehemaligen Dumaabgeordneten Bramson und Katzenellson, sowie verschiedene jüdische Kapitalisten, wie Günzburg, Poljakow, Sliosberg und andere mehr gewählt worden. Von dieser Gesellschaft haben sich die Bauern allerdings nichts Gutes zu versehen. Die Juden wiederholen jetzt dasselbe Manöver mit den Bauern, das sie mit den durch die Pogrome erschreckten Gutsbesitzern getrieben haben, wie dies aus meinem letzten Berichte erhellt.

Als Ergänzung dieses fundamentalen Gesetzes ist das

am 15. November erlassene Gesetz über die Beleihung von Bauernland durch die Agrarbank zu betrachten. Auf diese Weise können die Bauern die zu Meliorationen erforderlichen Mittel erlangen, ohne sich an die Dorfwucherer zu wenden.

Hand in Hand mit diesen Maßnahmen geht die Erwerbung von Privatgütern durch die Bauernbank, die bereits große Dimensionen angenommen hat. Vom 3. November 1905 bis 1. März 1907 sind 2856 Güter mit einem Areal von 3,464,085 Dessj. angekauft. In derselben Zeit kauften die Bauern durch Vermittlung der Agrarbank 2,043,309 Dessj. für 279,325,114 Rubel, wozu die Bank den Bauern Darlehen gab von mehr als 105 Millionen Rubel.

Dies alles beweist, daß Stolypin ein wahrhaft liberaler Mann ist, bei dem der Liberalismus nicht blos in Worten besteht, wie bei so vielen Liberalen, sondern auch durch Taten erwiesen ist. Die letzten acht Monate bedeuten eine innere Erstarkung des Reiches und eine Sammlung seiner Kräfte, es sind noch lange keine vollkommenen Zustände, aber immerhin fühlt man, daß es eine Regierung gibt, die der Willkür und Zuchtlosigkeit entgegentritt und die Unterdrückten zu schützen bereit ist. Stolypin zeigt, daß er bei freier Gesinnung doch auch eine feste Hand hat, wie wir sie bei Goremykin nicht gewohnt waren. Nur in religiöser Beziehung konnte Stolypin seine Tschinowiknatur nicht verleugnen. Man sah seine Engherzigkeit gegen die Katholiken schon gleich bei der Behandlung des ausgezeichneten Bischofs Baron Roop von Wilna, den er so lange drangsalierte, bis er endlich seine Kandidatur als Abgeordneter zurückzog, während man 2 russischen Bischöfen ruhig in der Duma zu sitzen erlaubt. Noch besser beweist folgender Fall seine Engherzigkeit gegen die Katholiken. Im September vorigen Jahres wollte ein französischer Geistlicher nach Petersburg kommen. Nun benötigen aber die Juden und katholischen Geistlichen einer besonderen Genehmigung des Ministers des Innern, ohne welche ihnen die Grenzen des Reiches verschlossen bleiben. Stolypin erkundigte sich nun angelegentlich,

ob der betreffende Geistliche nicht etwa ein Jesuit sei, erst nach Verneinung dieser Frage erteilte er ihm die Erlaubnis zum Betreten des Landes. Diese Jesuitenfurcht Stolypins ist jedenfalls bezeichnend. Man hätte glauben sollen, er hätte anderes viel eher zu befürchten! Es war also von vornherein in religiöser Beziehung nicht viel von Stolypin zu erwarten und wirklich hat er nicht nur keine einzige Freiheit verliehen, sondern hat auch den durch das Manifest vom 17. Oktober 1905 erlaubten Abfall von der Orthodoxie noch erschwert, indem er ihn vom Gouverneur oder in den Städten vom Polizeimeister abhängig machte. Auch in dem neuen Gesetzprojekt, das er der Duma vorlegte, ist noch keine Rede von völliger Gleichberechtigung aller christlichen Bekenntnisse. So wird zwar die Propaganda gestattet, aber nur unter den Altgläubigen und Sektirern, nicht unter den Orthodoxen. Es heißt in der Begründung des Gesetzentwurfes: Das Ministerium erkennt die Notwendigkeit an, gewisse Maßnahmen zu treffen gegen die Eventualität, daß das den nichtorthodoxen Konfessionen zugestandene Recht der freien Propaganda nicht als Mittel zum Kampf gegen die orthodoxe Kirche benutzt werde. Nach Ansicht des Ministeriums kann das Gesetz, das der orthodoxen Kirche die dominierende Stellung zuspricht und ihr den besonderen Schutz des Staates zusichert, nicht Handlungen zulassen, die auf eine Abwendung von der Orthodoxie gerichtet sind. Daher würde die Erlaubnis an Andersgläubige, ihre Glaubenslehre unter Orthodoxen zu verkünden, um sie zu ihrer Konfession zu bekehren, in hohem Grade auch den Staatsinteressen gefährlich werden, besonders im Hinblick auf unsere Grenzmarken, wo die religiösen Fragen zum größten Teil mit nationalen und politischen Interessen verknüpft sind, die orthodoxe Bevölkerung aber, ihrer geringen Zahl wegen und bei ihrer Verstreutheit unter den Nichtrussen, sowie bei der ungenügenden Zahl orthodoxer Priester, verhältnismäßig wenig fähig erscheint, um der religiösen Propaganda zu widerstehen. Im Hinblicke darauf ist es als notwendig erachtet

worden, auch fernerhin den Art. 90 des Strafrechts in Kraft zu lassen (es bleibt also Alles beim Alten), der die strafrechtliche Verantwortlichkeit für solche Personen festsetzt, die schuldig sind, öffentlich eine Predigt, eine Rede gehalten, oder eine Schrift verlesen, oder öffentliche Schriften oder Abbildungen verbreitet oder ausgestellt zu haben, die zum Uebertritt von Orthodoxen zu einer anderen Konfession, Glaubenslehre oder Sekte aufreizen, falls diese Handlungen zum Zwecke einer Abwendigmachung von Orthodoxen begangen worden sind." Man sieht hieraus, daß Stolypin weit entfernt ist, allen Konfessionen gleiche Rechte zu verleihen. Die Staatskirche ist erstarrt und bankerott, dennoch ist nur sie frei, alle anderen sind gebunden und unfrei. Stolypin, wie alle Tschinowiks, kann nun einmal nicht aus seiner Haut fahren oder wie der Russe sagt: Niemand haut sich selber den Kopf ab.

Obgleich in diesem Jahre die Russen mehr Freiheiten erlangt haben, als sonst in hundert Jahren, hören die Verbrechen dennoch nicht auf. Die Novoe Wremja hatte Recht, wenn sie sagte: „Freiheit ist dem Russen Unordnung". Trotz der strengen Feldgerichte sind die Zeitungen täglich von Morden und Räubereien angefüllt, deren Aufzählung ein trauriges Bild von Wildheit und Verworfenheit zahlreicher Bewohner des Landes bildet. So sind vom 17. Oktober 1905 bis 1906 nicht weniger wie 114 Generalgouverneure, Gouverneure, höhere Beamte und Gendarmerieoffiziere getödet oder verwundet worden, ferner 60 Polizeimeister, 109 Offiziere, 123 niedere Beamte, 96 Gendarmen, 226 Bezirkspolizeimeister 750 Soldaten und Kosaken. Zivilisten getödet und verwundet wurden 16,982 Mann. Arretiert wurden 23,741 Personen, Bombenattentate gab es 142; Raubüberfälle 1923, nämlich 940 auf die Post, auf Kassen und Kirchen und 983 auf Privatpersonen. Agrarunruhen wurden 1529 Fälle verzeichnet, die einen Materialschaden von mehr als 32 Millionen Rubel verursachten. Von Brandstiftungen auf Güter und Dörfer wurde in 228 Fällen berichtet, die Verkehrswege wurden 74

mal unterbrochen. Beschlagnahmt wurden 118 Waffendepôts mit Tausenden von Flinten und Revolvern, hunderten von Pud Sprengstoff (das Pud = 40 Pfund) Den Rekord hat die Woche vom 29. Juli bis 6. August. In dieser Woche wurden ermordet 101 Polizeichargen, 72 verwundet, Privatpersonen ermordet 291. Fiskalische Branntweinbuden wurden geplündert in 34 Fällen und andere Kroninstitutionen wurden beraubt um 159,962 Rubel und Privatpersonen um 316,631 Rubel. Außerdem fanden mehr als 150 bewaffnete Ueberfälle statt. Diese Statistik erscheint noch grauenvoller, wenn man bedenkt, daß sie in keiner Weise Anspruch auf Vollständigkeit machen kann, da ihr nur die telegraphisch gemeldeten Fälle zugrunde gelegt worden sind und der an Verbrechen reiche Kaukasus nicht mitgezählt ist.

Den Mut zu solchen Heldentaten holte man sich im Branntwein. Es liegen zwar nur die Daten von 1905 vor, die um 56—80 Millionen Rubel hinter 1906 zurückstehen. Dennoch sprechen auch sie eine beredte Sprache. Das verkaufte Branntweinquantum betrug 75,037,174 Wedro (das Wedro = 12,299 Liter), die Bruttoeinnahme 612,487,898 Rubel, die Reineinnahme 443,253,011 Rubel, 56,599,863 Rubel mehr als im Vorjahre. Selbst in den Notstandsgebieten wurde fast die ganze staatliche Unterstützung vertrunken. So vertrank Tula (ich spreche nur von Hungergegenden) im Jahre 1906 um 1,2 Millionen mehr als im Vorjahre, nämlich 6,2 Millionen gegen 5 Millionen im Jahre 1905. Es erhielt eine staatliche Unterstützung von 1,4 Mill., also wurden nur 200,000 Rubel für die Linderung der Not verwendet, 1,2 Millionen kehrten durch Vermittlung der Monopolbuden zum Fiskus zurück. Ist das nicht eine interessante Geldzirkulation und eine glückliche Finanzoperation? Witebsk erhielt 1,000,194 Rubel, vertrank mehr als im Vorjahre um 1.187,998 Rubel. Wiatka erhielt 1,435,320 Rubel Unterstützung, vertrank aber mehr als Vorjahre um 2,404,567 Rubel. Traurigere Zahlen kann es für den Volkswirt wohl

kaum geben und gewiß keine, die schlagender beweisen, wie furchtbar verfehlt unsere ganze Wirtschafts- und Finanzpolitik ist. Anstatt den Bauern zum Arbeiten anzuhalten, macht man ihn zum Staatspensionär und zieht ihm gleichzeitig durch das staatliche Branntweinmonopol, diese geniale Erfindung des genialen Witte, die eben gewährte Unterstützung wieder aus der Tasche.

Der enorme Verbrauch von Branntwein in den Fabrikrayons hat schon zu ganz bestimmten Folgen geführt, da die Sterblichkeit unter den rachitischen und skrophulösen Kindern der Fabrikarbeiter 75 Prozent beträgt, und auch der noch bleibende Nachwuchs weist, wie die Rekrutenaushebungen ergeben, alle Anzeichen schwerer Depravation auf. Der Branntweinteufel streckt seine Klauen immer weiter über Rußland aus, und das geschieht zu einer Zeit, wo eine Regeneration stattfinden soll!

Eine Regeneration läßt sich auch von der neuen Duma nicht erwarten, da sie fast ganz revolutionär ist und andererseits aus ganz unfähigen Leuten besteht. Die Wahlen waren noch schlechter als das erste Mal. Die Zahl der Revolutionäre allein beträgt bei 100 Mann. Verschiedene Umstände haben zu diesen schlechten Wahlen beigetragen. Da war zunächst der Fall Gurko-Lidval. Der Gehilfe des Ministers des Innern, Gurko, hatte die Getreidelieferungen in den Notstandsgebieten einem Klosetfabrikanten und Theater-Entrepreneur namens Lidval übertragen und ihm gleich 900,000 Rubel Vorschuß gegeben. Die Getreidelieferung erfolgte dann nicht rechtzeitig und das Getreide war unter aller Kritik, so daß die ganze Geschichte zu einem kolossalen Skandal anwuchs, und zwar gerade vor den Wahlen. Da auch bei uns nur die kleinen Diebe gehenkt werden, während man die großen laufen läßt, so blieb Gurko bis zum heutigen Tage Ministergehilfe, was ungeheuer viel schlechtes Blut machte und die Wahlen geradezu entschied. Selbst die Nowoe Wremja

hatte gefordert, daß man Gurko wie andere Expropriatoren vor ein Feldgericht stelle.

Der zweite Grund der schlechten Wahlen war der Volksverband der wahrhaft russischen Leute, der durch die Ermordung Herzensteins arg kompromittirt ist, aber dennoch von der Regierung in Schutz genommen wird. Diese Leute geben sich als die Stützen des Thrones, als die Verteidiger der Orthodoxie und der Selbstherrschaft, im Grunde aber sind es Fanatiker, die sich nach oben lieb Kind machen und Rußland in die patriarchalische Zeit vor Peter dem Großen zurückwerfen wollen. Dabei erklären sie den Krieg allen Fremdvölkern, den Polen, Juden, Armeniern und Deutschen, und werden natürlich von allen bekriegt, nur nicht von der Regierung, die stets ihre schützende Hand über diese Bande hält, die auch vor Mord nicht zurückschreckt. So schritt in Odessa die Regierung gegen die von ihr angezettelten Unruhen erst ein, als die Konsuln von Oesterreich und Deutschland sich an ihre Regierungen wandten. Die Mörder Herzensteins ließ man ruhig entkommen — die verkommensten Subjekte, die sich zum Verband bekennen, bleiben unbehelligt, während erst im Februar ein Kleinbürger, der ein Mitglied des Verbandes tätlich beleidigte, auf administrativem Wege vom General Kaulbars mit dreimonatlichem Arrest bestraft wurde. Laut Gesetz dürfen aber auf administrativem Wege nur solche Personen bestraft werden, die Polizeibeamte oder Militärchargen tätlich beleidigen; von Mitgliedern des russischen Volksverbandes ist im Gesetze keine Rede. Diese Verbindung und Connivenz der Regierung gegen den Abschaum der Menschheit muß jeden friedlichen Bürger erschrecken und verbittern und zugleich die Absichten der Regierung verdächtig erscheinen lassen.

Der dritte Grund für die schlechten Wahlen war die Strenge und Härte der Regierung gegen die Kadetten, die trotz aller Bemühungen die Registrierung ihrer Partei nicht erlangen konnten. Immer wurden sie, bald unter dem einen,

bald unter dem andern Vorwand abgewiesen. Auch einzelne Kadetten wurden von der Polizei schikaniert, was vielfach böses Blut macht, da der Mensch nun einmal das Verbotene liebt: nitimur in vetitum, semper cupimusque negata. Man wählt der Regierung zum Trotz Linke, ja selbst Revolutionäre. Der vierte Grund war, daß die Regierung als Partei auftrat. Die Jahrhunderte hindurch geübte Willkür der Regierung hat gegen sie eine solche Menge von Haß und Wut aufgehäuft, daß es für jede Partei gefährlich ist, für die Regierung einzutreten. Um so mehr ist dies der Fall, wenn die Regierung, wie jetzt, selbst Partei ist. Mag die Regierung auch noch so viel versprechen, man glaubt ihr nicht; mag sie noch so viele Freiheiten geben, es wird für nichts gerechnet. Jede Nachgiebigkeit gilt als Schwäche, céder c'est se livrer. Nie glaubt, wie Chateaubriand mit Recht sagt, eine Partei an die aufrichtige Bekehrung der andern, und wenn sie kapituliert, ist sie geliefert: Les partis ne croient pas à la conversion des partis contraires, la liberté, qui capitule, ou le pouvoir, qui se dégrade, n'obtient pas merci de ses ennemis. La faiblesse n'est pas la fausseté, mais elle en tient lieu et elle en remplit les fonctions. Wie wahr dies ist, hat die Regierung am eigenen Leib erfahren. Aber auch für die Wähler ist die Wut ein schlechter Ratgeber. Die so Gewählten tragen zwar den Stempel ausgeprägter Opposition; mehr haben ihre Wähler nicht verlangt, und das rächt sich jetzt, denn mit Opponieren, Negieren und Kritisieren wird kein Reich ausgebaut, dazu braucht man staatsmännische Fähigkeiten, an diesen aber fehlt es gänzlich. Betrachten wir die besten Köpfe der Duma, die Kadetten. Sie sind als oppositionelle Partei gewählt worden und tun alles, um nicht als regierungsfreundlich angesehen zu werden. Sie haben sich in diesem Bestreben zum Wiburger Aufruf verleiten lassen und dadurch alle gemäßigten Elemente vor den Kopf gestoßen, und sich zudem durch ihre Projekte der Zwangsenteignung

arg blamiert, so daß sie stark reduziert in die Duma einzogen, 80 Mann gegen 200 in der ersten Duma. Und das war ein Glück, denn wenn sie die Mehrheit gehabt hätten, würden sie durch Wahlkassationen, wie sie in der „Retsch“ unverfroren drohten, die ganze Rechte ausgeschlossen haben, eine Ungerechtigkeit, die sich keine Regierung gefallen lassen könnte. Doch auch jetzt, in diesem reduzierten Zustande, tun sie alles, um ihre revolutionäre Vergangenheit nicht in Vergessenheit geraten zu lassen. Es sind im Grunde zahme Leute mit furchtbar wilden Masken, die ihnen gar nicht gut stehen und von allen Einsichtigen längst als solche erkannt worden sind. Sie sind gezwungen, nach links zu sympathisieren und gegen die Linke zu stimmen, gegen die Rechte zu polemisieren und in allen wichtigen Fragen mit der Rechten zu gehen, wie neulich in der Budgetfrage und in der Verpflegungsfrage, in denen alle Versuche der Linken, diese Fragen in revolutionärem Sinne zu entscheiden oder revolutionär auszunützen, von den Kadetten, den Gemäßigten und der Rechten zurückgewiesen wurden.

Dieselbe Charakterfestigkeit haben sie schon bei den Wahlen bewiesen. Sie hatten sogar verschiedene Wahlaufrufe verteilen lassen; in dem einen versprachen sie den Gutsbesitzern eine gerechte Entschädigung für die Enteignung des Landes, in dem andern versprachen sie den Bauern Land durch unentgeltliche Expropriation. Auch sonst war ihnen jedes Mittel recht. Sie fraternisierten offen mit den Revolutionären, klatschten Beifall in den Versammlungen, wenn die Nachricht von einem Attentat eintraf und weigerten sich strikt, die politischen Morde zu verurteilen. Dafür waren sie groß in Versprechungen. Den Fremdvölkern versprachen sie Autonomie, den Bauern Land, den Juden Gleichberechtigung, den Arbeitern hohen Lohn und kurze Arbeitszeit. Trotz ihrer Größe in Worten erscheinen sie recht klein bei legislativen Arbeiten. In der Budgetdebatte haben auch sie vollständig versagt. Ein hoher deutscher Beamter soll sich anheischig gemacht

haben, das ganze Parlament im Budget zu ersäufen. Unsere ganze Duma, die Kadetten mit einbegriffen, war nahe daran, wirklich im Budget ersäuft zu werden. Sie suchten sich zu retten durch die Forderung, Experten zuzuziehen und durch sie die schwere Arbeit verrichten zu lassen. Stolypin will aber keine fremden Experten in die Duma hineinlassen und so ist deren Schicksal noch unentschieden. Entschieden aber ist, daß sich die Führer der Kadetten, der frühere Ackerbauminister Kutler und Struwe, die als Finanzgrößen galten und von denen der erstere 10 Jahre im Finanzministerium gedient hat, keine blasse Ahnung von einem Budget haben, jedenfalls sind beide in ihren Urteilen von Kenntnissen ganz und gar unbeeinflußt. Es hat sich gezeigt, daß es leicht ist, alles Bestehende zu kritisieren, und noch leichter, zu schimpfen und sich als Held der Phrase hinzustellen, aber schwer, sich mit ernster staatsmännischer Arbeit zu befassen und etwas Neues, Besseres zu schaffen. Die gemäßigte „Slowo“ sagt mit Recht: „In den Budgetfragen standen der Duma alle wissenschaftlichen und sonstigen gesellschaftlichen Kräfte Rußlands zur Verfügung und bei ihrem ersten und eindrucksvollsten Worte der Kritik und des Gerichts über unsere staatliche Wirtschaft konnte sie keine Männer vorschicken, die es verstanden hätten, ein klares Bild der Mängel unseres Wirtschaftslebens zu zeichnen und einen ausführlichen Plan ihrer allmählichen Beseitigung zu geben. Alles kam auf kleinliche Kritik und einzelne Ausfälle heraus, ohne Schwung und ohne Ideen.“ Und die „Nowoe Wremja“ sagt: „Die Budgetdebatten erwiesen sich als wahres Grab für die künstlichen Reputationen, die in unser junges Parlament mit dem siegesgewissen Aeußern selbstverliebter Narcisse eingedrungen sind. In voller Karriere ist in dieses Grab Kutler gestürzt und Herr Struwe hat nicht gezögert, ihm zu folgen.“

Die siegenden linken Parteien repräsentieren einen derartigen Abgrund von politischer Naivität und Kindlichkeit,

wie es sich ein Westeuropäer kaum vorstellen kann. Die „Gaz. Polska“ sagt über diese Abgeordneten:

„Es genügt, die Gesichter, das Aeußere dieser russischen Abgeordneten anzusehen, um zu erkennen, daß sie aus einem armen, dunklen, ungewaschenen, ungekämmten Lande kommen. Anstatt gemeinsam darüber nachzudenken, wie man Grundlagen für die Kultur und das Wohlergehen des Volkes schaffen könnte, verbringen sie die Zeit in Streitigkeiten über die politischen Programme. Vor ihren Augen schwebt unaufhörlich das Gespenst einer großen unerhörten Revolution, die mit einem Schlage das dunkle, durch inneren Zwist erschöpfte Reich in ein irdisches Paradies verwandeln könnte. Diese Leute in bunten Hemden und abgetragenen Kitteln streiten nur darüber, wie man diese Revolution schneller hervorrufen, wie man die Volksmassen für den letzten furchtbaren Kampf in Bewegung setzen könnte. Ihre Hände recken sich gierig nach fremdem Gute, ihre Augen sehen nur das Fremde. Auf sich selbst, auf die eigene Faulheit, Trägheit und Dunkelheit will niemand sehen.“

Graf Lobrinsky sagte den Abgeordneten ins Gesicht, daß, wenn man die erste Duma die Duma des nationalen Zornes genannt habe, man die zweite „die Duma nationaler Unbildung“ nennen könne. Und wenn man bedenkt, daß mehrere Abgeordnete des Lesens und Schreibens unkundig sind, so kann man ihm so Unrecht nicht geben. Für viele ist ein Taschentuch ein Luxusartikel, der ihnen unbekannt ist. Während der Sitzung nagen sie, wie die Kinder, am Samen von Sonnenblumen. Sie wissen von nichts zu reden als von Sozialisation und Nationalisation, in diesem Ideenkreis bewegen sie sich, aus ihm kommen sie nicht hinaus. Bei allen Fragen kommen sie auf ihre Alles beglückenden Proklamationen zurück. An ein bestimmtes Thema sich zu halten, über einen Gegenstand zu sprechen, ist für sie ein Ding der Unmöglichkeit, da sie gar nicht an logisches Denken gewöhnt sind. Der Russe fällt bei jeder Debatte vom Hundertsten ins Tausendste, so gestand einer in seiner Rede, daß er de omni re scibili et de quibusdam aliis sprechen werde Bei den Frauen

findet man noch eher logisches Denken, da sie meistens von ausländischen Gouvernanten erzogen sind, die ihnen logisches Denken beibrachten. Die „Rossija" berichtet über diese Debatten: „Wenn wir uns dessen erinnern, daß einer dieser Redner in der Budgetdebatte über Stenka Rasin, ein anderer über die Autonomie Polens, ein dritter davon, daß man nicht jeder Obrigkeit zu gehorchen braucht, sprach, so muß man verstehen, daß diese Expektorationen die Sache nicht um Haaresbreite ihrer Lösung näher gebracht haben". Daß solche Leute das Zeug zu Gesetzgebern haben, wird wohl Niemand behaupten wollen. Ja viele werden den Ansichten des Professors Martens zustimmen, der in den Times (15. April) erklärt, daß die Duma nicht das Organ der Ordnung und des Fortschrittes sein werde, weil sie zum größten Teil aus halbgebildeten oder ganz ungebildeten Leuten bestehe, die nicht fähig sind, das Budget zu beraten und andere wichtige Fragen zu beurteilen. Das Land ist offenbar noch nicht reif für eine Konstitution.

Zu derselben Schlußfolgerung gelangt man, wenn man sieht, wie die Städte ihre Freiheit und ihre Autonomie bis jetzt benützt haben. Was hier an Indolenz, Bestechlichkeit, Sorglosigkeit geleistet wird, übertrifft Alles, was man je den Tschinovniks an Schlechtigkeit nachgesagt hat. Nehmen wir Petersburg. Außer der elektrischen Bahn über das Eis der Newa hat der Petersburger noch keine gesehen, während sonst kleine Städte ihre Elektrische haben; die Wege und Straßen, besonders in den Vorstädten sind halsbrecherisch; die Beleuchtung mit Ausnahme weniger Straßen ist erbärmlich; eine Kanalisation besteht gar nicht, die Wasserleitung ist schmutzig. Die Spitäler sind überfüllt und gegenwärtig befinden sich in denselben 2500 Kranke mehr, als sie fassen können. Im Ganzen ist Platz für 8143 Kranke, es befinden sich aber dort 10,460 Kranke. Ein offizieller Bericht sagt darüber: „es ist klar, daß bei einer derartigen Ueberfüllung die Kranken nicht nur in den entsprechenden Räumen, sondern auch in den

Korridoren, in Speise- und Operationszimmern untergebracht werden müssen. Viele Patienten liegen nicht in Betten, sondern müssen sich mit harten Bänken und sogar mit der Diele begnügen". — Die Bestechlichkeit und Unredlichkeit ist in der Stadtduma ebenso groß wie bei den Beamten. Beim Baue eines Kinderspitales wurden hunderttausende von Ziegeln gestohlen. So geht es überall. In Kostroma nahmen die Mitglieder des Landschaftsamtes Vorschüsse auf ihre Gehälter, die sie jahrelang nicht zurückzahlten und legten 2 Jahre keine Abrechnung über die Bauten. In Kamenec-Podolsk wurde der ganze Stadtrat wegen Diebereien abgesetzt und eingesperrt. So wird die Autonomie benützt. Es muß erst eine neue Generation erzogen werden, sonst ist das Reich nichts anderes als ein Latrocinium. Es ist gewiß ein trauriges Bild, das hier vor dem Leser entrollt wurde und mancher Leser wird glauben, daß Rußland bereits am Rande des Abgrundes stehe. Dies wäre aber entschieden falsch, denn all die Missetäter, von denen die Rede war, bilden doch nur eine verschwindende Minderheit, während bei der großen Mehrzahl viel Edles zu finden ist. Es geht wie bei jedem Sturme, der Schmutz ist obenauf, er allein bedeckt die Oberfläche. Allerdings ist es etwas viel des Schmutzes. Es ist aber dennoch ein gewisser Fortschritt zum Bessern zu bemerken. Die Verbrechen sind seltener und bleiben nicht mehr alle ungestraft. Stolypin ist ehrlich bemüht, das Land frei zu machen und Recht und Gerechtigkeit zu handhaben. Ein Jeder, der das Land liebt — und wer es kennt, liebt es — kann nur wünschen, daß es Stolypin gelingen möge, sein Land aus dem schrecklichen Zustande herauszureißen und durch friedliche Arbeit zum Wohlstande und zum Fortschritte zu führen, dessen es so sehr bedarf und nach dem es sich so sehr sehnt.

LXIX.

Reichstagsbrief. III.

Berlin, 22. April 1907.

Die Osterferien waren kurz; denn noch vor dem 1. Juni muß der ganze Etat durchberaten werden. Zwei Zwölftel sind der Regierung genehmigt worden und diese laufen bis dorthin ab. Als aber am 10. April der Reichstag sich wieder zusammenfand, da war von der zweiten Lesung noch keine Zeile des dicken dreibändigen Etats erledigt. Man kann sich daher sehr leicht in die Situation des Blocks hineindenken, der für die Leitung der Geschäfte verantwortlich ist. Um ihn für ein rasches Arbeiten zu begeistern, hat ihm Fürst Bülow das Würstchen der Vertagung von der Ferne gezeigt; er ließ erklären, daß der Reichstag vertagt werde, wenn er bis Pfingsten mit seiner Arbeit fertig sei; brauche er aber längere Zeit, so komme es zum Schluß. Diese liebliche Drohung fiel dem Block auf die Nerven; denn einmal steht fest, daß er die Freikarten während der Vertagung sehr gerne ausnützen will, und andererseits will er doch nicht mit ganz leeren Händen vor die Wähler hintreten. Bis heute hat nämlich die erste Session des neuen Reichstags für das Volk so gut wie nichts gebracht, und was angekündigt worden ist, sind fast durchweg die Früchte einer langjährigen Zentrumsarbeit.

Dagegen sind die Aussichten in mannigfacher Beziehung für den Block gar nicht günstig; 100 Millionen neue Steuern muß er schaffen, um den Etat ein klein wenig wieder in Ordnung zu bringen. Die Schuldenlast wächst ganz ungeheuer. Der Kurs der Reichsanleihen sinkt stark; so erhielt das Reich für seine 4%igen Schatzanweisungen, die bis 1912 unkündbar sind, nur 98 Prozent; d. h. wir stehen auf dem Niveau der Kriegskredite. Welch herrlichen Tagen uns da der Block entgegenführen wird, kann der Herbst zeigen. Der bayerische Landsmann Frhr. v. Stengel soll ja dem Block zum Opfer gebracht werden; er soll im Sommer „verduften", um dem nationalliberalen Abgeordneten Dr. Paasche Platz zu machen. Paasche wollte erst Kolonialdirektor werden, der Reichskanzler verhandelte auch mit ihm in dieser Sache; Bassermann tat einen Bittgang im Mai 1906 zum Fürsten Bülow. Aber es half nichts, der Kandidat wurde schnöde übergangen und man holte Dernburg, der in seiner Bank unhaltbar geworden war; denn dort hat er „das unterste zu oberst gekehrt", wie die ihm sehr freundlich gesinnte „Münch. Allg. Ztg." schrieb. Paasche als Reichsschatzsekretär aber ist uns undenkbar, dafür fehlt ihm gar alles, wenn er auch meint, er wisse alles und noch etwas. Freilich muß Bülow den Zorn der Liberalen aufs neue fühlen, wenn er nicht die Beförderung eines ihrer „Götter" vollführt.

Nun ist ein Etat erledigt, Graf Posadowsky hat seinen Gehalt erhalten. Das Reichsamt des Innern nimmt seit einer Reihe von Jahren sehr viel Zeit in Anspruch, und auch heuer war es nicht anders. Der Zentrumsabgeordnete Trimborn eröffnete den Reigen mit der üblichen sozialpolitischen Umschau und war mit dem Gang der Dinge in den letzten Jahren sehr unzufrieden; nirgends eine Frucht. Mit allgemein anerkannter Gründlichkeit ging er nun den Wünschen der Arbeiter, Handwerker, Kaufleute, Handlungsgehilfen, Techniker und Privatbeamten nach, diese auf ihren

berechtigten Kern prüfend und dann den Staatssekretär nach der Lage der künftigen Gesetzgebung fragend. Die Rede ist ein sozialpolitischer Leitfaden ersten Ranges. Graf Posadowsky antwortete auch mit einem sehr ausführlich gehaltenen Programm, in welchem er eine große Anzahl von Gesetzentwürfen für den Herbst ankündigte. Wir heben aus diesen hervor: das Reichsvereinsgesetz, die Arbeitskammern, den Zehnstundentag für Arbeiterinnen, den kleinen Befähigungsnachweis. Am bemerkenswertesten waren die scharfgeschliffenen Ausführungen über ein freiheitliches Vereinsgesetz; Graf Posadowsky betonte hiebei besonders, wie es von Vertrauen getragen sein müsse und daß es große Freiheit zu geben habe. Diese Mahnung war nicht für den Reichstag bestimmt; denn hier ist eine Mehrheit für das allerradikalste Vereinsgesetz vorhanden; aber sie galten dem Bundesrat und besonders Preußen, das bestrebt sein wird, auch diese Vorlage mit kleinlichem Polizeigeist zu erfüllen. Graf Posadowsky, der sich als konservativer Politiker bezeichnete, entpuppte sich doch als sehr weit links stehend, als ein Mann, der bei Erhaltung des guten Alten das gute Neue nicht vernachlässigt. Er teilte dem Reichstag auch mit, daß er wegen seiner Stellungnahme nicht nur beim Reichskanzler und im Bundesrat, sondern auch „an anderer Stelle“ verdächtigt worden sei; der neugierige Sozialdemokrat Huë fragte an, wen er damit meinte. Selbstverständlich konnte keine nähere Antwort erfolgen; aber jedermann wußte, welche Stelle gemeint war. Es ist uns nicht erinnerlich, daß je ein Minister sich ähnlich ausgedrückt hat; aber es freut uns, daß Graf Posadowsky diesen Mut besitzt; er ist hienach kein Kleber, wenn er auch gerne noch gewisse Aufgaben erfüllen will.

Unter den zahlreichen Jungfernreden hat die des nationalsozialen Pastors N a u m a n n am meisten Aufsehen erregt; sie war auch ein rhetorisches Meisterstück. Man sah

in ihm den Redekünstler. Ungemein viel Brillantfeuerwerk; aber damit ist es auch „alle“, wie die Berliner sagen. Wer spricht heute noch von ihm? Welche Anregung gab er der Gesetzgebung? Keine. Es war die große Prinzipienrede, für welche der trockene Parlamentarismus keinen Raum hat. Graf Posadowsky, der „lederne Pedant“, holte auch den hochfliegenden Naumann auf diese Erde herunter und wirkte hierdurch sehr ernüchternd. Naumann wird im Parlament keine große Rolle spielen; man hört ihn noch ein paarmal und dann ist er veraltet.

Solange das Zentrum mit bei der Mehrheit war, hat dieses nie einen Schlußantrag bei der sozialpolitischen Debatte gestellt; es wollte eben eine freie Aussprache der Wünsche der Arbeiter und Handwerker. Heuer war es anders. Der Block stellte den Schlußantrag, so daß vom Zentrum nur noch der Abgeordnete Schiffer zum Worte kam, der für die Koalitionsfreiheit der Arbeiter in sehr warmen Worten eintrat.

Dann ging es zu der Abstimmung über die vielen Resolutionen. Das Zentrum hat hierbei den Erfolg errungen, daß seine Anträge allesamt angenommen worden sind. Keine andere Partei konnte dies von sich behaupten. Der Block aber fiel wiederholt auseinander, es waren namentlich die Konservativen und die Reichsparteiler, die sich gegen verschiedene Resolutionen aussprachen, sie erklärten zwar vorher in der Debatte, daß sie auch für die Weiterführung der Sozialreform seien; als es aber zum Pfeifen kam, da spitzten sie nur den Mund. Ganz auffallend jedoch war, daß die Konservativen sogar sich gegen den Antrag auf Erweiterung der Sonntagsruhe aussprachen. Einstens standen sie hier an der Seite des Zentrums; heute legen selbst die Sozialdemokraten mehr Wert auf die Ruhe am Sonntage als die Konservativen; dies feststellen zu müssen, ist sehr traurig. Aber noch eine bemerkenswerte Erscheinung trat zu Tage.

Die Freisinnigen stimmten gegen einen Antrag, der den Aushang der Unfallversicherungsvorschriften in der Muttersprache forderte; für die fremden Arbeiter ist dies sehr geboten.

Man denke nur an die Bergwerke. Eine Reihe von Verhaltungsmaßnahmen sind hier erforderlich; damit der Arbeiter sie nie vergißt, sind sie ausgehängt. Der Pole, der Tscheche, der Italiener aber kann kein Wort deutsch und kann sie deshalb nicht lesen; er macht Fehlgriffe, die den Verlust von vielen Menschenleben im Gefolge haben. Aber trotzdem lehnt der Freisinn diesen Antrag ab; er will wohl auch in der Polenfrage „national" werden?

Das Reichsgesundheitsamt brachte zuerst die übliche Weindebatte. Diesmal war es der Vertreter der Mosel, Dr. Rügenberg, der in sehr scharfen Worten die saueren Angriffe auf die Moselweine zurückwies. Die weiteren Reden machten einen sehr unerfreulichen Eindruck; die Vertreter der einen Weingegend schimpften auf die der anderen. Der Schreiber dieser Zeilen ist kein Weintrinker und er freut sich dessen; die Lust zum Weintrinken muß einem vergehen, wenn man diese Reden anhört. Auch hier hatte das Zentrum einen vollen Erfolg, indem seine Resolutionen gegen die Weinfälschungen angenommen wurde.

Eine hübsche Jungfernrede hielt sodann der Zentrumsabgeordnete Dr. Fleischer, der sich mit großer Sachkenntnis über die Gefahren für die Arbeiter in den giftigen Betrieben aussprach und eine Menge von Material beibrachte, wie man diesem Uebelstande abhelfen könnte. Er fand auch ein williges Ohr bei der Regierung.

Der Etat des Reichsversicherungsamts gab dem Zentrumsabgeordneten Becker-Olpe Gelegenheit, seine Kenntnisse auf dem Gebiete der Unfallversicherung zu verwerten; mit vollem Recht forderte er mehr Aufmerksamkeit für die

Unfallversicherung; dadurch werden die Beiträge am ehesten vermindert.

Der Block befand sich in einer großen Beklemmung, als es zur Abstimmung über die Baurate für die Hohkönigsburg kam; das Zentrum stimmte gegen diese Summe, der Block dafür. Aber der letztere war sehr schwach vertreten und das Zentrum stark, so daß die Position gefallen wäre. Da zeigte sich als Retter der Regierung der freisinnige Dr. Müller-Meiningen und bezweifelte die Beschlußfähigkeit des Reichstages; mehr als ein halbes Dutzend Mal sprang er zum Regierungstisch hinaus. Der Block telephonierte in die Weinhäuser der Stadt, um seine Getreuen herbeizurufen; aber nur wenige kamen. Und so mußte er zu dem Mittel greifen, das sonst nur die Sozialdemokraten anwenden. Der Spott fehlte hierfür nicht. Die Hohkönigsburg ist gerettet und der Block kann den Dank hierfür wieder einstecken.

Allmählich aber fragt man: was ist denn für das Volk geleistet worden? Dann kann der Block gar nichts aufweisen als neue Schulden und im Herbst neue Steuern.

LXX.

O'Connels Jugend.[1])

Das vorliegende Buch gibt interessante Aufschlüsse über den Werdegang und die geistige Entwicklung des Befreiers Irlands, über die Bücher, die er studiert, seine Urteile über deren Verfasser. Nach einigen seiner Bekannten zeigte O'Connell keine hervorragenden Geistesgaben, andere dagegen waren erstaunt über den Ernst und die Aufmerksamkeit, mit der der Achtjährige sich in die Lesung von Büchern vertiefte. Die Abneigung gegen England war eine Tradition der Familie. Smith, der Verfasser einer Geschichte Kerrys, wollte die O'Connells in seinem Buch erwähnen; der Großvater des Befreiers jedoch lehnte ab, indem er sagte: „Wir haben hier Friede und Komfort. Wir lieben den Glauben unserer Vorfahren und sind in der Einsamkeit dieser Schluchten gegen Verfolgungen geschützt. Wenn die Menschen gegen uns sind, so ist Gott für uns. Er gibt uns genug, um unsere Kinder in der Fremde erziehen zu lassen, und genug, um ihr Avancement in der irischen Brigade zu erleichtern; aber wenn Sie meinen Namen nennen, so sind wir in dieser Einsamkeit nicht länger sicher. Der Sassenach (Engländer) wird über den Berg von Darrynane klimmen, und wir werden von Haus und Hof vertrieben und obdachlos umher-

---

1) Houston Arthur Daniel O'Connell, his Early Life and Journal 1795—1802. London, Pitman 1906, in 8°. XXVI, 255 S.

irren." Da in Zeiten der Verfolgung manche gelehrte Priester in Darrynane Schutz fanden, so lehrten sie die Kinder sogar Latein und Griechisch.

Daniel O'Connell lernte schon im vierten Jahre lesen. Aus den Tagebüchern und den Erläuterungen des Herausgebers ersehen wir, daß O'Connell sich dem Studium der religiösen und geschichtlichen Fragen widmete und geneigt war, manchen Freidenkern z. B. Paine bona fides beizumessen. Als Freiwilliger in dem Artilleriekorps der Juristen verhinderte er mit Lebensgefahr die Ermordung von Wehrlosen und Unschuldigen.

Wir erfahren von O'Connell, daß er nicht das glückliche Naturkind war, dem ungesucht und von selbst die schönsten Gedanken zufliegen. Er las Gibbon mit Vorliebe, bei dem fast jedes Wort einen tiefen Gedanken enthält. Weil er nicht mehr so intensiv studiere und so genau sei, so klagt er, habe er seinen Redefluß verloren. O'Connell war, wie sein Tagebuch zeigt, nicht frei von manchen Fehlern und Torheiten der Jugend; aber das christliche Ideal hat ihm stets mit Erfolg vorgeschwebt, Selbstprüfung hat ihn in dem Entschluß, seine Fehler abzulegen, bestärkt.

Den zahlreichen Bewunderern des Befreiers wird dieses Buch willkommen sein.

A. Zimmermann.

LXXI.

Martin von Behaim.

Von Dr. Joseph Herbeck.

Viele von den sehr Vielen, die voriges Jahr die herrliche Landesausstellung in der Pegnitzstadt besuchten, sind vor dem Denkmal Martin Behaims in der Nähe der Egidienkirche nicht achtlos vorübergegangen, sondern haben sich die Gestalt des Nürnberger Seefahrers und Forschers im Harnisch beschaut und etwas im Gedächtnisse nachgespürt, ohne viel mehr sich entsinnen zu können, als daß dieses Nürnberger Kind ein kühner Reisender gewesen und auch mit einem Globus etwas zu schaffen gehabt habe. Mancher hat sich auch vielleicht Martin Behaims Geburtshaus gegenüber dem Schönen Brunnen besehen und die Malereien betrachtet, welche auf Martin Behaim, den Seefahrer, und auf die Vorweisung der Reichskleinodien und Reichsheiligtümer Bezug haben, welche in früheren Jahrhunderten von diesem Haus aus erfolgte.

Die Familie der Behaim von Schwarzbach stammt aus Böhmen. Das von Behaim'sche Wappen besteht aus einem nach der Länge in eine rote und weiße Hälfte geteilten Felde, durch welches sich ein schwarzer Bach zieht. Der Helm trägt einen weißen, zum Fluge gerichteten Phönix mit einer schwarzen Krone um den Hals. Bereits 1332 ist ein Albrecht Behaim Bürgermeister der Stadt. Namentlich im Handel waren die Behaim ungemein tüchtig. Die von Behaim'sche Familie

wurde durch Diplom des Kaisers Leopold I. vom 13. März 1681 in den Reichs-Freiherrnstand erhoben. Seitdem führt sie ein in vier Felder geteiltes Wappen und den kaiserlichen Doppeladler in der Mitte. Von den vier Feldern zeigen zwei den schwarzen Bach, zwei eine schwarze Mauer in rot-weißem Grunde.

Martin Behaims Vater hieß ebenfalls Martin und wurde im Jahre 1437 geboren. Er handelte im Großen mit Tüchern, kam 1461 in den Senat der Reichsstadt Nürnberg und starb schon in einem Alter von 37 Jahren. Seine Frau hieß Agnes und war aus der angesehenen Nürnberger Familie der Schopper von Schoppershof. Sie war 1440 geboren, heiratete 1459 und wurde 49 Jahre alt. Die Eltern Martin Behaims des Jüngeren wurden in der jetzt abgetragenen Dominikanerkirche begraben. Martin Behaims des Aelteren erstgeborener Sohn war Martin der Seefahrer. Dann folgten die Kinder: Ursula, welche sich mit dem Kaufmann Ulrich Fütterer vermählte; Michael, der als Ratsherr eine Katharina Lochner heiratete; Elisabeth, die ins Klarakloster, und Magdalena, die ins Katharinenkloster zu Nürnberg eintrat; Stephan, der Schöffe am Stadt- und Ehegericht zu Nürnberg wurde und eine Margarethe Ortulf zur Frau nahm; endlich Wolf, der unvermählt blieb, in ein Handlungsgeschäft der Tucher nach Lyon kam und später nach Lissabon ging, wo er am 20. März 1507 starb. Es sei auch eines Bruders von Martin Behaim, dem Vater, gedacht. Derselbe hieß Leonhard; er vermählte sich mit der Patrizierstochter Kunigunde Volkamer, war Ratsherr und starb 1486. Er und seine Frau liegen in der St. Sebalduskirche begraben. Da Martin Behaim, der Vater, schon früh starb, so nahm sich Leonhard der Witwe mit ihren sieben Kindern tätig und hilfreich an.

Martin Behaim, der Seefahrer, wurde geboren 1459 zu Nürnberg. Irrtümlicherweise läßt ihn Robertson in Portugal, Herrera auf der Insel Fayal, Cellarius zu Krumlau in Böhmen geboren werden. Das väterliche Haus befand

sich am Markte, „so daß der Blick des Kindes auf diesen vielleicht schönsten freien Platz Deutschlands fallen mußte; vor den Fenstern ragte der Schöne Brunnen, dieses unvergleichliche Denkmal der Ziselierskulptur, in etwas weiterer Entfernung die zierliche Frauenkirche empor und zur Rechten erhoben sich über den vorliegenden Dächern die schlanken Türme von St. Lorenz.[1])

Von besonderem Interesse ist das Verhältnis des jungen Behaim (den später Kaiser Maximilian für den am weitesten gereisten Bürger des deutschen Reiches erklärte) zu Regiomontanus. Dieser hatte sich vier Jahre lang Nürnberg zum Aufenthalt gewählt, weil er in universellen Verkehr mit Gelehrten aller Länder dort treten konnte, indem Nürnberg wegen seiner Handelsverbindungen sozusagen ein Mittelpunkt Europas war.[2]) Ein reicher Bürger der Stadt, Namens Bernhard Walther, richtete eine Druckerei ein, um des Mathematikers Werke zu vervielfältigen, und lieferte das Geld zur Herstellung von astronomischen Instrumenten nach des Gelehrten Angabe. Astrolabien aus Regiomontans Sammlung werden noch heutzutage in Nürnberg aufbewahrt. Durch Regiomontanus genoß Nürnberg damals, nach den Worten des Petrus Ramus[3]) einen Ruf, wie Tarent durch Archytas, Syrakus durch Archimedes, Byzanz durch Proklus, Alexandrien durch Ktesibius. Der portugiesische Livius, Barros, sagt in seinem Werke „Asia", daß Martin Behaim später sich rühmte, ein Schüler des berühmten Regiomontanus gewesen zu sein.[4])

---

1) Siegmund Günther, Martin Behaim. In der Bayer. Bibliothek, begründet und herausgegeben von Karl von Reinhardstöttner und Karl Trautmann. 13 Bde.

2) »Propter universalem conversationem facilius habendam cum studiosis viris ubicunque vitam degentibus, quod locus ille perinde quasi centrum Europae propter excursum mercatorum habeatur«; Brief an M. Christianus in Erfurt 1471.

3) Schol. mathem. S. 65.

4) Martin de Boemia se gloreava ser discipulo de Joanne de Monte Regio affamato astronomo.

Behaim erlernte die Handlung. Wir finden ihn 1477 zu Mecheln in der Tuchhandlung eines Jorius von Dorpp. Im Herbste des gleichen Jahres besuchte er die Messe zu Frankfurt, wo er einen Freund des Hauses, Bartholomäus von Eyb, bei seinen Geschäften unterstützte („und hab' auch daß gesehen und gelernt, was da für ein Handel sei", Brief vom 13. Okt. 1477). Im Herbste 1478 ging er wieder von Mecheln auf die Messe nach Frankfurt. 1479 befand sich der junge Martin zu Antwerpen in einer Tuchmanufaktur. Er ließ von da der Mutter sagen, daß er nicht müßig gehe, sondern allweg genug zu tun habe; er könne — Gott habe Lob — das Bereiten aller Tücher nach Notdurft; dem obersten Meisterknecht habe er das Rechnen mit der Feder gelernt und dafür habe er von ihm das Bereiten und Heften von Tuch gelernt; der Meister, das Hausgesind und die Kaufleute hätten ihn von Gotts Gnaden fast lieb (Brief vom 8. Juni 1479).

Die Verbindung zwischen den Niederlanden und Portugal war zu Behaims Zeiten sehr lebhaft. Die Portugiesen bekamen aus den Niederlanden besonders Tuch und Getreide, die Niederländer aus Portugal Wein, Oel und Südfrüchte. So kam Behaim wohl in Geschäften einer niederländischen Tuchfabrik nach Portugal und zwar 1480.

Johann II. bildete 1483 gleich bei seinem Regierungsantritt eine Junta dos mathematicos (einen „Nautischen Rat"), deren Aufgabe sein sollte, die nautischen Instrumente zu verbessern und neue zu entdecken. Mitglieder derselben waren drei jüdische Leibärzte des Königs, der Bischof Ortiz, genannt Calcadilha, und Martin Behaim. Ganz besonders war es dem König darum zu tun, daß für die Seefahrer ein Mittel ausfindig gemacht werde, sich auf dem Meere, wenn das Ufer außer Sicht käme, besser wie bisher zurechtfinden; der Kompaß gab wohl die Himmelsgegend an, aber der Breitengrad war unbestimmt. Instrumente, „die geeignet waren, auf dem Meere die Stunde der Nacht durch die Sterne zu finden", waren auf den Schiffen der Castilianer

d Majorkaner im Gebrauch. Ein solches war das von
ymundus Lullus erfundene, im Jahre 1295 in seiner
te de navegar beschriebene Astrolabium (s. Navarrete:
ss. historica sobre las Cruzadas). Man gebrauchte da-
ls noch aus Holz gemachte Astrolabien, die auf einen
lzernen Dreifuß aufgelegt waren. Martin Behaim soll
n, da solche Astrolabien auf dem Schiff jeder Schwankung
terworfen waren, auf die Astrolabien aus Messing auf-
rksam gemacht haben, die man an den Mast hing und die
rch ihre Schwere auch bei mäßiger Schwankung des Schiffes
senkrechte Richtung behielten.[1]) Behaim besaß unter den
ännern der Kommission jedenfalls das größte Verdienst
solche Verbesserung des Astrolabiums: er, der aus Nürn-
g war, „der Stadt der Kompaßmacher“. Er machte die
nta aber, wie Breusing[2]) dargetan hat, auch noch mit
em Instrument bekannt, das ihm, als Schüler des Regio-
ntanus vertraut war, nämlich mit dem Jakobsstab oder
adstock.[3]) Behaim konnte den portugiesischen Schiffern
h die Ephemeriden des Regiomontanus zur Verfügung

1) Ghillany in seiner auf Quellenstudium gegründeten „Geschichte des Seefahrers Ritter Martin Behaim“.

2) Der geschätzte Verfasser des Werkes „Die nautischen Instrumente bis zur Erfindung des Spiegelsextanten“. Bremen 1890.

3) Der Jakobsstab (Grundstock, Kreuzstab) bestand aus einem langen in gleiche Teile geteilten Stab, auf dem rechtwinklig und verschiebbar ein in ebensolche Teile geteilter Querstab angebracht war. Durch Visieren vom Ende des langen Stabes aus konnte man den beweglichen Querarm so weit verschieben, bis er unter demselben Gesichtswinkel erschien wie der zu messende Gegenstand. Durch Ablesung der Teilung konnte man diesen Winkel dann bestimmen. „Wenn der Schiffer des Mittags sein ‚Besteck aufnehmen‘ wollte, so verschob er sein Querholz solange, bis ihm die untere Gesichtslinie nach dem Meereshorizonte, die obere nach der Sonne zeigte, und so bekam er ohne besondere Zwischenrechnung die gewünschte Meridianhöhe, aus der er durch einfache Addition oder Subtraktion die geographische Breite zu berechnen hatte“ (Günther).

stellen, „welche die äquatoriale Abweichung des Sonnenmittelpunktes für die Mittagsstunde eines jeden Tages im Jahre mit bis dahin unerreichter Schärfe in Rechnung zu bringen gestatteten“ (Günther). Der Zeitraum, auf welchen sich diese Vorausberechnung ausdehnte, umfaßte die Jahre 1475—1506.

König Johann II. gab der Expedition, welche unter Diogo Cao die Entdeckungen an der afrikanischen Küste erweitern sollte, Martin Behaim als Astronomen und Kosmographen mit.

Ueber diese Expedition gibt Behaim an verschiedenen Stellen seines noch zu besprechenden Globus Nachricht. So liest man über die Inseln Principe und Sao Thomé: „Diese Inseln wurden gefunden mit den Schiffen, die der König aus Portugal ausgeschickt zu diesen Porten des Mohrenlandes anno 1484; da war eitel Wildnis und keinen Menschen fanden wir, nur Wasser und Vögel; dahin schickt der König aus Portugal nun jährlich Volk, das den Tod verschuldet hat, Männer und Frauen, und die bebauen dort das Feld und sie nähren sich davon, damit dies Land nach und nach von den Portugiesen bewohnt wird. In dieser Gegend ist Sommer, wenn wir in Europa Winter haben, und alle Vögel und Tiere sind da anders gestaltet als die unseren. Hier wächst viel Pisens (Bisam), den man in Portugal nennt algallia.“ Die ausführlichste Notiz über diese Reise findet sich auf dem Globus in der Nähe des Caps der guten Hoffnung. Sie lautet: „Hier wurden gesetzt die Säulen des Königs von Portugal anno Domini 1485 den 18. Januar. Als man zählte nach Christi unsers Herrn Geburt 1484 Jahre, ließ nämlich zurüsten der durchlauchtige König Johann II. in Portugal zwei Schiffe, Caravelen genannt, mit Mannschaft besetzt, eingerichtet und gewappnet, versehen auf drei Jahre; dem Volk und den Schiffen war in des Königs Namen Befehl gegeben, hinauszufahren über die Säulen, die Herkules in Afrika gesetzt hat, immer gegen Mittag und gegen Aufgang der Sonne zu, sofern es ihnen möglich wäre; auch versah der vorgenannte König die Schiffe mit allerlei Waar' und Kaufmannschaft zum Kauf und zum Verstechen; auch 18 Rosse mit allem Zeug köstlich gerüstet wurden in den Schiffen mit-

geführt, um den Mohrenkönigen, je einem eines, zu schenken, wo es uns gut dünkte, und man gab uns allerlei Muster von Spezerei, um sie den Mohren zu zeigen, wobei sie verstehen sollten, was wir in ihrem Lande suchten; und also gerüstet fuhren wir aus der Porte der Stadt Lissabon in Portugal, und wir segelten zu der Insel Madera, wo Portugals Zucker wächst, und durch die Inseln Fortunatas und die Inseln der wilden Canarien und fanden Mohrenkönige, denen wir Schenkung taten, wie sie uns auch wieder. Dann kamen wir in das Land, Königreich Gambia genannt, wo die Paradieskörner wachsen; es ist von Portugal 800 deutsche Meilen weg; danach kamen wir in König Furfurs Land, das 1200 Leuge oder Meilen entfernt. Daselbst wächst Pfeffer, den man nennt Portugals-Pfeffer; fern von dannen ist ein Land, wo wir Zimmtrinde fanden; als wir nun bei 2300 Meilen oder Leugen von Portugal weggesegelt waren, kehrten wir wieder und im 19ten Monat kamen wir zu unserem König." Die erwähnten Paradieskörner betreffend, sagt Alexander v. Humboldt[1]): „Es ist das Korn des Amomum Granum Paradisi des Afzelius, welches vor der Expedition des Gama besonders für die Stadt Antwerpen ein überaus wichtiger Handelsartikel war. Dieses Korn einer bis auf den heutigen Tag wenig bekannten Drymirhisaea gelangte damals durch die Guineakarawanen, welche die Wüste Sahara durchschnitten, nach den Küsten der Berberei. Diese Malagueta war eine Nebenbuhlerin des wahren Gewürzes (Piper nigrum und Piper longum), welches Dioskorides schon unter der indischen Benennung πέπερι (vom Sanskritworte pippali) kennt, welches Edrisi mit einer wahrhaft merkwürdigen Genauigkeit beschreibt und der lange Transport durch Asien auf den Märkten Italiens zu einem sehr kostbaren Handelsartikel machte."

Nach der Heimkehr von dieser Reise wurde Martin Behaim vom König Johann II. zum Ritter des Christusordens geschlagen.

---

1) Kritische Untersuchungen über die historische Entwicklung der geographischen Kenntnisse von der Neuen Welt; aus dem Französischen übersetzt von Dr. Ideler. Berlin 1836.

1486 verheiratete er sich mit Johanna, der Tochter des Ritters Jobst von Hurter, erblichen Statthalters der Azorischen Inseln Fayal und Pico.

Die Behauptung, daß Behaim vor Columbus nach Amerika gekommen sei und so als der eigentliche Entdecker Amerikas gelten müsse, ging von dem Gelehrten Johann Christoph Wagenseil zu Altdorf aus, der in einer 1682 zu Ehren eines G. F. von Behaim gehaltenen lateinischen Lobrede Martin Behaim den Entdecker Amerikas und der Magellansstraße nennt auf Grund von zwei Nürnberger Urkunden, die aber, wie Ghillany in verdienstlicher Weise dargelegt hat, keineswegs das beweisen, was Wagenseil durch sie bewiesen haben will. Daß aber Behaim auf die Entdeckung Amerikas von erheblichem Einfluß gewesen ist, kann wohl kaum mehr billigerweise bestritten werden.

Columbus und Behaim waren zu gleicher Zeit in Lissabon; es wäre auffallend, wenn zwei Männer, die beide als Kosmographen galten, nicht zusammengetroffen wären. Die erste Idee, den Weg nach Ostindien gegen Westen zu suchen, hat Columbus aber jedenfalls von dem berühmten Astronomen Toscanelli überkommen, bei dem er sich im Jahre 1474 befand. Wie verhält es sich nun aber mit der Entdeckung der Magellansstraße, die Wagenseil und andere dem Martin Behaim zugeschrieben haben? Der spanische Geschichtschreiber Herrera sagt, daß Magellan, als er erbittert über den Undank des portugiesischen Königs 1517 am spanischen Hofe zu Valladolid erschien, dem Bischof von Burgos einen schön gemalten Erdglobus gezeigt habe, auf welchem er den Weg angegeben, den er machen wollte; den Platz selbst aber, wo die Meerenge sich befände, habe er weiß gelassen, damit man sein Geheimnis nicht absehen konnte. Die Minister seien mit Fragen in ihn gedrungen, worauf er geäußert, er wolle an der Mündung des Rio de Solis (Rio de la Plata) vorüber gegen Süden fahren, bis er die Meerenge träfe. Er sei gewiß, diese Meerenge zu finden, da er sie

auf einer Seekarte des Martin von Bohemia gesehen habe, eines von der Insel Fayal gebürtigen berühmten portugiesischen Geographen;[1]) diese Karte habe ihm viel Licht über jene Meerenge gegeben. Pigafetta, der die Reise Magellans mitmachte und sehr fleißig Tagebuch führte, erzählt: „Unser Befehlshaber wußte, daß er durch eine sonderbar verborgene Meerenge hindurch steuern müsse, welche er im Schatze des Königs von Portugal auf einer Seekarte gesehen, die der ausgezeichnete Kosmograph Martin di Boemia angefertigt hatte.“ [2]) Wohl auf diese Nachrichten sich stützend, nannte Wilhelm Postellus in seinem Compendium geographicae disciplinae die Magellanische Straße geradezu Fretum Martini Bohemi. Nun, wie stellt sich heutzutage die Forschung zu der Frage? Martin Behaim hat auf dem Globus, den er im Jahre 1492 zu Nürnberg schuf, keine Spur einer brasilianischen Küste oder einer Meerenge dortselbst angegeben. Unmöglich wäre aber nicht, daß er in der Folgezeit von Fayal aus, das um ein Drittel des Weges näher als Portugal an Amerika liegt, vor Magellan an die Magellansstraße gekommen und sie auf einer Karte aufgezeichnet hätte, wenn wir auch keine Nachricht darüber besitzen. Geheime Reisen nach Amerika waren bald nach Columbus' Entdeckung sehr im Brauch. Balboa erzählt, daß er an den Küsten von Veragua Züge von Europäern traf, von denen niemand wußte, wer sie ausgesandt habe.

„Die von Cabral gemachte Entdeckung Brasiliens (vom 10°—16° südl. Breite)“, sagt Alexander von Humboldt in seinen bereits erwähnten Kritischen Untersuchungen, „hatte die Auf-

1) Porque avia visto una carta da marear que hizo Martin de Bohemia Portugues, natural de la isla de Fayal, Cosmographo de gran opinion.

2) Il capitano generale, che sapeva de dover fare la sua navigatione per uno streto molto ascoso, come vite ne la theseraria del re de Portugal in una carta fata per quello excellentissimo huomo Martino de Boemia.

merksamkeit in solchem Maße in Anspruch genommen, daß von diesem Zeitpunkte an der Lissaboner Hof selbst seine Blicke auf eine westliche Durchfahrt richtete. Es ist mir mithin ziemlich wahrscheinlich, daß während der Jahre 1500—1508 eine Reihe portugiesischer Versuche, südlich über Puerto Seguro in der terra sanctae crucis vorzudringen, stattgefunden und unbestimmte Nachrichten über diese Versuche eine Menge von Seekarten zur Grundlage gedient haben, welche man in den besuchtesten Häfen anfertigte."

Warum soll man die unzweifelhafte Aussage Magellans, er stütze sich auf eine Karte Behaims für eine lügnerische Aeußerung des großen Seefahrers von Sabrosa halten? Behaim braucht übrigens gar nicht nach Brasilien gekommen zu sein. Er hat auch die Ostküste Afrikas auf seinen Globus gezeichnet und Vasco da Gama hat erst sechs Jahre später wirklich sie bereist; so konnte denn Behaim gar wohl nach Annahmen und Voraussetzungen eine Karte gezeichnet haben, auf der eine Magellansstraße – natürlich ohne Benennung – sich fand und so kalkulierend glauben wir seine Verdienste weder zu schmälern noch zu übertreiben; Magellans Ruhm, den Weg nach den Gewürzinseln wirklich gefunden zu haben, bleibt unverkürzt; nur seine Tötung auf einer der Manilen hat ihn ja um die Ehre gebracht, der erste Weltumsegler zu heißen.

Noch ein Punkt, wenn man von Behaims Verhältnis zur Entdeckung Amerikas spricht, bleibt zu berühren übrig. Behaim zeichnet nämlich auf seinem Globus mitten im Ozean zwischen Europa und Asien so ziemlich unter denselben Breitegraden, wo die Antillen liegen, eine Insel Antilia hin. Er schreibt dazu: „Als man zählte nach Christi Geburt 734 Jahre und als ganz Spanien von den Heiden aus Afrika gewonnen ward, da wurde bewohnt die oben beschriebene Insel Antilia, genannt septem citade, von einem Erzbischof von Porto mit sechs anderen Bischöfen und anderen Christen, Männern und Frauen, die zu Schiff von Hispania

dahin geflohen kamen samt Vieh, Hab und Gut. Anno 1414 ist ein Schiff aus Spanien ungefähr am nächsten dabei gewesen". Sicher huldigt da Behaim nur einer alten Sage; selbst war er nicht auf solcher Insel, sonst würde er es bemerkt haben. Die portugiesischen Geschichtschreiber erzählen, daß die Auswanderung gleich nach der Uebergabe von Merida stattgefunden habe und das Ziel derselben die Gruppe der kanarischen Inseln gewesen sei, welche jedoch nicht erreicht worden.[1]) Toscanelli nahm von Portugal bis Antilla 1/5, von Antilla bis Quinsai beinahe 4/5 des gesamten Weges von Lissabon bis China an.

1491 kam Martin auf Besuch zu seinen Verwandten nach Nürnberg. Er scheint dort nicht sehr genehm gewesen zu sein; denn in einem Briefe Wolf Behaims aus Lyon vom 22. Dezember 1491 an seinen Vetter Michael Behaim steht zu lesen: „Mer lest du mich wyssen, wye das mein pruder merthein noch zu nurmbergk sey und sey noch ym haws und für ein seltzams wessen, das hör ich gar ungern, man sagt hye zu lion von ym, das ich michsen schem, ich woltz gar gern, das wir gantz ledig von him werden". Der Michael Behaim, in dessen Hause Martin Behaim zu Nürnberg seine Wohnung aufschlug, war ein Sohn des 1486 gestorbenen Oheims Leonhard. Michael wohnte in der Zistelgasse. Statt nach Nürnberger Gewohnheit den Tag im Handelskomptoir hinzubringen, ging Martin Behaim täglich in den Garten und beschäftigte sich hauptsächlich mit diesem. Er hielt sich eigentümlicherweise zwei Jahre in Nürnberg auf, obwohl er erst wenige Jahre vermählt war. Während seines Aufenthaltes schuf er im Jahre 1492 den berühmten Globus, der noch im v. Behaim'schen Familienarchiv aufbewahrt wird. Er selbst gibt über die Entstehung desselben durch eine Inschrift am Südpol des Globus Auskunft:

„Auf Fürbitt und Begehr der fürsichtigen ehrbaren und weisen obersten Hauptleute der löblichen Reichsstadt Nürnberg,

1) Faria y Sousa: Hist. del Regno de Port.

die zu eben diesen Zeiten regiert haben, Namens Gabriel Nutzel, Paul Volckamer und Nikolaus Groland, ist diese Figur des Apfels prakticiert und gemacht worden aus Gunst, Angebung und Fleiß durch den gestrengen und ehrbaren Herrn Ritter Martin Behaim, der in der Kunst Cosmographia viel erfahren bei einem Drittel der Welt umfahren, solches Alles mit Fleiß aus den Büchern des Ptolomäus, Plinius, Strabo und Marco Polo ausgezogen und alles Meer und jegliche Erde nach Gestalt und Form zusammengefügt hat. Alles ist dem ehrbaren Georg Holzschuher von Rats wegen durch die gemeldeten Hauptleute anbefohlen worden und da der darzu dann mit möglichem Fleiß geholfen und geraten hat, ist solche Kunst und solcher Apfel prakticiert und gemacht worden nach Christi Geburt 1492 und er wurde dann durch den gedachten Herrn Martin Behaim gemeiner Stadt Nürnberg zu Ehren und Ergötzung hinterlassen, nachdem er von hinnen wieder heim zu seiner Gemahlin sich wendet, die bei 700 Meilen weit von hinnen weilt, wo er dann haushält und seine Tage auf seiner Insel zu beschließen vorhat, auf welcher er daheim ist".

Der Globus ist aus Pappe gemacht, die über Holzreifen gespannt ist. Ueber die Pappe ist eine Gipskruste und über diese Pergament gelegt, auf welchem die Zeichnung ausgeführt ist. Durch die Kugel geht eine eiserne Achse. Das Meer ist blau (jetzt schwärzlich), die Länder sind braun und grün, die Schneeberge weiß, die Schrift ist golden, silbern, rot, weiß und gelb. Der Meridian ist eisern. Der Horizont von Messing wurde erst später beigegeben. Der Globus steht auf einem eisernen Dreifuß. Im Jahre 1847 wurde ein Facsimile des Behaimschen Globus für die Pariser Akademie gefertigt. Ghillanys Geschichte des Seefahrers Ritter Martin Behaim enthält eine sehr schätzbare genaue Abbildung in zwei Planigloben nach seiner natürlichen Größe.

Von den Azoren sagt er auf seinem Globus:

„Diese Inseln wurden bewohnt anno 1466, als der König von Portugal diese Inseln fleißiger Bitte wegen geschenkt hat der Herzogin von Burgund, seiner Schwester, mit Namen Frau

Isabella. Es war in Flandern damals großer Krieg und Teuerung und es schickte die vorgenannte Herzogin viel Volk, Männer und Frauen, von allerlei Handwerk dorthin mitsammt Priestern und dem, was zum Gottesdienst gehoert. Es kamen auch viel Schiffe mit Hausrat und mit dem, was zum Feldbau gehoert und zum Bauen, aus Flandern auf die Inseln und sie ließ einem jeden für zwei Jahre geben, was Notdurft war, auf daß für ewige Zeiten in allen Messen ihrer gedenke jegliche Person mit einem Ave Maria. Es waren bei 2000 Personen: mit denen, die seither jährlich dazu gekommen sind und seither dort aufgewachsen, sind es viele Tausende geworden. Anno 1490 wohnten da viele tausend Personen aus Deutschland und Flandern, welche unter dem edlen und gestrengen Ritter Hr. Jobsten von Hurter, Herrn zu Mörkirchen aus Flandern standen, dem die Insel von der genannten Herzogin von Burgund für sich und seine Nachkommen gegeben worden ist. Auf diesen Inseln wächst der portugalische Zucker und die Frucht zweimal des Jahres, indem daselbst nimmermehr Winter ist und alle Leibesnahrung ist wohlfeil; darum kommt jährlich viel Volk, seine Nahrung zu suchen."

Alteingewurzelte Irrtümer finden sich natürlich auf dem Globus treu wiedergegeben. Das mittelländische Meer erstreckt sich viel zu weit nach Osten, das Asowsche Meer steht mit Seen in Verbindung, die in „Tataria" liegen. Hauptsächlich von Westen nach Osten dehnt sich das Hyrkanische (kaspische) Meer aus, ebenso das „Meer persia" (der persische Meerbusen).

Beim nördlichen Asien bemerkt er am Polarkreis: „In dem Kreis dieser Wildnis fängt man die Hermeline, den Zobel, Marder und anderes köstliches Fellwerk. Da ist es so kalt, daß die Leute ihre Häuser machen in Gruben unter das Erdreich und bedeckens mit Häuten und steigen mit Leitern in die Häuser hinab." Bei der übermäßig groß abgebildeten Insel Seylan (Ceylon), — die aber östlich von Hinterindien liegt, — trifft man die Notiz: „In dieser Insel findet man viel Edelgestein und Perlen. Der König dieser Insel hat den größten und schönsten Rubin, den man in der Welt je gesehen; das Volk geht nackt und kein Getreide wächst da als Reis. Ihr König ist niemand unterworfen und sie beten Abgötter an."

Von einer Insel Coylur, die einem Ausläufer Hinterindiens vorlagert, heißt es: „In dieser Insel ist Sankt Thomas der Zwölfbot gemartert worden. Hier ist gefunden worden zu Johann de Mandeville's Zeit ein Volk von Hundsköpfigen. Der Meeresstern, der bei uns geheißen ist polus arcticus, wird da nicht gesehen und die, welche fahren auf dem Meer, müssen nach dem Astrolabium sehen, da der Kompaß nicht zeigt." Die große Insel Zipangu liegt weit von China entfernt. In dem Archipel südlich von Zipangu ist auch die mysteriöse Magnetinsel angezeichnet. „Daselbst mag kein Schiff fahren, das Eisen anhat, um des Magnetsteins willen, der daselbst wächst." Es wird Java major von Java minor unterschieden.

Um auf das von Behaim selbst besuchte Afrika zu kommen, so ist die Insel Zanzibar stark vergrößert dargestellt; ein Bildchen zeigt hier einen Pater, der Wilde unterrichtet. Das zu südlich verlegte Königreich Abessynien (abassia) ist bekehrt von St. Matthäus. „Des Kaisers von Abassia Volk sind Christen und treiben großen Handel mit Gold und Elfenbein." Das Land Saba am Eingang des Roten Meeres ist „das Reich der hl. drei Könige".

Martin Behaim reiste 1493 von Nürnberg nach Portugal zurück. Im Jahre 1494 wurde er von dem portugiesischen König Johann II. nach Flandern zu des Königs Sohn („zum Konigs sun") in einer geheimen Angelegenheit gesandt. Ob mit des Königs Sohn dessen natürlicher Sohn Georg oder der Sohn Kaiser Maximilians I., Philipp, gemeint ist, kann wohl nicht mit Sicherheit klargestellt werden. Behaim konnte seine Sendung nicht ungestört ausführen. Auf der Fahrt von Lissabon nach Flandern wurde sein Schiff von englischen Piraten aufgegriffen und er selbst als Gefangener nach England geführt; als Gefangener lag er am Fieber so krank darnieder, daß er sich zweimal mit der Kerze in der Hand zum Sterben bereitete. Nachdem er wieder frisch geworden, brachte ihn ein Seeräuber heimlich allein zur Nachtzeit nach Frankreich. Von da ging Behaim nach den Niederlanden, seinen Auftrag auszuführen, und dann reiste er nach Lissabon

zurück. Dort widmete ihm der Almoxarife von Cintra Duoguo Gomez einen Bericht über die Entdeckung von Guinea. Am 25. Oktober 1495 starb König Johann II. und unter seinem Nachfolger König Manuel scheint Behaim die Gunst des Hofes eingebüßt zu haben. Er wird sich dann wohl zumeist auf Fayal aufgehalten haben. Bei einem Besuche Lissabons im Jahre 1507 starb er in einem Spital und wurde in der Kirche des Predigerordens bestattet. Er scheint die letzte Zeit seines Lebens verarmt zu sein. Vielleicht hat er es auch mit seinem von Nürnberg mitgebrachten Geld gehalten, wie jene Portugiesen seiner Zeit, von denen Jörg Pock an Michael Behaim schreibt: „Hat Einer zehn Dukaten, so muß er einen schamlotten Rock haben, einen silbernen Degen, glatte Stiefel und eine Viola, um des Nachts auf die Gassen zu gehen und den Weibsleuten zu hofieren"; und „die hoffärtigsten Leute in der Welt kann man da finden; sie reiten den ganzen Tag auf den Markt und haben vier Knechte nach sich laufen, und wenn sie nach Hause reiten, so essen sie für Hühner und Gebratenes einen Rettig mit Salz, da grolzen sie dann den ganzen Tag, selbst in der Kirche." Als Martin Behaims Sohn im Jahre 1519 in Nürnberg war, um seine Verwandten zu besuchen, ließ er seinem Vater in der Katharinenkirche einen Totenschild aufhängen mit der Unterschrift „1507 Pfinztag nach Jakobi 29. Juli starb der gestrenge und ehrenfeste Herr Martin Behaim, Ritter im Königreich Portugal, dem Gott gnädig sei."

In einem Briefe Michael Behaims, Bruders des Seefahrers, an Wolf Behaim zu Lissabon vom 30. Januar 1507 kommt die Stelle vor: „Die Sachen mit Martin Behaim kann ich für meine Person nicht bessern, wir müssen solches und anderes Gott befehlen; ich möchte gerne wissen, wie es mit seinem Weib, seinem Sohn und ihren Freunden steht und wo die seien, auch wer sie sind." Aus diesen Worten folgert Ghillany, daß sich der Sohn Martin Behaims in der Berechnung des Todesjahres seines Vaters geirrt habe und

daß der berühmte Seefahrer am 29. Juli 1506 gestorben sei. Indeß muß der Ausdruck „die Sachen mit Martin Behaim kann ich nicht bessern“ nicht gerade besagen, daß Michael hinsichtlich der Hinterlassenschaft des in dürftigen Umständen verstorbenen Martin für Forderungen nicht einstehen könne; man kann dabei meiner Ansicht nach ganz wohl noch Martin Behaim als lebend, wahrscheinlich bereits arm im Spital weilend, annehmen. Humboldt bemerkte ganz richtig in seinen „Kritischen Untersuchungen I S. 230:

„Da das Grabdenkmal im Jahre 1519 auf Kosten seines Sohnes errichtet worden ist, so scheint es mir im höchsten Grade sonderbar, wie man sich im Datum der Inschrift habe irren können. Ein in den Zeiten, in welchen wir leben, sehr gewöhnlicher Vandalismus hat sämtliche Inschriften und Denkmäler der St. Katharinenkirche zerstört, welche im Jahre 1806 in ein Heu- und Holzmagazin verwandelt wurde; aber das große Porträt, welches in dem Hause, wo sich die Weltkugel befindet, aufbewahrt wird, enthält die Inschrift: „Obiit a. MDVII Lisabonae“ und nicht 1506, wie Herr von Murr sagt. Ja noch mehr: ein genealogisches Stammbuch, welches zwar erst aus dem Jahre 1732 herrührt, aber in Bezug auf die Nachrichten über die Abstammung der Behaim von Schwarzbach bis zum Jahre 1207 hinansteigt, bietet das Wappen des Ritters Martin von Behaim und eine biographische Notiz dar, welche mit den Worten schließt: Er starb am 29. Julius 1507.“

Noch einiges von Martin Behaims Familienverhältnissen auf Fayal und von seinem Sohne! Jobst v. Hurter, Behaims Schwiegervater, ein reicher Edelmann aus Brügge, verkaufte, nachdem er die Statthalterstelle auf den Inseln Fayal und Pico erhalten hatte, seine Besitzungen in Flandern und führte viele Vlamänder mit sich auf die genannten Inseln. Verheiratet war Hurter mit einer Palastdame der Königin von Portugal, namens Brigitta von Macedo. Behaims Aufenthalt war so wechselnd, daß seine Gattin den größten Teil der Zeit ihres Ehestandes allein zubrachte.

Bei Behaims Tod war nur ein einziges Kind aus dieser Ehe vorhanden, ein Sohn Martin. Behaims Witwe verheiratete sich ein zweitesmal mit einem Adeligen auf der Insel Madeira. Der Sohn Martin ist am 6. April 1489 geboren. Zehn Jahre nach seines Vaters Tod suchte er die Nürnberger Verwandten auf. Er reiste zuvor zu seiner Mutter nach Madeira, um eine Beisteuer zur Reise zu bekommen. Auf dem Wege von Madeira nach Lissabon zurück tötete er im Streite einen Menschen aus Notwehr, weshalb er in Lissabon eine zweijährige Gefangenschaft durchzumachen hatte. Trotzdem nennt ihn Georg Pock, der Faktor des Nürnberger Handelshauses Hirschvogel zu Lissabon, in einem Briefe, gegeben 25. März 1519 in „Lisabona ad mare", „einen recht christlichen Menschen und fast einen Heiligen in seinen Geberden". Der Oheim Michael Behaim schrieb nun an seinen Neffen, daß ihm von der Erbschaft Wolfgang Behaims selig beiläufig 350 Gulden zuständig seien; er möge nach Nürnberg kommen und bei des Oheims Schwager Ulrich Fütterer einreiten, der erbötig sei, auf einen Monat lang ihn zu beherbergen; doch schrieb er auch an Jörg Pock, wenn Martin der Meinung sei, sich in Nürnberg auf seiner Freunde Kosten zu halten, so sei er im Irrtum; das werde nicht geschehen; er solle, wenn er herausreise, seine Kleidung ein wenig auf deutsche Manier machen lassen; in Antwerpen solle er sich ein Rößlein kaufen und mit einem reitenden Boten gen Nürnberg reiten und dann solle er sich im Handel umtun. Der Faktor Pock nahm Martin vor der Abreise in sein Kontor und stellte ihm vor, daß im deutschen Land ein jeder für etwas sein müsse („ein yder must vor was sin"), daß es heiße, Unverdrossenheit in der Arbeit zu zeigen; er sagte ihm auch, es werde ihm vielleicht zugemutet werden, ein bis zwei Pferde zu warten oder das Haus zu kehren oder Holz in die Küche zu tragen; worauf Martin erwiderte, er wolle alles gerne tun. In Nürnberg kam er am 7. Juni 1519 an; er brachte seinem Oheim einen Brief von Georg

Bock und drei Papageien mit. Der Oheim ließ ihn bei einem Schullehrer in Bamberg Deutsch und Rechnen lernen. Man weiß dann nur mehr, daß sich der junge Behaim übel anließ und nach Lissabon zurückkehrte; weitere Nachrichten über ihn fehlen.

LXXII.

Der prophetische Charakter der 4. Ekloge Vergils bis Dante.

(Schluß.)

Da sind wir aber begierig, wie sein großer Zeitgenosse St. Augustin sich ausspricht, der wiederholt Stellen aus der Ekloge anführt. Augustin steht dem hl. Hieronymus an Tiefe der klassischen Bildung sicherlich nicht nach; klar ist sein Geist, der so schwere Kämpfe hat durchmachen müssen, bis er zur Wahrheit gelangen konnte, der zudem unabläſſig sich üben und erproben mußte in den scharfsinnigsten Untersuchungen, zu denen ihn die Gegner der kirchlichen Lehre veranlaßten. Ein solcher Geist weiß sicher die sich bietenden Schwierigkeiten auch hier zu finden und Schwierigkeiten aus dem Wege zu gehen, ist Augustinus nicht gewohnt. Ein zweifaches Bedenken mußte sich ihm aufdrängen, wenn er die Ekloge auf Christus deuten wollte, ein philologisches und ein theologisches; ein philologisches, denn er mußte sich ja sagen, daß dem Wortlaute nach die Ekloge auf den Sohn eines römischen Großen sich bezieht; ein theologisches, da sich von selbst die Frage ergab, ob auch den Heiden die Gabe der Weissagung verliehen worden ist.

Augustinus verhehlt sich nicht, daß die Ekloge auf ein Menschenkind gemacht ist; aber nicht aus sich selbst, meint er,

hat hier der Dichter geschaffen, sondern den Stoff, wie er selbst zum Eingang gesteht, der kumäischen Sibylle entlehnt; so ist das Gedicht eine poetische Schmeichelei geworden; volle Wahrheit erhält es aber erst durch die Beziehung auf Christus, von dem es uns in jenem gefeierten Knaben gleichsam ein Schattenbild vor Augen stellt.[1]) Vergil war sich also der Tragweite der entlehnten Gedanken nicht bewußt und hat sie mit Unrecht auf den Sohn des Pollio, oder wer sonst unter dem Knaben zu verstehen ist, angewandt.

Damit ist aber eine wirkliche Prophezie angenommen, eine Weissagung der kumäischen Sibylle. Deren Gedichte hält der hl. Augustin tatsächlich für prophetisch und er legt ihnen hohen Wert bei, nicht so fast wegen ihres Inhaltes, sondern weil sie als augenscheinliche Prophezie aus Heidenmund ihm dazu dienen, tiefer in die geheimnisvollen Wege der Heilsabsichten Gottes für das Menschengeschlecht einzudringen. Am ausführlichsten verbreitet er sich deshalb darüber nicht an einer Stelle, wo er zeigen will, daß Vergil die Menschwerdung des Gottessohnes vorhergesagt hat, sondern bei der Erklärung des Römerbriefes. Zum 2. Vers des 1. Kapitels bemerkt er, es habe auch Propheten gegeben, die nicht Propheten Gottes waren, aber doch manches von Christus gehört und verkündet hätten, zu diesen gehöre auch die Sibylle. Und ausdrücklich hebt Augustin hervor, er würde das nicht so leicht glauben, wenn nicht Vergil, ehe er von der Erneuerung der Welt in einer Weise spricht, daß nur Christus dieselbe bewirken kann, als seine Quelle die Sibylle bezeichnete.[2])

Der heil. Augustin sieht also in der Ekloge eine Prophezie der Sibylle. Konstantin hat, wie wir gesehen

1) Augustinus, de civitate Dei 10, 27 (Migne, P. L. 41, 305); epist. 104, 11; 137; 258 (Migne, P. L. 33, 92 f. 521. 1073).
2) Augustinus, epist. ad Rom. inchoata expositio 3 (Migne P. L. 35, 2089).

haben, den Anteil Vergils an der Ekloge betont und ihm die Weissagung zugeschrieben. Augustinus geht den andern Weg: nach ihm ist der Inhalt aus der Sibylle, Vergil ist nur ein Zeuge für die Tatsache der sibyllinischen Prophetie. Dieser Erklärung ist entschieden der Vorzug zu geben; denn sie erlaubt das unvermeidliche Zugeständnis, daß die Ekloge sich auf ein gewöhnliches Menschenkind bezieht; auf diesen Punkt einzugehen hat Konstantin sichtlich vermieden. Die richtige Würdigung der Ekloge würde sich ergeben, wenn beide Anschauungen sich zu vereinen suchen: Von der sibyllinischen Weissagung geht Vergil aus, wendet sie aber übertreibend auf den Sohn eines römischen Adeligen an und malt sich dichterisch gestaltend das angekündigte glückliche Zeitalter nach eigenem Belieben aus.

Großes Gewicht legt übrigens Augustin auf die Ekloge selbst nicht, obwohl er sie öfters erwähnt. Nie holt er sich daraus einen Beweis für die Menschwerdung, sondern nur zwei Verse führt er aus ihr an, diese aber wiederholtemale. Es sind das die Verse 13 und 14, die freilich in Wahrheit nur von Christus gesagt werden können. Bezeichnend genug, daß er gerade diese Verse sich ausgewählt hat! Er, der das menschliche Herz so tief ergründet hat wie vielleicht niemand, der die Schwächen der menschlichen Natur so sehr an sich selbst erfahren und in langen Kämpfen gekostet hat, er, der berufen war zum Kampf gegen die Irrlehre des Pelagius, die da der menschlichen Kraft zuschreiben wollte, was der Mensch nur Gottes Hilfe und Gnade verdankt, er betont immer wieder, daß der Anteil Gottes an der Entsündigung der Menschheit in den Versen Vergils enthalten ist:

> Deiner Macht, wenn etwa noch Spuren sind unseres Frevels,
> Werden sie flieh'n und befrei'n vom ewigen Schrecken die Länder.[1])

An einer anderen Stelle[2]) zeigt Augustin auch, daß

---

1) Augustinus, de civitate Dei 10, 27.
2) Augustinus, ep. 137.

unter dem assyrischen Amomum, das jetzt überall auf Erden blühe (V. 25), der Glaube an die Unsterblichkeit und an das künftige Leben zu verstehen sei; assyrisch heiße das Amomum nur deshalb, weil bei den Griechen davon zuerst der Assyrier Phrekydes gesprochen habe. Hier ist Augustin ein Fehler unterlaufen, da Phrekydes von der Insel Syros stammt, also nicht Assyrier genannt werden kann.

Den Vers:

Schon ein neues Geschlecht entsteigt dem erhabenen Himmel,

finden wir bei Augustinus nicht; diesen sehen wir erst in einem Werke gegen die Juden, Heiden und Arianer,[1]) das ihm fälschlich zugeschrieben wird; unter der **nova progenies** wird hier Christus verstanden, wie es auch in der Folgezeit geschieht; es scheint nur Konstantin den Ausdruck für das Volk der Christen genommen zu haben.

Es ist fast unrecht, auf den großen Augustin eine ähnliche Jammergestalt folgen zu lassen, wie wir es, durch die Zeitumstände gezwungen, tun müssen. Das ist der Schriftsteller Fabius Planciades Fulgentius, ein Christ wohl des 6. Jahrhunderts, der es unternommen hat, nachzuweisen, „was Vergil enthält, was in ihm verborgen ist“;[2]) er will sich nur auf die Aenäis beschränken; denn die Bukolika und Georgika seien von so tiefem mystischen Gehalt, daß es unmöglich wäre, sie ganz zu erfassen. Comparetti schreibt hiezu: Da „sieht man deutlich, welche bevorzugte Stellung Vergil bei den Christen einnahm. Es herrscht hier die Meinung, daß er vermöge der Wunderkräfte seines Geistes den ethischen und philosophischen Grundsätzen unserer Religion sehr nahegerückt ist. Wenn er z. B. etwas äußert, was nach dieser nicht zulässig ist, so fällt ihm Fulgentius ins Wort und drückt sein Erstaunen darüber aus, wie der,

---

1) Pseudo-Augustinus contra Judaeos, paganos et Arianos c. 15 (Migne, P. L. 42, 1126).

2) Comparetti, Virgil im Mittelalter. Deutsch von Dütschke, S. 100.

der sagen kann: jam redit et virgo etc., in einen solchen Irrtum geraten kann".[1]) Das Werk leistet an Uebertreibungen und Albernheiten Unglaubliches. Der Verfasser hegt eine unbeschränkte Hochachtung, ja Ehrfurcht für Vergil; für ihn ist Vergil selbstverständlich ein vollendeter Prophet. Ein gleiches Zerrbild krankhafter Ueberschätzung ist uns nirgends mehr überliefert. Wir dürfen daher auch das obige Urteil in seiner Allgemeinheit nicht annehmen. Das ist ja richtig, daß Vergil das ganze Mittelalter hindurch eine hohe Stellung innehatte; man darf nur die Schriften der mittelalterlichen Grammatiker aufschlagen; kein Autor findet sich so oft als Beleg angeführt als er; allerdings ist das noch ein Ueberrest von den römischen Grammatikern, deren Erbe die mittelalterlichen übernahmen; dadurch schon war das Mittelalter übergenug auf Vergil hingewiesen; es hat die bereits herrschende Vorliebe für Vergil nur fortgeführt. Viel wurde er gelesen; frommer Eifer glaubte sogar nicht selten durch legendenhafte Erzählungen von übernatürlichen abschreckenden Warnungen die Lektüre Vergils einschränken zu müssen. Verse von ihm werden allenthalben in Fülle zitiert. Daß aber trotz der Vertrautheit mit seinen Werken, trotz aller Vorliebe für ihn die 4. Ekloge nicht weit mehr auf Christi Ankunft gedeutet worden ist, muß denn doch zum mindesten auffallen und scheint kein schlechtes Zeichen fürs Mittelalter zu sein.

Ja, es kann sich sogar noch ein Widerspruch geltend machen. Einen solchen finden wir bei Abt Aldhelm, der 709 als Bischof von Sherborne in England gestorben ist. Es ist schon erwähnt worden, daß er die Verse 42—46 ironisch auffaßt und damit klar zu erkennen gibt, daß er in der Ekloge keine Weissagung sehen will. Aldhelm hat sich an den Werken der Alten gebildet; die Ekloge kennt er ohne Zweifel gut, fügt er ja der aus Cyprian geschöpften Stelle

1) Comparetti, a. a. O. 106 f.

gleich die entsprechenden Verse Vergils bei. Es zeigt uns dieser Fall, daß auch in diesen Zeiten die Vertreter der klassischen Bildung nicht leichthin die Klassiker benutzten, um der Wahrheit auf Kosten der Wahrheit einen wohlgemeinten Dienst zu erweisen.

Im 9. Jahrhundert finden wir dagegen den Glauben an die Weissagung Vergils schon gekräftigt bei dem Exegeten Christian Druthmar aus der Abtei Corbie; er stand in hohem Ansehen durch seine Gelehrsamkeit und seltenen Sprachkenntnisse und tat sich vor den Zeitgenossen besonders dadurch hervor, daß er in der Hl. Schrift mehr den historischen als den mystischen Sinn zu finden suchte.[1]) Ein Kind seiner Zeit blieb er deswegen immer noch; es wäre auch unbillig, anderes zu erwarten. Auf die Ekloge kommt er zu sprechen bei Erklärung von Matth. 20, 30. Dazu bemerkt er: „Die Juden wußten etwas vom Schöpfer durch das Gesetz und die heidnischen Philologen erkannten durch natürliche Wissenschaft den Schöpfer des Himmels. Die Juden hörten durch die Propheten, auch die Heiden waren nicht in allem unwissend, sondern ihre Weisen haben ähnlich prophezeit. Daher kommt das Wort des Maro:

‚Schon ein neuer Sproß ersteigt dem erhabenen Himmel'.

Wohl konnte Druthmar in den zwei Blinden des Evangeliums ein Bild der Juden und Heiden sehen, weil auch diese nach dem Apostel (Rom. 1,20 f.) Kenntnis von Gott hatten; nimmer aber durfte er weiterfahren: „Sie hörten, daß Jesus vorbeigehe", ohne daß er prüfte, ob den Heiden etwas auf übernatürliche Weise vom kommenden Erlöser mitgeteilt worden ist. Dies zu untersuchen, ist unterlassen, der prophetische Charakter wie der Ekloge so der Sibylle und der Erzählung wird ohne weiteres vorausgesetzt.

Dasselbe sehen wir beim Abt Andreas Agnellus von

---

1) Christianus Druthmarus, expositio in Matthaeum c. 46 (Migne P. L. 106, 1427).

Ravenna, der ebenfalls im 9. Jahrhundert eine Geschichte der Kirche von Ravenna schrieb. Den Bischof Gratiosus läßt er folgendermaßen reden[1]: „Wenn vor der Menschwerdung der Heilige Geist die Herzen der Propheten erfüllt ..., wenn derselbe Geist durch den Mund der Heidenvölker und Ungläubigen wie durch den grausamen Tyrannen, den König Nabuchodonosor, den heidnischen Dichter Vergilius und die sibyllische Seherin geredet und künftiges vorhergesagt hat: warum sollte dann jetzt die göttliche Majestät nicht durch einen Christen reden, der mit (Christi) Blut erkauft ist?" Zum erstenmal ist hier auf ein Analogon in der Hl. Schrift hingewiesen, auf den heidnischen Babylonierkönig, der auch im Geiste die Zukunft schaute.[2]) Es wird aber noch weiter gegangen: Vergil kommt mit der Sibylle sogar schon in engste Verbindung mit den Propheten des alten Bundes.

Noch aber bleibt Vergil der Prophetenruhm nicht unbezweifelt; nochmals will die Wissenschaft an ihn herantreten und die Berechtigung seiner Ansprüche untersuchen. Peter Abälard († 1142) kommt an drei Stellen auf die Ekloge zu sprechen, die freilich fast wörtlich übereinstimmen. Er verbindet die sibyllinischen Weissagungen, die er bei Augustinus in der Stadt Gottes (18, 23) gefunden hat, mit der Ekloge;[3]) diese soll Vergil gehört und verstanden haben — „wenn ich mich nicht irre," fügt er vorsichtig bei. Die Verknüpfung mit den angezogenen Orakeln ist nicht recht erklärlich; in ihnen ist ja, neben dem Weltgericht, nur vom Leiden Christi die Rede und seine Auferstehung erwähnt — die Ekloge verkündet aber nach Abälard die künftige wunderbare Geburt eines Knaben, der in der nächsten Zeit unter der Herrschaft

---

1) Agnellus, liber pontificalis, vita Gratiosi (Migne, P. L. 106, 738).

2) Vergl. Abälardus, introductio ad theologiam 1, 21 (Migne, P. L. 178, 1032).

3) Petrus Abaelardus epist. 7 (Migne P. L. 178, 247); introductio ad theologiam 1, 21 (M. 178, 1031 s.); theologia christiana 1 (M. 178, 1162 s.).

des Cäsar Augustus (vergl. Luc. 2,1) im Konsulatsjahr des Pollio vom Himmel auf die Erde herabgeschickt werden soll, daß er die Sünden der Welt hinwegnehme und auf wunderbare Weise gleichsam ein neues Zeitalter bringe. Davon zu singen, ist der Dichter nach seiner eigenen Aussage durch die Weissagung des kumäischen Gedichtes, d. h der Sibylle, gemahnt worden. Die Ekloge enthält also eine offenkundige Weissagung über die Menschwerdung des Gottessohnes. Doch läßt es Abälard noch dahingestellt sein, ob der Dichter wußte, was der Hl. Geist in der Sibylle oder sogar in ihm selbst gesprochen, wie es auch bei Kaiphas geschehen sei, der sagte: Es ist besser für euch, daß einer sterbe für das Volk und nicht das ganze Volk zu Grunde gehe (Joh. 11,50); an dieser Stelle sei noch beigefügt: dies aber sagte er nicht aus sich selbst. Daran hält aber Abälard fest, daß die Ekloge eine wirkliche Prophezie ist und auf die Menschwerdung bezogen werden muß, da sie ja Falsches und Unmögliches enthalte, wenn man sie buchstäblich auslegen wollte; auch als Schmeichelei könne sie nicht gut genommen werden, wie manche wollten; denn das gesunde Urteil eines jeden würde sie sofort als etwas Unglaubliches zurückweisen und so müßte der Dichter eher Unwillen denn Wohlwollen ernten.

In Einem stimmt Abälard mit seinen Vorgängern überein: er hält die Ekloge für eine Prophezie und zwar scheint er sie von der Sibylle und von Vergil herstammen zu lassen; in beiden redet der Hl. Geist. Wenn trotzdem manches nicht recht passend erscheint, findet sich dafür auch eine Erklärung: ganz hat wohl der Dichter es nicht erkannt, welch große Prophezeiung er aussprach; veranschaulicht wird dies durch den Hinweis auf Kaiphas. Abälard geht aber noch weiter in doppelter Hinsicht. Die Ekloge ist nicht auf ein Menschenkind gemacht, dem Dichter ist eine solche Intention ganz ferne gelegen; das hat schon Konstantin stillschweigend angenommen; Abälard sieht aber, daß dem der Wortlaut der

Ekloge widerstreitet. Augustinus hat das wohl erkannt und darum in ihr eine Schmeichelei gegen einen römischen Großen gesehen — gegen eine solche Auffassung wendet sich Abälard entschieden; damit kann er wohl den Dichter vor dem Vorwurf einer übertriebenen Schmeichelei bewahren und den Adressaten vor dem, sie angenommen zu haben. Es wäre aber doch die Annahme nicht leicht, Vergil habe an Pollio ein Gedicht gesandt, dessen Inhalt ihm völlig rätselhaft bleiben mußte. Es scheint Abälard auch nicht ganz aufrichtig zu Werke gegangen zu sein. Was seiner Auffassung widerspricht, ist, wohl mit Absicht, ausgelassen oder geändert. Vollständig widerstreitet derselben der 3. Vers:

> Wenn wir singen vom Wald, der Wald sei würdig des Konsuls!

Hier ist offenbar die Absicht kundgegeben, in der Ekloge den Konsul Pollio zu verherrlichen — wäre sie eine Weissagung auf Christus, stünde sie in keiner Beziehung zu Pollio und die Widmung schiene zudem eine Herabwürdigung der Prophezie. Abälard führt nun an den drei Stellen die Verse 1—7 an, an den drei Stellen läßt er aber diesen Vers aus, der den Adressaten bestimmt.

Weiters zitiert er noch die Verse 11—14:

> Unter dir wird dies Heil der Zeiten, o Konsul, beginnen,
> Pollio, [und allmählich die großen Monde hervorgehn.
> Deiner Macht,] wenn etwa noch Spuren sind unseres Frevels,
> Werden sie flieh'n und befrei'n vom ewigen Schrecken die Länder.

Und fortgefahren wird: Ebenso heißt es vom Knaben (Vers 17):

> „Und im Frieden beherrscht er durch Vatertugend den Erdkreis."

Von den erstangeführten Versen ist Abälard Vers 11 als Zeitbestimmung wichtig; von Vers 12 nimmt er nur Pollio auf; dagegen ist von den folgenden zwei Versen te duce (deiner Macht) gestrichen, offenbar, weil es der Auffassung Abälards nicht hold ist; es schließt sich an Pollio an — Abälard will und muß den Inhalt der Verse aber auf Christus beziehen und er sagt deswegen auch ausdrücklich, daß er auf den Knaben geht.

Hier müssen wir den Deutungsversuch Abälards zurückweisen. Auch im andern Punkt geht er zu weit. Er sieht in den Versen 11 f. den Zeitpunkt der Erfüllung der Prophezie gegeben: der wunderbare Knabe, also Christus, ist im Konsulatsjahr des Pollio geboren; dieses muß also mit dem Geburtsjahr Christi zusammenfallen — es liegen jedoch mehr als 30 Jahre dazwischen. Es ist nur folgerichtig, wenn Abälard die Ekloge auf die künftige Geburt eines Knaben deutet — damit wäre die Prophezie vollendet, das umsomehr, weil ihre Erfüllung durch das Konsulatsjahr des Pollio genau bestimmt ist; dieses müßte wohl auch in die Zukunft verlegt werden. Damit stimmt wiederum nicht der freilich ausgelassene Vers 3; daß ein zweites Konsulatsjahr angenommen werden soll, ist nicht angedeutet; es würde auch das zweite erst nach Vergils Tod treffen. Kurz, es ergeben sich so viele Schwierigkeiten, daß wir wohl bezweifeln dürfen, ob sich Abälard dieselben alle vorgelegt hat. Augustinus hat sie gefühlt und zu dem angegebenen Ausweg gegriffen — Abälard hat diesen verworfen, aber seinen eigenen Erklärungsversuch müssen wir als den unglücklichsten von allen bezeichnen.

Ein Zeitgenosse Abälards ist Kosmas von Prag (1045 bis 1125), aus einem ritterlichen Geschlechte Böhmens, der erste Geschichtsschreiber seines Heimatlandes; im Alter von 54 Jahren empfing er erst die Priesterweihe, schon ein Greis, faßte er noch den Entschluß, die Geschichte Böhmens zu schreiben. Mit den lateinischen Klassikern ist er sehr vertraut, wie man leicht aus seinem Werke ersehen kann; als Geschichtsschreiber gehört er zu den gewissenhaftesten der damaligen Zeit; genau trennt er die Sage von der Geschichte [1]) In der Einleitung muß er sich ganz auf die Sage verlassen; da erzählt er auch von der Wahrsagerei der Lubossa; für möglich hält er sie; denn, meint er, es konnte ja auch die Sibylle dem römischen Volke die Zukunft fast bis zum Tage

1) Vgl. den Artikel im Kirchenlexikon von Wetzer und Welte.

des Gerichtes enthüllen und sie hat sogar — wenn es erlaubt ist, dies zu glauben, — von Christus geweissagt, wie ein Lehrer in einer Predigt Verse Vergils über die Ankunft des Herrn anführt, deren Inhalt von der Sibylle stammt.[1]) Der Weissagung des Vergil gegenüber begegnen wir hier weiser Zurückhaltung, die uns auch bei einem Geschichtsschreiber nicht überrascht. Wer unter dem Prediger gemeint ist, wird wohl schwer zu sagen sein.

Auch der Prämonstratenser Philipp von Harvengt († 1183) zeigt, daß die Ekloge noch nicht allgemein als Prophezie angesehen wurde.[2]) Er zitiert neben dem schon erwähnten Vers aus der Aeneide

Sohn, mir einzige Kraft, o allein du große Gewalt mir."

nur den Vers 7; einen dünnen Strahl der Wahrheit habe hier Vergil empfangen. Doch bemerkt Philipp noch dazu, daß einige der Ansicht seien, dies sei geheimnisvoll von Christus gesagt, obwohl es dem geschichtlichen Sinn nach auf andere anzuspielen scheine. Denn, meint er, „zweifelsohne wird sehr viel von Christus so verkündet, daß das nämliche dem Buchstaben nach anderen sicher zugeeignet wird." Nach ihm wußten solche Dichter oder Propheten nicht, was sie sagten, so wie Kaiphas. Der prophetische Charakter Vergils wird also verteidigt, jedoch in einer Weise, die zu einer Weissagung alles machen kann, was auch sonst auf Christus bezogen werden kann; ein wie weitherziges Verfahren dabei möglich ist, zeigt zur Genüge der aus der Aeneide hier angeführte Vers, mit dem Venus ihren Sohn Amor anredet. Allein vertritt Philipp diese Anschauung nicht; das lag in der Richtung der Zeit, die außer dem geschichtlichen Sinn, auch noch neben manch anderem, einen mystischen Sinn hinter den Worten suchte; Abälard bringt es sogar fertig,

1) Cosmas Pragensis, Chronica I, 4 (Migne, P. L. 166, 64).

2) Philippus de Harveng., de silentio clericorum (Migne, P. L. 203, 1023 f.).

Vergil zu einem Propheten der Dreifaltigkeit zu stempeln.[1]) Auch Abt Garnerius von Citeaux, der später Bischof von Langres wurde († um 1200), zitiert in einer Predigt auf die Geburt Johannes des Täufers[2]) die Ankündigung Vergils von dem neuen Sproß; er stellt sie der Weissagung des Isaias gegenüber: Siehe, die Jungfrau wird empfangen und einen Sohn gebären. Ein Versuch, den Zusammenhang der Stelle klarzulegen ist nicht einladend; das Ganze ist zu gekünstelt und gezwungen.

Wir haben uns schon dem Jahrhundert genähert, das den Höhepunkt der scholastischen Spekulation bezeichnet. Scholastische Feinheit des Unterscheidens finden wir beim Zisterzienser Thomas in dessen Erklärung des Hohen Liedes. In der Einleitung schon ist die Ekloge geschickt bei einem allegorischen Vorspiel verwertet:[3]) die Wahrheit und Barmherzigkeit kommen zur Jungfrau von Nazareth und suchen von ihr die Einwilligung in die Menschwerdung zu erlangen; mitten unter Worten der Hl. Schrift erinnert da die Barmherzigkeit auch an den neuen Sproß vom hohen Himmel herab, unter dessen Führung Sünde und Weh schwinden soll. Entsprechend sind Verse auch in der Erklärung selbst verwendet. „Wie es von Gott verheißen, von den Propheten vorhergesehen, von der Welt ersehnt war (daß Gottes Sohn Fleisch annahm), so sehen wir es heute erfüllt:

Groß von neuem beginnt ursprüngliche Folge der Zeiten:
Schon ein neues Geschlecht entsteigt dem erhabenen Himmel.“[4])

Das Sehnen der Völker nach der jugendkräftigen Erneuerung, die die Blume aus der Wurzel Jesse der alternden Welt bringen sollte, muß hier Vergils Ekloge bezeugen.

---

1) Petrus Abaelardus, introductio ad theologiam, 1, 21 (Migne P. L. 178, 1032).

2) Garnerii Lingonensis episc. sermo 23 (Migne P. L. 205, 725).

3) Thomas Cisterciensis, Commentar. in cant. praefatio (Migne P. L. 206).

4) l. c. VII (M., 517).

An einer anderen Stelle, wo im Schnee ein Sinnbild der Jungfräulichkeit gesehen wird, erinnert Thomas wiederum an die zurückkehrende Jungfrau des Dichters.[1])

Am ausführlichsten und mit der Feinheit der Scholastiker geht er an einer dritten Stelle zu Werke. Er meint ungefähr also:[2]) Ergriffen hat uns Gott, da er einen beseelten Leib annahm, ergriffen, da er uns seine Gottheit schenkte. Vierfaches Ungemach hat er dabei erduldet, um es dadurch zu heben: den Hunger des Fastens, die Armut der Kleidung, die Verminderung seiner Ehrenstellung, den Vorwurf einer Majestätsbeleidigung. Dadurch wurden wir alle schlaff, beschämt, unstät und bezeichnet mit öffentlicher Schmach. Daß dem beim Kommen Christi abgeholfen werden sollte, hat schon Isaias verkündet . . und auch Vergil, da er von der Geburt Christi prophezeite. Im Einklang mit der vierfachen Gliederung des menschlichen Elends werden jetzt aus der Ekloge die Heilmittel angeführt: Ueberfluß an Lebensmitteln (Getreide, Trauben, Honig — V. 28—30), kostbare Kleidung (Purpurwolle der Schafe — V. 43—45), die Wiedereinsetzung in all unsere Rechte (Verbreitung des assyrischen Amomum und Verbindung mit dem neuen Sproß vom Himmel — V. 25. 7), Sünde- und Straflosigkeit (Befreiung der Erde von den Spuren des Frevels — V. 13. 14). Die Voraussetzung einer derartigen Verwertung der Ekloge ist der Glaube, daß in ihr wirklich eine Prophezie vorliege; wie hoch sie eingeschätzt wurde, mag man dem entnehmen, daß unmittelbar zuvor in ähnlicher Weise aus Isaias die vierfachen Heilmittel aufgezählt sind.

In gleicher Weise hält die Ekloge für eine Weissagung Petrus von Blois, der eine Zeitlang Kanzler des Königs Heinrich II. von England gewesen war und um das Jahr 1200 als Dekan zu Wolverhampton starb. In seinem Buch gegen den Unglauben der Juden führt er einen doppelten Grund

1) l. c. (M., 518). 2) l. c. (M., 776).

an,[1]) warum es auch Heiden verliehen war, von Christo zu weissagen: daß die Heidenvölker nicht gänzlich von der göttlichen Gnade ausgeschlossen schienen und die Juden, die ihren Propheten nicht glauben wollten, des offenkundigen Unglaubens überführt würden. Als Vertreter der heidnischen Propheten wird neben Balaam Vergil genannt, der die erste Ankunft Christi verkündete. Zum Herabkommen des neuen Sprosses „vom hohen Himmel" ist noch eigens angemerkt, daß damit das Wort des Zacharias übereinstimmt: „Heimgesucht hat uns der Aufgang aus der Höhe (Luk. 1, 78); denn vom höchsten Himmel ist er ausgegangen" (Ps. 18, 17). Durch den Hinweis auf die wörtliche Uebereinstimmung mit der Hl. Schrift scheint die Echtheit der vergilianischen Prophezie noch mehr begründet werden zu sollen.

Schließen wir die Reihe der kirchlichen Schriftsteller mit Papst Innozenz III. Nicht in einer Abhandlung, sondern in einer Predigt spricht er am Weihnachtsfest also:[2]) „Oktavianus Augustus soll am Himmel eine Jungfrau gesehen haben, die einen Sohn trug — die Sibylle wies ihn auf das Gesicht hin — und von diesem Augenblicke an ließ er sich nicht mehr Herr nennen, weil geboren war der König der Könige und der Herrscher der Herrscher. Daher sagt auch der Dichter:

Siehe, ein neuer Sproß entsteigt dem erhabenen Himmel."

Innozenz erzählt ferner von einer Oelquelle, die an jenem ganzen Tag reichlich floß; der Friedenstempel sei damals eingestürzt, den die Römer unter Augustus erbaut hatten; ewig hatten sie ihn gewähnt; denn solange sollte er stehen — hatte ein Orakel verkündet —, bis eine Jungfrau gebäre. „Also wird er ewig stehen, weil nie eine Jungfrau gebären wird", rief alles freudig. Doch in der Stunde der Geburt des Herrn ist der Tempel gänzlich eingestürzt.

1) Petrus Blesensis, contra perfidiam Judaeorum 38 (Migne, P. L. 207, 869).

2) Innocentius III., in nativ. Domini sermo II (Migne, P. L. 217, 457).

Man sieht es hier, wie jene Zeit ihre Freude daran hatte, das Große sich möglichst anschaulich vor Augen zu stellen. Unbefangen in wahrhaft kindlicher Freude nahm sie hin, was fromme Sage ihr bot — selbst wenn sich noch ein Zweifel an der Tatsächlichkeit des Berichteten geltend machte. Würde man fragen, ob alles auch wahrhaftig so gewesen sei, schwerlich würde es hartnäckig verteidigt werden. Gerade hier haben wir ein typisches Beispiel. Der große Papst hält all das Angeführte wohl nur für eine Legende; darauf deutet schon die Ausdrucksweise hin: fertur, Augustus soll gesehen haben. Er denkt sich aber so lebhaft in das Erzählte hinein und will es vor allem seinen Zuhörern so lebhaft vorstellen, daß er im unmittelbaren Anschluß daran ganz bestimmt fortfährt: von da an ließ er sich nicht mehr Herr nennen. Das verrät schon eine gewisse Nachlässigkeit, eine nicht allzu peinliche Sorglosigkeit, die sich noch mehr bei der Anführung des Zitates zeigt. Dem Wortlaute nach müßte man meinen, daß jenes Gesicht den Anlaß zu dem Verse gegeben hat; Vergil hat aber zu dieser Zeit schon lange nicht mehr gelebt. Anzunehmen, daß Innozenz das nicht gewußt habe, ist doch nicht recht angängig. Der Vers scheint nur in nachlässiger Verbindung nebenbei erwähnt und es wird auch auf ihn in keiner Weise eingegangen; Vergil ist nicht einmal genannt, sogar eine kleine Aenderung ist im Verse vorgenommen worden. Veranlaßt ist das Zitat wohl durch die angeführte Legende, ganz besonders aber durch das Thema der Predigt, daß Gott etwas Neues schaffen werde bei der Geburt seines Sohnes; denn dazu paßt vorzüglich der neue Sproß vom Himmel. Möglicherweise hat sich Innozenz hier wie ja auch bei den Sagen der Volkslegende angeschlossen, die sich naturgemäß in Rom am besten mochten erhalten haben. Er tut das sichtlich gerne; auch sie dienen ihm als Mittel zu dem einen großen Ziel, seine Zuhörer zu Gott hinzuführen.

Ja, zu Gott empor die Herzen! Das ist das Ziel,

guten Mittelalter vor Augen stand, das eine Ziel,
g. um ihm alle Kräfte zu widmen, und doch nur
auch die Einheit im großen Ganzen, wie im ein-
enschen wahrte, die wir leider so sehr vermissen.
die Zeit des lebendigen Glaubens, der alles Sinnen
nen beherrschte. Wie aus diesem die hohen Dome
wachsen sind, nicht etwa als bloße Mahnzeichen,
Gottes nicht vergesse, sondern weil der Mensch an
hte, deshalb schuf er ein solches Gotteshaus, in
, wie in seinem eigenen Herzen, Gott zustrebte —,
es wiederum der Glaube, der aus den zahlreichen
dieser Zeit zu uns spricht: sie sind auch ein Beweis,
Menschen daran gewohnt waren, in allem Gott und
en zu schauen und in allem ihn zu suchen. Vieles
st da mituntergelaufen, mancher Irrtum hat sich
hen: sollten wir das jenen Zeiten verargen? Etwa
weil wir meilenweit voraus sind an Wissen? Ich
b das Urteil gerecht wäre. Nein, wir freuen uns
vielem, was das Mittelalter geschaffen hat, an
em selbst ein Irrtum zugrunde liegen mag. So
ohl ein Irrtum, daß Vergil für einen Propheten
r dieses Irrtumes müssen wir uns wirklich freuen,
eine poetische Verherrlichung zuteil geworden ist,
rtig schön, daß wir gerne den Irrtum mit in Kauf
Die Stellung, die Vergil in der göttlichen Komödie
gefunden hat, ist nur denkbar zu einer Zeit, in der
wöhnlich hohe Meinung von den außerordentlichen
es Dichters die Gemüter gefangen hielt, zumal der
an seine prophetische Sendung. Nur eine solche
mochte das Bild des Dichters der Art zu verklären,
einem Christen die Worte reden kann: [1])

Ich erkenne für dein Bestes,
Daß du mir folgest und ich sei dein Führer,
Der rettend durch den ew'gen Ort dich leite.

---

[1]) ...te, Inferno I, 112 ff. (Uebersetzung von Philalethes).

Und mit welcher Liebe hat Dante seinen Führer gezeichnet! Doch uns interessiert zunächst nur die 4. Ekloge. Die beiden Dichter wollen den 5. Kreis des Fegfeuerberges verlassen, da gesellt sich zu ihnen der Schatten des Statius, der eben von Schuld gereinigt dem Himmel zueilt. Vergil weiß wohl, daß ohne den Glauben Rechttun nicht genüget und fragt daher[1])

> Welch eine Sonne hat dich,
> Welch eine Kerz' entfinstert, daß du förder
> Die Segel hinter'm Fischer drein gerichtet?

Und Statius erwidert darauf:

> Du hast zuerst mich zum Parnassus
> Gewiesen, daß ich trink' in seinen Grotten,
> Und mir zuerst zu Gott auch hingeleuchtet.
> Du tat'st wie jener, der des Nachts einhergeht
> Und hinter sich ein Licht hält, das ihm selber
> Nichts hilft, doch kundig macht, die nach ihm kommen.
> Dort, wo du sprachst: „Jahrhundert erneu'n sich,
> Gerechtigkeit und Urzeit kehret wieder
> Und niedersteigt ein neu Geschlecht vom Himmel."
> Durch dich ward Dichter ich, durch dich zum Christen . . . .

Ein Doppeltes können wir dem entnehmen. Erstlich, daß Dante mit philologischer Genauigkeit sich den Text der Ekloge angeschaut und ihn nach dem Zusammenhang interpretiert hat; das zeigt offenbar die Uebersetzung des 6. Verses:

> Torna giustizia e primo tempo umano;

damit ist der Sinn Vergils ganz getreu wiedergegeben und auf die Deutung der Virgo auf die jungfräuliche Mutter Verzicht geleistet. Gleichwohl aber begegnen wir hier der Legendenbildung. Dante sieht also in der Ekloge eine Prophezeiung; Vergil ist Prophet, wenn auch der Bedeutung seiner Worte nicht bewußt.

Dante ist übrigens nicht der erste, der dichterisch gestaltend die Ekloge in eine Legende verwoben hat; im 13. Jahrhundert hat dies schon der Mönch Johann aus der Abtei Hauteseille in Lothringen getan in seinem Dolopathos. Dieser, König von Sizilien, schickt seinen Sohn Lizinian nach Rom, daß ihn Vergil unterrichte. Nach dem Tode seines Lehrers

1) Dante, Purgat. 22, 60 ff.

dann „die bekannten Verse der 4. Ekloge, welche
an zum Christentum bekehren.“ [1])
und bei Dante haben wir noch Dichtung; in der
wird die Legende auch zur Erbauung erzählt werden;
dies übrigens auch früher schon einmal der Fall
ein.[2])
h von der christlichen Kunst finden wir Vergil in den
hr oft unter den Propheten Christi dargestellt. Im
Kathedrale von Zamora (12. Jahrhundert) in Spanien
unter den zahlreichen Figuren der Propheten des
mentes der römische Dichter, kenntlich durch das bei=
e progenies. In derselben Weise figuriert Vergil
alereien Vasaris in einer Kirche von Rimini und in
en Raffaels in S. Maria della Pace in Rom ist die
Sibylle durch die Worte Jam nova progenies ge=
t. Seit dem Wiedererwachen der Wissenschaften stritten
ten für und wider die christliche Auslegung jener
d noch heute, wo das Mittelalter zwar schon lange
ufgehört hat, aber es doch noch viele gibt, welche
e Hinterlassenschaften desselben aufbewahren möchten,
cht an solchen, welche die alte Fabelei ernst nehmen.“ [3])
diesem Ausblick und Endurteil schließt Comparetti das
n dem er die prophetische Stellung Vergils während
alters behandelt. Wir glauben aber gut daran zu
wir mit einem Rückblick das redliche Streben nach
anerkennen, das sich uns auch hier gezeigt hat. Das
m so lieber, weil wir dann auch auf den Mißton ver=
rfen, in den Comparettis Untersuchung ausklingt.[4])

l. P. Joannes Maria Pfättisch O. S. B.

paretti, Vergil im Mittelalter, S. 205.
paretti, S. 96. 3) Comparetti, S. 96 f.
Vollständigkeit des Materials kann in keiner Weise gerechnet
en; von dem mir vorliegenden ist noch zu erwähnen: Isidorus,
nolog. VIII, 8, 5 (Migne P. L. 82, 310); Rhabanus Maurus,
universo 15, 3 (Migne P. L. 111, 420); Gaufridus apud
arbaram in Neustria ep. 43 (Migne P. L. 205, 876); die
ren zitieren zur kumäischen Sibylle den 4. Vers der Ekloge.
fridus wendet die Verse 15, 16 dem Anschein nach auf einen
ter von Mauritiana an. — Den Angaben Comparettis konnte
verschiedene Ergänzungen entnehmen.

LXXIII.

Zur Geschichte der Umwälzungen Spaniens im 19. Jahrhundert.[1])

Die meisten Darstellungen der äußerst verwickelten politischen, sozialen und religiösen Verhältnisse Spaniens im 19. Jahrhundert rühren von Liberalen her, wie Hume, Dierds, Lauser, die sich selten die Mühe genommen, die Kehrseite des Bildes zu betrachten, und noch viel seltener Kritik geübt haben. Nach den Lobeshymnen auf Betrüger und Schwindler wie Mendizabal, auf militärische Abenteurer wie Prim, Serrano; nach den gehässigen Ergüssen gegen einen Ferdinand VII., Generale und Minister wie Narváez, Canovas, ist es ein wahres Labsal, einen Forscher zu finden, der mit einer gründlichen Kenntnis von Land und Leuten und Vertrautheit mit der einschlägigen Literatur große Sympathie mit dem Gegenstand und ein ruhiges objektives Urteil verbindet. Der leider zu früh verstorbene Butler Clarke bietet uns in seinem Buch die erste zuverlässige Darstellung eines fast hundertjährigen Konfliktes und der Gährung der Gemüter, die noch immer fortdauert. Der so oft wiederholte Irrtum, eine konservative Minderheit habe dem nach Freiheit, Selbstverwaltung, Beschränkung

1) Modern Spain 1815—98 by H. Butler Clarke. Cambridge University Press. 1906 in 12°. XXVI, S. 510. Pr. 7½ Sh.

der Rechte der Krone begierigen Volke das verhaßte Joch des Absolutismus wieder aufgeladen, wird an verschiedenen Stellen widerlegt.

„Die Spanier", sagt Clarke, „sind die Puritaner des Katholizismus. Der religiöse, politische und soziale Despotismus, der das Land überzog, ward vom Volke gutgeheißen. Spanien hatte kein Verlangen nach einem besseren Los als dem, dessen es unter den Bourbonen sich erfreut hatte. Als der fremde Angreifer es frei gemacht hatte, vertrieb es ihn mit heldenmütigem Kraftaufwand aus seinen Grenzen, suchte sorgfältig die zerbrochenen Glieder seiner alten Kette zusammen und legte sich dieselben wieder an" (S. 9).

Mit anderen Worten: Die von den französischen Heeren verbreiteten Freiheitsideen fanden in Spanien weniger Anklang als in Deutschland, England, Italien und den Niederlanden, weil die revolutionäre, antikirchliche Literatur keine Wurzel gefaßt hatte. Die Greuel der Schreckensherrschaft, die Exzesse der französischen Eroberer, endlich das frevle Spiel, das sich Napoleon mit der Dynastie des Landes und mit dem Volk selbst zu spielen erlaubte, empörte die Gemüter derart, daß mit Ausnahme der wenigen „afrancesados" (Französisierten) niemand von den durch König Joseph angebotenen Rechten und Freiheiten etwas wissen wollte. Die Durchführung der von den Franzosen geplanten Reformen wäre namentlich für die Verwaltung eine wahre Wohltat gewesen und hätte auch zur Erneuerung der Kirche und zur Beseitigung des königlichen Absolutismus wesentlich beigetragen, ferner dem Ackerbau und Handel neue Wege gewiesen; aber die Spanier sahen nur den Uebermut des Eroberers, die Verletzung ihrer Rechte und rüsteten sich zur Gegenwehr. Die Freiheitsideen in all ihrer Schroffheit und Einseitigkeit hatten zunächst in den großen Hafenstädten, dann in Catalonien Anhänger gefunden. Die Cortes von 1810 suchten in gänzlicher Verkennung der Wünsche der Mehrheit des Volkes demokratischen Institutionen Eingang

zu verschaffen und die Gewalt der Krone zu beschränken, oder, wie sich Clarke ausdrückt, „einen politischen Himmel, eine neue Erde zu schaffen“ (S. 23). Die Forderungen der Cortes waren überspannt, enthielten aber vieles, was die Gemäßigten wünschten. Es war daher seitens Ferdinands VII. nichts verkehrter, als eine Verfolgung der Liberalen zu organisieren und jede Reform zu verweigern; und dies um so mehr, als Spanien in einen Krieg mit den abgefallenen Kolonien verwickelt war; denn es war vorauszusehen, daß die Liberalen einige der unzufriedenen Generale auf ihre Seite ziehen, das Volk aber das harte Joch sich nicht gefallen lassen würde.

Was den Historiker am meisten befremdet, ist die von der Kirche gespielte Rolle. Sie scheint sich ganz an den Hof hingegeben und ihre Aufgabe als Vermittlerin und besondere Beschützerin der Armen und Bedrückten gänzlich vergessen zu haben; denn nur so können wir den Haß, den sie sich zugezogen hat, einigermaßen erklären. Da die Unterdrückung der kirchlichen Freiheit und die Zurückdrängung des päpstlichen Einflusses in Spanien unter Karl III. weit erfolgreicher gewesen als in Frankreich, so können wir die Abhängigkeit des Klerus von der Krone leicht begreifen. Die Furcht vor der Revolution und der Mangel an politischer Erfahrung tat das übrige. An Freunden der Freiheit und einer Verfassung kann es namentlich unter dem niederen Klerus nicht gefehlt haben, finden wir ja doch unter den Bischöfen einige Anhänger der Cortes; aber die meisten ließen sich wohl durch die Frömmigkeit des Königs und seines Hofes bestechen. Don Carlos und seine Umgebung zeichneten sich durch tiefe Religiösität aus. Es war das große Unglück Spaniens, daß ihm während des ganzen 19. Jahrhunderts ein großer Regent, ein hervorragender Kirchenfürst, ein überlegenes politisches Genie, ja sogar ein Schriftsteller ersten Ranges versagt blieben. Ferdinand bezeichnete sich als den Kork und Spanien als die überhitzte

gährende Flasche (Dampfkessel wäre der geeignetere Name gewesen); in Wahrheit folgte nach seinem Tode eine Entladung nach der andern. Es ist müßig, zu untersuchen, ob es der Regierung des Don Carlos je gelungen wäre, die Revolution zu unterdrücken; er würde höchst wahrscheinlich gleich seinem Gesinnungsgenossen Don Miguel vertrieben worden sein, weil er es nicht verstand, die Zeichen der Zeit zu deuten und sich den Verhältnissen anzupassen.

Der größte Vorwurf, der die ganze konservative Partei trifft, war die törichte Erwartung, daß die aus tausend Wunden blutenden, von der Schuldenlast fast erdrückten Massen aus Liebe zur Religion und aus Anhänglichkeit an das Herrscherhaus sich alles gefallen lassen und jeden Versuch, sich gegen die Regierung zu erheben, von sich weisen werde; weiter die Verkennung der selbstsüchtigen Absichten ihrer Anhänger. Die Karlisten sowohl als die faktische Regierung appellierten an den Partikularismus, der auf die Zersplitterung Spaniens hinarbeitete; die Basken, die Aragonier, die Catalonier erstrebten nicht bloß die eigene Unabhängigkeit, sondern die Dienstbarkeit der übrigen Provinzen. Ein Sieg über die Legitimisten wäre den Karlisten weit verderblicher geworden als ihre Niederlagen. Die katholische Kirche hätte in ihrem eigenen Interesse alle Hebel in Bewegung setzen müssen, um den Ausbruch des Krieges zwischen den Karlisten und Christinos zu verhindern, denn sie mußte darauf gefaßt sein, daß sie den nervus rerum — das Geld liefern mußte, daß ein vollständiger Sieg der Karlisten sie ebenso wenig für ihre Verluste entschädigen könne als ein Sieg der Regierung.

Als geborene Friedenstifter hätten die Bischöfe sich zwischen die Parteien stellen und zeigen müssen, daß die Interessen des gemeinsamen Vaterlandes von allen Patrioten das Aufgeben der persönlichen Rechte und Vorteile verlangten. Die Gemäßigten unter dem höheren und niederen Klerus, welche eine solche Gesinnung kundgaben, wurden von gewissen

Fanatikern überschrieen, und so die Aufmerksamkeit der Nation von den sozialen Fragen, von Reformen im Erziehungswesen abgelenkt. Auch die friedfertigste Nation, die sich Jahrhunderte lang an Gehorsam und Zucht gewöhnt hat, verwildert, vernachlässigt die Arbeit und die Künste des Friedens, wenn der Krieg Jahrzehnte lang gedauert hat. Nun dauerte derselbe in Spanien mit verhältnismäßig kurzen Ruhepausen Jahrhunderte lang und gestaltete sich zum längsten Bürgerkrieg, den irgend ein Land Europas gesehen hat. Die Verwilderung erklärt sich somit ganz leicht. Don Carlos und Ferdinand haben eine schwere Verantwortung auf sich geladen und dem christlichen Namen wenig Ehre gemacht. Dieselben Vorwürfe treffen die Diplomaten und die höheren Offiziere, die der militärischen Ehre und ihren selbstsüchtigen Absichten die allgemeine Wohlfahrt hintangesetzt haben. Die Reform hätte bei den höheren und gebildeten Klassen anfangen müssen; aber hier fehlte der gute Wille. Die stets eiternde Pestbeule des Staates waren der Adel, die höheren und niederen Beamten, die Diener (familiares) der Inquisition, die den spanischen Namen überall verhaßt gemacht haben, zunächst im eigenen Lande, dann in den von Spanien abhängigen Staaten Europas, endlich in den Kolonien, welche sich gerade um diese Zeit frei zu machen suchten. Nachdem Spanien seine Kolonien verloren, warfen sich die Adeligen und Beamten gleich Heuschreckenzügen auf die eigenen Landsleute und plünderten sie aus. Die Bourbonen, von denen man die politische und soziale Wiedergeburt Spaniens gegen Anfang des 18. Jahrhunderts erwartet hatte, betrieben das Aussaugesystem mit noch weit größerem Geschick als ihre Vorgänger. Mit Ausnahme der Landbevölkerung haben die übrigen Stände ihr Scherflein zur Unterwühlung der Grundlagen des Staates, zur Auflösung von Zucht und Ordnung, zur Zerrüttung der Finanzen beigetragen und die Gelegenheiten, das allgemeine Wohl zu befördern, ungenützt vorübergehen lassen. Spanien hatte leider nur wenige patriotische Staats-

männer. Es sind dies Narváez und Cánovas. Ramon Narváez war nach Clarke S. 300 der edelste und uneigennützigste der Partei, aus der die besten und patriotischesten Spanier hervorgegangen sind. „Es war für ihn ein Unglück zu einer Zeit zu leben, in welcher das konservative und altspanische Element in der Nation durch die dynastische Frage getrennt waren, daß so viele, die sonst auf seiner Seite gestanden, sich Don Carlos angeschlossen hatten".

Noch bedeutender war Antonio Cánovas, der durch das Interregnum und die kurze Regierung Amedeo's und die Republik hindurch sein Vaterland gerettet und eine feste Ordnung begründet hat. Er hat den Pronunciamentos der Generale ein Ende gemacht; er hat den Grundsatz aufgestellt, daß die Generale und höheren Offiziere ebenso zum Gehorsam verpflichtet sind, wie die Gemeinen, und darnach gehandelt; er hat in der auswärtigen Politik die Unabhängigkeit Spaniens bewahrt, er hat die gegenwärtige Dynastie aus der Hand der politischen Abenteurer befreit, denn es ist höchst wahrscheinlich, daß die Generale eine friedliche Abtretung Cubas an die Vereinigten Staaten zu einem Sturz der herrschenden Dynastie und zur Fortsetzung des Krieges benützt hätten. Unter den obwaltenden Umständen war der Verlust der Kolonien für Spanien ein Gewinn, nicht nur weil ein großer Teil des Ertrages derselben in die Taschen von Gouverneuren und Beamten gewandert und der Krieg weit größere Summen verschlungen hatte, als die Einkünfte betrugen, sondern auch darum, weil man nach dem Kriege Maßnahmen zur Verminderung eines Heeres treffen konnte, das an dem Mark Spaniens gezehrt und zur Stunde der Not versagt hat.

Mancher hat sich wohl die Frage gestellt, wie ist Spanien aufzuhelfen, was kann die katholische Kirche für seine hart bedrückten Bewohner tun, wie kann sie das bisher Versäumte nachholen? Ohne dem spanischen Klerus Unrecht zu tun, können wir, wenn Clarke Recht hat, behaupten, daß seine Leistungen dem anderer Länder weit nachstehen, zunächst

auf dem Gebiete des religiösen Unterrichtes — der Predigt und Katechese, dann betreffs der Elementarschulen. Die Pfarrer sind nach dem Zeugnis von katholischen Priestern nicht so freundlich herablassend und uneigennützig, wie die Deutschlands, Englands und Irlands. Die Pfarrer predigen nur an hohen Festtagen, vernachlässigen die Katechese der Kinder. Die außerordentlichen Gnadenmittel, durch die der religiöse Eifer so sehr befördert wird, stehen nicht einmal den Städtern, geschweige den Bewohnern abgelegener Gebirgsdörfer in demselben Masse zu Gebot, wie in Deutschland. Das kirchliche Vereinswesen steht noch vielfach in seinen Anfängen. Man setzt zu großes Vertrauen auf die nationalen Tugenden — den tiefen Glauben, die geduldige Ertragung ihres harten Loses, ihrer Armut und Not und beruft sich mit Stolz darauf, daß das Landvolk trotz alledem zufrieden und glücklich sei und kein Verlangen nach größerem Wohlstand, nach Komfort trägt. Das ist offenbar eine aus der Luft geschöpfte Vermutung, denn es ist keiner so ganz von der übrigen Welt abgeschnitten, daß sich ihm der traurige Kontrast zwischen seinem Elend und dem Wohlstand und Ueberfluß des Nachbars nicht aufdrängte, oder so apathisch, daß er nicht verlangte seine Lage zu verbessern. Wir würden die Spanier beklagen, wenn sie den Mut und die Hoffnung, sich aus ihrer elenden Lage zu befreien, verloren hätten. Dem ist glücklicher Weise nicht so. In Keltie Statesmans Year-Book S. 1148 wird die Zahl der Emigranten für das Jahr 1899 auf 53,862 berechnet, für das Jahr darauf auf 63,020; darnach schwankt die Zahl. Nach Clarke wandern die Spanier der südlichen Provinzen nach Tunis und Algerien, die der nördlichen nach den Vereinigten Staaten aus; nach Keltie suchen sie mit Vorliebe Brasilien, Uruguay und Argentinien auf. Sie ziehen so massenweise in die Fremde, daß ganze Distrikte unangebaut bleiben und in Einöden verwandelt werden. An den Staat und den Klerus tritt die Pflicht heran, die Angelegenheit der Kleinpächter und der Freisassen

in die Hand zu nehmen und sie gegen Steuereinnehmer und Wucherer zu schützen. Ein Kreuzzug gegen die Korruption und Unehrlichkeit, gegen den unlauteren Wettbewerb würde der katholischen Kirche manche Freunde und Wohltäter entfremden, sie zur Zielscheibe mancher Angriffe machen, aber er ist der einzige Weg zur Rettung einer edlen Nation; denn ohne ehrliche Minister, Offiziere und Beamten ist eine Reform der Verwaltung, eine Herabsetzung der Steuern, ein geordnetes Budget unmöglich. Nur in einem Land wie Spanien können Staatsminister ungestraft das jährliche Defizit von vielen Millionen verheimlichen, und sich eines bedeutenden Ueberschusses rühmen. Wie der Klerus anderer Länder sich an die Spitze der Mäßigkeitsbewegung stellt, so müßte er in Spanien einen wirklich praktischen Unterricht in den Pflichten der Staatsbürger erteilen. Kastilianer, Basken, Catalonier haben einander nichts vorzuwerfen; denn alle fordern, daß ihre Interessen auf Kosten der Uebrigen berücksichtigt werden. Wie die Provinzen, so suchen auch die verschiedenen Stände, die Großhändler, die kleinen Kaufleute, die Handwerker durch schlechte Mittel ihren Gewinn zu erhöhen. Man kann indeß nicht warten, bis dem Uebel durch das Zusammenwirken der Kirche, Schule und Presse endgültig gesteuert ist, muß vielmehr sogleich durch Gründung von Gewerk- und Bauernvereinen dem kleinen Mann zu Hülfe kommen, durch Gründung von Spar- und Darlehenskassen die Bauern in den Stand setzen, ihre Güter besser zu bewirtschaften. Das so fruchtbare Spanien führt ein Drittel seines Getreides ein, anstatt Getreide auszuführen, sein Olivenöl ist so schlecht vorbereitet, daß es ungenießbar ist. In früheren Zeiten betrieben die Bauern noch ein Handwerk, heute haben sie dasselbe verlernt. Die Schulen sind schlecht, die Lehrer schlecht bezahlt, von Gewerbe- und Ackerbauschulen kann keine Rede sein in Distrikten, in denen sie am nötigsten wären. Die Einwanderungen französischer Ordensleute dürften auf das rückständige Spanien einen wohltätigen Einfluß üben

und einen gesunden Wetteifer wecken. Leider hat sich der Spanier zu sehr gegen seinen Nachbarn abgeschlossen und den Verkehr mit dem katholischen Deutschland nicht aufrecht erhalten. Hoffen wir, daß die Arbeiterklassen sich mehr an der Industrie des Landes beteiligen und dieselbe nicht wie bisher den Fremden überlassen.

Die liberale und konservative Partei sind sich im Laufe der Jahre immer näher gekommen, noch mehr, die liberale Partei, hat ihren Einfluß so sehr eingebüßt, daß sie den Konservativen keine Schwierigkeiten bereiten kann. Der gegenwärtige Premier Maura, ein Finanztalent ersten Ranges und ein uneigennütziger Staatsmann, hat schon früher gezeigt, daß er selbst auf die Gefahr hin, seine Popularität zu verlieren, Reformen durchsetzen kann. Wir haben von ihm eine Ordnung der Finanzen, eine Herabsetzung der Steuern zu erwarten. Auch der Karlismus ist am Erlöschen; hoffen wir, daß Sennor Maura sich als der Herkules bewähren wird, der den spanischen Augiasstall zu reinigen vermag, daß die, welche berufen sind, ihn zu unterstützen, sich ihm nicht entgegenstellen. A.

LXXIV.

Lord Acton und sein Freundeskreis.[1])

Dem gelehrten Benediktinerabt Gasquet verdanken wir eine 2. Sammlung von Briefen des verewigten John d'Alberg Lord Acton.[2]) Ein Deutscher nach Erziehung und Bildung, Engländer vermöge seiner gesellschaftlichen Stellung, hat Acton durch seine Briefsammlung ein Anrecht auf Beachtung diesseits wie jenseits des Aermelkanals. In der bayerischen Hauptstadt gibt es heute noch Mitglieder des älteren Geschlechts, welche sich des ebenso talentvollen wie wissensdurstigen und rastlos arbeitenden Jünglings im Hause des Stiftspropstes von Döllinger mit Vergnügen erinnern. Nach Ausweis der neuen Briefsammlung nahm Acton auch in späteren Jahren im Hause Döllingers Einkehr, wenn er auf seinen literarischen Reisen München berührte. Im edlen Bayernlande hat er seine letzte Ruhestatt gefunden. Auf seiner Besitzung in Tegernsee erlöste ihn nach Empfang der heiligen Sakramente am 19. Juni 1902 der Tod zu einem besseren Dasein. An der Seite seiner Tochter wurde, was sterblich an ihm, hier zur Erde bestattet.

---

1) Lord Acton and his Circle edited by Abbot Gasquet O.S.B. London, Burns and Oates 1906. 8°. (LXXXVIII. 372.) 15 shill. Mit dem Brustbilde Actons und der Unterschrift: John D'Alberg, Lord Acton.

2) Eine andere Briefsammlung Actons erschien 1904: Letters of Lord Acton to Mary Gladstone. Edited by Herbert Paul. London. George Allen. 1904.

In Deutschland hat Lord Acton eine Rolle gespielt in den Tagen der allgemeinen Kirchenversammlung vom Vatikan. Vom Geiste seines Lehrers Döllinger erfüllt, ist Acton in die Reihe der Antiinfallibilisten getreten und hat außerdem durch Wort und Schrift dem Ansehen des Konzils zu schaden gesucht. Ueber seine Broschüre „Zur Geschichte des Vatikanischen Konzils", seine Zusammenkunft in Herrnsheim bei Worms mit Bischof Dupanloup und Döllinger am 9. September 1869, drei Monate vor Eröffnung des Konzils, seinen Anteil an der dem gesamten Episkopat übersandten famosen Broschüre Dupanloups, seine Kritik an der Wahl der Konzilsdeputationen, seine Entstellung der Rede des Bischofs Greith von St. Gallen, seinen falschen Bericht über die 31. Generalkongregation, seine falschen Zusätze zur Rede des Bischofs Stroßmayer, endlich aber seine Hilfe zur Herstellung und Veröffentlichung der berüchtigten Quirinus-Briefe — darüber steht heute das Urteil der Geschichte fest nach den beiden ersten Bänden der Geschichte des Vatikanischen Konzils von Granderath-Kirch, welche auf Grund der Akten der Kirchenversammlung bearbeitet sind.[1]) Ohne die Dazwischenkunft Odo Russells und des Erzbischofs Manning mit seinen klaren, nüchternen, wahrheitsgetreuen Berichten über das Konzil aus Rom an den englischen Minister Clarendon wäre es Sir John Acton, wie er damals hieß, im Verein mit Döllinger wahrscheinlich gelungen, durch den Minister Gladstone die englische Regierung für die Vorschläge des bayerischen Ministerpräsidenten Hohenlohe zu gemeinsamen Schritten gegen Papst und Konzil zu bewegen.

Auch Actons Briefwechsel mit dem Erzbischof Richard Kenrick von St. Louis, dessen Beispiel freudiger Unterwerfung ihm hätte zur Nachahmung dienen sollen, sowie sein „Sendschreiben an einen deutschen Bischof des Vatikanischen Konzils" erregten naturgemäß bei uns in Deutschland das peinlichste Aufsehen. Die verdiente Antwort erteilte ihm in einer besonderen Broschüre der Bischof v. Ketteler von Mainz, einer jener Minoritätsbischöfe, welche Acton während der Konzilsverhand-

---

1) Vgl. meine Besprechung der beiden ersten Bände dieses Quellenwerkes in dieser Zeitschrift Bd. 132 (1903), 812, 889.

ngen mit ungemessenen, aber auch verdächtigen Lobsprüchen
ehrte, der aber ohne Verzug dem Beschluß vom 18. Juli
70 in manneswürdigem, aber auch kindlichem Sinne sich
terwarf.

In seiner Broschüre wider Acton bemerkte v. Ketteler
ord Acton ist ein Schüler Döllingers und gehört der nur
zubekannten Richtung an, welche Döllinger seit einigen Jahren
rtritt".[1]) Wünscht man Auskunft über den Geistesgang Actons
s zum Vatikanischen Konzil, so bedarf es nur der Lektüre
r eben durch Abt Gasquet veröffentlichten Briefe. Es soll
cht behauptet werden, daß diese Denkwürdigkeiten ein abgerundetes
eistesbild Actons ermöglichen. Wohl aber empfindet der Leser,
ß sich im Helden derselben jene antipäpstliche Richtung stufen-
eise ausreift, welche den englischen und auch den deutschen
atholiken in den Tagen des allgemeinen Konzils fortgesetzt
ttere Schmerzen bereitet hat. An dieses Verhalten hierorts
erinnern, erfordert eine vorurteilsfreie Geschichtsschreibung
gesichts der Tatsache, daß das vornehmlichste katholische
ochenblatt Englands die neue Briefsammlung mit einer
erkennung bedacht hat, welche einseitig genannt zu werden
rdient.[2])

Hundertachtundsiebenzig Briefe von und an Acton hat
ssen Familie dem Herausgeber zur Verfügung gestellt. Gasquet,
elcher vor kaum einem Jahre die Verhältnisse der englischen
rche während der langgefristeten Regierung Heinrichs III.
216 — 1272) unter scharfer Kritik ihrer Schäden, das
ebahren der päpstlichen Finanzbeamten mit einbegriffen, sehr
schaulich dargelegt,[3]) hat jetzt seine Befähigung im Gebiete

1) Granderath-Kirch, Geschichte des Vatik. Konzils. Bd. 3 (Freiburg 1906) 642. Ueber diesen Band vgl. meinen Bericht in dieser Zeitschrift Bd. 138 (1906) Seite 716 ff.

2) Tablet 1906 II, 448. All Catholics now alive have the benefit of Lord Acton's haring lived and learned before them. He goes to the general credit of Catholicism; he is a great asset . . . . . no man of his time served the Church of a deeper love or a more selfless devotion.

3) Henry III and the Church by Abbot Gasquet, London, Bell. 1905. Tablet 1905. II 412.

der Veröffentlichung bedeutender Schriftstücke erwiesen. Wer ein Bild der Bemühungen mancher englischen Katholiken auf wissenschaftlichem Gebiete im Sinne der Richtung Döllingers wünscht, der lese die 88 Seiten umfassende Einleitung des Abtes. Die Briefe sind am Kopfe mit kurzen Inhaltsangaben versehen, während Fußnoten biographische und bibliographische Notizen sehr wertvoller Art über die im Texte genannten Personen mit bewährtem Benediktinerfleiße darbieten.[1] Benediktinische Milde hat dem Abte auch da, wo kritische Wendepunkte im Leben Actons zu schildern waren, die Feder geführt. Räumt man auch willig ein, „daß bei einem Rückblick auf ein halbes Jahrhundert das Urteil möglich ist, daß manche Meinungen, die zu der Zeit, in welcher der Rambler sie vortrug, die strenge Mißbilligung mancher Katholiken in öffentlichen Blättern und sogar in einigen Fällen Einwendungen und Drohungen seitens der kirchlichen Obern hervorriefen, heute unbeanstandet bleiben dürfen“, so hätte man sich an andern Stellen ein mehr einschneidendes Urteil des Abtes gewünscht.[2]

Das gilt auch von der letzten Seite der Einleitung. Hier ist die Rede vón dem Briefwechsel Actons mit Erzbischof Manning und seinem Diözesanbischof Grant von Southwark bezüglich der Annahme des Vatikanum. Es ist wahr: Lord Acton hat sich öffentlich von der katholischen Kirche nicht getrennt, kein Bischof hat eine Zensur über ihn verhängt, Kardinal Vaughan hat den Lord sogar mit dem Auftrage beehrt, aus Veranlassung der Grundsteinlegung des neuen Domes von Westminster in öffentlicher Versammlung die Festrede zu halten, im Frieden mit der Kirche ist der hochgebildete Lord verschieden. Es läßt sich daher die Annahme nicht umgehen, daß er zu irgend einer Zeit über seine Unterwerfung unter das unfehlbare Lehramt des Papstes der zuständigen Obrigkeit eine befriedigende Erklärung gegeben. Aber aus den von Gasquet gespendeten Briefen eine solche herauszulesen, ist mir beim besten Willen nicht möglich. Lediglich

1) Viele österreichische Namen sind im Druck entstellt. S. 157 heißt es mit Bezug auf Petavius „in Kulm's quotation“. Offenbar ist ein Zitat aus Kuhn's Dogmatik gemeint.

2) Gasquet XL.

Entwürfe, und zwar solche, die von Klauseln und Bedingungen starren, sind mitgeteilt. Eine klare und befriedigende Antwort auf das inständige Drängen und Bitten von zwei Oberhirten sucht man wenigstens an dieser Stelle vergebens. Und noch vermehrt wird die Unheimlichkeit dieses Eindrucks durch den Briefwechsel Actons mit Gladstones Tochter Mary, heute Mrs. Drew, der seit drei Jahren der Oeffentlichkeit vorliegt und von welchem unten noch kurz die Rede sein wird.

In den von Gasquet veröffentlichten Briefen wird ein Bild der beiden liberal angehauchten Zeitschriften Rambler, sowie Home and Foreign Review entrollt. Jene währte von 1818 bis 1862 unter den Herausgebern Capes, Richard Simpson und Sir John Acton; die letztere hat unter Acton als Leiter von 1862—1864 ein noch nicht zweijähriges Dasein gefristet. Ueberwiegend floß der Briefwechsel zwischen Acton und dem begabten Konvertiten Richard Simpson. Dazu kommen Briefe des Konvertiten Capes, des Kardinals Newman und des sehr einflußreichen Mr. Wetherell.[1])

Das muß man Acton lassen: Er war ein Mann von ernstem wissenschaftlichen Streben, von lebendigem Interesse für alle Erscheinungen des höheren Geisteslebens, von unermüdlicher Arbeitskraft und Schaffenslust, abgestumpft gegen die Lockungen, welche vermöge seiner gesellschaftlichen Stellung und seines Reichtums auch ihn umwarben, von vollendeter Uneigennützigkeit bei der Förderung geistiger Interessen, umgeben von einem Kreise erlauchter Männer in seiner Heimat, wie in Deutschland. Auch mit August Reichensperger in Köln stand er in Verbindung (126. 139). Seine geistige Regsamkeit zwingt zu Bewunderung. Kaum irgend eine bedeutende literarischeErscheinung entging seiner Aufmerksamkeit. Befand er sich selbst nicht in der Lage, dieselben zu würdigen, dann gelang es ihm, Freunde dafür zu gewinnen. Am stillen Herd, wie im Getümmel der Welt auf Reisen kam sein literarischer Drang nicht zu Ruhe. Religion, Geschichte, Politik, allgemeine Bildung der Katholiken, Ausbildung der Geistlichkeit, die Lage des Heiligen Stuhles, der Kirchenstaat, an dessen Vernichtung der Kaiser der Franzosen damals arbeitete, fesselten

1) Gasquet LXXXII

seine Aufmerksamkeit und drängten ihn zu literarischen Kundgebungen. Zu einer Zeit, in welcher das Studium der Archive noch in der Wiege lag, hat Acton in Rom auf die Notwendigkeit der Pflege dieses Zweiges der Wissenschaft aufmerksam gemacht. Beinahe verwirrt muß der Leser sich fragen: War es überhaupt einem Manne möglich, bei dieser erstaunlichen Vielseitigkeit der Interessen auch nur irgendwie auf einem Gebiete in die Tiefe zu dringen?

Actons Unglück lag darin, daß er das sentire cum ecclesia nicht zu verstehen schien. Das Programm des Rambler gipfelte in der Forderung: Unabhängigkeit von jeder bestehenden Schule. Bloße „Reproduktion fremder Ideen" wurde verworfen. In allen Ländern Europas wünschte Acton Männer zu finden, „die selbst denken und nicht Sklaven der Ueberlieferung und der Auktorität sind".[1]) Hier liegen die Irrtümer, an denen Actons literarische Unternehmungen scheitern mußten. Wie Professor Freiherr v. Hertling in seinen geistvollen Anreden an die Görres-Gesellschaft so eifrig betont hat: In Fragen der wissenschaftlichen Methode unterstehen alle Gelehrten den nämlichen Gesetzen. Wer aber über Theologie, Geschichte, Bildung der Geistlichkeit, Apostolischen Stuhl, sogenannte Inferiorität der alten englischen Katholiken gegenüber den auf den englischen Universitäten unter dem Einfluß moderner nichtkatholischer Geistesrichtungen herangebildeten Konvertiten zu schreiben sich anschickt, hat noch ganz andere Dinge zu berücksichtigen als da sind: große Ueberlieferungen, körperschaftliche Interessen, Stellungen im öffentlichen Leben. Die kühne Beiseitesetzung solcher Gesichtspunkte brachte den Rambler in Zwiespalt mit dem wegen seiner Milde bekannten Kardinal Wiseman, der sich doch auch rühmen durfte, für katholische Wissenschaft ebenso warm zu fühlen, wie der junge Acton. Neben Wiseman war es Bischof Ullathorne von Birmingham,[2]) welcher Actons Zeitschrift entgegentrat. Bei privaten Bemerkungen ließ der Kardinal es nicht bewenden. Er griff zur Feder und wies den

1) Gasquet 1.

2) Ueber die Stellung dieses großen Bischofs zu Acton, vgl. mein Lebensbild desselben im Katholik 1889, I 573.

Rambler in der Dublin Review zurecht. Ein Satz wie der folgende: „Wenn gleich der heilige Augustinus der größte Lehrer des Abendlandes war, braucht man die Tatsache nicht zu verbergen, daß er der Vater des Jansenismus war“, mußte Oel ins Feuer gießen und ließ auch dann noch einen Stachel zurück, als eine gelehrte Verteidigung desselben im Rambler erschien, die man Döllinger zuschrieb.[1]) Fortgesetzte Nadelstiche gegen den Kardinal waren an der Tagesordnung, wenngleich sie dann und wann mit artigen Verbeugungen abwechselten, wie beim Erscheinen der „letzten vier Päpste“.

Es ist zu beklagen, daß Actons Briefe fast durchgehends große Gedanken nur in abgekürzter Form entwickeln. Die Ausführung fehlt. Doch gibt es auch Ausnahmen. So das Lob der Wissenschaftlichkeit der deutschen Theologie. Was Faber, Morris Ward und Dalgaires geschrieben, verdiene diesen Namen nicht im Vergleich zur Symbolik Möhlers.[2]) Der ganze Brief bekundet eine hochgradige Einseitigkeit Actons. Nicht wenige Briefe sind im Sommer und Herbst 1859 aus München und Karlsbad datiert und befassen sich mit den bedeutenden politischen Ereignissen der damaligen Zeit. Acton war großdeutsch angehaucht, die zerklüftete Lage des alten Kaiserreiches ging ihm tief zu Herzen. Die Befürchtungen, welche er hinsichtlich der Leitung der deutschen Angelegenheiten durch Preußen hegte, sind ebenso wenig eingetroffen, wie die Schöpfungen eines dritten Staatenbundes neben Oesterreich und Preußen, welche auch dem Fürsten Hohenlohe eine zeitlang vorgeschwebt hatte.[3]) Noch lebhafter beschäftigte ihn das Schicksal des Kirchenstaates, dessen Entstehung er durch den falschen Begriff „karolingische Immunität“ erklärt, während er hinsichtlich der Erhaltung desselben seinem Lehrer Döllinger folgt, dessen Münchener Rede damals den Nuntius Chigi den Saal im Odeon zu verlassen zwang. Manning's Kundgebungen über den Kirchenstaat[4]) dünken ihm „elaborate absurdities“.

Doch wünscht Acton den Fortbestand des Peterspfennigs, während Döllinger in einem Gespräche mit einem „der

1) Gasquet 34—35. 2) Gasquet 56. 3) Gasquet 102.
4) Gasquet 211.

bedeutendsten bayrischen Protestanten" in Gegenwart Actons die Flucht des Papstes nach Deutschland erwog und bemerkte, „es sei wenigstens sicher, der Romanismus der Kirche werde dann zu ihrem Heil zerstört werden".[1])

Wie weitherzig auch immer John Henry Newman den brennenden Fragen der damaligen Zeit gegenüberstehen mochte, so ließ sich doch voraussehen, daß der von ihm übernommenen Leitung des Rambler bei der Geistesrichtung Actons kein langes Leben beschieden sein werde. Im März 1859 an die Spitze berufen, hat er nach etwa zwei Monaten die „damnosa haereditas" niedergelegt.[2]) Zu den lehrreichsten Briefen gehören diejenigen von John Henry Newman. Sie bekunden den weiten Abstand zwischen dem hochgebildeten Oratorianer und Lord Acton in der Behandlung der damals zur Erörterung stehenden Punkte. Mehr als einmal hat Newman seinen Freund gewarnt. Wurde er über die Entwürfe zu Aufsätzen um sein Urteil angegangen, dann übte er strenge Kritik nicht blos an den Worten des Textes. Auch die Folgen einer oft für die Träger der Kirchengewalt verletzenden Sprachweise hat er Acton in ernster Weise vorgehalten. Ein typisches Beispiel gewähren Newmans Briefe Seite LXIX und LXXIII der Einleitung von Gasquet, der Newmans Auffassung der geistigen Richtung Actons als wrong-headedness bezeichnet (LV). Stark erscheint dieser Zug auch ausgeprägt in Actons Brief an seinen Diözesanbischof Grant von Southwark (Süd-London), in welchem er nur definierte und zweifelhafte Fragen kennt. In jenen habe er sich stets der Kirche unterworfen, in diesen verfahre er nach seiner Ueberzeugung. Diese Theorie hat das Vatikanische Konzil verworfen.[3])

Der Rambler, das Schmerzenskind der englischen Bischöfe, wurde 1862 zur Erde bestattet.[4]) Im Monat Juli 1862 unter Acton als Hauptredakteur wieder erstanden, wurde er als Home and Foreign Review bis zum April 1864 weitergeführt.[5])

---

1) Gasquet 153. 2) Gasquet LII 200.

3) Denziger, Enchiridion 7, Nr. 1641.

4) Vgl. über ihn auch Dublin Review. January 1907: Lord Acton and the Rambler.

5) Gasquet LXV.

Es waren schwere Zeiten für Männer, wie Acton, deren Programm Gasquet ausführlich mitteilt. Einige Punkte aus demselben seien mitgeteilt: 1. Keine direkte theologische Erörterung, soweit äußere Umstände das erlauben. 2. Die Geschichtsschreibung soll fortan der Wahrheit dienen, wenn auch auf Kosten der Erbauung. 3. Förderung der kritischen Methode Deutschlands. 4. In Fragen gemischter Natur Freiheit der Erörterung. In der Tat herrlich. „Aber", bemerkt Gasquet, die Schwierigkeit liegt in der Ausführung".[1]) Welche Form die letztere annahm, zeigte der „Ultramontanism" überschriebene gemeinsame Artikel der Herausgeber Simpson und Acton. Er ist nach Gasquet „vielleicht der bemerkenswerteste in all den acht Nummern"[2]) Jetzt folgten die Ereignisse in raschem Laufe: die Versammlung katholischer Gelehrten in München im September 1863, die Schreiben Pius' IX. an den Erzbischof v. Scherr in München über Frohschammer von 11. Dezember 1862 und über die genannte Versammlung von 21. Dezember 1863.

Daß der päpstliche Stuhl die Unterdrückung der Review durch die englischen Bischöfe bewirkt habe, ist behauptet worden,[3]) widerspricht aber der Wahrheit. Dafür besitzen wir das selbsteigene Zeugnis Actons. In seinem Briefe vom 8. März 1864 schildert er die Wirkungen des genannten Papstbriefes vom 21. Dezember 1863 also: „Die ganze Richtung des päpstlichen Reskriptes bezweckt neben einem direkten Angriff auf Döllinger die Verurteilung des obersten Prinzips der Home and Foreign Review. Ich wenigstens verwerfe gänzlich die hier dargelegte Anschauung. Wird sie von der Home and Foreign angenommen, dann verliert die Review ihre Identität und sogar ihren Lebensatem. Wird sie verworfen und der Kundgebung des Heiligen Stuhles Trotz entgegengehalten, dann kann die Review ihrer Verurteilung nicht entgehen und nicht länger als wirksame Vertreterin katholischer Geistesrichtung auftreten. Ihre Ueberlieferungen kann sie ebenso wenig opfern, als auf ihren repräsentativen Charakter verzichten. . . . Meine Absicht ist

1) Gasquet LIX. 2) Gasquet LXV.
3) Herbert Paul, History of modern England II 384; Gasquet LXXIV.

daher, das Erscheinen der Home and Foreign mit der nächsten Nummer zum Abschluß zu bringen".[1]) Mit andern Worten: Statt die in dem berühmten Papstbriefe enthaltenen Lehren und Weisungen anzunehmen und in ihrer Gemäßheit sein Organ ferner umzugestalten, erklärt Acton, daß er bei seinen Meinungen verbleibe und nur zur Vermeidung äußern Aergernisses die Revue dem Untergange weihe. Auch das war Trotz gegen den Papst. Daß Actons Organ unter allen periodischen Zeitschriften Englands, die Westminster Review und die Saturday Review nicht ausgenommen, mit Bezug auf kritische Beurteilungen literarischer Erzeugnisse, die erste Stelle behauptete, wird von Gasquet gebührend betont.[2]) Daß es in der Beurteilung katholischer Einrichtungen und Personen alles Maß überschritt, das hat damals mehr als ein englischer Bischof tief beklagt.

Es ist zu bedauern, daß zwischen dem Briefe aus Herrnsheim 30. Juli 1869 mit dem Hinweis auf das bevorstehende Janusbuch und dem Schreiben vom 8. Januar 1874 dem Leser eine Lücke von fast fünf Jahren entgegenklafft. Und doch verlief für Acton damals eine Drang- und Sturmperiode. Haben sich aus dieser kritischen Zeit keine Briefe zu uns herübergerettet? Wenn nicht, dann durfte der Herausgeber das doch mit einem Worte erwähnen; wenn dennoch, warum haben Actons Familie und Abt Gasquet sie der Oeffentlichkeit vorenthalten? In dem seit 22. September 1906 im Londoner Tablet fortgesetzten Meinungsaustausch zwischen den Freunden und Gegnern Actons ist diese wichtige Frage wiederholt gestellt, indeß bedauerlicher Weise nicht aufgeklärt worden. Die Folge davon ist, daß nunmehr die Sammlung seiner Briefe an Mary Gladstone das Material liefern muß zur Zeichnung der geistigen Richtung Actons in seiner letzten Periode. Bindet den Biographen gemäß Actons scharf betonter Forderung die Pflicht, nicht zu Zwecken der Erbauung, sondern im Interesse der Wahrheit zu arbeiten, dann zwingt die Drew-Briefsammlung zu einem recht ungünstigen Urteil über Acton wegen der Ungerechtigkeit der Beurteilung der Kirche, ihrer Einrichtungen und kanonisierter Heiligen.

---

[1]) Gasquet 317. [2]) Gasquet LXVI.

Es ist wahr: In der Einleitung zu der Ausgabe der Briefe an Mary Gladstone stellt der Herausgeber, Herbert Paul, dem Katholizismus Actons ein glänzendes Zeugnis aus. „Wenngleich liberal, duldsam und weit angelegt, bildeten die Zentralwahrheiten des Christentums und der katholischen Kirche für ihn keine bloßen Glaubensartikel, sie waren ihm leitende Grundsätze des Lebens.“ Zugleich erinnert er an Actons Wort in der Times 1874: „Die Verbindung mit Rom ist mir teurer als das Leben“, und „Unsere Kirche steht und unser Glaube sollte ruhen nicht auf den Tugenden der Menschen, sondern auf einem sicheren Grunde einer Einrichtung und Leitung, welche göttlich sind“.[1])

Rührend sind die Mitteilungen des Domherrn und Pfarrers Christopher Scott von Cambridge, wo Acton zuletzt (seit 1895) als Professor der Geschichte an der Universität wirkte, über seine Teilnahme am religiösen Leben und seine Andacht in tötlicher Krankheit.[2]) Dagegen liegen Zeugnisse aus der letzten Periode seines Lebens vor, die eine geradezu krankhafte Abneigung wider den apostolischen Stuhl bekunden und den Beweis liefern, daß Acton die wertvollste Eigenschaft des Geschichtschreibers, Freiheit von Voreingenommenheit und hehre Ruhe in der Abwägung der Beweisgründe, oft in bedenklichem Grade fehlte.

Seine Auffassung der Ehescheidung Heinrichs VIII. hat allen Wert verloren durch die glänzende Publikation des Protonotars Ehses, deren Ergebnisse der unerreichte Kenner der englischen Reformation und Herausgeber der Statepapers, James Gairdner, gebilligt hat.[3]) Ueber Actons parteiliche Darlegung der Stellung Gregors XIII. zur Bartholomäusnacht ist die moderne Geschichtsforschung zur Tagesordnung übergegangen.[4]) Und das nämliche gilt von seinen Behaup-

1) Tablet 1906. II 657. 2) Tablet 1906. II 656.

3) Tablet 1905. II. 88. Kritik von Herbert Thurston S. J. Ueber die glänzende Publikation von James Gairdner: The English Church in the sixteenth Century from the Accession of Henry VIII to the Death of Mary. London (Macmillan) 1902 vgl. meine Besprechung im Katholik 1902. II 186.

4) P. Thurston im Tablet 1906. II 89. Vgl. auch meine Besprechung im Katholik 1905. I 313 von E. Vacandard: Études de Critique, worunter der Aufsatz: Les Papes et la Saint-Barthélemy.

tungen: „Pius V. beauftragte einen Mörder, Elisabeth das Leben zu nehmen“ und „der hl. Karl war ein Mörder“. Unter Verwendung der deutschen und italienischen Literatur hat Thurston diese Aufstellungen Actons widerlegt.[1]) Die oben genannte Tablet-Besprechung (vom 22. Sept. 1906, II 448), der Briefsammlung von Gasquet, die Acton im Lichte eines idealen Katholiken malt, an dessen Geistesreichtum seine Glaubensgenossen sich erlaben könnten, hat dazu gezwungen, die Sammlung seiner Briefe an Mary Gladstone nochmals zu prüfen.

„Pius V.“, schrieb Acton an dieselbe, „war der Ansicht, es sei gesunde katholische Lehre, jeder dürfe einen von Rom verurteilten Häretiker niederdolchen, und jeder sei ein Häretiker, welcher die päpstlichen Prärogativen angreife. Borromeo schrieb einen Brief zu dem Zwecke, um einige Protestanten ermorden zu lassen. Newman ist eingestandenermaßen ein Bewunderer des hl. Pius und des hl. Karl und der Päpste, die sie kanonisierten. Dieses und ähnliches ist der Grund meiner tiefen Abneigung gegen ihn.“ Dieses Gefühl Actons vermag die Zuneigung der Katholiken für den charaktervollen Mann und Gelehrten Newman lediglich zu verstärken. In demselben Tone schreibt er an die Lady 1884 mit dem Bemerken: „Kardinal Manning empfiehlt nicht nur der allgemeinen Verehrung der Menschen die Auktorität, welche diesen Mörder (Carlo Borromeo) kanonisierte, er erhebt ihn in besonderer Weise zu seinem Schutzpatron.“[2])

---

1) Thurston im Tablet 1905. II 167—169: Was St. Charles Borromeo a Murderer? — eine sehr bedeutende Abhandlung. In der Einleitung (p. LXXI) zu der Ausgabe der Briefe an Mary Gladstone meldet Dr. Henry Jackson, dessen Biographie Actons für die Zeit seiner Wirksamkeit in Cambridge H. Paul hier eingeflochten, ein Freund habe für Borromeo in Anbetracht der damaligen Zeit mildernde Umstände verlangt. Acton aber habe mit Nachdruck und im Gegensatz zu seiner sonstigen maßvollen Redeweise geantwortet: I make no allowauce for that sort of thing.

2) H. Paul, Letters of Lord Acton to Mary Gladstone 135. 186. Tablet 1905. II 167.

Im Jahre 1884, lange nach seiner Aussöhnung mit der Kirche, ergeht sich Acton an Mary Gladstone über den Heiligen Stuhl im Gefühl einer Erbitterung, die krankhaft genannt zu werden verdient: „Keine andere Einrichtung, keine Lehre, keine Zeremonie ist in dem Maße (wie die Inquisition) eine Schöpfung des Papsttums, ausgenommen die Dispensgewalt. Sie (die Inquisition) ist die Hauptsache, mit welcher das Papsttum identifiziert ist und nach welcher es beurteilt werden muß. Das Prinzip der Inquisition ist des Papstes Gewalt über Leben und Tod. Wer ihm Ungehorsam entgegensetzt, sollte abgeurteilt, gefoltert und verbrannt werden. Kann das nicht geschehen, dann darf von Formalitäten dispensiert und der Schuldige als Gesetzloser getödtet werden. Das heißt, das Prinzip der Inquisition ist mörderisch und die Auffassung eines Menschen vom Papsttum wird durch seine Anschauung über Religionsmord bestimmt. Blickt er ehrlich darauf als eine Scheußlichkeit, dann kann er den Primat nur mit einer Kehrseite, mit Vorbehalten, Verdacht und Abneigung gegen seine Handlungen annehmen. Nimmt er den Primat mit Vertrauen, Bewunderung, unbedingtem Gehorsam an, dann muß er sich mit dem Mörder abgefunden haben." [1])

Geradezu empörend für einen Katholiken klingen Actons Worte aus dem Jahre 1882: „Leichter kann man der Häresie im Anglikanismus entgehen als der gottlosen Moral des Papsttums, der Inquisition, der Kasuisten im römischen Bekenntnis." [2]) Wer sich in solcher Geistesverfassung befindet, wird keinen einzigen zweifelnden Anglikaner in den Schoß der wahren Kirche zurückführen.

Wir schließen. Für mehr als einen Leser bildet Lord Acton eine geheimnisvolle Persönlichkeit. Den Frieden mit der Kirche wird er wiedergefunden haben, seinen religiösen Anschauungen steht man zurückhaltend gegenüber.

Aachen. Alfons Bellesheim.

---

1) H. Paul, a. a. O. 185. 2) Ebenda 127.

LXXV.

Zur Anteilnahme der Gebildeten an sozialer Arbeit.

Das soziale Interesse der Studentenschaft ist ein Glied der Anteilnahme der gebildeten Stände überhaupt an den sozialen Dingen. Das verhältnismäßig geringe Niveau dieser Anteilnahme bei der akademischen Jugend erklärt sich daher ganz auch nur im Zusammenhange mit der Gleichgültigkeit der gebildeten Kreise überhaupt gegenüber dieser Frage. Ist unsere gebildete Welt in der Tat apathisch den sozialen Dingen gegenüber? Ist das ein gerechter Vorwurf, wenn man sagt, sie halte sich pflichtwidrig abseits der sozialen Arbeit und meide das Eintreten in den Staub öffentlicher Betätigung? Und wenn ja, wie erklärt sich diese Zurückhaltung?

1.

Naumann hat diese Frage kürzlich in einer hübschen kleinen Broschüre unter dem politischen Gesichtswinkel beleuchtet[1]. Was er sagt, gilt gleicher Weise von der sozial-politischen Arbeit und darf daher an dieser Stelle kurz skizziert werden. „Es ist eine offenbare Tatsache", beginnt er, „daß viele gebildete Männer und noch viel mehr gebildete Frauen der Politik gleichgültig gegenüber stehen. Bei den Frauen erklärt es sich durch den Mangel politischer Rechte. Bei den Männern aber ist es verwunderlich, daß schon

---

1) Friedrich Naumann. Die Stellung der Gebildeten im politischen Leben, Buchverlag der Hilfe, Berlin Schöneberg 1907. (Preis 30 Pf.).

die nächste und übernächste Generation nach den Zeiten, in denen man mit Gewalt und Leidenschaft die staatsbürgerlichen Rechte forderte, schon jetzt keinen rechten Sinn mehr für ihre Benutzung und Verwertung zeigt". Die Gleichgültigkeit gegenüber dem öffentlichen Leben ist also erst von gestern. Die frühere Generation hat gründlich, ja stürmisch mitgetan. Von der Studentenzeit an. Heute geht ein melancholisch reservierter Zug durch die gebildete Welt. Sie hält sich fern. Liegt's an der Zeitungslektüre, fragt sich der Verfasser, durch welche uns zu viel Rohstoff, zu viel Menge zugeführt wird, die wir innerlich nicht mehr verwerten können? Gewiß macht auch sie zum Verächter des öffentlichen Lebens, aber sie gehört doch nicht zu den hauptsächlichen Gründen.

Naumann teilt diese in eine doppelte Gruppe ein. An erster Stelle kommen allgemeine Ursachen dieser Gleichgültigkeit in Betracht, welche von den gegenwärtigen Zeitverhältnissen unabhängig sind. Da müsse man zuerst den Egoismus des Einzelnen nennen, der nur an sein Vorwärtskommen denke und sich um das Schicksal der Nation und der Menschheit nicht kümmert. Diesen Egoismus müsse man bei dem gebildeten Mann viel schärfer beurteilen denn bei Ungebildeten, um so mehr, wenn es sich um fähige und begabte Menschen handle. Das seien dann Leute, deren ganzes Leben von dem Gedanken des Karrieremachens bestimmt wird. „Mag es sein", fährt der Verfasser fort, „daß es ihnen gelinge, in verhältnismäßig jungen Jahren Exzellenz oder Konsistorialrat zu werden, so wird man ihnen zu diesen geschäftlichen Erfolgen ihrer Bildungsverwertung gratulieren können, wird sie aber als moralische Vollbürger nicht ansehen können und wird vermuten dürfen, daß ihr eigenes inneres Leben arm geblieben ist, bei dieser Art seelenloser Ueberwindung von Schwierigkeiten. „Was ist es denn schließlich", sagt der Verfasser so überaus schön und richtig, „was das Menschenleben in aller seiner Kürze und Flüchtigkeit wertvoll machen kann? Es ist doch sicher nicht die Gehaltslage oder der Titel, mit denen jemand pensioniert oder beerdigt wird, sondern es ist der größere oder geringere Anteil an dem Leben der Gesamtheit."

Eine zweite Klasse derer, die nicht mittun, sind die

Aesthetiker, deren Leben in der Verfeinerung der Formen, der Kunst, der Literatur, der gewerblichen Produktion besteht. Ihnen ist das politische Lied ein garstiges Lied und sie überlassen gern das Handwerk der öffentlichen Arbeit denen, die nun einmal die merkwürdige Vorliebe dafür haben. Zumal die Kleinarbeit darin scheuen sie, als wäre es eine „Beschmutzung ihrer sorgfältig gepflegten Finger". Der Verfasser meint, daß diese Klasse vergißt, „daß die ganze ästhetische Kultur nur auf Grundlage eines gesunden und von Bildungselementen durchsetzten Staatslebens möglich ist", und vergleicht diese Kultur mit der brüchigen Zeit Ludwigs XVI. in Frankreich.

Eine dritte Gruppe nennt er die der Individualisten, jener „klugen und wohlgebildeten Leute", die das Zeitungsmaterial durchdenken und auch zu einem eigenen Standpunkt in den öffentlichen Fragen gelangen. Dieser persönliche Standpunkt sei aber so rein persönlich, daß er sich in keine Parteiform einordne. Jeder von ihnen bilde sozusagen eine allerkleinste politische Partei für sich. Man müsse, meint der Verfasser, diesen Leuten sagen, daß es sich bei öffentlicher Betätigung „nicht um ein theoretisches Bekenntnis handle, sondern um die Organisierung eines gemeinsamen Willens".

Als letzte Gruppe treten unter Aufführung ihres Philosophen Nietzsche die Herrenmenschen auf, diejenigen, welche „sich Politik nur als Politik der Herrenschicht" denken. Diese Leute würden sich am öffentlichen Leben beteiligen, wenn Aussichten vorhanden wären, die Masse wieder in den Zustand der Dienstwilligkeit und Hörigkeit zurückzudrängen. Was der Verfasser dieser Klasse zu sagen hat, ist eigentlich nur der Hinweis auf das Schicksal, welches dieser Art der Auffassung „sozialer" Arbeit vorbehalten ist. Die russische Revolution, welche diese Herren ebenso „moralinfrei" behandle, wie sie selbst auf sozialem Gebiet vorgegangen wissen wollen, sei für diese Uebermenschen sehr lehrreich.

Neben diesen allgemeinen Gründen sei die Entwicklung unserer deutschen Verhältnisse in hervorragender Weise zur Erklärung der in Frage stehenden Gleichgültigkeit der Gebildeten heranzuziehen. Im Gegensatz zu England, sagt der Verfasser, fehle unserer gebildeten Schicht die große Tradition

es öffentlichen Lebens. Es liegen in unserer Vergangenheit
iele Jahrhunderte, „in denen es als die Pflicht des braven und
esitteten Menschen erschien“, sich um die öffentlichen Dinge nur
ehorchend zu kümmern. Goethe war zwar praktischer Staats-
ıann und baute Straßen. Und Schiller ein Mann des warm-
ulsierenden öffentlichen Lebens. Kant und Fichte politisch begabt
is in das Innere ihrer Seele. Sie haben jedoch keine Schule
emacht. Trotz des Jahres 1848, in welchem die „deutsche
Bildungsschicht“ ins öffentliche Leben eintrat. Es war nur ein
ırzer Frühling, über den der Frost kommt. Bismarck hat diese
ntwicklung nicht gehindert, im Gegenteil gefördert. Er war,
ie Naumann sagt, der Meister des öffentlichen Denkens, nicht
er Erzieher zur öffentlichen Einzeltätigkeit der deutschen Ge-
ildeten. So zeigt sich in Deutschland ein dreigliedriger Prozeß.
Die erste Periode datiert von 1848. Ihr Hauptträger ist der
Student. Die zweite Periode kennzeichnet der Jurist, wie er
n Kulturkampf mit dem Klerus in Fehde liegt. Die dritte ist
ie materielle Epoche, die von den wirtschaftlichen Richtungen
n Lande getragen und gekennzeichnet wird. Diese dritte Epoche
it ihrer engwirtschaftlichen Auffassung, mit ihrem Handelsgeist
nd ihrem Aufgehen in Detailfragen, die mit den Paragraphen
es Zolltarifs beginnen und mit den Schilderungen des Gewerbe-
ıspektors endigen, hat in umfassendem Maße dazu beigetragen,
ie Entfremdung der gebildeten Schicht in Deutschland neuerdings
ark zu unterstreichen. Während alle anderen Schichten wußten,
arum sie im öffentlichen Leben tätig waren, fragte sich der
Gebildete jeden Morgen von neuem, was er eigentlich an der
roßen Handelsbörse der Oeffentlichkeit zu suchen habe. Als
Gebildeter wenigstens. Nahm er einen Standpunkt ein, so
onnte er dies wohl tun als Sekretär der Handelskammer,
elcher er war, als Mieter oder als Hausbesitzer, als Agrarier
der als Inhaber industrieller Aktien, keinesfalls als Gebildeter.

Naumann hat Recht, wenn er am Schlusse seiner hoch-
teressanten Ausführungen die Frage aufrollt, ob wir uns
icht auf einem Wege befinden, welcher über diese reine
nteressenwirtschaft herausführt, ob nicht eine vierte Epoche
nhebe, welche hinter der Zeit der rein materiellen Interessen-
ertretungen liege. Er hat recht, wenn er für eine solche

Epoche der Großzügigkeit der gebildeten Welt eine neue Stelle und erhöhtes Interesse zuweist. Wer, wie wir, das öffentliche Leben unter dem Gesichtspunkt der christlichen Kultur betrachtet, wird die von Naumann erhobene Frage mit ziemlicher Deutlichkeit bejahen dürfen. Es zieht, scheint es, eine Zeit im öffentlichen Leben herauf, in welcher auch auf sozialem Gebiet, und darüber hinaus auf allgemeinem kulturellen, nicht mehr die Einzelleistung und das Mittelglied und das praktische Minimalprogramm und der Gesetzentwurf von heute zur Diskussion stehen, sondern der gesamte Untergrund, die Weltanschauung, aus der heraus diese Arbeit geleistet wird. Geibels Wort: „Der Geist ist stärker als die Klingen" beginnt wahr zu werden. Und damit, mit diesem Einzug eines weitzügigen Prinzipienkampfes um die Kultur, — ob die entchristlichte auf ihren Schultern die neue Zukunft trägt, oder ob die Kräfte christlicher Kultur sich als die tieferen, feineren, adeligeren und sozialeren erweisen — beginnt eine neue Stellung der Dinge für die gebildete Welt.

II.

Es läßt sich nicht leugnen, daß die Dinge tatsächlich so liegen, wie Naumann sie schildert, daß im großen und ganzen unsere gebildete Welt den Staub der Landstraße scheut, auf welcher die arbeitende Klasse einer neuen Kultur neuen Rechten entgegenmarschiert. Die feine Equipage biegt von dieser lärmvollen Straße ab und man schaut seitwärts in die Fluren. Das Getöse wirkt unlieb und der Staub verdirbt die Toilette der Damen. Natürlich beherrscht der gleiche Gedankengang auch die werdende gebildete Welt: die Studentenschaft. Sie kennt, die deutsche, kein soziales Studentenlied. Erfüllt ihre heutige Organisation, in der die Klinge und der Degen die mahnenden Erinnerungen einer großen und lebendigen Zeit geblieben sind, nicht mit neuen Beziehungen zur Umgebung, nicht mit sozialen Werten und sozialen Richtungen aus unserer Zeit heraus. Sie lebt das falsche Leben einer verflossenen Epoche und das immer wieder farbenreiche Leben der Jugend, der Bourgeoisie, die sich des Spiels und der Gesellschaft und der Wälder und Täler und des Lichtes freut, während sie zu

den führenden Stellungen im Staats- und Menschheitsorganismus heranreift.

So die Gesamtheit des Bildes, wie es noch dem oberflächlichen Auge erscheint. Tiefer im Innern wird's anders, dort setzen reiche und immer stärker werdende Ansätze einer Umwandlung ein. In einzelnen Seelen lodert der neue Gedanke schon auf. In der Wildenschaft gährt schon die Aussicht neuer Vereinsmöglichkeiten mit sozialem Hintergrund. Einzelkorporationen haben, wenn auch erst sachte, mit der Besprechung sozialer Gegenstände begonnen. Und mählich weht eine wärmere Luft bis in die vereisten Schlösser studentischen Lebens hinein. Sie liegt noch im Kampf mit dem Winter, der philisterhaft hinter Biertisch und am Präsidium sitzend mit schlagendem Rapier seine Herrschaft verteidigt. Aber mit dem Gefühle, daß sie zur Neige geht.

Ich habe vor Wochen in Marburg einer eigenartigen Veranstaltung beigewohnt, die mich in dieser Auffassung bestärkt hat. An den Straßenecken des romantischen Lahnstädtchens las man Einladungen zu einer öffentlichen Disputation über das Thema: „Die Stellung der Studentenschaft zum Sozialismus und zur Nation." Am Abend war der mittelgroße Saal drängend besetzt. Korpsstudenten, Burschenschaftler, Bürgersleute, katholische Studenten, sozialdemokratische Arbeiter und deren Frauen, Dozenten der Universität, feine Damen, saßen dicht untereinander. Es redete von bürgerlicher Seite Christlieb, der Bibliothekar der Universität, ein früherer protestantischer Missionar aus Japan, von den Sozialisten der feinsinnige Intellektuelle und Schriftsteller Robert Michels, das Kölner Patrizierkind, das die bürgerlichen Brücken hinter sich verbrannt und zum schärfsten Flügel derer um Kautsky und Marx übergelaufen. Neben ihm einer, der erst seit zwei Monaten der sozialistischen Partei eingeschrieben worden, Kösters, ein Kandidat der evangelischen Theologie. Der junge Mensch sprach hinreißend, so daß die Arbeiterfrauen schluchzten und auch dem ödesten Alltagsstudenten ein Glanz bewundernder Anerkennung über die Augen glitt. Das war Ethos und revolutionäres Feuer einer Seele, die die Kraft hatte, mit dem Konventionellen und Verkrusteten um sich herum zu brechen. Was an dem

Abend der akademischen Welt gesagt wurde, hat mancher der Zuhörer nie gehört und wird's vielleicht auch nie mit der Stoßkraft wieder gesagt erhalten. Und wenn auch nur wenige in parteilichem Sinne für sozialistische Gedanken gewonnen wurden, das Eine ist meines Erachtens allen klar geworden, daß eine neue Zeit sozialen Studententums im Anzuge ist.

Einige Tage später habe ich an den Ufern des Neckar mit Studenten über das gleiche Thema sprechen können. Auch unter der dortigen Wildenschaft waren im zu Ende gehenden Semester Volksbildungs- und Unterrichtsbestrebungen lebendig gewesen. In Darmstadt sodann, wo am Tage nach mir Korell über soziale Studentenpflichten sprach, war das gleiche Interesse lebendig. In Straßburg klangen schon südlich demokratische Töne durch. Dort haben die studentischen Unterrichtskurse schon zwei Semester reicher Tätigkeit hinter sich. Stürmisch wurde der Ruf laut nach einer sozialen Studentenzeitschrift. Ein Zeichen, daß es überall tagt.

Auch bei uns Katholiken und in unserer Studentenschaft.

Worauf es nun vor allem ankommt — ist neben dem gedanklichen Untergrund, welcher der ganzen Sache Kraft und Trieb verleiht, neben der inneren Umformung, die wie ein Föhn aus den Alpen heraufziehen muß, um die jungen Geister zu erfassen, neben dieser elementaren Ideenkraft, die kein Konglomerat kleinlicher, ausgeklügelter Maßregeln ersetzen kann — das Auffinden erprobter praktischer Wege. Da kommt zur rechten Zeit eine Veröffentlichung des Volksvereins für das kath. Deutschland,[1]) in welchem zwei Hauptmittel der sozialen Interessierung unserer Gebildeten — die sozialen Konferenzen und die sozialen Studienzirkel — besprochen werden.

Der Verfasser faßt auf den ersten 5 Seiten die inneren Gründe zusammen, die unsere Gebildeten zur sozialen Arbeit bewegen müssen. „Die soziale Bewegung", so sagt er, „hat im Laufe der letzten Jahrzehnte immer mehr ihren Charakter als Kulturbewegung ausgeprägt. Nicht bloß bessere Lebens-

1) Soziale Tagesfragen, 4. Heft, Soziale Konferenzen und Studienzirkel; 3. Auflage, Preis 50 Pfg. M.-Gladbach 1907, Zentrale des Volksvereins.

haltung wird von den aufwärtsdrängenden Massen gefordert, sondern auch höhere Geltung im gesellschaftlichen Leben, intensivere Anteilnahme am politischen Leben, nicht zuletzt an den geistigen und sittlichen Kulturgütern." Vor allem sei es erfreulich, fügt der Verfasser hinzu, daß in diesen aufwärtsstrebenden Gruppen selbst immer weitere Kreise zur Selbstbetätigung sich aufgerafft haben, so daß man hoffen darf, daß die soziale Bewegung in gesunde Bahnen einlenkt und das Falsche in sich aus sich selbst heraus korrigiert. Um so unerfreulicher sei deshalb die geringe Anteilnahme der leitenden Kreise der Gesellschaft an dieser Kulturbewegung. Er führt dann im einzelnen aus, wie unberechtigt die Apathie neben der starken Betonung der geschichtlich begründeten Vorrechte sei, welche wir bei den gebildeten Kreisen begegnen. Privilegien haben nur solange ihre Berechtigung, als sie erfüllten sozialen Pflichten entsprechen. Zudem sei es geradezu ein Mangel allgemeiner Bildung, wenn man über die soziale Bewegung sich nicht orientiere. Und schließlich werfe diese Bewegung selbst eine Reihe von Fragen auf, deren Lösung ohne die Mitarbeit der gebildeten Kreise einfach unmöglich sei. Was dann noch über die berufsmäßig mit sozialer Arbeit überlasteten Geistlichen hinzugefügt wird, können wir an dieser Stelle umgehen.

Die Frage ist nur, wie tragen wir soziales Wissen und Interesse in diese Kreise hinein? Die staatswissenschaftlichen Vorlesungen sind erst in beschränktem Maße pflichtmäßig für die Vorbildung unserer Gebildeten. Juristen, höhere Techniker und Beamte wirtschaftlicher Berufsorganisationen bedürfen ihrer, bei den anderen bleibt es Zufallssache. Soziale Kurse haben wir erst wenige, und es ist nicht jedem möglich, sie zu besuchen. Bleibt das Privatstudium, das erfahrungsgemäß nur bei sehr wenigen zum Ziele führt. Was ist da anders zu tun, als zu freien Vereinigungen seine Zuflucht zu nehmen, die das Fehlende einigermaßen ersetzen?

Als solche stellt sich für die Gebildeten, welche schon in der Praxis stehen, die Organisation der sozialen Konferenzen, für die noch Studierenden diejenigen sozialer Studienzirkel dar. Wie der Verfasser im einzelnen bis ins kleinste Detail sich die Tätigkeit dieser beiden Arten sozialer

Vereinigungen denkt, wie er sie sich nicht nur denkt, sondern auch auf Grund praktischer Vorbilder belegen kann, muß man in der Broschüre selbst durchlesen. Wichtig erscheint mir nur, an dieser Stelle hervorzuheben, daß für beide Organisationsformen die rein akademischen Erörterungen in den Hintergrund gestellt werden. Sie sollen durch private Lektüre ersetzt werden. In den Vereinigungen sollen praktische Fragen zur Besprechung kommen, in der Praxis in Anknüpfung an die „Forderung des Tages“; bei den Studierenden etwas systematischer und jedenfalls ausführlicher und ohne alle Voraussetzungen.

Auf studentischem Gebiete speziell haben sich bisher die sogenannten sozial-wissenschaftlichen oder sozial-charitativen Vereinigungen gut bewährt. Dieselben veranstalten in bestimmten Zwischenräumen, meist alle 3—4 Wochen, Vortragsabende für die katholische Studentenschaft. Zu den Vorträgen werden sowohl Nichtstudenten (Praktiker und Theoretiker) wie auch Studenten herangezogen. Sozial-charitativ heißen einige dieser Vereinigungen, weil sie besonders Gewicht auf praktische Anteilnahme an charitativer Tätigkeit legen, so vor allem auf Tätigkeit im Vinzenzverein, welcher übrigens nicht dringend genug als das ausgezeichnetste Mittel sozialer Interessierung und selbstverständlich auch als einfache soziale Pflicht unserer Studenten empfohlen werden kann. Aber wir haben dieser studentischen Vereinigungen noch viel zu wenige. Es bestehen ihrer unseres Wissens eigentlich erst 5, an den Hochschulen von Freiburg, Bonn, München, Aachen und Heidelberg. Es dürfte keine Universität ohne diese Vereinigung bleiben. Daneben sind die sozialen Bestrebungen der akademischen Piusvereine anerkennend zu nennen. Auch innerhalb einiger katholischer Verbände regt sich das Interesse auf dem genannten Gebiete in Form von Vorträgen und Diskussionen, welche meistens unter freundlicher Beihilfe der alten Herren abgehalten werden.

Als neuestes Glied nennt der Verfasser der Broschüre endlich die erst seit einem Semester arbeitenden „kleinen akademischen Zirkel“, für welche es freilich früher schon an einzelnen Seminarien Vorbilder, und gute Vorbilder, gegeben hat. Der Unterschied dieser kleinen Zirkel von den großen Vereinigungen liegt wesentlich auf dem Gebiete des Systematischen. Die größeren

Vereinigungen wenden sich an das breitere Studentenpublikum und säen mit weitem Wurf nach der Zeiten Gunst oder Ungunst in die offenen Furchen. Die kleineren Zirkel sammeln wenige — 6 bis 10 sind es zumeist — und tagen öfter — wöchentlich vielfach —, sie setzen den Pflug tiefer ein. Das eine ist extensive und das andere intensive Kultur. Daß auch dieser letztere Weg ein gangbarer ist, können wir in der Broschüre nachlesen. Es sei nebenher gesagt, daß augenblicklich an etwa 12 Hochschulen solche Zirkel in Tätigkeit sind, vielleicht auch an mehr. Und an manchen mehr als einer, friedlich nebeneinander.

Die letzten 23 Seiten der Broschüre bieten einen ausführlichen Nachweis über Themata, welche in sozialen Konferenzen und Studienzirkeln zur Behandlung kommen mögen, sowie der Literatur, die zur Vorbereitung dieser Themata heranzuziehen ist. Damit, sowie durch den Hinweis auf die Bereitschaft der sozialwissenschaftlichen Bibliothek des Volksvereins, für diesen Zweck unentgeltlich die gewünschte Literatur zu verleihen, sind die Vorschläge der Broschüre bis zur letzten praktischen Brauchbarkeit ausgebaut. Und wir können jetzt nur noch sagen: „Hand ans Werk, die Arbeit kann beginnen."

* * *

Naumann hat, wie oben bemerkt, am Schluß seines Büchleins noch unsicher die Frage aufgeworfen, ob wir denn nicht im öffentlichen Leben nach der wirtschaftlichen Zeit doch noch wieder eine grundsätzliche erwarten dürften. Wir haben diese Frage oben schon bejahen zu sollen geglaubt. Wir möchten hier an diese bejahende Antwort die Folgerung anschließen, dann aber auch mit allen Kräften an den Ausbau unserer christlichen Kulturbildung in sogenannten gebildeten Kreisen zu gehen. Wo so großen Zuges der Kulturgedanke des Christentums in uns treibt und uns an tätige Arbeit stellt, und wo die praktischen Wege so ruhig und klar vor uns liegen wozu da noch zögern?

LXXVI.

Pius X. und die ‚Neuerer'.

Diejenigen Kreise, welche bislang gezweifelt haben, ob der Statthalter Christi von den Seelenwitterungen innerhalb der heutigen katholischen Kirche genaue Kunde besitze, sind unlängst über diesen Zweifel in einer Form beruhigt worden, wie sie authentischer nicht gedacht werden kann. Papst Pius X. selber hat sich in seiner Allokution an die Kardinäle vom 17. April ds. Js. (Accogliamo colla più viva compiacenza) in der unzweideutigsten Weise über den Zeitgeist ausgesprochen, und zwar so unzweideutig, daß gewiße Blätter, welche sich sonst für ‚Vaticana' zu interessieren und sogar die katholische Flagge herauszuhängen pflegen, ihren Lesern das Beste aus jener Allokution meinten vorenthalten zu sollen — man möchte fast glauben in der Erwägung, daß sehr schwache Mägen manchmal die kräftigste Kost am unverdaulichsten finden. Uebersehen konnte man die Kraftstellen in der Rede Seiner Heiligkeit nicht. Ebensowenig ist anzunehmen, der Papst habe sich zu dem Zwecke so deutlich geäußert, damit man über seine Rede zur Tagesordnung übergehe. Ein Wort des Statthalters Christi, in hochfeierlicher Stunde und vor den erlauchtesten Fürsten der Kirche gesprochen, ist unzweifelhaft ein Wort, das in den Herzen aller Katholiken einen Widerhall finden muß — auch dann, falls unter uns Leute wohnen, denen die Ohren gellen, wenn die Dinge bei ihrem richtigen Namen genannt werden. Sehen wir uns deshalb die Allokution vom 17. April etwas näher an.

Nach den einleitenden Worten, welche eine Begrüßung der sieben neuen Purpurträger enthalten, die in den obersten

Senat der Kirche berufen werden, um den Statthalter in der Erfüllung seiner Hirtenpflichten tatkräftig zu unterstützen, streift Pius X. die kirchenpolitische Lage in Frankreich. Darauf fährt der hl. Vater fort: Ihr wißt, ehrwürdige Brüder, daß sich die Kirche vor derlei Verfolgungen nicht gefürchtet hat, als die Cäsaren ihre Edikte gegen die ersten Christen erließen. Ihnen blieb die Wahl, Christus zu verleugnen oder zu sterben. Aus dem Blute der Märtyrer aber sproßte die neue Glaubenssaat.

Ein anderer Krieg, sagt der Papst, ist weit gefährlicher. Es ist ein Krieg in scheinbarem Frieden, — der die Seele mit Bitterkeit erfüllt. Der Krieg der geistigen Rebellion gegen die Lehre Christi und ihre berufenen Ausleger ist es — die Rebellion gegen den Geist der Kirche, gegen die christliche Idee. In Schrift und Rede treten Männer der Wissenschaft, Belletristiker und Journalisten, die sich katholisch nennen, gegen die katholische Tradition auf. Sie tun es auf eine versteckte und schlaue Art, bedienen sich einer zweideutigen und nebelhaften Ausdrucksweise, so daß einerseits das kirchliche Lehramt sie schwer zensurieren kann und andererseits die ahnungslose und denkfaule Masse die Täuschung nicht merkt. Diesen Gedankengang führt die Allokution noch näher aus; und man muß sagen, daß der heilige Vater sich dabei einer durchaus unmißverständlichen Sprache bedient. Zum Schlusse fordert Pius X. die Kardinäle auf, ihn über die Vorgänge und Bewegungen, die er geschildert, auf dem Laufenden zu halten und, ihrer hohen Verpflichtung eingedenk, tatkräftig mit ihm an der Bekämpfung des falschen Zeitgeistes zu arbeiten.

Die Allokution ist ein oberhirtliches Machtwort, für welches die katholische Welt dem Statthalter Christi begeisterten Dank schuldet. Sie atmet, wie das ja auch nicht anders sein kann, den Geist Christi, welcher ebenfalls vor der ‚verkehrten' Welt warnt, die wir ‚nicht lieb haben' sollen. Die physische Welt, wie Gott sie geschaffen, und die sittliche

Welt, wie Gott sie will, das sind nicht die Welten, vor denen das Christentum uns warnt. Aber die infolge der menschlichen Wahlfreiheit mißbrauchte, geschändete, verderbte und verderbenbringende Welt — die trifft das Anathem des Erlösers und seines Statthalters auf Erden. Jeden wahren Kulturfortschritt, jede nützliche Erfindung, jede neue Wahrheitserkenntnis begrüßt das Christentum ehrlich und aufrichtig. Aber ebenso ehrlich und aufrichtig verwahrt es sich gegen jenen Geist, der unter dem Vorgeben, irgendeine vermeintliche Kultur zu fördern, die christliche Idee und Ueberlieferung in der Welt bekämpfen will. Die menschliche Freiheit wird dann zur Revolte gegen Gott, wenn sie dazu gebraucht werden soll, jene Wahrheiten und jene Gesetze umzustoßen, welche von Gott selber herrühren und uns durch Natur und Offenbarung als kosmische Ordnung und religiöse Heilsökonomie übermittelt worden sind. Gottes Recht und Gottes Besitzstand gegen alle Eingriffe von seiten des Stolzes, der Unwissenheit und der Bosheit zu schützen, ist die vornehmste Pflicht des Statthalters Christi. Er bricht nicht den Gottesfrieden in der menschlichen Gesellschaft, wenn er seine Linien- und Reservetruppen gegen den gemeinsamen Feind unter die Waffen ruft. Er allein ist auch der berufene oberste Führer der wahren Heilsarmee. Entweder hat die Kirche eine Aufgabe oder sie hat keine. Diese Disjunktion enthält eine sogenannte Binsenwahrheit. Nun ist aber die Kirche mitsamt ihren vielen Millionen Anhängern davon überzeugt, daß sie die Weltmission empfangen hat, alle Völker für Christus zu sammeln und zu Christus zu führen. Daraus folgt, daß sie es nicht ruhig mitansehen kann, wenn man gegen Christus zu sammeln und die Menschheit von Christus abzuführen versucht, indem man z. B. von ‚Versöhnung mit der modernen Kultur' redet oder die heiligen Schriften selbständig, alias selbstherrlich auslegt oder ein ganz neues Ideal eines ‚Heiligen' aufstellt oder nach Reformen lechzt, welche eine Deformation der überlieferten

Glaubenslehre bedeuten würden. Eine ‚Kultur‘ des Tages stimmt eben mit dem Geiste Christi überein oder sie tut es nicht. Im ersten Falle ist sie christlich, im zweiten kann sie für Christus erobert werden.

Die Modernen aller Zeiten, zu welchen also auch solche gehören, die heutzutage längst aus der Mode gekommen sind —, die Modernen aller Zeiten haben aber immer von Christus verlangt, daß er sich unter das harte Joch irgendeiner gerade herrschenden Coterie beuge. Nur dann ist in ihren Augen das Christentum ‚versöhnlich‘, wenn es sich selbst aufgibt. Man verlangt von uns, daß wir statt der Bibel die hunderttausend Kommentare küssen, die von hunderttausend ‚Standpunkten‘ aus über die Bibel geschrieben worden sind. Man will, daß wir vor Universitätskathedern knieen und dem Altare des wahren Gottes den Rücken kehren. Man setzt die alten Heiligen der allgemeinen Kirche mitsamt ihrer Askese auf den Index der ausgeschaltenen Meinung und stellt an uns das Ansinnen, neue, sehr kuriose Heilige der Sondergemeinden mitsamt ihren Evolutionen und Capriolen in den Kalender der Reformkirche aufzunehmen. In summa: das eigentliche Christentum ist erst neuerdings aus dem Boden gestampft worden. Christus hat die Kirche nicht in alle Wahrheit geleitet, ist nicht bei ihr geblieben, hat ihr nicht seinen Geist gesandt, hat sie nicht auf den Felsen Petri gegründet, hat nicht befohlen, daß man sie ‚hören‘ solle, und hat nicht vor den falschen Propheten und den Wölfen in Schafskleidern gewarnt. Die apostolischen Väter, die Kirchenväter, die großen Theologen und Apologeten, die christlichen Moralphilosophen stellen eine lange Reihe von falschen Zeugen dar und die ununterbrochene Tradition ist die kontinuierliche Befangenheit. In Wien, in Berlin oder im wunderschönen Straßburg oder irgendwo in Frankreich oder im Schoße irgendeiner ethischen oder theosophischen Gesellschaft, bei den Alldeutschen, bei den Murrianern oder anderen Murrern, bei den Voraussetzungslosen, bei den Amerikanisten, bei den

Christlich-Sozialen oder sonstigen Irenikern, bei Loisy, Rietschl, Harnack, oder Gott weiß wo sonst noch, ist das Licht aufgegangen, das denen leuchtet, die im neunzehnhundertjährigen Schatten der römisch-katholischen Kirche sitzen. Jeder Universitätsstadt sollen wir zurufen: Du bist mit nichten die geringste unter den Fürstenstädten Judas, denn von dir ist ausgegangen das Heil! — Wenn man nur durch das Dickicht der Reformen seinen Weg finden könnte! Das treibt und schießt und wuchert wie im tropischen Urwalde. Die Schlingpflanzen der neuen Lehre wachsen zusehends in die Höhe, und die possierliche Affenwelt, die uns über den Weg und über die Köpfe springt, schreit und kreischt durcheinander, so daß dem Pfadsucher Hören und Sehen vergeht. . . . .

Nein, sagen die Matadore der Reform entrüstet — und sie bekreuzen sich dabei! — wir unterwerfen uns dem Dogma vorbehaltlos. Nur — muß das Dogma richtig erklärt werden. Wir erkennen auch jederzeit freudigst die Tradition an. Nur — müssen wir bei der Erklärung der Tradition befragt werden. Wir respektieren den heiligen Vater über alles, beteiligen uns sogar am Peterspfennig. Nur — müßte Seine Heiligkeit etwas häufiger unserer verehrlichen Meinung sein. Wir hegen auch eine unbegrenzte Hochachtung vor den römischen Kongregationen. Nur — dürfen die Herren im Vatikan und der Cancellaria nicht verlangen, daß wir ihren Entscheidungen innerlich beipflichten. Wir nehmen die Sache äußerlich bitter ernst. Wir beweisen das auf jeder Seite unserer Bücher, Broschüren und Charakterbilder. Wir sind Stilgenies — Sehet doch zu, ihr Rückständigen, wie ihr uns fasset! Es wird euch nicht so leicht gelingen. Denn wenn wir etwas sagen wollen, was euch Theologen und scholastischen Philosophen nicht paßt, dann sagen wir es in Zeitungen, Monatsschriften, Romanen und sonstigen Renaissanceblättern, die des Imprimatur nicht benötigen. Wir flüchten uns aus der engen Atmosphäre der Schulstube in die Oeffentlichkeit, wandern durch Hochland und Tiefland, predigen

unsere Lehre auf den Gassen und Märkten und läuten jene Glocken, deren Stränge nicht in eurer Sakristei hängen.

Sie wissen sich immer zu verteidigen, haben ‚sempre uno scampo alla difesa', um einer offenen Verurteilung zu entgehen und so die Ahnungslosen in ihre Schlingen zu locken, per non incorrere in una aperta condanna e prendere però gli incanti ai loro lacci. So spricht Pius X. von jenen, die auch Katholiken sein wollen. In seinem Appell an die Kardinäle nennt der Papst sie Unkrautsäer (seminatori di zizzania). Und damit sind sie genügend gekennzeichnet.

Sagen wir es nur offen heraus: Es gibt einen heimlichen Protestantenverein in der katholischen Kirche. Der offene Protestantenverein ist, mit seinem versteckten Bundesbruder verglichen, ein ehrlicher, frischer, man möchte fast sagen sympathischer Feind. Man weiß doch, was er will, und kann vor ihm auf der Hut sein. Er tritt uns mit offenem Visier entgegen und geniert sich nicht, mit den Augen zu rollen und die Zähne zu fletschen. Aber die heimlichen Protestanten tragen eine Maske — bald die tragische, bald die komische, denn sie sind teils weinende Philosophen, die nach Reformen jammern, teils Spötter. Ihr wahres Antlitz sieht man selten. Wenn man es aber sieht, so scheint es, als ob der Mann am ‚regard à la Montmorency' leide, als ob sein rechtes Auge nach oben schaue und das suche, was droben ist, das linke dagegen nach dem Fürsten dieser Welt und all seiner Herrlichkeit schiele. Das Rätselhafteste an dem heimlichen Herrn ist allerdings seine Sprache. Wenn man nicht sehr genau zuhört, meint man, er spreche fließend katholisch. Gibt man dann aber genauer obacht, so merkt man, daß er es nicht mit dem römischen Accent spricht. Es ist wohl die Phraseologie, aber — aber es fehlt etwas. Sind es Gallikanismen, Josephinismen, Amerikanismen, deutsche Weistümer, die da mit unterlaufen? . . . Wir Söhne der heiligen katholischen und apostolischen Kirche wollen doch nicht allzu verehrungsvoll an seinen schwülstigen Lippen hängen! A. A.

LXXII.

Zum Kampf um die Fachleitung der Schule.

Die evangelische Landessynode in Württemberg hat in der Sitzung vom 15. Januar folgende Erklärung abgegeben: „Wir halten im Interesse der Kirche wie der Volksschule nicht nur die Durchführung der Fachaufsicht in der Bezirksinstanz unter entsprechender Regelung der Ortsaufsicht, sondern auch die Loslösung von der Oberkirchenbehörde für durchaus notwendig und werden eine Neuordnung der Volksschulaufsicht auf dieser Grundlage insbesondere auch mit Rücksicht auf das berechtigte Verlangen des Lehrerstandes nach Fachaufsicht lebhaft begrüßen. Dabei setzen wir voraus, daß der konfessionelle Charakter der Volksschule und die der Kirche schon bisher zustehenden Befugnisse hinsichtlich der Leitung und Aufsicht über den Religionsunterricht ungeschwächt erhalten bleiben." — Die Pädag. Ztg. bemerkt dazu, daß der Württembergische Volksschullehrerverein mit dem zweiten Satz nicht einverstanden ist, erblickt aber in dem ersten Satz ein Entgegenkommen, „wie man es von dieser Seite kaum erwartet hätte".

Der Fall ist typisch. Die ganz überwiegende Mehrzahl der deutschen Lehrer, gleichviel in welchen Bundesstaaten (vgl. z. B. die jüngste Denkschrift der Lehrerschaft in dem kleinen Sachsen-Meiningen, die ein kleines Musterprogramm der heute fast allgemeinen Forderungen der Lehrerschaft, von der fachmännischen Schulaufsicht bis zur vollständigen Trennung von Schul- und Kirchendienst enthält), fordert mit immer stärkerem Ungestüm und immer größerer Siegeszuversicht die fachgemäße Schulaufsicht. Mag sie noch eine kurze Zeit

hintangehalten werden, die Fachleitung muß und wird kommen, schrieb die Bayer. Lehrerzeitung in einem programmatischen Artikel zu Beginn des Jahres. In den protestantischen Kirchenbehörden haben wir Katholiken noch eine Zeitlang eine Stütze für die Konfessionsschule, für die geistliche Schulaufsicht geben sie auch jetzt keine Gewähr. Das zeigt nicht bloß die obige Erklärung der Württembergischen Landessynode, sondern auch anderweitige Kundgaben von positiven kirchlichen Vereinen, denen die Kirchenbehörden nicht lange widerstehen werden. Und erst jüngst haben uns die Vorfälle im preußischen Landtag gezeigt, daß bereits die Freikonservativen für die Fachaufsicht sind. Auch die Bestrebungen zu Aenderungen des Prüfungswesens in den Volksschulen, wie sie nun vom Bayer. Lehrerverein auf Grund der Beschlüsse der Delegiertenversammlungen 1902 und 1905 energisch gefördert werden, haben, so sachlich begründet sie sind und so sehr sie den geäußerten Erfahrungen nicht vereinzelter Bezirksschulinspektoren entsprechen, gleichwohl die unverkennbare Nebenabsicht, die geistliche Inspektion hinauszudrängen. Wir sind nicht so engbrüstig, daß wir deshalb das Gute dieser Bestrebungen nicht fördern oder gar in Bausch und Bogen verwerfen wollten. Aber auch diese Erscheinung zeigt mit den anderen, daß die Bewegung gegen die geistliche Schulaufsicht immer größere Dimensionen annimmt und immer mehr Stützen findet.

Nun denkt keiner von uns so klein von der Kirche, daß er glaubte, sie stehe und falle mit der geistlichen Schulaufsicht. Aber anderseits haben wir wirklich keinen Grund, eine durch das Recht der Geschichte uns zugewachsene Position ohne weiteres zu räumen. Dies um so weniger, als diese Position immerhin noch manches beitragen kann, den Prozeß der fortschreitenden Entchristlichung der Schule wenigstens bei uns noch aufzuhalten. Dann allerdings wird es unsere Aufgabe sein müssen, diese Position gegenüber dem allgemeinen, gesteigerten Ansturm entsprechend zu verstärken.

Wie das am besten geschehen kann, das können wir un-

schwer aus dem Eindruck entnehmen, den unsere diesbezüglichen Versuche beim Gegner hervorrufen. In einem Priesterseminar bezw. Lyzeum hatten es ein Seminardirektor und ein Volksschullehrer auf Ersuchen übernommen, den Theologen pädagogischen Unterricht zu erteilen. Die Freie bayerische Schulzeitung wirft nun in sehr grimmiger Laune den beiden Herren vor, daß „sie *dadurch die geistliche Schulaufsicht*, die sie als Mitglieder des Bayer. Lehrervereins als eine Schmach empfinden müssen, *befestigen*." Man empfindet es also sehr intensiv auf gegnerischer Seite, daß gerade die fachmännisch-pädagogische Ausbildung der Theologen das beste Mittel ist, die geistliche Schulaufsicht zu stärken. Denn so wird den Gegnern ihr Hauptargument aus den Händen gewunden, daß eine Schulprüfung nur von fachmännisch geschulten Personen richtig vorgenommen werden könne.

Nun ist allerdings ein pädagogischer Unterricht, wie er jetzt an einigen Lyzeen erteilt wird, *für künftige Distriktsschulinspektoren* etwas kümmerlich. Es fragt sich, ob sich nicht eine reichere Gelegenheit finden läßt. Diese scheint in nicht zu ferner Zeit gegeben zu werden. Es kann nämlich nicht mehr allzu lang dauern (eine Reform der Seminarlehrerbildung ist ja bereits angekündigt), daß für die Lehrerbildner eine wenigstens zweijährige akademische Vorbildung zur Regel erhoben wird. Die Errichtung von pädagogischen Professuren und Seminarien (zunächst in München) gehört notwendig zur Verwirklichung dieses Gedankens. Wir denken nun, daß diese pädagogische Bildungsgelegenheit auch für Theologen oder Geistliche nutzbar zu machen wäre, die besonderes Interesse und Talent für das Schulfach bekunden. Falls diese Bildungsmöglichkeit nicht für die werdenden Geistlichen als geeignet befunden würde, stünde schwerlich etwas im Wege, daß einzelne nach der Weihe und etwa ein paar Jahren Seelsorge an der Universität ihre pädagogischen Studien fortsetzen. Dies wird sich so wie so als ein Erfordernis für diejenigen ergeben, die ihre Theologie an Lyzeen

gehört haben. Denn selbstverständlich ist es auf absehbare Zeit ausgeschlossen, daß jedes Lyzeum seine pädagogische Professur erhält, sofern nicht eine Reorganisation unserer Lyzeen vorgenommen wird, die freilich nicht ganz unzeitgemäß sein dürfte. Nur so wäre es ja möglich, ohne erhebliche Mehrkosten überall die schon für die Katechese außerordentlich zweckdienliche breite pädagogische Bildungsmöglichkeit zu schaffen. Zunächst gilt es allerdings, die pädagogische Professur für die Universität München durchzusetzen.

Kann so der Geistliche an voller pädagogischer Ausbildung mit jedem Fachlehrer konkurrieren, so ist es für jeden klar, daß damit die geistliche Schulaufsicht in der denkbar besten Weise gefestigt ist. An allgemeiner Bildung kann der Lehrer ja vor der Hand noch lange nicht mit dem Geistlichen konkurrieren, der Gymnasial- und akademische Bildung genossen hat. Ist es ja eben das glühende Streben der Lehrerschaft, gerade an Allgemeinbildung den Gymnasien gleichzukommen. Besonders energisch wurde dies vor kurzem in einem Artikel der „Freien bayer. Schulzeitung“ (Nr. 1) über Zilligs „Plan zur Reform der Lehrerbildung“ ausgesprochen. Der Verfasser erklärt offen, daß er, wenn er zu wählen hätte zwischen gründlicher Allgemeinbildung und akademischer Pädagogik, seine Hand ohne Bedenken nach der ersteren ausstrecken würde. Er versichert auch, daß die Mehrzahl seiner Kollegen zweifellos dasselbe tun würde. Daß die Lehrerbildungsanstalten auf gleicher Höhe wie die Gymnasien stehen sollten, ist eine Forderung, die auch Seminardirektor Dr. Andreae in seiner Rede vom 29. Januar im Leipziger Lehrerverein über „die pädagogische Krisis der Gegenwart“ erhoben hat. *Diese so heiß ersehnte und so energisch geforderte Allgemeinbildung besitzt nun der Geistliche bereits.* Er ist also hierin ohne Frage dem Lehrer geistig überlegen. Und unterlegen ist er ihm gewiß auch nicht an allgemeiner geistiger Befähigung. Wozu sonst die Klagen von geistig hochstehenden Schul-

männern und Lehrerorganen, daß durch die „Leutenot" der Lehrerstand nichts weniger als geistig und sittlich gehoben werde? Wozu sonst die öffentlich erhobene Forderung: „Es müssen dem Lehrerstande die Tüchtigsten zugeführt werden"? Wir wünschen sehr, daß der Lehrermangel sich behebe (in Bayern ist nach der Statistik des Kultusministerialblattes [Nr. 1] dazu begründete Aussicht) und der ganze Stand an geistiger Kraft und Reife gewinne. Aber auch dann wird ihm die geistige Durchschnittsbefähigung des Geistlichen noch sehr wohl die Wage halten können. So beruht das Uebergewicht des Fachmannes lediglich in dem Mehr an pädagogischer Schulung. Dieses Mehr gilt es auf unsere Seite zu bringen, sofern uns an der Erhaltung der geistlichen Schulleitung wirklich etwas liegt.

LXXVIII.

Reichstagsbrief. IV.

Berlin, 9. Mai 1907.

Durch parlamentarische „Gewaltmärsche" ist nun die zweite Lesung des Etats beendigt; für die dritte sind nur wenige Tage vorgesehen. In der zweiten Hälfte der kommenden Woche sind 1000 Mk. Diäten fällig; die Freifahrt gilt den Sommer über. „Mein Liebchen, was willst du noch mehr?" kann Fürst Bülow seine getreue Garde fragen. Aber die Wählerschaft wird nicht in dieser sonnigen Stimmung sein. Das Zentrum kann frohgemut die Arbeitsstätte vor dem Brandenburger Tor verlassen; nicht so andere, denn sie stehen mit leeren Händen da. Sie haben den Ausgabeetat stark belastet, so sehr, daß neue Steuern kommen

müssen. Aber sonst haben sie nichts geleistet, rein nichts. Die liberale Wählerschaft insbesonders sieht sehr enttäuscht dem Schlusse der Session entgegen; sie hatte es sich so anders, ganz anders gedacht. Freilich ist das Zentrum vergewaltigt worden; man hat ihm auch die Verantwortung abgenommen; aber an diesem „Zentrumsknochen“ kann die liberale Wählerschaft nicht ewig herumnagen. Wenn vollends im Herbst die neuen Steuern kommen, dann folgt auf den heutigen Rausch der Katzenjammer.

Die zweite Lesung gab noch eine Reihe bemerkenswerter Erscheinungen. Beim Etat des Reichsjustizamtes erfolgten zwei auffallende Vorstöße, einer von den Freisinnigen und der andere von den Sozialdemokraten. Staatssekretär Dr. von Nieberding ist dem Freisinn nicht genehm; er ist zwar ein sehr tüchtiger Jurist und eine hervorragende Arbeitskraft, wenn ihm auch die Rednergabe fehlt. Aber er ist etwas konservativ und zudem noch Katholik. Grund genug, jetzt gegen ihn anzustürmen. Dr. Müller-Meiningen mußte dies tun; „im Namen der freisinnigen Partei“ — wir müssen immer lachen, wenn diese Erklärung anhebt — hatte er zu „verlangen“: Strafprozeßreform, Strafgesetzbuchreform, Beseitigung des Zeugniszwanges für die Presse, Erhaltung der Schwurgerichte usw.; an und für sich lauter alte Wünsche; aber die Art, wie er die Erfüllung forderte, war neu. Die freisinnigen Kinder werden ungebärdig; sie drohten gar dem Staatssekretär mit dem Reichskanzler. Aber Nieberding blieb in seinem kühlen Temperament und wies allein auf Preußen hin, wo das Hindernis der Justizreform steht. Das Auftreten der neuen Regierungspartei aber hat weiten Kreisen die Augen geöffnet; vom Alpdruck des Zentrums redet man heute nicht mehr in den offiziösen Blättern; diese müssen sogar ein süßsaures Lächeln gegen solche Forderungen zeigen. Anderer Art war der Vorstoß der Sozialdemokraten, geführt von den Rechtsanwälten Heine und Franck; beides sind kluge Köpfe und sehr gewandte Redner; ihre Reden sind voller

Bosheiten und Spitzen: sie vermeiden die direkten Anklagen, aber sie gruppieren die Tatsachen so geschickt, daß in der Masse der Eindruck entstehen soll: wir haben eine Klassenjustiz. Die Sozialdemokratie wirft sich erst seit einigen Jahren auf dieses Gebiet; sie bringt eine Menge von Urteilen in Sachen der Koalitionsfreiheit vor. Die Sozialdemokratie weiß besser als manche bürgerliche Partei, daß sie auf dem Gebiete des Arbeiterschutzes und der Arbeiterversicherung nicht mehr viel holen kann, weil hier fast alle Parteien einen Fortschritt wünschen; man ist nur über das Tempo verschiedener Ansicht. Aber da läßt sich keine Klassenbewegung mehr schüren. Jetzt wirft sie sich auf die Frage des Arbeitsrechts und es läßt sich nicht bestreiten, daß bezüglich der Koalitionsfreiheit schon Urteile gefällt worden sind, die in das Gebiet der Unbegreiflichkeiten gehören. Geschickt nützt das die Sozialdemokratie aus, um ihren lendenlahmen Gaul wieder auf die Beine zu bringen. Wir möchten dringend wünschen, daß ein Jurist im Zentrum auch diesem Gebiete sich mehr widmen würde; man darf solch offenkundige Mißstände nicht allein der Sozialdemokratie überlassen. Das Zentrum hat sehr viele Juristen in seiner Mitte; will ein richterlicher Beamter nicht an die Sache heran, so soll es ein Rechtsanwalt tun, der das Material sammelt und die Fälle sichtet. Gerade ein Eintreten von unserer Seite würde in der christlichen Arbeiterwelt sehr guten Eindruck machen.

Der Militäretat enthielt heuer an Mehrforderungen für Waffenbedarf nahezu 20 Millionen, wozu noch für die Festungen 15 Millionen treten. Kriegsminister von Einem stellte dem Zentrum ein ungemein günstiges Zeugnis aus; er betonte, daß unser Heer schlagfertig sei, daß es trotz der Umbewaffnung zurzeit seine Pflicht erfüllen könne. Die Militärverwaltung habe sich hier an ein langsames Tempo gehalten, im Vertrauen auf den Reichstag, daß er die Positionen stets bewilligen werde; und darin habe sich die Militärverwaltung auch nicht getäuscht. Demonstrativer Bei-

fall folgte aus dem Zentrum; denn unter der Führung des Zentrums hat sich diese Umbewaffnung vollzogen; es stellte sogar die Referenten hiefür (die bestgehaßten Abg. Roeren und Erzberger). Der Reichskanzler stempelte dafür das Zentrum zu einer antinationalen Partei, der Kriegsminister aber gab der Wahrheit die Ehre und anerkannte die Verdienste des Zentrums. So kommt die Wahrheit immer wieder an den Tag. Das Verhalten der Sozialdemokraten war hiebei sehr beachtenswert; ihr Redner Noske machte stark in Revisionismus; er will unsere Soldaten nicht mit „Mistgabeln“ ausrüsten, er will sie gut verpflegt und ausgebildet wissen. Selten hat man solche Töne von links her vernommen; freilich bellen jetzt die Radikalen den Genossen an, aber im Reichstage hat er die Mehrheit seiner Fraktion hinter sich.

Der Postetat gab dem neugewählten Zentrumsabgeordneten Hamecher Gelegenheit, seine Ansichten über die Reform im Postwesen vorzulegen. Er führte sich hiemit sehr gut ein und schnitt vorzüglich ab. Man merkte seiner Rede die Sachkenntnis auf Schritt und Tritt an. Der Abg. Duffner behandelte die Frage der Verbilligung der Telephongebühren auf dem Lande und wies mit Recht darauf hin, daß die Stadt das Telephon weit mehr benütze und sehr wenig zahle; er forderte die Einführung eines Gesprächzählers. Unser treuer, alter Hug ist nicht umsonst in Konstanz gewählt, wo eine Oberpostdirektion, ist und seine Postwähler haben in ihm einen warmen Fürsprecher gefunden.

Der Kolonialetat ging sehr rasch durch. Dr. Spahn, Schwarze und Erzberger vertraten den Zentrumsstandpunkt, Erziehung der Eingeborenen. Der Block redete fast kaum und bewilligte gar alles: Reichskolonialetat, Oberkommando der Schutztruppe, Kolonialarmee in Südwestafrika, was uns insgesamt 25 Millionen Mark mehr kostet. Die Gegenrechnung wird nicht ausbleiben.

Einen „großen Tag“ sollte der Reichstag haben, als

er die Etats des Reichskanzlers beriet. Groß aber war nur die Rede des Zentrumsabgeordneten Freiherrn von Hertling; alle anderen Reden waren geringfügig, selbst jene des Reichskanzlers hat in manchen Punkten enttäuscht. Wichtig war allein die Mitteilung, daß Deutschland sich an der Abrüstungsdebatte im Haag nicht beteiligen wolle. Ganz damit einverstanden.

LXXIX.

Die Glaubensspaltung im Gebiete der Markgrafschaft Ansbach-Kulmbach in den Jahren 1520—1535.[1])

Das Herzvolk Europas ist seit nahezu 400 Jahren kirchlich gespalten. Der denkende Geist fragt sich gar oft: Wie ist diese tiefgreifende Aenderung möglich gewesen? Auf welche Weise ist diese Scheidewand innerhalb des deutschen Volkswesens aufgerichtet worden?

Für ein kleines Gebiet im Umfange des weiten deutschen Reiches, für die Markgrafschaft Ansbach-Kulmbach, hat Johann Götz, zurzeit Stadtpfarrer in Freystadt, Oberpfalz, es unternommen, auf Grund reichen archivalischen Materials diese interessante Frage zu lösen.

Für die Diözese Eichstätt, welche in das Gebiet des Markgrafen von Ansbach vielfach hineinragte, es seien nur die Orte Solnhofen, Rott, Schwabach, Heilsbronn, Ahausen, Heidenheim, Wülzburg genannt, besitzen wir in den Visitationsprotokollen des Johannes Vogt, welcher 1450 im Auftrage seines Bischofes, Wilhelm von Reichenau, von Pfarrei zu Pfarrei zog, um an Ort und Stelle die kirchlichen Zustände zu prüfen, äußerst wertvolle Angaben, welche in ihrer naturgetreuen Schilderung einen tiefen Einblick in das Leben des

1) Auf Grund archivalischer Forschungen von Joh. B. Götz, Stadtpfarrer in Freystadt. Freiburg i. B., Herdersche Verlagsbuchhandlung 1907. XX, 292 S.

Volkes gewähren. Wer die Berichte Vogts je einmal gelesen, für den ist die nachfolgende Glaubensspaltung kein Rätsel mehr. Das Hauptlaster der vorreformatorischen Zeit: die sittenlose Lebensführung der Geistlichen, welche mit ihren Konkubinen, deren Namen und Alter bei Vogt sich angegeben finden, ungescheut der Liederlichkeit und dem Trunke fröhnten, fand ja durch Luthers Lehre und Beispiel in Gestattung der Priesterehe seine eigenartige Lösung.

Dogmatische Schwierigkeiten stießen angesichts der neuen Kirchenordnung wohl den wenigsten Seelsorgern auf, die fast ausnahmslos ohne tiefere Geistes- und Herzensbildung ein paar Hochschulen sich angeschaut hatten, um dann in Zeitz von einem willfährigen Weihbischof die nötigen Weisungen sich geben zu lassen. Das oberflächliche glaubensleere Gebahren der Geistlichen wird durch die skandalöse Behandlung des Allerheiligsten grell beleuchtet.

Wie der Hirt, so die Herde. Der religiöse Volksunterricht war auf ein sehr bescheidenes Maß eingeschränkt, der Empfang der Sakramente außer Ostern kaum dem Namen nach bekannt, selbst da blieben in Stadt und Land viele von der Kommunionbank ferne; das eheliche Leben lag furchtbar darnieder. Fügen wir diesem dunklen Bilde hinzu die harte Rücksichtslosigkeit weltlicher Beamten, die leichtfertige Lebensauffassung tiefverschuldeter Landesherren, so werden wir begreifen, daß eine Lehre, welche durch Verwerfung der bischöflichen und päpstlichen Autorität dem Ehrgeiz und dem Machtbewußtsein der Fürsten schmeichelte, welche die reichen Stifte und Klöster als Lockspeise für die Annahme des lauteren Wortes Gottes hinwarf, an den Höfen und in den Ratsstuben bereitwilliges Gehör gefunden hat.

Der verschmitzte Vogler, der theologische Dilettant Hans von Schwarzenberg, die ehrgeizigen und herrschsüchtigen Althammer und Rurer erscheinen im Bunde mit dem Nürnberger Ratsschreiber Lazarus Spengler als die treibenden Kräfte am Hofe des Markgrafen Georg, dem eine idealisierende Nachwelt den Beinamen des „Frommen“ gegeben hat, als es galt, die religiösen Neuerungen des Mönches von Wittenberg in einer fest umschriebenen Kirchenordnung mit Gewalt zur Durchführung zu bringen, und die Kirchenkleinodien zu inventarisieren, um sie

alsbald zur Münze nach Schwabach befördern zu lassen. Das Beginnen der Markgrafen Kasimir und Georg fand an den Landständen und Theologen wenig ernstlichen Widerstand — nur Dr. Weinhardt in Ansbach war sich als Prediger der katholischen Wahrheit seiner Pflicht bewußt. Die Beschwerden der vier Bischöfe des Ansbacher Landes beim schwäbischen Bunde verliefen bei dem Mangel einer starken kaiserlichen Zentralgewalt spurlos im Sande; die Ehre des Bekennermutes retteten einzelne Frauenklöster, während die Mönche — hier sei besonders als typisches Beispiel der charakterlosen Vermittlungstheologie der Abt Schopper von Heilsbronn genannt — und die Pfarrgeistlichen sich fast ausnahmslos mit der landesherrlichen neuen Kirchenordnung recht und schlecht — so gut es eben ging — abfanden.

Und das christliche Volk? Nahm es mit hellem Jubel, mit froher Begeisterung und Dank die Erlösung aus päpstlicher Tyrannei entgegen? Mochte auch das Glaubensbewußtsein nicht besonders hoch entwickelt sein, von den altkirchlichen Festen, wie Fronleichnam, Mariä Himmelfahrt wollte es nicht lassen. Eine sittliche Erneuerung ist durch das deutsche Kirchenlied und durch die Abschaffung der Beichte nicht erzielt worden — durch Beibehaltung äußerer Formen der Meßfeier bei der neugeschaffenen Liturgie und, fügen wir hinzu, durch Aufrechthaltung der altkirchlichen Kleidung bei gottesdienstlichen Funktionen, wie in Nürnberg, wo das katholische Meßkleid und das Chorhemd erst 1810 seitens der protestantischen Prediger abgelegt worden ist — vgl. Herold, Alt-Nürnberg in seinen Gottesdiensten, S. 323 —, wurde das Volk über den dogmatischen Unterschied zwischen einst und jetzt hinweggetäuscht.

Mit größtem Interesse haben wir die eingehende, mit Quellenmaterial reich belegte Studie des schaffensfreudigen Stadtpfarrers Götz verfolgt. Zum Schlusse erlauben wir uns den Wunsch auszusprechen: es möchte die Einführung der Glaubensspaltung in Nürnberg in ebenso gründlicher wie eingehender Weise nach den Quellen dargelegt werden.

Greding. Hirschmann.

LXXX.

Das Verhältnis des Protestantismus und Katholizismus zur geistig-weltlichen Kultur.

In diesem Aufsatz wird die religiöse Welt als ein Gebiet für sich gefaßt und ihr die weltliche Kultur und vor allem die geistige Kultur, deren Hauptgebiete sämtliche weltlichen Wissenschaftszweige, besonders die Philosophie, ferner Literatur und Kunst bilden, gegenübergestellt. Das Gebiet der Moral ist zunächst außer Betracht gelassen. Es darf auf keinen Fall hier als Glied der geistigen Kultur betrachtet werden, erheischt vielmehr eine ähnliche Stellung wie die Religion, darum auch eine analoge Untersuchung seiner Beziehungen zur weltlichen Kultur.

Als weltlicher Kulturzweig gilt jedes Gebiet, das seiner inneren Tendenz nach nicht auf wirkliche Stärkung oder Hemmung einer Gegenwartsreligion abzielt. So haben z. B. sämtliche historischen Wissenschaften, mögen sie sich auch mit der Erforschung religiöser Dinge beschäftigen, ihrem Wesen nach nicht die Aufgabe, auf die bestehenden Religionen fördernd oder hemmend zu wirken, sondern lediglich das Ziel, Tatbestände und Verknüpfungen von Tatbeständen festzustellen. Doch soll im folgenden die weltliche Kultur als Gesamtheit aufgefaßt und nur gelegentlich auf spezielle Gebiete exemplifiziert werden.

Was nun den Protestantismus betrifft, so hat sich in seinem Verhältnis zur weltlichen Kultur im Lauf der Zeit eine merkwürdige Entwicklung vollzogen. Deren Ergebnis ist,

daß die religiösen Elemente des Protestantismus sich in einer ganz einzigartigen Weise mit den Elementen der modernen Geisteskultur vermischt haben. Schon die Klassiker zeigen diese Entwicklung in einem äußerst fortgeschrittenen Stadium. Bei Herder wirkt der religiöse Geist des Protestantismus zwar noch sehr stark und die Verschmelzung mit der humanitären Idee ist noch keineswegs restlos vollzogen. Goethe repräsentiert eine durchaus neue Entwicklungsphase. An die Stelle der humanitären Idee tritt die moderne Kulturidee. Und hier ist nun die Durchdringung des Weltlich-Geistigen mit dem religiös-protestantischen Gedanken an allen wesentlichen Punkten vollendet. In der Weltauffassung Goethes lassen sich in der Tat kaum einzelne Elemente aus der protestantischen Sphäre aussondern, was bei Herder eine Leichtigkeit ist. Und doch ist es eine unausweichliche Tatsache, daß nur vom protestantisch-religiösen Ideenkreis aus das Goethesche Weltbild sich geradeso gestalten konnte. Die Entwicklung seit Goethe hat diese Verschmelzung nur noch inniger machen können, allerdings aber auch an gewissen Stellen eine ausdrückliche Verstärkung des spezifischen religiös-protestantischen Einschlags gebracht, was mit dem Aufschwung der protestantischen Theologie im 19. Jahrhundert und mit dem daraus resultierenden kulturellen Einfluß zusammenhängt.

Dieses Eingehen in das Mark der modernen Geisteskultur mußte der Protestantismus indes durch schwere Nachteile bezahlen. Die Emanzipation alles Weltlichen von religiös-kirchlichen Mächten war, als der geschilderte Prozeß in ein entscheidendes Stadium trat, bereits soweit vorgeschritten, daß eine innigere Einigung nur dann möglich war, wenn der Protestantismus von seinen eigenen religiösen Elementen einen sehr großen Teil über Bord warf. Das geschah. Heute ist der Protestantismus in seinen hervorragendsten Vertretern bereits auf dem Punkte angelangt, daß er sich von allen positiven Glaubenselementen völlig entleert hat. Trotzdem wirkt von seinem Geist ein starker Hauch auch in den freiesten

Vertretern fort. Die Weltauffassung eines Harnack, Paulsen und hundert anderer bedeutender Kulturträger unserer Zeit ist keine jenseits jeder Konfession liegende, trotzdem sie kein Glaube an ein Dogma oder an eine Offenbarung mehr hemmt, sie ist in höherem Grade, als es scheint, von dem Geist des Protestantismus bestimmt. Darum weisen diese Männer eine Kultur und folgerichtig auch eine Schule auf das entschiedenste ab, worin alle religiösen Faktoren verstummen sollen. Diese fallen für sie mit dem protestantischen Geist zusammen, und sie müssen es. Denn die rein aus der Menschennatur entwickelten religiösen Faktoren sind bei einer religiösen Entwicklung, wie sie Deutschland durchgemacht hat, schon reine Phantome. In Deutschland gibt es für jetzt und für die Zukunft, solang überhaupt von Religion noch die Rede ist, nur die Mächte des protestantischen und katholischen Geistes.

Die innere Einheit des protestantischen Geistes mit der modernen Geisteskultur ist indessen, mit so schweren Einbußen an inneren Werten sie erkauft wurde, doch keine unbedrohte Errungenschaft. Die Bewegung der Befreiung des Weltlichen aus dem Religiösen hat mit dem gegenwärtigen Zustand noch keineswegs ihren Abschluß gewonnen. Sie wird weiter gehen und das Ergebnis wird ein Hinausdrängen religiöser Wirkungskraft aus manchen Positionen sein, in denen sich der Protestantismus auf die angedeutete Weise geltend zu machen gewußt hat, trotzdem dieser Einfluß nicht von den Bedürfnissen der Sache gefordert wurde. Die Folge dieser bereits vordringenden Bewegung kann nur eine Alternative sein: entweder verdünnt der Protestantismus seinen religiösen Gehalt wiederum um ein Erhebliches, oder er zieht allmählich seine religiösen Kräfte aus der weltlichen Kultursphäre zurück und sammelt sie im eigentlich religiösen Strombett. Angesichts der bisherigen Entwicklung und besonders des inneren Zustandes des Protestantismus ist das letztere, wenn auch nicht ausgeschlossen, so doch wenig wahrscheinlich.

So mag derselbe Weg, der den Protestantismus zu seiner gegenwärtigen Macht im heutigen Kulturbereich geführt hat, ihn zur letzten Selbstverflüchtigung gelangen lassen.

Der Katholizismus nun nimmt zur Welt der Kultur eine prinzipiell verschiedene Stellung ein. Sie beruht in der grundsätzlichen und durchgehenden schärferen Scheidung des Weltlichen vom Religiösen. Man möchte im Hinblick auf das Mittelalter zunächst das Gegenteil für wahr halten. Allein die herkömmliche Auffassung des Mittelalters dürfte in dieser Hinsicht einer mehrfachen Korrektur bedürfen. Ein Beispiel. Das Zünftewesen spielte im späteren Mittelalter anerkanntermaßen eine beherrschende Rolle. Der treibende Gedanke darin war aber keineswegs ein religiöser, sondern ein durchaus wirtschaftlicher, wie die Wirtschaftsgeschichte festgestellt hat. All die religiös-kirchlichen Elemente, die dran und drum waren, hatten im Grunde nur den Charakter einer religiös-kirchlichen Verbrämung. Die Politik der mittelalterlichen Kaiser und Fürsten war wesentlich eine Machtpolitik, wie es die der modernen Staaten ist; sie stellte sich nicht in den Dienst der Religion, sondern in den der eigenen Ansprüche und Pläne. Die gesellschaftlichen Verhältnisse werden ähnlich zu beurteilen sein. Durch die mittelalterliche Gesellschaft konnten sogar Dinge wie der Ehebruch bis zu einem gewissen Grade offiziell legitimiert werden, was in der modernen Gesellschaft nicht der Fall ist. Der „Frauendienst“ mit all seinen Begleiterscheinungen ist ein kulturell-gesellschaftliches Gebilde des Mittelalters, das keineswegs aus dem Geist der christlichen Kirche herausgewachsen war. Doch soll damit gar nicht geleugnet werden, daß der Einfluß der religiös-kirchlichen Sphäre auf die geistige Gesamtkultur des Mittelalters bedeutend größer war, als er heute dem Katholizismus beiwohnt. Aber der Kernpunkt liegt überhaupt nicht an dieser Stelle.

Das Entscheidende ist nämlich dies, daß sich der religiös-kirchliche Einfluß auf die geistig-weltliche Kultursphäre be-

tätigte, ohne daß die Kirche von ihren religiösen Werten auch nur einen Grundfaktor aufgab. Soweit die Kultur des Mittelalters überhaupt religiöses Gepräge aufweist, ist es das der Kirche. Nicht erst durch eine bedeutende Verflüchtigung zahlreicher religiöser Grundelemente gelangte die Kirche zu ihrer Verbindung mit der Kultur, sondern dadurch, daß sie ihr, soweit sie es vermochte, ihren vollen Stempel aufdrückte. Man darf die Behauptung wagen, daß die Verschmelzung der religiös-kirchlichen Elemente mit denen der geistigen Kultur im Mittelalter wohl an keinem Punkte eine so intime war, wie es heutzutage an bestimmten Stellen die Durchdringung moderner Kulturelemente mit dem Geist des Protestantismus ist. Das ist für den nicht verwunderlich, der weiß, mit welcher Sorgfalt der Katholizismus auf die Erhaltung und innere Ausbildung seiner sämtlichen religiösen Elemente bedacht war.

Es wäre eine dankenswerte Aufgabe, bis ins Einzelne darzustellen, wie sich Katholizismus und Protestantismus etwa nur zu den philosophischen Strömungen im 19. Jahrhundert verhielten. Man würde finden, wie rasch und bis ins Innerste hinein der Protestantismus von dem sich drängenden Gewoge der neueren philosophischen Grundanschauungen ergriffen wurde. Kaum kann man sich des Eindrucks erwehren, daß die gesamte religiöse Welt des Protestantismus in fortwährendem Fluß, daß in dem endlosen Gewoge kaum ein Fußbreit festen Bodens zu entdecken ist, auf dem der nach absoluten Werten drängende religiöse Sinn sich dauernd niederlassen könnte. Eine in ihren Grundelementen ständig in Fluß befindliche Religion wird auf die Dauer tatsächlich als ein innerer Widerspruch empfunden. Es ist ja dann unmöglich, daß der Mensch seine innerste und tiefste Welt, die religiöse, im Ewigen und Unwandelbaren verfestige, wonach eben doch die religiöse Grundtendenz mit elementarer Gewalt verlangt. Eine Religion, die darauf verzichtet, diesem fundamentalen Bedürfnis entgegenzukommen, entäußert sich

damit allererster religiöser Grundwerte. Allein die innige Verbindung mit der geistig-weltlichen Kultur der Zeit macht eben diese Opfer zu einem unbedingten Erfordernis, da diese Kultur eben selbst in unablässiger Bewegung sich befindet. Demgegenüber ist der Katholizismus vom religiösen Standpunkt aus in einem unschätzbar großen Vorteil.

Es handelt sich dabei nicht um einen erstarrten Bestand von religiösen Formeln und Gebräuchen, sondern um dauernde Werte des religiösen Lebens. Auch innerhalb der religiösen Sphäre des Katholizismus gibt es eine Entwicklung. Aber es ist etwas anderes, eine Umwertung der tiefsten Grundwerte vollziehen oder eine Vertiefung und organische Weiterbildung des einmal und bleibend gegebenen Grundbestandes des religiösen Lebens herbeiführen. Es soll auch keineswegs verkannt werden, daß wichtige Elemente der kulturellen Gesamtentwicklung auf die religiöse Sphäre übergreifen und darin wirksam sein können. So die Verselbständigung der Persönlichkeit, die Stufe des Gemeinschaftsgefühls, des sozialen Empfindens, des Verhältnisses zur Autorität überhaupt u. a. m. Allein dies sind lediglich formale Kräfte oder können für das religiöse Leben nur als solche inbetracht kommen. Sie haben sich eben nach der vertiefenden und organisch weiterbildenden Richtung an dem gegebenen religiösen Inhalt zu betätigen. Sie können und dürfen aber nie zu einer grundstürzenden Umbildung dieses religiösen Bestandes führen.

Der festen Sicherung ihres religiösen Bestandes gegenüber der weltlichen Kultur verdankt die katholische Kirche ihre unermeßliche religiöse Tiefe und ihren unermeßlichen religiösen Reichtum. Vor allem gilt dies für die Welt der Mysterien. Ich muß gestehen, daß mir gegenüber der unendlichen Fülle und Tiefe, der über alles Denken gehenden Unergründlichkeit des göttlichen Lebens, wie sie der trinitarische Gottesgedanke ahnen läßt, die Gottesauffassung moderner Protestanten, wie die Harnacks, als unsagbar flach erscheint. Sie kann unmöglich ein ganz tiefes religiöses Empfinden be-

friedigen. Sie wird zu leicht als bloßer Anthropomorphismus erkannt, oder, wenn man will, als eine physiomorphe Bildung. Denn dieser moderne Gottesbegriff trägt ganz wesentlich die Spuren der naturphilosophischen Doktrinen des vergangenen Jahrhunderts an sich, ist also wieder ein Abkömmling der Verbindung des protestantischen Geistes mit der modernen Kultur. Es fehlen ihm auch in der Tat einige protestantisch empfundene vulgär-christliche Elemente nicht. Das ist nur ein Beispiel. Die Sache ist aber durchgehend. Wo immer ein für das nicht von der Oberfläche lebende religiöse Empfinden unentbehrliches, über den kalten Naturzusammenhang hinausgehendes religiöses Element in dem überlieferten Bestand entdeckt wurde, wurde es mit unerbittlichem Eifer hinausgedrängt und verfehmt. Wo sich dem tieferen Wesen naturüberlegene Unendlichkeiten auftun, wie Gnade, Sakrament und Opfer, da hat der moderne Protestantismus im besten Fall nur das vornehme Lächeln des Mannes, der historisch zu begreifen und darum zu verzeihen gelernt hat. Daß hier Welten eines unendlichen Lebens vorliegen, dies zu erfühlen, hat der heutige wissenschaftliche Protestantismus kein Organ mehr. Durch seinen Umgang mit der modernen Kultur ist es ihm ertötet worden. Aber es wird sich wieder nachbilden müssen, und wenn man die Wirksamkeit eines Mannes wie Rud. Eucken verfolgt, möchte es einem scheinen, als ob schon merkliche Ansätze dazu vorhanden seien. Ganz konsequent wird bei ihm auch ein scharfer Schnitt zwischen der bloß menschlichen und der höheren Sphäre gemacht, also irgendwie eine Loslösung der Religion aus der Umarmung der Kultur versucht, wenn auch das Ganze noch unsicher und schwankend erscheint.

Im Ganzen endet also die Entwicklung des Verhältnisses zwischen Protestantismus und geistiger Kultur mit einer Stärkung des ersteren auf dem kulturellen Gebiet, aber mit einer steigenden Verflüchtigung seiner ihm ursprünglich noch eigenen religiösen Werte. Beim Katholizismus ist das Verhältnis umgekehrt. Die weltliche Kultur hat sich in zu-

nehmendem Maße von ihm losgelöst, aber er hat seine unermeßlichen religiösen Schätze, auch die zartesten und tiefsten, in voller Treue bewahrt. Er hat es abgelehnt, durch Weggabe des ihm anvertrauten Goldes sich die Gunst der ‚Welt' zu erkaufen. Und es ist kein Zweifel, daß diese Schätze den erlittenen Verlust überreichlich aufwiegen. Es kann indes sein, daß die gegenwärtige Situation des Katholizismus auch nach der kulturellen Seite hin sich keineswegs als durchaus aussichtslos bewährt. Freilich, wenn wir uns zum Ziele setzten, alle weltlichen Gebiete mit dem spezifisch katholisch-religiösen Geiste möglichst zu durchtränken, dürfte unsere Lage ziemlich hoffnungslos sein. Es soll hier nicht von der Gefahr an religiöser Einbuße geredet werden, wie sie der Protestantismus erlitten hat, wiewohl auch ähnliches in episodenhafter Form dem Katholizismus nicht völlig erspart blieb. Aber sichtlich geht auf jeden Fall die Bewegung dahin, jedes weltliche Gebiet von den ihm wesensfremden Bestandteilen zu säubern — eine Bewegung, die den religiösen Ruin des Protestantismus noch vollständig machen kann. Um so sicherer dürfte eine Invasion katholischen Geistes in die Gebiete der weltlichen Kultur zurückgeworfen werden. Gerade der Umstand aber, daß die völlige Aussichtslosigkeit dieses Unternehmens uns die Kräfte und Mittel eines Versuches erspart, weist uns auf einen anderen Weg und zwar einen wohl zweifellos hoffnungsreichen Weg, auf den einmal Freiherr von Hertling mit besonderer Energie hingewiesen hat. Er besteht darin, daß die Katholiken in größerer Anzahl mit umfassender Vorbildung und Sachkenntnis, mit zielsicherer Energie und zäher Ausdauer die Arbeit auf sämtlichen Gebieten der weltlichen Kultur in Angriff nehmen, und zwar nach den in diesen selber liegenden Prinzipien. So ist zu hoffen, daß wir unseren reichen religiösen Besitz sichern, ohne dem Paganentum zu verfallen, und daß wir die Mitführung in der modernen Kultur wieder erringen, ohne unser wertvollstes Gut preiszugeben. W.

LXXXI.

Ist das Zentrum eine konfessionelle Partei?

Von Dr. Krueckemeyer.

Es ist ganz erstaunlich, zu sehen, mit welchem Aufwand von Papier und Druckerschwärze die Gegner des Zentrums in der letzten Zeit an der Arbeit sind, um zu beweisen, daß das Zentrum keine politische, sondern eine konfessionelle Partei sei. Der altkatholische Prof. Götz in Bonn hat zu dem Zwecke sogar ein ganzes, über 200 Seiten starkes Buch geschrieben, das in der gegnerischen Presse, insbesondere der „Köln. Ztg.", mit großem Beifall aufgenommen worden ist. Die reformkatholische Krausgesellschaft in München ist natürlich derselben Meinung. Einen weiteren Bundesgenossen hat Professor Götz in dem katholischen Prof. v. Savigny in Münster erhalten, der bekanntlich bei den letzten Reichstagswahlen als „nationaler" Katholik hervorgetreten ist. Als ihr Sprachrohr hat sich ebenfalls die „Köln. Ztg." aufgeworfen. Die nationalliberale „Köln. Ztg." als Vertreterin der Altkatholiken, Reformkatholiken und „nationalen" Katholiken im Kampfe gegen das Zentrum ist schon an und für sich ein köstliches Bild, umsomehr wenn es sich darum handelt, zu beweisen, daß das Zentrum eine katholisch-konfessionelle Partei sei. Erwähnt sei noch, daß die in Frankfurt a. M. erscheinende Monatsschrift „Das freie Wort", die sich durch einen geradezu blöden Katholikenhaß auszeichnet, ebenfalls im 2. Januarheft 1907 denselben Faden spinnt. Es ist das eine Bundes-

genossenschaft, um die ich namentlich Herrn Prof. v. Savigny nicht beneiden möchte. Leider ist mir nun das seltsame Geschick passiert, insbesondere von Prof. Götz als ein Hauptzeuge für seine Behauptung, das Zentrum sei eine konfessionelle Partei, angeführt zu werden, und zwar infolge des von mir in Band 137, Seite 676 ff. der „Histor.-polit. Blätter“ veröffentlichten Artikels: „Müssen wir aus dem Turm heraus?“ Dabei habe ich ausdrücklich in dem genannten Artikel das gerade Gegenteil behauptet. Professor Götz sucht mich aber dennoch als Zeuge für sich zu reklamieren, und die „Köln. Ztg.“ sowie „Das freie Wort“ tun dasselbe. Ich kann das nicht unwidersprochen hinnehmen.

Fragt man nach den Beweggründen, die die Gegner des Zentrums dazu verleiten, das Zentrum mit Gewalt zu einer konfessionellen Partei stempeln zu wollen, so dürfte je nach der Stellung der Gegner ein doppelter Grund in Betracht kommen. Die einen — und das wird die überwiegende Mehrzahl sein — suchen das Zentrum in den Augen der Protestanten und der übrigen Nichtkatholiken zu diskreditieren; die anderen suchen mehr ihren eigenen Standpunkt zu rechtfertigen, warum sie selbst dem Zentrum fernbleiben und es bekämpfen. Mit anderen Worten: den Protestanten ꝛc. soll gesagt werden, das Zentrum ist eine konfessionell-katholische Partei, und daher darf kein Protestant demselben angehören und für dasselbe eintreten, und den Katholiken soll gesagt werden, das Zentrum verquickt die Religion mit der Politik, und daher darf kein Katholik, der etwas auf seinen Glauben hält, mit dem Zentrum gehen, weil die Religion viel zu hoch dasteht, um mit Politik verquickt werden zu dürfen. So soll sich die Behauptung von dem konfessionellen Charakter des Zentrums als ein zweischneidiges Schwert erweisen, das Katholiken und Protestanten gleichmäßig vom Zentrum abtrennt. Der Gedankengang ist allerdings nicht übel, er hat nur den einen Fehler, daß das Fundament, auf dem er sich aufbaut, nämlich die

Behauptung des konfessionellen Charakters der Partei, unrichtig ist. Dabei übersieht man im Eifer des „Beweisens", daß man dem Zentrum allein verargen will, was man den anderen Parteien rückhaltlos zugesteht, und daß man bei der Annahme eines katholisch-konfessionellen Charakters des Zentrums in konsequenter Weise dazu kommen muß, anderen Parteien einen evangelisch-konfessionellen Charakter beizulegen. Diese Konsequenz wird aber nicht gezogen. Man handelt auch hier vielmehr nach dem Grundsatz: Wenn zwei dasselbe tun, ist es noch lange nicht dasselbe.

Zunächst gilt es, darzulegen, ob das Zentrum wirklich, wie seine Gegner behaupten, eine konfessionell-katholische Partei ist, oder ob es vielmehr, wie es selbst behauptet, eine interkonfessionelle Partei ist. Um dies entscheiden zu können, muß man vor allem feststellen, was überhaupt unter einer konfessionellen Partei zu verstehen ist. Wenn ich das versuche, so komme ich damit ja auch einem Wunsche von Götz entgegen.

Ich definiere ihm gegenüber, wie folgt:

Eine konfessionelle Partei im politischen Leben ist eine Partei, die entweder gewolltermaßen nur aus Anhängern einer Konfession besteht, oder die zwar auch Angehörige anderer Konfessionen aufnimmt, ihren Zweck und ihre Tätigkeit aber nach den spezifischen Normen und Lehren einer bestimmten Konfession regelt, Weisungen der kirchlichen Organe dieser Konfession als für ihre politische Tätigkeit maßgebend erachtet und im letzten Grunde die einseitige Förderung der Interessen dieser Konfession in ihrer gesamten Wirksamkeit im Auge hat.

Eine Partei kann also in doppelter Beziehung eine konfessionelle sein: erstens ihrer Zusammensetzung nach und zweitens ihrem Zwecke und ihrer Tätigkeit nach.

Jede einzelne dieser beiden Voraussetzungen — im vollen Umfange durchgeführt — genügt für sich allein, einer Partei den konfessionellen Charakter aufzudrücken. Notwendige Voraussetzung bei beiden ist nur, daß die einseitige konfessionelle

Zusammensetzung, konfessioneller Zweck und Tätigkeit nicht etwa lediglich rein zufällige Erscheinungen seien, sondern gewollte, programmäßige.

Was zunächst die einseitig konfessionelle Zusammensetzung betrifft, so kann entweder ausdrücklich in den Statuten der Partei festgesetzt sein, daß nur Angehörige einer bestimmten Konfession als Mitglieder aufgenommen werden können, oder es kann nur tatsächlich — aber mit voller Absicht — so gehalten werden, wie z. B. ähnlich bei unseren Offizierkorps, die zwar nicht satzungsgemäß aber tatsächlich keine Juden als Mitglieder aufnehmen. Oder endlich, es können zwar statutenmäßig auch Angehörige einer anderen Konfession als Mitglieder aufgenommen werden, das Programm setzt aber Zweck und Tätigkeit der Partei in solch einseitig konfessioneller Weise fest, daß ein Mitglied einer anderen Konfession nur unter Verleugnung der Grundsätze seiner eigenen Konfession der Partei beitreten könnte. Wenden wir das hier Gesagte auf das Zentrum an, so ergibt sich von vornherein, daß das Zentrum bezüglich seiner Zusammensetzung weder nach seinen Statuten eine konfessionelle Partei ist, noch rein tatsächlich, denn seine Statuten schließen keinen Anhänger einer der christlichen Konfessionen von dem Beitritt aus; es haben auch stets Anhänger der verschiedenen christlichen Konfessionen dem Zentrum angehört und gehören ihm noch an. Es bliebe zum Beweise des konfessionellen Charakters des Zentrums hinsichtlich seiner Zusammensetzung nur noch die Möglichkeit übrig, daß das Zentrum ein solch einseitig konfessionelles Programm hätte, daß dadurch tatsächlich den Anhängern einer anderen christlichen Konfession der Beitritt unmöglich gemacht würde. Daß auch dies nicht der Fall ist, wird sich aus meinen weiteren Ausführungen ergeben.

Aus dem Gesagten erhellt aber schon, daß der erste Teil der Definition von Götz falsch ist, wonach eine Partei im politischen Leben dann als eine konfessionelle zu betrachten ist, wenn sie — von Ausnahmen abgesehen — aus

Mitgliedern nur einer Konfession besteht. Götz hat eben übersehen, daß diese Zusammensetzung, dieser Ausschluß von Mitgliedern einer andern Konfession, gewollt sein muß. Würde nur die rein zufällige tatsächliche Zusammensetzung über den konfessionellen Charakter entscheiden, so könnte man mit demselben Rechte z. B. das preußische Staatsministerium als eine konfessionelle Einrichtung bezeichnen, da ja auch dieses zumeist nur aus Anhängern einer Konfession, aus Protestanten, zu bestehen pflegt. Diesen Schluß wird Götz aber wohl kaum ziehen wollen.

Falsch ist weiter, wenn Götz es als Merkmal einer politischen Partei bezeichnet, daß „für deren Ausgestaltung und Verstärkung die Organisation und die kirchlichen Berufsarbeiter einer Kirche in Bewegung gesetzt werden". Mit demselben Rechte könnte man behaupten, eine Partei sei eine staatliche, wenn für ihre Verstärkung die Organisation und die staatlichen Berufsarbeiter eines Staates in Bewegung gesetzt werden, wie dieses in Baden bei den letzten Landtagswahlen zu Gunsten der Sozialdemokratie geschehen ist. Um überhaupt richtig beurteilen zu können, inwiefern bei solchen Anlässen von der Ausübung eines Einflusses von kirchlicher Seite die Rede sein kann, muß man doch zunächst wissen, ob dieser Einfluß von der berufenen kirchlichen Behörde als solcher, oder aber lediglich von Privatpersonen ausgeht. Wollte man das nicht tun, so müßte man umgekehrt auch für andere Parteien, Konservative und Liberale, für deren Verstärkung und Ausgestaltung die Organisation der kirchlichen Berufsarbeiter einer Kirche, hier der protestantischen, vielfach in Anspruch genommen werden, den konfessionellen Charakter reklamieren. Ich erinnere hier nur an einen Artikel der „Kreuzztg." vom 8. Okt. 1905, in dem es gelegentlich der Tagung des Evangelischen Bundes in Hamburg hieß:

„Wer in der Kirche die Kraft sucht, die sich aus der übersinnlichen Welt in unsere Erdentage herabläßt, den muß ein Schauder überlaufen, wenn ihm auch an diesem Orte der

Zank und Streit um weltliche Dinge, Gesetzesparagraphen, politischen Einfluß usw. entgegentritt."

Die „Kreuzztg." wandte sich hier gegen den Mißbrauch der Kanzel seitens evangelischer Geistlichen zu politischen Zwecken.

Zweitens, sagte ich, kann eine Partei eine konfessionelle ihrem Zwecke und ihrer Tätigkeit nach sein. Zweck und Tätigkeit einer Partei erhellen aus ihrem Programm. Dieses Programm kann entweder mit dem bei der Gründung der Partei aufgestellten Programm übereinstimmen, oder es kann im Laufe der Zeit geändert worden sein. Beim Zentrum als einer lebendigen, der Entwicklung unterworfenen und mit der Zeit fortschreitenden Partei ist zwar das ursprüngliche, bei der Gründung festgelegte Programm in seinen Grundzügen, wie es in der Parole „Für Wahrheit, Freiheit und Recht!" kurz ausgedrückt ist, dasselbe geblieben, im Laufe der Zeit hat es aber eine den Zeitverhältnissen entsprechende Ausgestaltung und Entwicklung erfahren. Weder das eine noch das andere hat aber einen Inhalt, der auf einen einseitig konfessionellen Zweck, eine einseitig konfessionelle Tätigkeit einen Schluß erlaubte. Abgesehen davon, daß dem auch die Gründer und Mitglieder der Zentrumspartei stets ausdrücklich widersprochen haben, geben auch sämtliche, seit Bestehen des Zentrums geschehene Publikationen der Partei keinen Anhaltspunkt zu einer solchen Annahme. Wenn eine Partei ihrem Zwecke oder ihrer Tätigkeit nach eine konfessionelle sein soll, so ist weiter notwendig, daß sie lediglich oder in der Hauptsache solche Zwecke erreichen will, welche die betreffende Konfession allein, im Gegensatz zu anderen Konfessionen hat, und daß auch ihre Tätigkeit auf die Erreichung solcher spezifisch konfessioneller Zwecke gerichtet ist. Auch das ist nicht beim Zentrum der Fall. Wenn bei seiner Gründung und in seinem Programm auch speziell von religiösen Interessen, und zwar in politischer, nicht in kirch-

licher Hinsicht die Rede war, so geschah das eben deshalb, weil die politischen, staatsbürgerlichen Rechte der katholischen Deutschen, im Gegensatz zu denen der protestantischen, gekränkt waren bezw. noch sind. Um rein kirchliche konfessionelle Angelegenheiten hat das Zentrum sich nie gekümmert; es hat das Konfessionelle stets nur insofern berücksichtigt, als es auf das politische Gebiet hinüberspielte.

Die Programmforderungen der Zentrumspartei zerfallen nun in rein politische (betr. Verfassung, Verwaltung, Rechtspflege, Wehrkraft 2c.), kirchenpolitische, wirtschaftspolitische und sozialpolitische. Bezüglich keiner einzigen dieser Gruppen, weder im allgemeinen noch in ihren spezialisierten Punkten, enthält das Programm irgend eine Forderung, deren Erledigung und Regelung von rein konfessionellem Gesichtspunkte aus erfolgen sollte. Wohl aber verlangt das Zentrum, daß in der gesamten Politik die christliche Weltanschauung maßgebend sei, da das Zentrum ausgesprochenermaßen eine christliche Partei ist.

Ganz dasselbe und nichts anderes habe ich auch in meinem Artikel: „Müssen wir aus dem Turm heraus?" betont. Besonders eine Stelle in demselben ist es, die von den verschiedensten Seiten, von Götz in seinem Buche: „Das Zentrum eine konfessionelle Partei" sogar zweimal (S. 123 u. 201), sowie in einem Artikel der „Köln. Ztg." (Nr. 203 vom 24. Febr.) zum Beweise des angeblichen konfessionellen Charakters des Zentrums angeführt wurde. Ich schrieb nämlich (S. 684):

„. . . wir verlangen und es ist unser Bestreben, daß unsere katholische Weltanschauung das gesamte öffentliche Leben wie ein Sauerteig durchdringe. Wir verlangen und erstreben die Betätigung und Durchführung der katholischen Weltanschauung, an deren endlichen Sieg wir glauben und glauben müssen, wenn anders wir von der Wahrheit und Unüberwindlichkeit unserer heiligen Kirche überzeugt sind, im gesamten Leben unseres Staatswesens."

Ich fügte aber auf der folgenden Seite (685) erläuternd hinzu:

„Damit läßt sich auch der interkonfessionelle Charakter der Zentrumspartei vollkommen aufrecht erhalten, denn ihr gesamtes Programm enthält nichts, was nicht auch jeder gläubige Protestant ruhig unterschreiben könnte. Auch die von mir verlangte Betätigung der katholischen Weltanschauung im öffentlichen Leben unseres Staatswesens, insbesondere in der Gesetzgebung und in der paritätischen Behandlung aller Staatsbürger, widerspricht dem nicht. Diese katholische Weltanschauung ist eben in ihren Grundzügen identisch mit der allen gläubigen Christen gemeinsamen christlichen Weltanschauung. Daher könnte das Zentrum neben Katholiken ebenso gläubige Protestanten zu seinen Mitgliedern zählen. Es ist eben keine kirchliche, sondern eine politisch-christliche Partei."

Mich dünkt, das ist doch deutlich genug. An anderer Stelle seines Buches betont Götz denn auch unter ausdrücklicher Verweisung auf den letzten hier zitierten Satz: „Die Führer des Zentrums vermeiden es, ihre Partei als das zu bezeichnen, als was sie im katholischen Volk gilt, als eine katholische Partei, sie nennen sie eine politische Partei auf christlicher Grundlage, „eine politisch-christliche Partei". Götz will das natürlich nicht gelten lassen.

Was die Polemik mit unseren Gegnern in dieser Beziehung so schwer macht, ist vor allem die Unklarheit des Begriffes „ultramontan". Den einen ist jeder gläubige, auf dem Boden der katholischen Kirche stehende Katholik ultramontan, den anderen nur der Katholik, der sich politisch zur Zentrumspartei bekennt. Zentrum und Ultramontanismus sind auf alle Fälle identisch. Aber auch die ersteren wollen ihre Identifizierung von „ultramontan" und „katholisch" nicht offen zugestehen, sie konstruieren sich daher noch eine eigene Abart von Katholiken, sogenannte „Taufschein-Katholiken", die zwar katholisch getauft sind, vielleicht auch hie und da noch zur Kirche gehen, im übrigen aber nicht mehr völlig auf dem Boden der katholischen Kirche stehen, indem

sie entweder einzelne Lehren der katholischen Kirche verwerfen, oder einzelne Gebote derselben nicht mehr als für sich verbindlich anerkennen. Sie werden auch „aufgeklärte" Katholiken genannt. In Wirklichkeit und nach der Lehre der katholischen Kirche, die doch allein darüber zu entscheiden hat, wer ihr angehört und wer nicht, sind diese Leute überhaupt keine Katholiken mehr. Denn wer auch nur eine einzige Lehre der katholischen Kirche verwirft, stellt sich damit außerhalb dieser Kirche. Aber die Unterscheidung zwischen ultramontanen (gläubigen) und „aufgeklärten" Katholiken ist viel zu praktisch, um fallen gelassen zu werden, da man dabei unter dem Anschein der Toleranz gegen die „aufgeklärten" Katholiken um so ungestörter gegen die ultramontanen (gläubigen) Katholiken ankämpfen kann. Das tut z. B. auch Götz in seinem Buche „Der Ultramontanismus als Weltanschauung auf Grund des Syllabus", in dem er die den Syllabus anerkennenden (gläubigen) Katholiken den denselben verwerfenden („aufgeklärten") Katholiken als Ultramontane gegenüberstellt. Wenn Götz weiter in der „Köln. Ztg." (Nr. 203 vom 24. Febr. 07) schreibt: „Das ultramontane Staatsideal ist tatsächlich der christliche, d. h. im Sinne des Zentrums, der katholische Staat", so ist auch dieser Satz wiederum mißverständlich. Insofern „ultramontan" mit „katholisch" identisch ist, muß er heißen: „Das ultramontane (katholische) Staatsideal ist tatsächlich der christliche, d. h. der katholische Staat." Ganz gewiß, ebenso wie das evangelische Staatsideal tatsächlich der christliche, d. h der evangelische Staat ist. Insofern „ultramontan" aber lediglich bedeuten soll: Anhänger der Zentrumspartei, muß es kurzweg heißen: „Das ultramontane Staatsideal ist tatsächlich der christliche Staat."

Im allgemeinen kann man sagen, daß bei unsern Gegnern die Begriffe „ultramontan" und „katholisch" — so wie letzterer von katholisch-kirchlicher Seite verstanden wird — als gleichbedeutend gebraucht werden. So schreibt auch die

„Nationalliberale Jugend“, das Organ des Reichsverbandes der Vereine der nationalliberalen Jugend, in einer Besprechung des Buches von Götz „Der Ultramontanismus ꝛc.“ (Nr. 6 v. 10. Juni 05 S. 94):

„Wenn die Bulle Quanta Cura, deren Sätze jeder Katholik glauben muß, da sie ex cathedra verkündet sind, die dogmatische Grundlage des Ultramontanismus ist, wie Götz zutreffend ausführt, so besteht zwischen dem Ultramontanismus und dem Katholizismus kein Gegensatz mehr. Götz hält es für überflüssig, die sehr zweifelhafte Frage nach dem dogmatischen Charakter der Enzyklika zu prüfen, weil die verpflichtende Bedeutung derselben durch die Päpste und Bischöfe festgestellt sei. Ist diese Prüfung aber überflüssig und ist die Enzyklika das Glaubensbekenntnis des Ultramontanismus, so muß wiederum der Versuch, zwischen Ultramontanismus und Katholizismus zu scheiden, mißlingen. . . .“

Genau dasselbe schreibt die „Wartburg“ (Nr. 13 vom 25. März 04) in einem Artikel „Katholizismus und Protestantismus“, wo es u. a. heißt: „Dieser Teil des Katholizismus, Ultramontanismus genannt, ist der eigentliche Katholizismus, der Katholizismus früherer Jahrhunderte.“ Und in einer Versammlung des Evangelischen Bundes in Kiel am 12. Oktober 05 sagte Prof. D. Thümmel nach der „Kieler Zeitung“ (Nr. 23071 v. 13. Okt. 05): „Eine Unterscheidung zwischen Katholizismus und Ultramontanismus ist nicht angängig; . . . denn die katholische Kirche ist mit Haut und Haar ultramontan.“

Da nun ferner Ultramontanismus und Zentrum von unseren Gegnern identifiziert werden, so ergibt sich weiter, daß ihr Kampf gegen das Zentrum auch dem Ultramontanismus, d. i. der katholischen Kirche bezw. der katholischen Konfession gelten soll. Unsere Gegner sind es also erst, die das konfessionelle Moment in die Politik hineintragen, indem sie das Zentrum nicht als das bekämpfen, was es eigentlich ist, eine politische Partei, sondern indem sie damit gleichzeitig den Kampf gegen den Katholizismus verbinden.

Ein kleiner Teil der Gegner macht demgegenüber, wie bereits betont, eine Unterscheidung zwischen „ultramontan“ und „katholisch“ dahin, daß er unter Ultramontanen die Katholiken versteht, die sich zur Zentrumspartei bekennen, und unter Katholiken schlechthin die übrigen Katholiken. So heißt es in dem Artikel „Toleranz“ des von liberalen Blättern (vgl. „Neue Saarbr. Ztg.“ Nr. 98 vom 27. April 07) angepriesener „Politischen A-B-C-Buches für bayerische Landtagswähler“:

„Die Fiktion, daß Ultramontanismus bezw. Zentrum mit Katholizismus gleich wäre, ist auch durch die letzten Reichstagswahlen widerlegt, indem sich die Katholiken von den Ultramontanen an vielen Orten zu trennen wußten.“

Besonders wertvoll ist dieser Artikel, der ja ebenfalls, wie man sieht, Ultramontanismus mit Zentrum identifiziert, wegen der Definition, die er über Ultramontanismus gibt.

„Unter Ultramontanismus,“ heißt es daselbst, „ist eine Auslegung der Lehren der katholischen Kirche zu verstehen, nach welcher der katholischen Kirche die Herrschaft im Staate zusteht, und der Staat mehr wieder zu einem Ausführungsorgan der kirchlichen Gewalten herabsinkt.“

Das ist wieder etwas ganz anderes Wenn die Liberalen weiter nichts wollten, als den so definierten Ultramontanismus bekämpfen, dann kann das Zentrum ihnen bei diesem Kampfe ruhig die Hand reichen. Denn es bekämpft einen solchen Ultramontanismus ebenso wie die Liberalen. Das Zentrum muß sich aber gleichzeitig dagegen verwahren, daß man es mit den hier charakterisierten Bestrebungen des Ultramontanismus identifizieren will. Es hat damit auch nicht das Geringste zu tun. Leider versteht man im allgemeinen in der Praxis etwas ganz anderes unter Ultramontanismus. Hier gilt ultramontan stets gleich katholisch, und in diesem Sinne wird es von dem überwiegenden Teile der katholischen Bevölkerung verstanden. Man sieht aber aus dieser verschiedenartigen Auffassung des Begriffes ultramontan, der

von unseren Gegnern bald in dem einen, bald in dem anderen Sinne gehandhabt wird, ohne daß dies vorher stets ausdrücklich betont wird, zu welchen Verwirrungen diese Kampfesweise führt. Man sollte sich daher am besten dieses unklaren Begriffes überhaupt nicht bedienen, vielmehr in klaren, allgemein verständlichen Worten sagen, was man eigentlich meint, und sich im übrigen an die bekannten Begriffe „Zentrum“ und „Katholizismus“ halten, die beide ihre allgemein gültige und allgemein verstandene Bedeutung haben.

Das Zentrum verlangt, daß für die gesamte Politik die christliche Weltanschauung maßgebend sei, da es eben ausgesprochenermaßen eine christliche Partei ist. Das Zentrum ist daher auch Gegner des „modernen“ Staates insoweit, als modern identisch mit ungläubig ist. Das Zentrum will, daß dem Christentum, der christlichen Weltanschauung nach wie vor der ausschlaggebende, maßgebende Einfluß in unserem Staatsleben erhalten bleibe, bezw. daß derselbe, wo er geschwunden ist, wieder zur Einführung gelange. Es findet sich darin einig nicht nur mit den Katholiken, sondern auch mit den gläubigen Protestanten, wie diese vor allem in der konservativen Partei ihre politische Vertretung gefunden haben. Damit befindet es sich auch in Uebereinstimmung mit Kaiser Wilhelm, der immer wieder und wieder bei jeder sich darbietenden Gelegenheit auf die Notwendigkeit des Festhaltens an dem Christentum, an den christlichen Ideen, auch im öffentlichen Leben, hinweist. Der erklärte Gegner dieses christlichen Staatsideals ist der Liberalismus, von dem die Theorie des modernen religiös-neutralen Staates stammt, und dem es leider auch schon gelungen ist, diesem Ideal teilweise Eingang in unserem Staatsleben zu verschaffen. Dagegen kämpfen alle gläubigen christlichen Elemente gleicherweise an, mögen sie sich nun zur katholischen oder zur protestantischen Konfession bekennen. In vielem ist unser Staat auch heute noch ein christlicher Staat. Er ist auf dem Christentum aufgebaut, und das Christentum spielt in seinem ganzen Leben

eine entscheidende und ausschlaggebende Rolle. Kein Parlament wird eröffnet ohne vorhergehenden Gottesdienst der beiden christlichen Konfessionen, in unserem Schulwesen nimmt das Christentum eine hervorragende Rolle ein, an unseren staatlichen Universitäten bestehen besondere theologische Fakultäten, in unseren Gerichtssälen hängt das Kruzifix, Armee und Marine haben ihre christlichen Militärgeistlichen rc. rc.[1]) Da wird man doch sicher nicht behaupten können, wir hätten schon einen religiös-neutralen Staat. Gott sei Dank sind wir von diesem Ideal des Liberalismus noch weit entfernt. Das Zentrum wird selbstverständlich auch weiterhin alles tun, daß der Staat diesen seinen christlichen Charakter beibehält. Das Zentrum ist daher nicht staatsverneinend, wie Götz in einem Artikel der „Köln. Zeitung" (Nr. 203 vom 24. Febr. 07) ausführt, sondern es ist lediglich ein Feind des Unglaubens, der von unserem Staatswesen Besitz ergreifen will. Im übrigen ist es höchst staatserhaltend, indem es dem Staate seinen christlichen Charakter bewahren will. Das wissen auch seine Gegner. Sie wissen auch, daß es der stärkste Verteidiger des christlichen Staates ist. Daher gelten ihm auch ihre fortwährenden Angriffe. Und um ihm die Sympathie des gläubigen protestantischen Volkes zu nehmen, hat man die Behauptung aufgestellt, es sei eine konfessionell-katholische Partei, während es in Wahrheit nur eine christliche Partei ist. Es handelt sich hier um einen — wenn auch von einem Teile vielleicht bona fide angewandten — Trick, einer Verwechslung der Begriffe „christlich" und „katholisch". Das Zentrum behauptet aber keineswegs, daß lediglich die Katholiken noch auf dem Boden des Christentums ständen, es weiß und freut sich darüber, daß auch Millionen von Protestanten mit ihm noch auf demselben Boden stehen, und sein Streben geht lediglich dahin,

1) S. auch v. Savigny, „Des Zentrums Wandlung und Ende", S. 47/48.

diese gläubigen Elemente beider Konfessionen zu vereinigen zu einer gemeinsamen Phalanx für Aufrechterhaltung und Durchführung der von ihm verfochtenen christlichen Weltanschauung. Das und nichts anderes besagt der erste Teil des Wahlspruches des Zentrums „Für Wahrheit, Freiheit und Recht".

Das Zentrum steht als politische Partei in diesem Kampfe durchaus — und nur — auf dem Boden der Verfassung. Es ist eine Verfassungspartei im eminenten Sinne des Wortes. Das besagen auch die weiteren Punkte seines Wahlspruches, der, wie das Eintreten für die Wahrheit, in gleicher Weise das Eintreten für Freiheit und Recht verlangt. Und da ist es wieder vor allem der Gedanke der Gleichheit aller vor dem Gesetz, der Gleichheit, die ja verfassungsmäßig garantiert ist, der Gleichheit aller Stände und Konfessionen. Das Zentrum ist daher auch gegen jedes Ausnahmegesetz, gleichgültig gegen welche Partei und gegen welche Konfession. Daß es dabei auch die Katholiken einschließt, wird ihm doch niemand verargen dürfen. Auch die kirchenpolitischen Forderungen des Zentrums — ich erinnere nur an den Toleranzantrag und an den Antrag auf Aufhebung des Jesuitengesetzes — bewegen sich lediglich nach dieser Richtung. Das Zentrum verlangt eben für die Katholiken im deutschen Vaterlande ebenso freie, ungehemmte Ausübung ihrer durch die Verfassung garantierten Konfession, wie für die Bekenner aller anderen Konfessionen. Damit ist das Zentrum aber doch noch keine konfessionelle Partei. Das wäre es nur dann, wenn es sich bei seinem Eintreten für die Rechte der Katholiken nicht etwa lediglich auf den Boden der Verfassung stellen würde, sondern wenn es sich dabei auf einen Boden stellte, der außerhalb der Verfassung läge, wenn es sich dabei von besonderen, seitens der berufenen Organe der katholischen Kirche aufgestellten Normen leiten ließe, oder Weisungen einer katholisch-kirchlichen Behörde in der Richtung für sich maßgebend erachtete. Das ist aber bisher noch nie geschehen; das wird auch Prof. Götz nicht behaupten wollen.

Noch weniger wie auf kirchenpolitischem Gebiete handelt das Zentrum auf einem sonstigen politischen Gebiete nach kirchlichen Normen oder Weisungen. Es hat sogar, wenn einmal von kirchlicher Seite die Ausübung eines solchen Einflusses versucht wurde, sich energisch dagegen verwahrt. Man braucht nur an den diesbezüglichen Versuch im Jahre 1887 bei der Septennatsfrage zu erinnern. Prof. von Savigny hat es in seiner Schrift „Des Zentrums Wandel und Ende" (S. 13) allerdings fertig bekommen, auch hieraus dem Zentrum einen konfessionellen Strick zu drehen, indem er wie folgt argumentiert:

„Ja, ist nicht gerade der mißglückte Versuch der Kurie, in der Septennatsfrage 1887 auf das Zentrum einzuwirken, ein deutlicher Beweis für den konfessionellen Charakter der Partei? Wie hätte der Papst sonst wohl die Idee einer solchen Einwirkung fassen können!"

Diese Logik ist bewundernswert. Also weil der Papst fälschlicherweise glaubt, in einer politischen Frage auf das Zentrum einwirken zu können, ist dieses eine konfessionelle Partei. Mit derselben Logik könnte man beispielsweise schließen, ein deutscher Professor sei ein Chinese, wenn ihn vielleicht der Kaiser von China um ein juristisches Gutachten zugunsten einer chinesischen Rechtseinrichtung ersuchen würde. Denn wie könnte der Kaiser von China sonst wohl die Idee fassen, ein solches Gutachten zu erbitten? Das eine ist genau so richtig wie das andere.

Der Papst wollte übrigens bei seiner versuchten Beeinflußung des Zentrums in dessen Haltung in der Septennatsfrage auch keineswegs ein konfessionelles Moment in die Wagschale werfen, er folgte dabei vielmehr lediglich einem Wunsche der preußischen Regierung. Hat doch Leo XIII. selbst stets den Standpunkt vertreten, daß die Religion nicht mit rein politischen Fragen vermischt werden dürfte. So sagt er ausdrücklich in seiner Enzyklika „Sapientiae Christianae"

vom 10. Jan. 1890, worauf auch die „Augsb. Postztg.“ in einem Artikel vom 21. April 1907 verweist:

„Wer also die Kirche in Parteigezänk hineinzieht und sich auf sie zu stützen meint, um leichter über seine Gegner zu triumphieren, der treibt unklugerweise Mißbrauch mit der Religion. Im Gegenteil sollen alle Parteien darin einig sein, daß sie die Religion hochachten und sie gegen jeden Angriff verteidigen.“

Und in einem Breve an die spanischen Bischöfe vom 10. Dez. 1894 schrieb Leo XIII.:

„Niemals dürft ihr eure Zustimmung dazu geben, daß die Interessen der Religion mit rein politischen Fragen vermengt werden; denn diese Interessen stehen höher als alles übrige, wie der Himmel höher ist als die Erde.“

Genau denselben Standpunkt hat auch die Zentrumsfraktion stets vertreten.

Das Zentrum bedient sich aber auch zur Erreichung seines Zweckes, zur Durchführung seines Programms keineswegs konfessioneller Mittel. Bei dem von den Gegnern immer wieder ins Treffen geführten angeblichen Mißbrauch von Kanzel und Beichtstuhl handelt es sich zumeist um unbewiesene und unbeweisbare Behauptungen. Und wenn auch vereinzelt in der Beziehung eine Ungehörigkeit vorgekommen sein sollte, so ist das Zentrum dafür keineswegs verantwortlich zu machen. Es hat derartiges vielmehr stets ausdrücklich mißbilligt. Es kann sich hier lediglich um vereinzelte ungehörige Vorkommnisse handeln, wie sie im selben Maße auch von Angehörigen anderer Parteien, seitens protestantischer Geistlichen vorkommen. Das Zentrum hat sich stets zur Durchführung seines Programms, zur Werbetätigkeit für seine Ideen nur der von der Verfassung und den Staatsgesetzen gegebenen Mittel bedient. Es kann in der Hinsicht sogar allen anderen Parteien als Vorbild dienen.

Bei dem Vorwurf, das Zentrum verquicke Religion mit Politik, werden leider niemals konkrete Tatsachen zum Beweise angeführt, man beschränkt sich stets auf das Vorbringen

allgemeiner Redensarten und Phrasen. Unter Verquickung von Religion mit Politik versteht man das Zusammenbringen von beiden dort, wo sie nichts miteinander zu tun haben. Das verwirft auch das Zentrum. Eine Berücksichtigung der Religion bei solchen politischen Fragen, die mit ihr in naturnotwendigem Zusammenhang stehen, verlangt dagegen nicht nur das Zentrum, das geschieht ebenso von anderer Seite. Denn Religion und Politik lassen sich überhaupt nicht ganz voneinander trennen. Sie gehören zusammen wie Leib und Seele, und zwar nimmt die Religion als die Seele die bevorzugtere Stellung ein. Darüber ist sich auch Freund und Gegner einig. So schreibt Kardinal Manning in seinem Buche „Die vier großen Uebel unserer Tage“ (S. 56 f.):

„Von einer Trennung zwischen Religion und Politik sprechen, heißt in den Tag hinein reden, bei denen, die es nicht besser verstehen, heißt gottlos reden oder seinen Glauben verleugnen bei denen, welche die Sache verstehen, denn was ist die Politik anderes, als die Moral der Gesellschaft, die Moral der unter dem öffentlichen Gesetze vereinigten und zusammenlebenden Menschen? Das nämliche Gesetz, das für den einzelnen Norm ist, ist für die Familien Norm, und das Gesetz, das für die Familien Norm ist, ist Norm für den Staat. Die gesetzgebende Gewalt ist ebensosehr gehalten, das Sittengesetz des Evangeliums zu halten, wie der einzelne, wie jeder Privatmann, und darum ist die Politik von der Moral nicht bloß nicht getrennt, sondern vielmehr ein Teil von dieser. Sie ist die auf die öffentliche Tätigkeit der Nationen, auf die Gesetzgebung der Regierungen, auf die vollziehende Gewalt der Fürsten angewandte Moral.“

Und Ansgar Albing schreibt in seiner sehr lesenswerten Schrift „Religion in Salon und Welt“[1]) (S. 49):

„Merkwürdigerweise verlangen gewisse Leute, daß man seine Religion nicht in die Politik hineintragen solle. Das heißt doch wohl in den allermeisten Fällen nichts anderes, als dieses: „In deinem Privatleben magst du immerhin eine An-

---

1) von welcher demnächst eine zweite bedeutend vermehrte Auflage (bei Pustet) erscheinen wird. Anm. d. Red.

zahl von Wahrheiten für bewiesen und eine Reihe von Sittenvorschriften für bindend erachten; als Mann der Oeffentlichkeit dagegen mußt du deine Grundsätze verleugnen oder doch zum alten Eisen werfen." Daß solche Forderung unvernünftig ist, daß diejenigen, welche also handeln, moralische Chamäleons werden müssen, die in allen Farben schillern, das läßt sich unschwer einsehen. Ist jemand ein überzeugter und gewissenhafter Christ, so kann er es nicht nur in der Kirche oder innerhalb seiner vier Wände sein. Er wird vielmehr in der Schule, im Gerichtssaal, im Parlament, in der Gesellschaft, im Berufsleben ein Jünger seines göttlichen Meisters bleiben müssen. Sonst wäre sein Christentum eine bloße Phrase und sein Glaube eine Täuschung!" [1])

Dasselbe wird auf protestantischer Seite betont. So schreibt der Leipziger protestantische Pastor W. Gußmann in Nr. 13 (1905) des „Alten Glauben":

„Alle diese Bemühungen [zur Hebung des Protestantismus] vermochten aber einen Gedanken nicht in den Hintergrund zu drängen. Es ist der Plan, den Protestantismus zum politischen Prinzip zu erheben, ihn namentlich in das parlamentarische Leben einzuführen und ihm so das Gewicht einer ausschlaggebenden Macht in allen Fragen der staatlichen Gesetzgebung und Verwaltung zu verschaffen. Der Gedanke emfiehlt sich durch seine Folgerichtigkeit. Es gilt, politische Agitation zu treiben, die Wähler zu bearbeiten, die parlamentarische Macht an sich zu reißen. So schüchtern sich darum die Stimmen zur Zeit noch hervorwagen, ein „evangelisches Zentrum" ist auf diesem Standpunkte der letzte Schluß. Seine entscheidende Stellung gibt dem Willen der Kirche den nötigen Nachdruck. Die Regierung aber erhält einen festen, geschlossenen Rückhalt, auf den gestützt sie die so oft verlangte, so heiß ersehnte protestantische Politik treiben kann."

Nach diesen hier zum Ausdruck gebrachten Grundsätzen wird aber auch auf gegnerischer Seite in der Praxis gehandelt, und zwar begnügt man sich dabei keineswegs mit der Praxis des Zentrums, religiöse Fragen lediglich auf dem Boden der

1) Siehe „Augsb. Postztg." Nr. 94 v. 26. 4. 07.

Verfassung zu behandeln und nur dort in der Politik auf die Religion Rücksicht zu nehmen, wo ein notwendiger Zusammenhang zwischen beiden besteht, sondern es wird dort vielfach Religion mit Politik schlechterdings verquickt, also auch in solche Fragen hineingezogen, wo beide nichts miteinander zu tun haben. Ja es wird sogar der religiöse (protestantische) Fanatismus in rücksichtslosester Weise aufgestachelt, wenn dies nur der eigenen Partei Vorteil verspricht.

Nun wollen weiter Götz und von Savigny den konfessionellen Charakter des Zentrums dadurch zu beweisen suchen, daß sie sagen, das katholische Volk, die katholische Wählerschaft betrachte es als solches. Das mag teilweise richtig sein, beweist aber nach der gewünschten Richtung gar nichts. Jemand hat noch lange nicht deshalb eine Eigenschaft, weil sie ihm von einem anderen irrtümlicherweise beigelegt wird. Auch betrachtet das katholische Volk das Zentrum keineswegs als eine konfessionell-katholische Partei in dem Sinne, wie Götz und Savigny das unterschieben, sondern lediglich in dem völlig richtigen Sinne, daß das Zentrum allein es ist, das sich auch der Interessen der Katholiken annimmt und für deren völlige Gleichberechtigung im öffentlichen Leben eintritt, während bekanntlich alle anderen Parteien ohne Ausnahme mehr oder minder katholikenfeindlich sind. Das ist notorische Tatsache. Ich gebe auch ferner zu, daß eine große Anzahl Katholiken nur aus diesem Grunde Zentrum wählen, obwohl sie in manchen anderen Fragen nicht völlig auf dem Boden des Zentrumsprogramms stehen. Aber bei den anderen Parteien liegen die Verhältnisse nicht viel anders, auch dort gibt es breite Wählermassen, die einen Kandidaten nur deshalb wählen, weil ihnen der eine oder andere Punkt des Programms der betreffenden Partei besonders nahe liegt, während sie mit anderen Forderungen nicht völlig einverstanden sind, ja viele vielleicht oft nicht einmal kennen. So kommt es auch besonders häufig vor, daß Protestanten einem protestantischen Kandidaten,

besonders wenn er mit einem Katholiken in Stichwahl steht, schon deshalb allein ihre Stimme geben, weil er Protestant ist. Wie sagte doch Dr. Bürklin am 22. Jan. 1905 in Neustadt a. H.: „So schlechte Protestanten gibt es in der Pfalz nicht", die einen Katholiken wählen würden. Und in der „Augsb. Abendztg." (Nr. 254 1902) hieß es in einem „Stimmungsbild" aus dem Kreise der evangelischen Geistlichkeit in der Oberpfalz:

„Es ist höchste Zeit, den alten kleinlichen Hader zwischen Konservativen, Nationalliberalen und Freisinnigen und die leidige Wirtschaftspolitik in den Hintergrund treten zu lassen zu Gunsten des einigen Kampfes für die heiligsten Güter der Glaubensfreiheit, welche die Reformation unserem Volke erstritten hat. Erkennt also, wo eure wahren Geistesverwandten und Bundesgenossen stehen und kämpfet mit ihnen Schulter an Schulter den notwendigen Kampf gegen den gemeinsamen Feind der Glaubensfreiheit und des gleichen Rechtes für alle. Feste ernste Einigkeit wird den brüllenden schwarzen See bald wieder zahm machen." [1])

Wie sehr man auf liberaler Seite Protestantismus und Liberalismus identifiziert, ergibt sich auch aus einer Münchener Zuschrift der „Voss. Ztg." (Abendausg. vom 23. Mai 1905), worin es heißt:

„Daß Graf Feilitzsch zu Gunsten der Liberalen einige Unterstützung bei dem neuernannten Finanzminister von Pfaff fand, läßt sich ja wohl annehmen, denn Herr von Pfaff ist Protestant."

Und in einem Referate, das laut „Augsb. Postztg." (Nr. 52, 1905) der liberale Rechtsanwalt Dr. Goldschmidt aus München auf der liberalen Versammlung in Marktredwitz am 27. Februar 1905 erstattete, bezeichnete er ausdrücklich die Reformation als eine der Grundlagen des Liberalismus.

---

1) „Augsb. Postztg." Nr. 90 vom 21. April 1907.

Der volksparteiliche „Hohenstaufen" schrieb gelegentlich der württembergischen Landtagswahlen i. J. 1903 (Nr. 43):

„. . . Es wird sich zeigen müssen, ob der Bauernbund lieber der Volkspartei oder dem Zentrum den Vorzug gibt. . . . Da die Bauern außer dem Zollbegehren auch noch über ein „protestantisches Bewußtsein" verfügen, so wird man gespannt darauf sein müssen, was sie höher bewerten, die Kornzölle oder ihren protestantischen Glauben."

In der „Schwäb. Alpztg." (Nr. 27, 1903) hieß es am Tage vor der Wahl:

„Protestanten, wahrt eure heiligsten Güter! Jeder evangelische Wähler lege sich die Frage vor: Verträgt es sich mit den Pflichten, die wir unseren protestantischen Mitbürgern, uns und unseren Kindern schulden, wenn wir einem Zentrumskandidaten unsere Stimme geben? Nein und nochmals nein! wird und muß die bestimmte Antwort lauten."

Die „Wartburg" schrieb in ihrer Nr. 19 (1903) ausdrücklich:

„Sorgen wir, daß der furor protestanticus nicht eher zur Ruhe komme, als bis mit der Zentrumswirtschaft reiner Tisch gemacht ist."

Der Evangelische Bund in Mannheim versandte gelegentlich der badischen Landtagswahlen im J. 1905 laut „Pfälzer Ztg." (Nr. 288, 1905) folgendes Rundschreiben:

„Kein Protestant versäume am 19. Oktober seine Wahlpflicht. . . . Nie und nimmer darf das Zentrum im freien Lande Baden die Herrschaft bekommen. Darum trete jeder ein für die Kandidaten der Blockparteien! Der Evangelische Bund."

Dieselben Momente wurden nach dem „Elsässer" (Nr. 176 vom 22. Mai 1905) in Bayern ins Feld geführt. Die „N. Bayer. Landesztg." war für eine Kandidatur des bisherigen Abg. Lutz im Wahlkreise Donauwörth-Nördlingen eingetreten. Dazu schrieb das „Evangelische Bayerische Sonntagsblatt":

Was geht denn auswärtige katholische Bauernbündler unser Wahlkreis an? Unsere wackeren evangelischen Wähler haben

keine Lust, Lutz, der mit dem Zentrum, dem Todfeinde unseres Glaubens, paktiert, wiederzuwählen. Allen Versuchen steht ein tatkräftiges „Niemals!“ entgegen.

Aehnlicher Belege könnte ich noch eine ganze Reihe anführen. Man ersieht aus den mitgeteilten aber schon zur Genüge, wie Konservative und Liberale sich gleicherweise an ihre protestantischen Wähler wenden, wie sie das protestantisch-konfessionelle Interesse betonen, wie sie in der skrupellosesten Weise die Religion mit der Politik verquicken. Und doch fällt niemandem ein, diese Parteien zu einseitig konfessionellen Parteien zu stempeln, oder ihnen aus dem Hereinziehen der Konfession in die Politik einen Vorwurf zu machen. Auf diesen Standpunkt vermag man sich nur dem Zentrum gegenüber aufzuschwingen.

Die Wähler der einzelnen Zentrumsabgeordneten, insofern dieselben sich zum größten Teil aus Katholiken zusammensetzen, verlangen naturgemäß von diesen Abgeordneten auch, daß sie sich gegebenenfalls auch ihrer spezifisch katholischen Interessen besonders annehmen. Aber diese besondere Vertretung ihrer Interessen verlangen ja ebenfalls alle Wähler von ihren Kandidaten, gleichgültig welcher Partei dieselben angehören. Damit ist aber noch keineswegs gesagt, daß nun auch die Fraktion als solche dergleichen Forderungen aufstelle, oder daß sie zum Programm einer Partei gehören. Naturgemäß werden indes einzelne Forderungen — und das gilt auch von konfessionellen — eine um so stärkere Vertretung in der Fraktion finden, je mehr Mitglieder derselben sich zur Vertretung dieser Forderungen ihren Wählern gegenüber verpflichtet haben. So werden natürlich auch die speziellen Forderungen der Katholiken im Zentrum eine ganz besondere Vertretung finden, weil dessen Wähler ja fast ausschließlich aus Katholiken bestehen. Die Katholiken haben sich auch zunächst das Zentrum i. J. 1870 geschaffen, nachdem die ersten Zeichen des kommenden Kulturkampfes sich bemerkbar gemacht hatten. Hatte doch bereits der Moabiter Kloster-

sturm von 1869 und die sich daran anschließende Bewegung gegen die Klöster gezeigt, wohin der Weg gehen sollte. Ein Anschluß an eine der bestehenden politischen Parteien war ihnen in ihrer Gesamtheit wegen der gegnerischen Haltung zu ihren Wünschen nicht möglich. Die Katholiken erstrebten damit in kirchenpolitischer Hinsicht nichts anderes, wie die Erhaltung des bestehenden status quo und den Schutz ihrer religiösen Interessen gegen die beabsichtigte und nachher auch eingetretene Vergewaltigung. Sie wollten damit aber keine konfessionelle Partei gründen. Sie stellten sich zur Realisierung ihrer kirchenpolitischen Bestrebungen nicht etwa auf einen konfessionellen Boden, sondern auf den Boden der Verfassung des preußischen Staates und der Reichsverfassung, also auf einen Boden, der allen preußischen und deutschen Staatsbürgern, allen politischen Parteien gemeinsam war. Das Zentrum hat auch nie zu Gunsten der Katholiken den Erlaß von Ausnahmegesetzen, oder gar eine Aenderung ihm mißliebiger Bestimmungen der Verfassung erstrebt. Das taten vielmehr umgekehrt die damaligen Mehrheitsparteien, die damalige Regierung, die unbekümmert um die wohlerworbenen Rechte der Katholiken diese durch Ausnahmegesetze verfolgten und dieserhalb rücksichtslos sogar zur Abänderung der preußischen Verfassung schritten.

Auch die Gegner des Zentrums können mitunter nicht umhin anzuerkennen, daß das Zentrum keine konfessionelle, sondern eine politische Partei ist. So hat auch das Buch von Götz über den konfessionellen Charakter des Zentrums hie und da eine ablehnende Besprechung gefunden. Die „Straßburger Post", eines der ruhigsten, sachlichsten und vornehmsten liberalen Organe Deutschlands, schreibt darüber in ihrer Nr. 13 v. 4. Jan. 07 u. a.:

Nun wissen wir ja alle, welch große Rolle das katholisch-konfessionelle Interesse in der Zusammensetzung, in der Agitation und auch in den politischen Bestrebungen und Handlungen der Zentrumspartei spielt. Aber es scheint uns doch nicht politisch

klug und nützlich zu sein, daß man Aeußerungen einsichtsvoller Zentrumsführer, welche die Partei mehr und mehr politisieren und das konfessionelle Moment zurückdrängen wollen, als bedeutungslos abtut, den konfessionellen Charakter als angeboren und unverlierbar hinstellt und gewaltsam die Türen zuzuhalten versucht, durch die das Zentrum oder doch ein Teil des Zentrums „aus dem Turm heraus" will. Und wenn Zentrumsführer darauf hinweisen, daß die Partei sich verschiedentlich den aus vatikanischen Kreisen versuchten Einwirkungen auf ihre politische Haltung versagt hat, so haben wir kein Interesse daran, diese Tatsache so zu drehen, daß der versuchte vatikanische Einfluß und nicht dessen Ablehnung als das wesentliche daran erscheint.

Daß das Zentrum keine konfessionelle Partei ist, bezeugt ihm auch die „Kreuzzeitung" in ihrer Nr. 521 (1905). In einem Rückblick auf die badischen Landtagswahlen schreibt sie:

„Das Zentrum ist in Bayern und Baden da, wo es anders den vereinigten Liberalen und Freisinnigen das Mandat nicht streitig machen konnte, für die protestantisch-konservativen Kandidaten eingetreten. Wir sind ihm Dank schuldig. Wenn wir auch wissen, daß es uns diesen Dienst nicht um unserer schönen Augen willen geleistet hat, so hat es doch den Beweis geliefert, daß es in politischen Fragen über die konfessionellen Schranken hinwegsehen kann, und dies Bestreben, den politischen Kampf nicht noch durch konfessionellen Hader verschärfen und vergiften zu lassen, herrscht auch auf unserer Seite vor. Aber in liberalen Kreisen bricht allmählich ein Fanatismus aus, den die Parteiführer nicht mehr zügeln können, und der, wie jetzt in Baden klar wird, der nationalen Sache schweren Schaden zufügen muß".

Ich hatte in meinem Artikel „Müssen wir aus dem Turm heraus?" in den „Histor.-polit. Blättern" betont, daß ich mit Rücksicht auf die katholische Wählerschaft des Zentrums die kirchenpolitischen Forderungen desselben als die wichtigsten betrachte, und „daß die Gegner des Zentrums kein wirkungsvolleres Mittel zu seiner Zerbröckelung finden könnten, als die Erfüllung aller seiner kirchenpolitischen Wünsche und eine völlig paritätische Behandlung der Katholiken mit den An-

gehörigen der übrigen Konfessionen" (S. 691). Dieses Mittel zur Zerbröckelung des Zentrums empfiehlt nun auch allen Ernstes von Savigny, und die „Köln. Ztg." (Nr. 397 vom 15. April 07) nennt es ein Rezept, das „eine Heilung des Uebels [Zentrum] von innen heraus versuche" und empfiehlt es „nachdrücklichst der öffentlichen Erörterung".

Aus der Befolgung der von ihm gemachten Vorschläge sieht von Savigny bereits die konservativen und liberalen Parteien die Erbschaft des Zentrums antreten.

Aehnliche Gedanken hat der Heidelberger Privatdozent Lic. Niebergall in einer am 3. März 07 in einer Versammlung des Evangelischen Bundes zu Saarbrücken gehaltenen Rede entwickelt, in der er nach der „Neuen Saarbrücker Zeitung" (Nr. 92 v. 20. April 07) den Liberalismus zur Toleranz ermahnte. „Wer national und liberal sein will", sagte er, „der halte sich fern von jeder Art von Kulturkampf, der mit staatlichen Mitteln die Gefühle unserer katholischen Mitbürger verletzen muß, verletzen soll". Und an anderer Stelle ermahnte er den Liberalismus, dem Ultramontanismus nicht den Ruhm zu lassen, „allein die katholische Religion zu schützen", sondern „aus nationalen Gründen" „liberal gegen jede Religion" zu sein.

Es wäre in der Tat erfreulich, wenn die anderen Parteien den hier gegebenen Winken Folge leisten würden. Da könnte das Zentrum seine ganze Kraft vielmehr noch als bisher von den kirchenpolitischen den anderen politischen Fragen zuwenden. Von einem konfessionellen Charakter desselben könnte dann erst recht keine Rede mehr sein. Ich fürchte nur, daß es damit noch seine gute Weile haben wird. Denn was wären vielfach die Wahlen auf gegnerischer Seite ohne den furor protestanticus! Die letzten Reichstagswahlen haben das ja wieder in erschreckender Weise gezeigt. Der größte Teil der gegnerischen Presse, soweit dieselbe sich mit dem Vorschlage v. Savignys befaßt hat, war auch sofort bei der Hand, dieselben zurückzuweisen, allerdings mit der faden-

scheinigen Begründung, die anderen Parteien hätten nicht nötig, den Schutz der katholischen Minderheit besonders zu betonen; dafür träten sie so wie so ein. Leider beweist nun die Praxis das gerade Gegenteil.

Was die Katholiken zu erwarten hätten, wenn das Zentrum, das sich ihrer Rechte annimmt, nicht mehr da wäre, ersieht man aus einem Artikel der „Hilfe“ vom 14. August 1904, der sich mit dem damals in Frankreich beginnenden Kulturkampfe befaßte. Es heißt daselbst:

„Der Kulturkampf ist da, die Vertreter sind abberufen. Auch wir werden später einmal, nach Sturz der Zentrumsherrschaft, in ähnliche Lage kommen, denn es ist ganz ausgeschlossen, daß die Erneuerung der Gesetzgebung und Verwaltung, die mit einem Sieg der deutschen Linken zusammenhängen würde, sich ohne bittere Kämpfe mit dem Hl. Stuhl vollzieht.“

Auf diesen „Sturz der Zentrumsherrschaft“ werden unsere Gegner noch lange warten können. Das Zentrum denkt noch gar nicht daran, von der Bildfläche zu verschwinden, und mag man auch noch soviele Broschüren und Zeitungsartikel über sein „Ende“ schreiben. Wie feste Wurzeln es im Volke geschlagen hat, haben erst die verflossenen Reichstagswahlen gezeigt. Würden die übrigen Parteien sich wirklich die kirchenpolitischen Forderungen des Zentrums zu eigen machen, was aber als ausgeschlossen gilt, so würden sie allerdings vielleicht im Laufe der Zeit einen erheblichen Bruchteil der Wählerschaft des Zentrums für sich gewinnen. Der Grundstock würde aber wegen der Verschiedenheit des sonstigen politischen 2c. Programms als eigene Partei, als Zentrum, bestehen bleiben, es sei denn, daß die anderen Parteien auch in dieser Beziehung ihr Programm einer Umwandlung unterwürfen. Das Produkt dieser Umbildung wäre daon aber die Existenz von zwei Zentrumsfraktionen, wenn auch unter anderem Namen, die eine mit mehr konservativer, die andere mit mehr liberaler Färbung. Dem

Zentrum könnte das schon recht sein. Denn es treibt nicht Politik der Partei wegen, sondern es stand und steht stets auf dem Standpunkte, daß es lediglich der Wähler wegen da ist. Wenn es also einmal seine politische Mission völlig erfüllt haben wird, so wird es gerne bereit sein, vom Schauplatze abzutreten, um anderen, eventuell zeitgemäßeren Parteibildungen den Platz einzuräumen. Dabei will ich noch die Frage unentschieden lassen, ob das Zentrum nicht vielleicht schon deshalb allein notwendig ist, weil sich in ihm die verschiedensten und oft miteinander in Widerspruch stehenden Interessen vereinen, für die dann in seinem Schoße die allen notwendige und zuträgliche Mittellinie gefunden wird.

LXXXII.
Italienischer Brief.

Mai 1907.

In Lugano erscheint eine ‚Coenobium‘ betitelte Zeitschrift, deren Inhalt den religiös-philosophisch-ästhetischen à la-Mode-Eklektizismus unserer Tage wunderbar deutlich wiederspiegelt. Das ‚Giornale d'Italia‘ hatte das ‚Coenobium‘ einmal wohlwollend als modern-katholische Revue (Rivista cattolica modernista) bezeichnet. Dagegen protestierte aber der cönobitische Direktor Enrico Bignami. Er schrieb einen Brief an den Direktor des ‚Giornale d'Italia‘, in welchem er sagt, der Titel ‚modern-katholisch‘ passe auf seine Zeitschrift genau so wenig wie die Bezeichnungen ‚buddhistisch‘ und ‚antichristlich‘, welche die Turiner ‚Stampa‘ und der Brüsseler ‚XX Siècle‘ bezw. der Pariser ‚Univers‘ derselben beigelegt hätten. Bignami erklärt, seine Revue sei dem „Studium der Kundgebungen des religiösen Gewissens

und besonders der in diesen Kundgebungen enthaltenen metaphysischen Unterlage gewidmet (destinata sopratutto allo studio delle manifestazioni della coscienza religiosa e in particolar modo al sottostrato metafisico che esse in sè racchiudono)". Demgemäß könne man die Revue eher ein Laboratorium für Forscherarbeiten (laboratorio d'investigazione) nennen. Tatsächlich geben sich denn auch die verschiedenartigsten ,Forscher' in einem und demselben Hefte ein Rendezvous: der Protestant Paul Sabatier, der Rabbiner Donato Camerini, die schismatische Madame de Polozow, die Katholiken Lanzalone und Ricci, der Buddhist Arthur Pfungst, der ,Philosoph' Mentré, der Ex-Mohammedaner Aja Aziz, der Heide Henri Mazel und andere Sterne mehr. Prüfet alles und das Beste behaltet, — wenn euch der Verstand noch nicht stillsteht ob solchen Weisheitsquantums! Die Cönobiten gehören zu den charakteristischesten unserer Zeitgenossen: sie arbeiten mit Eifer im Laboratorium des religiösen Gewissens. Aber leider laboriert das religiöse Gewissen selber an chronischer Schwäche. Alle diese Renaissance-Kuren diesseits und jenseits der Alpen helfen ihm nicht recht auf die Beine. Es taumelt von einem Wunderdoktor zum andern und wankt schließlich seinem stillen Grabe zu. Seine Diagnose haben ihm Leute wie Murri und Konsorten längst gestellt — freilich ohne es zu ahnen —, indem sie es als ,autonom' bezeichneten. Man wollte dem religiösen Gewissen neue Wege weisen, indem man es von der christlichen Offenbarungsweisheit zu emanzipieren suchte. Das religiöse Gewissen soll über Kirche und Kirchentum zu Gericht sitzen. Formell und offiziell will man das Dogma freilich anerkennen und sich dem obersten Lehramte unterwerfen, aber tatsächlich leugnet man, daß dieses Lehramt im ,gerade vorliegenden Falle' autoritativ sprechen könne. Die christlich Sozialen zumal wachen mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit darüber, daß man dem Papste und seinen Organen dort nicht allzu bereitwillig gehorche, wo man es nicht mit einer Entscheidung

,ex cathedra' im engsten Sinne zu tun habe. So wird der religiöse Gehorsam auf ein Minimum beschränkt und darf nur in kleinsten homöopathischen Dosen verabreicht werden.

Als Se. Eminenz der Präfekt der Indexkongregation kürzlich in einem sehr ruhigen und sachlich gehaltenen Briefe die Zeitschrift ,Rinnovamento' verurteilte, sprach der Graf Gallarati-Scotti, welcher von der Redaktion der ,Perseveranza' interviewt wurde, sofort von einer Kundgebung persönlicher Leidenschaft (sfogo personale del cardinale Prefetto della Congregazione). Auch der ,a divinis' suspendierte Don Romolo Murri empfängt die Sympathiekundgebungen seiner christlich-sozialen Freunde mit offenbarer Genugtuung, und wenn er versucht, sich von den kirchlichen Zensuren lösen zu lassen, so betont er doch bei jedem Schritte, daß er auch in Zukunft — wie bisher — seinem ,Gewissen' folgen werde. Don Romolo soll ein frommer Priester sein, dessen Privatleben keinen Anlaß zur Kritik bietet. Darin gleicht er dem Senator Antonio Fogazzaro, dem Urheber eines neuen ,Heiligen'-Typus.[1]) Man verlangt als Katholik aber von einem Katholiken doch noch etwas anderes: nämlich die Liebe zu seiner Kirche, und zwar zu der wirklichen, sichtbaren, mit Sünde und Irrtum streitenden katholischen und apostolischen Kirche. Mit der Begeisterung für eine erdichtete Kirche, die irgendwo im Wolkenkuckucksheim liegt, ist es nicht getan. Die Neuerer wollen die Mutterkirche und wollen sie doch wieder nicht. Durch ihre Musik klingt das alte Lutherische Leitmotiv: ,De papa male informato ad papam melius informandum'. Richtig informiert ist der Papst nur dann, wenn er denkt wie die Neuerer. Da letztere nun die katholischen Symbole auf ihren Feldzeichen tragen, wird die Menge irregeleitet. Und dabei ist der Verwirrung der Geister doch wahrlich schon traurig genug! Am 6. Mai

1) Vgl. die ausführliche Besprechung W. Schleußners oben Bd. 138 S. 506 ff., 573 ff., 633 ff.

wurde im Teatro del Argentina zu Rom ‚Sodoms Ende‘ von Sudermann gegeben.[1]) Ein hervorragender Kritiker in einem der anständigsten Blätter nannte es ein ‚kraftvolles Drama‘ (drama ponderoso), welches ‚alle Freunde wahrer Kunst‘ unbedingt kennen müßten. Am selben Tage sprach der Abgeordnete Lollini in einer Versammlung zu Ariccia über den Analphabetismus in Italien. Er legte reiches statistisches Material vor, um zu beweisen, wie erschreckend groß die Zahl derer sei, die weder lesen noch schreiben könnten; besonders im Süden sei es traurig bestellt. Und was wird zur Abhilfe vorgeschlagen? Etwa Einschärfung und bessere Beobachtung der Gesetze über den Schulzwang? Keineswegs. Sondern der Staat soll ausschließlich Volksschulen gründen und leiten. Alle Privatschulen, zumal die dem Klerus gehörenden, seien zu verbieten. Als ob der Klerus nicht einmal imstande wäre, seine Schüler lesen und schreiben zu lehren! In Wahrheit liegt doch die Sache so, daß Tausende von Kindern überhaupt nicht in den Unterricht gezwungen werden. Was die geistlichen Mittelschulen angeht, so werden sie sogar von sehr liberalen Eltern für ihre Kinder bevorzugt. In Rom unterrichten z. B. die bösen Jesuiten manchen Sprößling antikirchlicher Familien, ja sogar die Söhne von hochstehenden Staatsbeamten, die auf Montecitorio oder auf dem Kapitol gegen den Klerikalismus losdonnern. „Das Land der vielen Analphabeten“, so schreibt der Advokat Edoardo Cuciniello in der ‚Italia Moderna‘, besitzt einundzwanzig Universitäten.“ Und auf diesen Universitäten haben teilweise erklärte Freimaurer und überzeugte Sozialisten das große Wort. Im schönen Lande Italien ist es eben sehr leicht, eine Satire zu schreiben. Es werden in dem großen Stiefel zu viele ‚große Ideen‘ entwickelt. Darüber vergißt man die langsame, solide Kulturarbeit. Die Kirche bemüht sich, zu bremsen, das rasende Tempo des

1) Vgl. oben den Aufsatz von J. Sörensen Bd. 134, S. 657 ff.

Kulturfortschritts ein wenig zu mäßigen, aber man mißversteht ihre gute Absicht. Die Deklamationen der ‚Modernen‘ gefallen eben besser als die ruhigen Warnungen der Kirche. Nur keine Annäherung an die Kirche! So lautet die Devise der waschechten Patrioten. Der Minister Giolitti hat mit etlichen seiner Kollegen einen harten Stand vor den Deputierten gehabt, nachdem in Lucca, Pisa und Paola die Truppen, bezw. die Marine an den Ehrenkundgebungen für einige der neukreierten Kardinäle teilgenommen. Der ‚onorevole‘ Barzilai zitierte in der Kammersitzung vom 10. Mai zum Nutz und Frommen Giolittis folgenden Ausspruch Cavours: „Die Monarchie würde ihr Todesurteil unterschreiben (segnerà i suoi ultimi giorni di esistenza), wenn sie konservativ werden und sich auf den Einfluß des Klerus stützen wollte.“ Als kritisches ‚Enfant terrible‘ fragt man sich: Was würde die Monarchie denn unterschreiben, wenn sie sich auf die Radikalen stützen wollte? — Ihre Abdankung. Dom Pedro von Brasilien wird einen Nachfolger im Hause Savoyen finden, d. h. der Exodus des letzten Savoyers wird vielleicht eben so einfach und friedlich vorsichgehen, wie die Absetzung des letzten Kaisers von Brasilien. Ausgenommen freilich den Fall, daß die Savoyer nach Art der französischen Bourbonen von der Bildfläche verschwinden müßten. Es gibt eine gemütliche und eine ungemütliche Revolution. Wir wünschen dem Hause Savoyen keine Enttäuschungen und glauben auch gern, daß der Dreibund sich ihm noch manches liebe Jahr edel, hilfreich und gut erweisen werde. Aber wenn einmal eine ‚Alliance latine‘ ins Leben tritt, was dann? Wenn die gallische ‚Schwesterrepublik‘ in dieser Allianz die erste Violine spielen sollte, was wird dann das konstitutionelle Königtum Italien nicht alles erleben können! Wie, wenn ein durchaus protestantischer Kaiser des germanischen Nordens es einmal für opportun halten sollte, dem lateinisch-britischen Konglomerat einen Strich durch die Rechnung zu machen? Die Geschichte macht kuriose Sprünge. Nach dem Falle des

ersten Napoleon waren es Rußland und Preußen — zwei nichtkatholische Mächte! — die sich für die Wiederherstellung des ancien régime auf der italienischen Halbinsel interessierten. Wer da behauptet, daß die Weltgeschichte sich nicht wiederholen könne, der müßte den jüngsten Tag erlebt haben. Der Bund der italienischen Monarchie mit der Kirche mag auf beiden Seiten auf gewaltige prinzipielle Schwierigkeiten stoßen, aber in sich unvernünftig wäre er nicht. Als wirklich katholische Vormacht könnte Italien tatsächlich eine Großmachtsrolle spielen — vor allem in der Levante. Und wenn der Klerikalismus der Feind ist — wer ist dann der Freund? Etwa der Brite? Die britische Mittelmeerpolitik verfolgt doch schwerlich altruistische Ziele.

Während die italienischen Deputierten und Minister ihre rhetorischen Uebungen fortsetzen, ist das Riesendenkmal für den ‚Vater des Vaterlandes‘ auf dem Kapitol auch nach drei Dezennien noch nicht fertiggestellt worden. Es hat schon ungezählte Millionen verschlungen, und die Optimisten meinen, im Jahre 1911 werde es endlich enthüllt werden können. Ursprünglich sollte Viktor Emanuel II. auf dem Kapitol inmitten seiner Paladine thronen. Statt der Paladine wurden aber plötzlich allegorische Figuren empfohlen, denn — nach einem Vierteljahrhundert ‚Risorgimento‘ — kennt die Nation kaum noch die Namen jener Großen, die einst bei der Krönung der Revolution mitgewirkt haben. Das nationale Denkmal ist zu einem Gegenstand endloser Zwistigkeiten zwischen Baukommissionen, Architekten und Politikern geworden. Risum teneatis amici! Der Blusenmann Garibaldi besitzt schon längst sein stolzes Reiterstandbild auf dem Janiculus, das so majestätisch über die Dächer und Kirchenkuppeln der ewigen Stadt zum Quirinalpalast hinüberschaut, aber der erste Usurpator dieser päpstlichen Residenz ist bisher nur durch einen ‚Corso‘ verewigt worden. Das moderne Rom erhält jedes Jahr neue Grand Hôtels, neue Trambahnen und neue Straßenzüge. Einige von den letzteren

entsprechen einem wirklichen hygienischen und Verkehrsbedürfnisse. Wird Rom eine schönere Stadt? Die Meisten sagen, Rom verliere den alten malerischen und romantischen Charakter zusehends und werde trotzdem doch keine moderne Weltstadt im eigentlichen Sinne des Wortes. Seit Pius IX. ist kein neuer Bahnhof gebaut worden, die neuen Stadtteile sind teilweise — von einigen Villini im Quartiere Ludovisi und den Prati di Castello abgesehen — unsäglich monoton ausgefallen und die Verteuerung der Wohnungen sowie der Lebensmittel nimmt von Jahr zu Jahr zu. Der elegante Globe-trotter, der alljährlich ein paar Winter- oder Frühlingsmonate am Tiber zubringt und die afternoon-teas und ricevimenti besucht, weiß sehr wenig von den Leiden und Freuden der römischen Bevölkerung. Nur wer mit den Römern lebt und fühlt, sieht, daß vieles besser geworden, aber doch nicht alles, was glänzt, eitel Gold ist. Aus dem großartigen wirtschaftlichen Aufschwung Mailands, Genuas und einiger anderen oberitalienischen Gebiete darf man aber nicht auf Ganzitalien schließen. Vornehme Stätten künstlerischen und geselligen Lebens, wie z. B. Florenz und Venedig, sinken allmählich auf das Niveau kleiner Provinzialstädte wie Perugia und Siena herab. In Neapel und auf Sizilien spielen nach wie vor Camorra und Maffia ihre berüchtigte Rolle. Munizipalskandale und Sensationsprozesse gewähren uns ab und zu einen Einblick in die Mysterienwelt des italienischen ‚Mezzogiorno'. In Rom stehen sich die Katholiken und Liberalen schroff gegenüber, was gewisse Kammerinterpellationen und häufigere Straßenkrawalle sonnenklar beweisen. Auch hat die sozialistisch-anarchistische Presse in der Stadt, wo Papst und König residieren, beinahe völlige Freiheit, in Bild und Wort jegliche Autorität zu verspotten. Dieser Zügellosigkeit entspricht eine Zunahme der Morde, Selbstmorde, Sittlichkeitsverbrechen und Raubanfälle. Der süße Pöbel verwildert mehr und mehr — trotz der 21 Universitäten und der übrigen Aufklärungsmittel, die noch auf

dem Programme der verschiedenen politischen Parteien stehen. Die Eisenbahnverhältnisse bessern sich langsam aber unleugbar, nachdem die großen Bahnnetze verstaatlicht worden sind. Man reist bequemer, und Abfahrt- wie Ankunftszeiten werden pünktlicher eingehalten. Endlich ist das Eisenbahnpersonal manierlicher gegen das Publikum gestimmt. Der Postdienst dagegen ist noch weit davon entfernt, ein lobendes Prädikat zu verdienen. Italien wartet bis heute auf seinen Stephan, aber seine Beamten harren auch — zu ihrer Entschuldigung muß es gesagt werden — auf besseres Gehalt und geordnetere Pensionsverhältnisse. Solange hier nichts gebessert wird, muß sich der Fremde geduldig darein finden, wenn er auch von Staatsbeamten selten ohne Trinkgeld prompt bedient wird. Die traurige materielle Lage unzähliger Subalternbeamter kommt dem nordischen Reisenden auf Schritt und Tritt zum Bewußtsein, wenn er die saloppe Haltung und die schmutzig-nachlässige Uniformierung der ‚impiegati reali' konstatiert. Schlimmer ist noch eine andere Folge der mangelhaften Bezahlung einer Reihe von Staatsbeamten, nämlich die Versuchung zu moralischen und politischen Ausschreitungen. In eingeweihten Kreisen wundert man sich kaum darüber, wenn zumal jugendliche Angestellte der anarchistischen Propaganda und einer noch schlimmeren — nicht näher zu bezeichnenden — sittlichen Verführung um des schnöden Mammons willen zum Opfer fallen. Charakteristisch ist endlich, daß der moderne Italiener mehr und mehr jene naiv-kindliche Fröhlichkeit und die mit Nüchternheit gepaarte Heiterkeit verliert, die ihn uns ehedem so sympathisch machten. Materielles und moralisches Elend ist der Anteil weiter Volkskreise, und wenn die Feste auch teilweise noch gefeiert werden, wie sie fallen, so arten sie doch heute fast allemal zu Demonstrationen, Tollheiten und Orgien aus. Die zwei schönen italienischen Tugenden, die ‚santa pazienza' und die ‚gentilezza latina' werden selten mehr geübt, und die stolze romanische ‚Grandezza' ist in den bramarbasierenden,

phrasenhaften politischen Hochmut des halbgebildeten Cittadino verkehrt worden. Dieser Cittadino hat gewöhnlich nichts gelernt, außer was in seinem Giornale gedruckt steht. Er hält Italien für das erste Land der Erde und alle ‚Forestieri' für Barbaren. Er haßt die Barbaren, weil er die Ueberlegenheit ihrer Bildung und ihrer Finanzkraft fühlt. Er haßt sie außerdem, weil er sie unliebenswürdig, ungraziös und herrisch findet. Dennoch äfft er alles Fremdländische nach, zumal wenn es englisch, französisch und amerikanisch ist. Der richtige Italiener — gehöre er nun der ‚nobiltà', der ‚borghesia' oder dem ‚popolino' an, intriguiert gegen den Fremden und nutzt ihn zu gleicher Zeit aus. Mit einer erstaunlich leichten Auffassung, großer Lernbegierde, unleugbarer Grazie und künstlerischem Gefühl verbindet der Italiener eine unglaubliche Prinzipienlosigkeit und einen typischen Mangel an Lebensenergie, sobald Opfer von ihm verlangt werden. In diesen seinen guten und schlechten Charaktereigenschaften ist auch der Schlüssel zu seiner politischen Lebensführung zu suchen. Er darf nicht von Phrasenhelden und Vokalpatrioten regiert werden. Die großen Päpste vom Schlage eines Gregor VII. oder Julius II., die gewaltigen Condottieri der Renaissance, skrupellose Helden wie Giuseppe Garibaldi — das sind seine geborenen Herren und Führer. Die Macchiavellis, Cavours und Crispi mit ihrer Intriguen- und Kompromißpolitik verderben ihn nur noch mehr. Eine Großmacht wird Italien deshalb erst dann werden, wenn einmal ein großer Italiener die katholischen, politischen und ästhetischen Ideale des Landes in einer kraftvollen, großzügigen Politik zu verwirklichen weiß. Bis dahin wird die Phrase Italien regieren. . . . A. A.

LXXXIII.

Die radikale Partei und Clemenceau am Werke.

Paris, den 19. Mai 1907.

Mit dem Monat Mai 1907 ist bereits ein volles Jahr dahingeflossen, seitdem die radikale Partei in Frankreich zur Herrschaft gelangt ist. Es wird daher nicht unangebracht sein, einen Blick auf dieses Jahr zu werfen, um die herrschende Partei auf ihre Werke hin zu prüfen.

Was zunächst die äußere Politik betrifft, so hat sie sich in den Bahnen fortbewegt, die bereits eingeschlagen worden waren. Schon Rouvier hatte sich in der äußeren Politik resolut an die Seite Englands gestellt oder besser, sich von England ins Schlepptau nehmen lassen. Das Ministerium Clemenceau ist dieser Richtung treu geblieben und hat zugleich das Bündnis mit Rußland fortgepflegt. Hierin lag zweifellos für Frankreich die große Schwierigkeit. Bei der geradezu traditionellen Gegnerschaft zwischen England und Rußland war zu fürchten, daß die Annäherung zu England hin für Frankreich eine entsprechende Lockerung des Verhältnisses zu Rußland nach sich ziehen würde. Dies ist nicht geschehen. Es scheint vielmehr, als haben sich die Beziehungen zwischen England und Rußland ganz erheblich gebessert, so daß nun Frankreich den Vorteil hat, mit beiden gut zu stehen. Frankreich hat sich aber nicht mit dem begnügt; es hat den Kreis vorteilhafter Verknüpfungen noch weiter ausgedehnt. Es hat

eine Reihe von Besitzungen in Ostasien, die im Falle eines europäischen Konflikts erhebliche Teile der Marine und der Landarmee festlegen würden. Frankreich hat sich nun der aufgehenden Macht Ostasiens genähert und ein Abkommen mit Japan getroffen. Dieser Schritt bedeutete zunächst eine vollständige Verblüffung von zahlreichen Diplomaten, denn er hatte sich absolut geheim vollzogen und wurde erst bekannt, als er bereits vollendet war. Dementsprechend weiß man auch wenig von dem Inhalt der Konvention. Auf jeden Fall hat sich Frankreich eine ganz bedeutende Sicherung seiner ostasiatischen Besitzungen zugelegt. Ob man von einem richtigen Bündnis sprechen kann und ob die Japaner sich zu Truppensendungen nach Frankreich für den Fall europäischer Komplikationen verpflichtet haben, bleibt vorläufig dahingestellt. Hervorgehoben soll noch werden, daß auch diese Anknüpfung die Billigung Rußlands erhalten zu haben scheint, so daß Frankreich tatsächlich nach allen Seiten hin gedeckt ist und seine Diplomatie gar nicht übel gearbeitet hat. Man braucht ja alle diese Abmachungen durchaus nicht pessimistisch aufzufassen, aber daß sich ihre Spitze nach einer ganz bestimmten Seite hin richtet, kann nicht geleugnet werden und wo diese Seite zu suchen ist, darüber kann gar kein Zweifel bestehen. Frankreich hat — mit Recht oder Unrecht, das mag einstweilen unerörtert bleiben — das Bedürfnis gefühlt, sich besonders gegen Deutschland zu decken. Dieses Mißtrauen wurde auf die Spitze gebracht durch die leidige Marokkoaffäre, die Frankreich den ausgebreiteten Armen Englands entgegentrieb. Und auch seither sind Dinge vorgefallen, die in der französischen Volksseele einen tiefen Wiederhall hatten. Als in der aufgeregten Periode vor und nach Algesiras und auch noch nachher in deutschen Zeitungen das Wort fiel, daß im Falle eines Krieges mit England Frankreich das Faustpfand Deutschlands bilden würde, wurde dies in Frankreich auf's bitterste empfunden und als bei dem Bekanntwerden des französisch-japanischen Abkommens in deutschen Zeitungen

die Frage erörtert wurde, welcher Sinn denn dieser Abmachung beizulegen sei, war das „Echo de Paris", eine sehr gelesene französische Zeitung, sofort mit der Antwort bei der Hand: „Dieses Abkommen ist die Antwort Frankreichs auf die auf deutscher Seite entwickelte Theorie von dem Faustpfand". Alle diese Vorgänge haben tatsächlich dazu beigetragen, das alte Mißtrauen, das zweifellos in breiten französischen Kreisen England gegenüber bestand, in erheblichem Maße zu verringern, und man darf ruhig sagen, daß die Annäherung zu England in Frankreich fast populär geworden ist. Auf jeden Fall steht zur Zeit Frankreich nach außenhin infolge der jüngsten diplomatischen Abmachungen in einer Weise gefestigt da, wie es dies in gleichem Maße seit 1870 nicht der Fall gewesen ist. Man muß allerdings hinzufügen, daß dies weniger dem Verdienste der französischen Diplomatie zukommt, als dem Geschick Eduards VII., der schließlich die Fäden der äußern Politik Frankreichs in der Hand hat.

In der inneren Politik kommt zunächst die Behandlung in Betracht, die der katholischen Kirche wurde. Die radikale Partei wird vor der Geschichte die Verantwortung tragen für die Gehässigkeit, mit der im Laufe dieses Jahres gegen die Kirche vorgegangen wurde. Denn wenn auch die Sozialisten an Haß gegen die Kirche nichts zu wünschen übrig lassen, so wären sie doch unter den derzeitigen Verhältnissen in der Kammer für sich allein nicht stark genug gewesen, um ihre Gefühle praktisch durchzusetzen. Die Radikalen aber stellen eine solche Mehrheit dar, daß sie auch gegen den Willen der Sozialisten eine versöhnende kirchliche Politik durchzuführen in der Lage gewesen wären, um so mehr als sie in diesem Falle auf alle Stimmen der gemäßigten Republikaner und der Rechten hätten zählen können. Aber bei den Radikalen war vor allem der Haß gegen Rom ausschlaggebend. Damit verband sich die wilde Gier nach den Gütern der Kirche, so daß die radikale Politik mit dem abstoßenden Gepräge des Hasses und der gemeinen Habsucht

in der Geschichte bezeichnet bleiben wird. In der letzten Zeit war verhältnismäßig Ruhe für die Kirche eingetreten, wohl zum großen Teil, weil die radikalen Potentaten intensiv anderwärts in Anspruch genommen waren.

Die Lage hat sich folgendermaßen gestaltet für die Kirche. Man erinnert sich noch, daß die französischen Bischöfe, um den religiösen Frieden anzubahnen, der Regierung den Vorschlag machten, die Kirchen auf 18 Jahre zu mieten, und daß dann Briand, auf Anstiften von Clemenceau, nach verschiedenem Hin- und Herlavieren den Bischöfen endlich Mietsbedingungen stellte, die an sich absolut unannehmbar waren, was Briand bereits gewußt hatte, als er sie stellte. Infolgedessen wurden die Unterhandlungen wegen der Mietsverträge in Bezug auf die Kirchen nicht weiter fortgeführt. Aber anderseits war im Laufe des Jahres immer klarer festgelegt worden, daß die Kirchen, unter allen Umständen und auch wenn keine Mietsverträge abgeschlossen würden, ausschließlich für den katholischen Kultus bestimmt blieben. Infolgedessen werden die Kirchen nun benützt wie vorher, nur mit dem Unterschied, daß der Pfarrer in derselben keinerlei Verwaltungsrechte in Bezug auf das Gebäude oder das Mobiliar auszuüben befugt ist. Er hat nur das Recht seinen Kultus auszuüben und das Gebäude und das vorhandene Mobiliar dazu zu gebrauchen. In einzelnen Fällen kann es ja nun zu Schwierigkeiten oder zu lächerlichen und ärgernisvollen Auftritten kommen, je nach der Beanlagung der jeweiligen Ortsbehörden, wie z. B. durch jenen Bürgermeister, der die Glocken für ein Zivilbegräbnis läuten ließ. Aber bis jetzt sind derartige Auswüchse nur vereinzelt vorgekommen. In den allermeisten Kirchen wird der Gottesdienst in der Regel abgehalten wie früher, so daß der Fremde, der nicht auf dem Laufenden wäre über die gewaltigen prinzipiellen Veränderungen, die sich vollzogen haben, kaum einen Unterschied in der Abhaltung des Gottesdienstes gegen früher herausfinden könnte. Daß diese ganze Situation kein Ideal

bildet und daß sie auf die Dauer nicht hingenommen werden kann, ist zu verständlich, als daß es noch besonders gesagt zu werden brauchte. Aber vorläufig ist doch die Fortsetzung des öffentlichen Kultus wenigstens notdürftig gesichert und dies ist von ungeheurer Bedeutung unter den jetzigen Umständen. Die relative Sicherheit nach dieser Richtung wird den berufenen Faktoren der Kirche besser erlauben, sich mit so vielen andern Fragen, die einer Lösung bedürfen, zu befassen. Man kann sagen, daß nun die Zeit der notwendigen Erschütterungen, die mit der Trennung vom Staate verbunden waren, in einem gewissen Sinne vorüber ist. Der Riß ist vollzogen und jetzt kommt die Zeit, in welcher positiv aufgebaut werden muß auf anderen Grundlagen, als mit denen, die durch eine nahezu tausendjährige Vergangenheit gegeben waren. Die Rekrutierung und der Unterhalt des Klerus, die Erziehung und der Unterricht der jungen Kleriker, die Auslagen für den Gottesdienst, die Organisierung eines intensiveren religiösen Unterrichts für alle Klassen, die Verwaltung der Einnahmen und die Schaffung von Hilfsquellen, die dauernd fließen, diese und ähnliche Fragen stehen nun im Vordergrund der Beratungen der Bischöfe und haben schon teilweise Lösungen erhalten, die den Ernst bezeugen, mit welchem man an sie herangetreten ist. Nur darf diese ruhige Arbeit nicht den Schein erwecken, als ob die Katholiken alle Vergewaltigungen und alle Rechtsbeugungen schwächlich hinnehmen werden, ohne sich zu verteidigen. Die Katholiken Frankreichs müssen sich organisieren und eine starke, Respekt einflößende Fraktion in der Kammer zustande bringen, die ihre Rechte wahrt und ihre Gegner zurückkämpft. Nicht daß eine spezifisch „katholische" Partei gebildet werden sollte, wie hie und da der Vorschlag gemacht wurde. Nach den Aeußerungen des Papstes, der keine konfessionell-politische Partei will, soll diese Frage auch für die französischen Katholiken gelöst sein. Was ihnen nottut, ist eine festgefügte Fraktion, die sich ehrlich und aufrichtig auf den Boden der gegebenen

Verfassung stellt, dabei im Namen der allen Bürgern zustehenden Freiheiten auch für die Katholiken die elementarste Gewissensfreiheit fordert und dabei mit einem weitsichtigen, besonnenen sozialen Reformprogramm auftritt. Namentlich dieser letzte Punkt müßte zur Zeit, wo sich die Arbeiterwelt mehr und mehr auf dem Punkte sieht, von den Radikalen verraten zu werden, einer konservativen Fraktion notwendigerweise eine bedeutende Stelle im öffentlichen Leben sichern. Aber damit hapert es eben in Frankreich. Die konservativen Parteien haben sich seit dem Bestehen der Republik und dem Auftauchen der Arbeiterfrage immer durch die radikalen und religionsfeindlichen Parteien den Rang ablaufen lassen in dem Betonen der rechtlichen Lösungen der Arbeiterwünsche. Es wurde ja gerade von konservativer und von katholischer Seite enorm viel getan für die Verbesserung der materiellen Lage der Arbeiter — aber alle diese Zuwendungen trugen einen freiwilligen Charakter und der Arbeiter verlangte nicht nur materielle Besserstellung an sich, sondern auch eine Erweiterung seiner gesetzlichen Rechte. Die Masse der Arbeiter wird zweifellos nach jener Seite hingehen, auf welcher man diesen Wünschen am meisten Verständnis entgegenbringen wird. Dies sollen sich die Katholiken gesagt sein lassen. Die Sache hat ja allerdings, gerade in Frankreich, vielleicht mehr Schwierigkeiten als sonstwo, weil in der französischen Arbeiterwelt eine geradezu anarchistische Organisation besteht, die tausende von Arbeitern umfaßt und die alle Forderungen auf das Revolutionäre hinaustreibt. Aber bei ernster und zielbewußter Arbeit muß es auch hier gelingen, das Uebertriebene von den vernünftigen Forderungen auszuscheiden. Hoffen wir, daß man dies auf katholischer Seite beizeiten einsehen wird.

Denn daß die Katholiken an Rechten und Freiheiten nur das behaupten werden, was sie stark genug sein werden, zu wahren, das dürfte bei der derzeitigen Zusammensetzung der Kammer und mit Ministern wie Clemenceau über allen

Zweifel erhaben sein. In den Augen dieser Leute gibt es einfach kein Recht und kein Gesetz, sobald Katholiken in Betracht kommen. Da ist jede Willkür erlaubt. Diese Auffassung ersieht man am deutlichsten an zwei Vorkommnissen der jüngsten Zeit, in denen auf geradezu klassische Weise erscheint, bis zu welchem Grade der brutalen Rücksichtslosigkeit den Katholiken gegenüber Clemenceau und Konsorten vorzugehen fähig sind. Das eine dieser Vorkommnisse ist die Montagniniaffäre und das andere die Intervention Clemenceaus in Bezug auf die Jeanne d'Arc-Feier zu Orleans.

Als die Trennung zwischen Kirche und Staat zur Tatsache geworden war, verließ der päpstliche Nuntius selbstverständlich seinen Posten zu Paris. Im Nuntiaturgebäude blieb nur der Nuntiatursekretär Montagnini zur Ueberwachung der Akten zurück. Clemenceau, wütend über den Widerstand des Papstes und in der Hoffnung auf der Nuntiatur Schriftstücke zu finden, durch welche er den Beweis erbringen können würde, daß die Katholiken von Rom aus gegen die französische Regierung aufgewiegelt worden waren, ließ kurzer Hand das Nuntiaturgebäude, das völkerrechtlich unantastbar ist, gerichtlich durchsuchen und alle dort befindlichen Schriftstücke der französischen Regierung überweisen. Er kam nicht zu dem gewünschten Resultate, denn in den Schriftstücken, die seither zum großen Teil veröffentlicht wurden, ist auch nicht ein Schatten einer unkorrekten Handlungsweise des Vatikans Frankreich gegenüber zu finden. In allen Schriftstücken, die von dem Vatikan herrühren, gibt sich vielmehr eine von tadellosem Rechtssinn getragene Auffassung kund, die doppelt vornehm erscheint im Vergleich zu der rohleidenschaftlichen Brutalität der französischen Regierung, welche sich der päpstlichen Regierung gegenüber, die über keine Kanonen verfügt, alles gestattet glaubt. Ebenso wenig fand er Belege, durch die es ihm möglich gewesen wäre, wieder so eine Art „Komplott" zu erfinden und hochstehende katholische Persönlichkeiten gerichtlich zu belangen. Nichts von all dem wurde

erreicht, wie es ja selbstverständlich ist: der Vatikan stiftet keine Revolutionen an und es bleibt nur die brutale Gewalttat des französischen Ministerpräsidenten.

Dem zur Seite reiht sich das Eingreifen Clemenceaus in die Jeanne d'Arc-Feier zu Orleans. Seit Menschengedenken wurde zu Orleans die Befreiung der Stadt durch Jeanne d'Arc jedes Jahr am 8. Mai hochfestlich begangen durch eine kirchlich-weltliche Feier, an der die weltlichen Behörden und das Militär teilnahmen und die jedesmal eine gewaltige Menschenmasse aus der Umgebung in die Stadt brachte. Die Feier verlief immer großartig und war gewissermassen eine große Friedensmanifestation, in der sich alle Klassen der Bevölkerung eins fühlten. Wenn man eine solche Feier nicht gehabt hätte, hätte man sie erfinden sollen. Aber für derartige Dinge hat ein richtiger Pseudoliberaler keinen Sinn. Und Clemenceau ließ auch dieses Jahr den gemessenen Befehl nach Orleans ergehen, daß infolge des Trennungsgesetzes die Beamten und das Militär sich nicht mehr an der Jeanne d'Arc-Feier zu beteiligen hätten! Nun gab es aber einen gewaltigen Rumor in Orleans.

Der Bürgermeister und der Gemeinderat und sogar der Blockkandidat Rabier von Cork setzten alles in Bewegung, um die Rücknahme des ministeriellen Erlasses zu bewirken, denn sie fürchteten, daß beim Bekanntwerden des Vorgehens der Regierung der Zuzug aus der Umgegend geringer und so die Geschäftswelt geschädigt werden könnte, was man aus naheliegenden Gründen zu verhindern wünschte. Man weiß, welches Hin- und Hergerede dann entstand und wie Clemenceau schließlich zugestand, daß das Kreuz dem stattzufindenden Zuge vorangetragen werden könne, daß aber die staatlichen Beamten im Zuge den ersten Platz haben müßten und nicht die Geistlichkeit wie bisher, kurz Komödien, die an byzantinische Gepflogenheiten erinnern. Wie dann die Freimaurer von Orleans die Forderung stellten, offiziell am Zuge teilzunehmen und wie nach Genehmigung dieses Wunsches durch

den Gemeinderat bei Stimmengleichheit, der Bischof von Orleans sich mit der Geistlichkeit zur Wahrung der persönlichen Würde und der kirchlichen Vorschriften von dem Zuge fern hielt, ist bekannt. Aber dies ist im Grunde nebensächlich. Hauptsache ist das Eingreifen des Ministerpräsidenten in diese lokale Feier. Kein irgendwie geartetes staatliches Interesse konnte dabei ernstlich in Betracht kommen. Das einzige, was bei Clemenceau hierbei in Erwägung kam, war seine geradezu ins krankhafte ausgewachsene Sucht, Propaganda für den Atheismus zu treiben und alles zu bekämpfen, was im öffentlichen Leben an Gott und an die Religion erinnert. Aus dieser Auffassung ging dieser Schritt hervor wie ja auch das ganze Verhalten Clemenceaus in den religiösen Fragen aus diesem Grundgedanken zu erklären ist. Und wie Clemenceau denkt, denken in dieser Hinsicht die meisten Anhänger der radikalen Mehrheit und des Blockes; das muß man sich immer vergegenwärtigen, wenn man die Dinge in Frankreich richtig erfassen will.

Dieser wahnwitzigen Idee, von der die Partei beherrscht ist, entspricht aber auch die jämmerliche Unfähigkeit zu regieren, die sich auf allen Gebieten der inneren Politik bekundet. Die radikale Partei hat bisher versagt in Bezug auf alle angekündigten Reformen und sie hat mit Clemenceau das Land tatsächlich in einen Zustand von Unruhen versetzt, der mit dem Begriff eines geordneten Staatswesens unvereinbar ist: das ist die Bilanz der Tätigkeit dieser Partei.

Die radikale Partei hat sich von jeher als die Partei der großen „demokratischen" Reformen aufgespielt. Und als sie sich noch in der Opposition befand, hat sie fort und fort den gegnerischen Regierungen diese Forderungen zwischen die Beine geworfen und sie gestürzt wegen Saumseligkeit in der Verwirklichung derselben. Jetzt ist sie an das Ruder gelangt und zwar unter Bedingungen, wie sie gleich günstig kaum jemals für eine republikanische Mehrheit bestanden haben. Die radikalen Gruppen zählen in der gegenwärtigen Kammer

etwas über 300 Mitglieder. Da die französische Kammer 592 Abgeordnete aufweist, so sind die radikalen Gruppen für sich allein stets stark genug, um ein Ministerium halten zu können, auch wenn sich alle anderen Parteien, Progressisten, Konservative und Sozialisten gegen dasselbe verbinden sollten. Die Radikalen sind also absolut ausschlaggebend in der Kammer. Dieser Vorteil hat aber eine bedenkliche Gegenseite. Nun mußte die radikale Partei aber auch zeigen, was sie konnte. Sie konnte sich nicht hinter die Ausrede verschanzen, daß sie nicht stark genug sei, um die Reformen in der Kammer durchzubringen. Jetzt mußte gepfiffen werden. Und als vollends Clemenceau Ministerpräsident wurde und er dann noch die großen sozialistischen Leuchten Briand und Viviani in sein Ministerium aufnahm, war die ganze radikale und sozialistische Welt voll der Erwartung der großartigen Dinge, die da kommen würden und die Arbeitersyndikate rochen bereits die gebratenen Tauben, die ihnen da in den Mund fliegen mußten. Und nun? Ein volles Jahr ist dahingeflossen und man fragt sich vergebens, wo diese großartigen Leistungen zu suchen sind. Sie beziffern sich absolut mit Null. Der Ministerpräsident hat zahlreiche Zirkulare versandt, hat Polemiken geführt und Witzworte vom Stapel gelassen, um nicht ganz aus der journalistischen Gewohnheit zu kommen (man weiß übrigens nicht, wie man dies wieder brauchen könnte); Viviani hat behauptet, daß er die Sterne am Himmel ausgelöscht, und Briand einige glänzende Reden gehalten. Aber an Reformen auf dem sozialen Gebiete und in sonstigen Fragen: keine Spur, nichts, wenn man nicht vielleicht zu diesen großartigen Reformen die Tatsache zählen will, daß die radikale Partei die Anwesenheitsgelder der Abgeordneten von 9000 Frs. per Jahr auf 15000 gegen die Stimmen aller anderen Parteien erhöhte. Mit den Reformen ist es also nichts.

Damit hängen nun aber zum Teil jene Unruhen zusammen, die seit der radikalen Herrschaft geradezu chronisch

geworden sind und die gewissermaßen wie ein Vorplänkeln der Revolution erscheinen. Sie bilden das Nessusgewand der radikalen Partei, von dem sie sich um so weniger befreien können wird, als sie selbst die ganze Bewegung gewissermaßen großgezogen hat. Die Saat, die von den großen und kleinen Führern der Partei mit vollen Händen ausgestreut wurde, beginnt jetzt allmählich zu reifen und die radikale Partei ist dadurch in die schmachvolle Lage versetzt nun selbst niedertreten zu müssen, was sie bis vor kurzem verhätschelt hatte.

Um den Verlauf der ganzen Sache richtig zu erfassen, muß man sich vergegenwärtigen, daß in Frankreich die revolutionären Führer der Arbeiterwelt namentlich die Tendenz haben, die Arbeiter in Gewerkschaften zu organisieren, um so die Massen in geordneten Zügen gegen die kapitalistische Gesellschaft Sturm laufen zu lassen. Nun war Frankreich in puncto Vereinsgesetzgebung fast im ganzen 19. Jahrhundert das reaktionärste Land, das sich denken läßt, eine Folge der Revolution, die alle Vereinsbildungen zertrümmerte und den krassesten Individualismus zum Prinzip erhob. Erst die dritte Republik begann etwas größere Freiheit nach dieser Richtung zu gewähren. Und da ist nun besonders das Gesetz von 1884 von Bedeutung. Dasselbe gestattet den Arbeitern des nämlichen Gewerbes, Fachvereine, Syndikate, zu bilden „zur Wahrnehmung ihrer besonderen Interessen", wie es im Gesetze heißt, und gewährt ihnen unter den allerleichtesten Bedingungen die juristische Persönlichkeit. Sofort warfen sich besonders die sozialistischen Elemente auf dieses Gesetz und allenthalben wurden in Frankreich Arbeitersyndikate gebildet. Bald ging man aber über den Wortlaut des Gesetzes hinaus und nicht nur die Arbeiter bildeten Syndikate, sondern die Syndikate selbst traten miteinander in Verbindung, um Syndikatsverbände zu bilden. Und als endlich eine Reihe derartiger Verbände sich zusammengefunden hatte, ging man noch weiter in der Zentralisierung der Be-

wegung und die überwiegende Anzahl der Arbeitersyndikate und der Verbände tat sich in einen einzigen Verband zusammen, den man allgemeinen Arbeitsverband nannte, die Confédération générale du travail, die in letzter Zeit so viel von sich reden machte. Geschäftsstelle und Vorstand derselben haben ihren Sitz in Paris. Es ergab sich von selbst, daß der Vorstand des Allgemeinen Arbeitsverbandes in Wirklichkeit die Zentralleitung für alle angeschlossenen Fachvereine wurde und daß er in kurzer Zeit eine ungeheure Bedeutung erhielt in der gesamten Arbeiterbewegung. Wo ein angegliederter Fachverein in Konflikt geriet mit den Arbeitgebern, wo ein Streit entstand, konnte man sicher sein, daß der Vorstand des Allgemeinen Arbeitsverbandes die Hand im Spiele hatte, und zwar immer mit der denkbar schärfsten Betonung der revolutionären Prinzipien. Die Hauptidee, die der Vorstand bearbeitet und deren Verwirklichung er sich zum Ziele setzt, ist der allgemeine Streik mit revolutionärem Charakter. Dahin gehen alle Bestrebungen des Vorstandes, diese Ideen verbreitet er durch Wort und Tat und ist so tatsächlich eine revolutionär-anarchistische Organisation im vollen Sinne des Wortes. Und in dem Maße, in dem die Regierung einen radikaleren Anstrich erhielt und in rötlicherem Lichte schimmerte, wuchs auch das Gefühl der Sicherheit bei den Hetzern des Vorstandes und sie wähnten ihr Ziel in greifbare Nähe gerückt.

Es war aber durchaus kein Zufall, wenn diese revolutionären Tendenzen gerade unter Clemenceau so bedenklich anschwollen. Nicht nur ist die radikale Partei politisch revolutionär bis auf die Knochen, aber die Zusammensetzung selbst des Ministeriums Clemenceau mußte alle Hoffnungen bei den Sozialisten erwecken. Ehe Clemenceau Minister war, stand er im regsten Verkehr mit dem Vorstand des Arbeitsverbandes, der ihn für seine Sache gewonnen wähnte. Briand seinerseits war ein Vorkämpfer für die Idee des allgemeinen Streiks und hatte noch anfangs 1905 die Arbeiter

aufgefordert, „in den Kampf zu ziehen mit dem Stimmzettel, wenn sie es für gut fänden, aber auch in den Kampf mit Säbeln, Flinten und Pistolen". Viviani endlich war stets der treibende Faktor zu allen revolutionären Vorschlägen. Was Wunder, wenn deshalb die Arbeiter und die Vorstände der Syndikate nun die Zeit gekommen wähnten, in der sie sich keine Zurückhaltung mehr aufzulegen brauchten!

Zunächst begannen sie, um der Bourgeoisie einen fühlbaren Beweis ihrer Kraft zu geben, mit dem Streik der elektrischen Arbeiter zu Paris. Auf Kommando legten die Arbeiter der städtischen Elektrizitätswerke im März d. J. die Arbeit nieder, so daß Paris nahezu in der Finsternis lag. So perfekt hat der Verband gearbeitet, daß Clemanceau selbst eingestehen mußte, er habe den Streik erst erfahren, als die elektrische Lampe in seinem Bureau versagte. Zugleich wurde die revolutionäre Agitation schärfer betrieben als je. Jeder Arbeiterkonflikt wurde dazu benützt und in Nantes bei einem Hafenarbeiterstreik derart gehetzt, daß Krawalle entstanden, in denen ein Arbeitswilliger von den Streikenden getötet wurde. Ebenso wurden in zahlreichen Flugschriften und Zeitungsartikeln vom Arbeitsverbande und dessen Agitatoren die Aufforderung an die Arbeiter erlassen, ihren Forderungen, wenn es nicht anders ginge, dadurch Nachdruck zu verleihen, daß sie dann die zu leistende Arbeit freiwillig „verhunzten", saboter, wie der technische Ausdruck dafür lautete. Die Regierung ließ alles dies gewähren, offenbar niedergedrückt durch die Erkenntnis der schmählichen Inkonsequenz, in die sie sich durch ein Einschreiten gegen den Verband versetzen würde, nachdem die Minister selbst, natürlich ehe sie die fetten Ministerposten innehatten, als die wärmsten Freunde der Verbandsbewegung gegolten und alle Theorien derselben in Bausch und Bogen gebilligt hatten. Aber die Agitatoren waren nun einmal in Zug gekommen und lenkten ihre Tätigkeit noch auf ein anderes Feld. Da mußte die Regierung endlich doch einschreiten.

Der Gedanke der Bildung von Fachvereinen hatte allmählich auch bei den staatlich angestellten Arbeitern Wurzel gefaßt. Namentlich waren es die Postbeamten, Postagenten und Briefträger, welche sich hierin vorantaten. Sie stellten die Forderung auf, Syndikate zu bilden wie alle anderen Arbeiter. Das war Wasser auf die Mühle der professionellen Hetzer des Arbeitsverbandes. Die Sache der Postbeamten wurde sofort in die Hand genommen und den allgemeinen Prinzipien des Bundes entsprechend weiter getrieben. Bald verfochten die Postbeamten die Ansichten, daß der Staat ein Arbeitgeber sei wie jeder andere, daß sie das Recht hätten, sich zu verbinden, um sich gegen Willkür von seiten der Vorgesetzten zu schützen, und daß ihnen die Möglichkeit gewährt werden solle, sich an den Allgemeinen Arbeitsverband anzugliedern. Und endlich die gesetzliche Freiheit zu streiken mit allen Konsequenzen! Damit wurde die Sache bedenklich. Denn daß eine geordnete Verwaltung, wenn den Angestellten derartige Rechte zugestanden werden, einfach ein Ding der Unmöglichkeit ist, das kann ein Blinder greifen. Um das Maß voll zu machen, gesellten sich zu den Postbeamten noch die Schullehrer. Die Schullehrer sind überall die Hätschelkinder der kirchenfeindlichen Regierungen. Sie sind es aber besonders in Frankreich gewesen, wo man sie systematisch gegen die Kirche dressierte, sie deshalb ihres Glaubens zu berauben und sie mit dem Gefühl ihrer Ueberlegenheit zu erfüllen suchte, damit sie desto besser von oben herab auf die Pfarrer einzuhauen bereit wären. Die naiven Bildner dieser Lehrer hatten offenbar gar keine Ahnung davon, daß bei einer solchen Dressur Begleiterscheinungen eintreten müßten, die sich gegen sie selbst kehren würden. Sie sollten dies nur zu bald erfahren. Die „aufgeklärten" Schullehrer fanden bald heraus, daß es große Vorteile für sie bieten würde, wenn sie sich in Syndikaten zusammentun könnten wie die Arbeiter, und bald war es ihnen auch klar, daß es nur um so vorteilhafter wäre, wenn sie sich dem

allgemeinen Arbeitsverband anschließen könnten. Dieser Gedanke fand allenthalben Anklang unter den Schullehrern und die Bewegung war um so bezeichnender, als der allgemeine Arbeitsverband vor allem der Theorie der absoluten Vaterlandslosigkeit huldigt und die Idee des Vaterlandes mit allen Mitteln zu bekämpfen sucht.

Nun war die Verlegenheit groß bei der Regierung. Daß alles in die Brüche gehen müßte, wenn den Beamten derartige Freiheiten gewährt würden, mußten auch Clemenceau und seine Mithelfer einsehen. Man versuchte deshalb die Bewegung einzudämmen und den Lehrern und Postbeamten Vernunft zu reden. Aber da kam die Regierung schlecht an. Lehrer und Postbeamte, aufgehetzt und ermutigt durch den allgemeinen Arbeiterverband, schlugen Radau und verlangten stürmisch die Freiheit der Syndikatsbildung. Und als bekannt wurde, daß Clemenceau ein Gesetz vorbereiten lasse, in welchem den staatlichen Angestellten zwar das Recht Syndikate zu bilden gewährt werde, in welchem aber zugleich scharfe Strafbestimmungen ausgesprochen seien gegen Beamte, die durch gemeinsame Verabredung die Unterbrechung eines staatlichen Dienstes herbeigeführt hätten, wurde vollends dem Faß der Boden ausgeschlagen. Die Schullehrer von Paris bildeten ein Syndikat trotz eines von Briand erlassenen Verbotes und gaben eine Erklärung, die von dem als Schriftführer des Syndikates fungierenden Schullehrer Nègre unterzeichnet war und in welcher sie sich offiziell dem Allgemeinen Arbeitsverband anschlossen. Die Postbeamten erließen ihrerseits einen offenen Brief an Clemenceau, in welchem sie ihm seine Vergangenheit vorhielten und in der denkbar schroffsten Weise ihr Recht forderten. Nun war guter Rat teuer. Nachgeben konnte die Regierung nicht, wenn sie nicht die gesamte Ordnung preisgeben wollte, und eingreifen, das prägte ihr den Stempel der Inkonsequenz auf und trieb sie in einen Kampf, dessen Entwicklung gar nicht abzusehen war. Wenn Clemenceau noch in der „Aurore“

tätig gewesen wäre, hätte er sofort einen Artikel losgelassen, um zu sagen, daß, wenn solche Minister noch einen Funken Ehre im Leibe hätten, sie nach ihrer ganzen Vergangenheit die Schergenarbeit gegen die Vorkämpfer der Syndikatsfreiheit anderen überlassen müßten und abzutreten hätten. Clemenceau ist aber jetzt Minister und diese Situation ändert auch den Begriff, den er sich von der Ehre zurechtgelegt hat. Er blieb Minister ebenso wie Briand, und trotz ihrer Vergangenheit schritten sie nun gegen die armen Teufel ein, die kaum den hundertsten Teil dessen verbrochen, was die Minister früher selbst getan. Fünf Postbeamte, die den „offenen Brief" an Clemenceau unterzeichnet hatten, wurden abgesetzt. Ebenso der Schullehrer Nègre, der den Anschluß des Lehrersyndikats von Paris an den Allgemeinen Arbeitsverband unterzeichnet hatte. Endlich wurden drei der Hauptbetzer aus dem Vorstand des Allgemeinen Arbeitsverbandes verhaftet und unter die Anklage gestellt, die öffentliche Ordnung durch aufrührerische Reden gefährdet zu haben. Die Regierung mußte um so mehr einschreiten, als die öffentliche Meinung durch all diese Vorgänge bedenklich aufgeregt war und man sich allmählich dem 1. Mai näherte, an dem der Allgemeine Arbeitsverband eine besondere Kraftprobe abhalten wollte. Da war es ein Gebot der Notwendigkeit, der Arbeiterwelt mit der erforderten Deutlichkeit vorzudemonstrieren, daß die Regierung entschlossen sei, Ernst zu machen. Der 1. Mai verlief denn auch in Paris ganz ordentlich.

Aber dagegen entfesselte sich ein fürchterlicher Sturm gegen das Ministerium, in welchem namentlich Clemenceau und Briand als die gemeinsten Renegaten bezeichnet und mit allen Auswürfen des Hasses beworfen wurden. Es ist tatsächlich eine grausame Ironie des Schicksals, daß gerade Clemenceau und Briand gegen die verführten Arbeiter einschreiten mußten mit einer Härte, wie es kein konservatives Ministerium jemals getan hat. Und man kann es Clemenceau und Briand nachfühlen, daß sie nun mit sehr gemischten

Gefühlen dem Wiederzusammentritt der Kammer entgegensahen. Die Wiedereröffnung der Kammer fand statt am 7. Mai und sofort begann die Schlacht gegen das Ministerium. Das Gerede dauerte eine volle Woche, denn die endgültige Abstimmung fand erst statt am 14. Mai. Es war große „Reinigung“ zwischen den Radikalen, die durch das Ministerium vertreten waren und den Sozialisten. Es war geradezu widerwärtig anzusehen, wie sich diese Leute, Clemenceau, Briand, Viviani, Jaurès und andere gegenseitig Charakterlosigkeit, Unehrlichkeit und Gesinnungslumperei vorwarfen und zwar auf beiden Seiten mit vollstem Recht. Die Frage, die sich für das Ministerium stellte, war, ob es genügend bestimmte Erklärungen gegen die revolutionären Treibereien der letzten Zeit abgeben würde oder nicht. Die große Mehrheit der Radikalen erwartete anfangs ganz bestimmt solche Erklärungen wegen des schlimmen Eindrucks, den all' die Vorgänge in breiten Wählermassen hervorgerufen hatten. Und Briand sagte sich tatsächlich resolut von dem Arbeitsverbande los und kündigte eine scharfe Handhabung der Gesetze mit aller nur wünschenswerten Deutlichkeit an. Aber nun erlebte man das Schauspiel, daß Clemenceau eine Rede hielt, die derart sozialistisch angehaucht war, daß das Ministerium tatsächlich dadurch ernstlich gefährdet war. Er erklärte, daß es immer seine Absicht gewesen sei, in sozialistischem Geiste zu regieren und daß er wohl gegen einzelne Mitglieder des allgemeinen Arbeitsverbandes einschreiten würde, im Falle sie das Gesetz übertreten hätten, daß er aber den Arbeitsverband selbst nicht auflösen würde. Beifälliges Gemurmel belohnte ihn bei den Sozialisten, mit denen Clemenceau, der seine eigenen Gedanken hat, offenbar nicht ganz brechen will. Aber die Verblüffung war um so größer auf der Seite der Radikalen und die Existenz des Ministeriums hing an einem Haar. Um den schlimmen Eindruck zu verwischen, begab sich Briand rasch wieder auf die Rednertribüne, um zu erklären, daß die Aeußerungen Clemenceaus nichts anderes bedeuteten, als

was er selbst gesagt und daß im Ministerium volle Einmütigkeit herrschte über die Haltung, die man den Elementen der Unordnung gegenüber einzunehmen gedenke.

Und nun kam es zur Abstimmung, in der Clemenceau durch fast die ganze Gesamtheit der radikalen Gruppen über Wasser gehalten wurde, indem sie dem Ministerium eine allgemein gehaltene Vertrauenserklärung erteilten. Damit ist die ganze Rederei im Sande verlaufen Denn eine solche Vertrauenserklärung bedeutet absolut nichts und Clemenceau kann schalten und walten wie er will: die Mehrheit hat ihm keine Richtlinie vorgezeichnet. Es muß aber auch gesagt werden, daß die radikale Mehrheit dies nicht getan hat, aus dem einfachen Grunde, weil sie es nicht konnte. Um eine solche Richtlinie vorzuschreiben, hätten sie sich auf eine bestimmte Linie einigen müssen. Die radikalen Gruppen gaben jedoch gerade während dieses achttägigen Redeturniers das Schauspiel der kläglichsten Zerrissenheit. Es wurden verschiedene Sitzungen gehalten, an denen die Fraktionen der radikalen Partei sich beteiligten, um sich zu einigen über die Politik, die in der Resolution für die Abstimmung zum Ausdruck gebracht und dem Ministerium vorgeschrieben werden sollte und jedesmal mußte man auseinandergehen, ohne daß man zu einem Resultate gelangt wäre. Nur über eines war man einig: daß man unter den gegebenen Umständen keine Ministerkrisis entstehen lassen dürfe, da es zu schwer sei, ein anderes Ministerium zu bilden. Dieser Furcht verdankte Clemenceau seine Rettung. Sogar ein großer Teil der Radikalsozialisten und Pelletan, die sonst seine geschworenen Feinde sind, stimmten für ihn.

Clemenceau bleibt also Minister, aber er bleibt es nur halb. Zunächst weil neben ihm Briand ganz bedeutend in die Höhe gestiegen ist. Während Clemenceau, der immer so barsche Reden gegen Jaurès und die Sozialisten zu halten wußte, sich ganz bedenklich zu dem Allgemeinen Arbeitsverband hinneigte, hat sich der Sozialist Briand fast zu einem an-

nehmbaren Konservativen zurückgemausert. Und das hat ihm in den Augen der Radikalen, die jetzt die Notwendigkeit einer starken Faust den Sozialisten gegenüber einzusehen beginnen, gar nicht geschadet. Anderseits hat Clemenceau in seiner Rede die Radikalen auf eine Weise behandelt, daß man sagen darf, daß er dadurch sein Todesurteil über seine Ministerexistenz ausgesprochen hat. Er stellte sich vor sie hin, wie ein Bändiger mit der Peitsche und nannte sie die „Stummen des Serails", die nicht den Mut hätten, ihm offen zu begegnen, sondern immer nur suchten, ihn von hinten feige niederzustoßen. Die Radikalen zitterten vor Wut; es herrschte Todesstille in dem Saale: aber sie duckten sich wie die Tiere im Käfig. Allerdings nur für den Augenblick, denn solche Beleidigungen werden nicht vergessen, am wenigsten von den „Stummen des Serails".

Damit hat Clemenceau seiner eigenen Partei ein Mal der Schande auf die Stirn gedrückt und der Umstand, daß die Partei einen solchen Menschen nicht von dem Ministersitz abwarf, vollendet den Bankerott, an welchem die radikale Partei angelangt ist. Sie wird fortan den Kampf zu führen haben gegen die sozialistische Arbeiterpartei. Denn daß der allgemeine Arbeiterverband und was hinter ihm steht, abrüsten oder bremsen wird, kann gar nicht ernstlich in Betracht kommen. Jetzt wird erst recht gewühlt werden. Die radikale Partei wird also zeigen müssen, ob sie diesem Kampfe gewachsen ist. Man wird es bezweifeln müssen. Denn in diesem Kampfe ist sie erstens mit der Tatsache belastet, daß sie immer fast alle Forderungen des Arbeitsverbandes gebilligt hat. Welchen Eindruck muß es hervorrufen, wenn die radikale Partei nun plötzlich diese nämlichen Forderungen bekämpfen will? Anderseits verwirft die radikale Partei jeden Gedanken an sittliche Mächte. Sie will im Gegenteil den Kampf gegen die sittlichen Mächte führen. Sie will die gesellschaftliche Ordnung ohne Gott und ohne Religion aufbauen: das steckt den Radikalen im Blut. Das sind keine günstigen Bedingungen, um einen

Kampf aufzunehmen, wie ihn die radikale Partei gegen den Sozialismus zu führen hat. Aller menschlichen Voraussicht nach wird die radikale Partei dabei zum Staatssozialismus abgleiten und dieser wird die Uebergangsstufe zum Sozialismus sein. Vorausgesetzt, daß nicht die Wählerschaft, endlich einmal ernüchtert, den „Stummen des Serails" das Handwerk legt.

Videns.

LXXXIV.

Das Geheimnis der Medicigräber Michelangelos.[1])

„Ich glaube zunächst, daß jedes echte Dichterwerk vieldeutig ist wie ein Naturwerk; daß nur Tendenzwerke eine schroff-einseitige und, wie man zu sagen pflegt, scharf zugespitzte Bedeutung haben; daß eine künstlerische Schöpfung so geheimnistief ist, so wenig auszuerklären als das Leben selbst; daß daher die Frage nicht sein kann, was der Künstler oder Dichter mit Bewußtsein hineingelegt, sondern, was überhaupt darin liege. Nur ersteres weiß der Dichter, über letzteres ist seine Kompetenz nicht größer, als die eines anderen". Dieses gute Wort Hamerlings gilt nicht bloß von den Werken, in denen die tiefsinnigsten Dichter mit den schwierigsten Problemen des Lebens gestaltend rangen, von Dantes „Commedia", von Wolframs „Parzival", von „Hamlet" und „Faust": wir haben auch in der Kunstgeschichte ganz ähnliche Rätsel und Geheimnisse, die den Forscher immer aufs neue reizen wie das verschleierte Bild von Sais, deren innerster Sinn aber auch immer den verlangenden Händen entgleitet, wenn sich diese schon siegesgewiß nach der endgiltigen Lösung ausstrecken. Michelangelo darf wohl in seiner ganzen Erscheinung als Künstler und Mensch für ein solches verborgenes

---

1) Ernst Steinmann. Das Geheimnis der Medicigräber Michelangelos. K. W. Hiersemann. Leipzig 1907.

Geheimnis gelten und seine großen Werke jedes für sich nicht minder. Wer die zwei umfangreichen, nach vielen Seiten belehrenden Bände von Henry Thode („Michelangelo". Berlin, 1902 u. 1903), denen noch der abschließende 3. Band folgen soll, aufmerksam durchliest, wird immer wieder ehrfürchtig von dem Unergründlichen, das aus der großen Künstlerseele hervorblickt, ergriffen sein. Und das Gleiche fühlt der Betrachter, der forschend, eindringend und mitfühlend in der Sixtina weilt oder in der stillen kahlen Sakristei von S. Lorenzo in Florenz die Gruppen der schwermütigen Grabfiguren zu seiner Seele sprechen läßt. Immer schwebt unser Gemüt zwischen dem Klaren und Geheimnisreichen, bald unwiderstehlich angezogen, bald kühl zurückgewiesen. Aber immer aufs neue lockt es wieder den Geist, dem Geheimnis, das über dem Ganzen schwebt, näher zu kommen, die Gestalten auf ihren Sinn und ihre Bedeutung, auf eine einheitliche „Idee" zusammenzureimen. Das Rätsel des Kunstwerkes gleicht eben seltsam dem Rätsel des Lebens.

Daß sich bereits vortreffliche Gelehrte aus Deutschland, England und Frankreich abmühten, den versteckten Gedanken der weltberühmten Mediceergräber, die man trotz ihrer fragmentarischen Gestalt das großartigste Grabmahl der christlichen Kunst nennen darf, zu ergründen, dürfte bekannt sein. A. Springers Buch, das vor längeren Jahren erschien, K. Freys „Studien zu Michelangelo" (Jahrb. der k. preuß. Kunstsammlungen 1896) A. Wölfflins „Klassische Kunst" (1899) faßten das Problem schon energisch an. In den letzten paar Jahren übt das merkwürdige Kunstwerk wieder seine ganz besondere Anziehungskraft aus. Die Entdeckung des Originalmodells eines der Flußgötter, die von Michelangelo geplant, aber niemals ausgeführt wurden, gab nämlich den Anstoß zu neuen Untersuchungen über die gedankliche Grundlage des ganzen Werkes.[1]) Der Burckardtschüler J. Oeri

1) A. Gottschewski. Ein Flußgott Michelangelos. Zeitschrift für bildende Kunst. 1905/6. E. Steinmann. Die Flußgötter an den Medici-Gräbern Michelangelos. Zeitschr. f. b. K. 1906. J. Oeri. Hellenisches in der Mediceerkapelle. Basler Nachrichten. 3. Juli 1906. J. Petersen. Zu den Meisterwerken der Rennissance. Zeitschr. f. b. K. 1905/6. H. Brockhaus. Die Mediceerkapelle Michelangelos.

sucht den Absichten Michelangelos mit Hilfe der platonischen Ideen näher zu kommen, während es V. Kaiser schon ehedem mit allgemein philosophischen Gedanken versucht hatte.[1]) Interessant und beim ersten Ansehen sehr ansprechend erschien der Versuch, den Prof. Brockhaus jüngst machte, den ganzen Komplex der geplanten und der ausgeführten Allegorien der Grabkapelle, also Tag und Nacht, Morgen und Abend, Himmel und Erde, die Flußgötter und die Madonna mit den didaktisch-lyrischen Gedanken in Zusammenhang zu bringen, die uns in den sogenannten ambrosianischen Morgen- und Vesperhymnen des kirchlichen Breviers begegnen. Seine Erklärung faßt sich etwa in den Worten zusammen: „Dargestellt sehen wir an den Grabmälern die vier Tageszeiten — sie bedeuten hiernach: den Tag voll göttlichen Lichtes und die überwundene Nacht, die Gott zu vergleichende Aurora und die zu vermeidende Dämmerung. Zu ihnen gehört notwendig als Hauptsache die Gruppe der Madonna mit dem Christuskind, die über dem dritten Grabmal an der kahlen Wand dem Altar gegenüber aufgestellt ist. Denn die Moral des Ganzen ist: Christus als Tageslicht, das den bösen Schlaf vertreibt, Christus, der unter Fernhaltung der Dämmerung als Morgenröte hervortritt. Die Madonna gehört also nicht nur in den Zusammenhang des Ganzen, sondern auf ihr Christuskind, auf den Erlöser zielen sogar alle übrigen Gestalten hin, die ausgeführten Tageszeiten wie die geplant gewesenen anderen Allegorien."

In solcher oder in ähnlicher Weise versuchten es die neueren Forscher, den Gedankeninhalt der plastischen Gruppen von S. Lorenzo zu erklären. Wenn wir uns zugleich erinnern, daß bereits im 16. Jahrhundert die Besucher der Gruft sich Mühe gaben, Michelangelos Werk zu deuten (Varchi, Vasari u. a.), so zerfallen die bisherigen Deutungsversuche in drei verschiedene Gruppen. Die einen schließen sich den Deutungen Varchis

Erklärung ihres Naturschmuckes. Beil. zur Münchener Allgem. Zeitung. 6. Juli 1906. Eben erschien: „Studien zu Michelangelo" von Fritz Burger. Straßburg. 1907.

1) V. Kaiser, Der Platonismus Michelangelos. Zeitschr. für Völkerpsychologie und Sprachenwissenschaft. 1885.

und Vasaris an, welche im ganzen nur eine Huldigung für das Mediceerhaus sehen. Man bezieht sich dabei nicht ohne Erfolg, auf ein eigenhändiges Blatt Michelangelos in der Casa Buonarotti, auf welchem die Figuren über Giulianos Sarkophag als „Tag“ und „Nacht“ bezeichnet werden. Den eigenen Worten des großen Meisters nur ein Jota hinzuzufügen, gilt diesen Erklärern als Anmaßung. Andere gingen von den Versen aus, mit welchen Michelangelo ein Sonett Giovanni Battista Strozzis erwiderte und sehen in den Grabfiguren mit ihrem tiefen Grame des Künstlers eigene Hoffnungslosigkeit und Trauer über die florentinische Staatstragödie, die sich zwischen 1527—1530 abspielte, ausgeprägt. So G. B. Niccolini und Emile Ollivier und etwas abweichend wiederum Jul. Vogel. Diese politischen Deutungen hat jedoch schon Springer so ausreichend widerlegt, daß von ihnen nicht weiter die Rede zu sein braucht. Dazu kommt endlich noch eine dritte Gruppe, die sich nicht mit dem Ueberlieferten begnügt, sondern mit eigenem Scharfsinne die intimsten Gedanken des Künstlers aus seinem Werke zu lesen versucht. Wie viel Geisteskraft dabei schon aufgewendet wurde, ersieht man aus dem eingangs Angedeuteten. Plato, antike Kunst, alter Totenkult und christliche Ideen, Geschichte und Politik wurden bereits herangezogen. Allein bisher führte nichts von alledem zu einem allseitig überzeugenden Abschlusse.

Heute glaubt endlich E. Steinmann, den unsere Leser bereits als den Verfasser des monumentalen Werkes über die sixtinische Kapelle kennen,[1]) die restlose Lösung des alten Rätsels gefunden zu haben und zwar gestalten sich die Hauptgedanken seiner Ausführung in folgender Weise.

Den Schlüssel für die gegenständliche Grundlage der sechs Hauptfiguren, die wir heute in der Kapelle sehen, findet Steinmann in einem alten Karnevalsgedichte, das möglicherweise noch aus der Zeit Lorenzos des Prächtigen (1449—1492) stammt und einst bestimmt war, figürliche Gruppen der vier Temperamente bei einem Karnevalsaufzug zu erklären. Das Gedicht heißt: „Trionfo delle quattro Complessioni“ und es charakterisiert

1) Vergl. oben S. 41 ff.

in ziemlich nüchternen Versen die vier Temperamente. Michelangelo, den seine Zeitgenossen als scharfsichtigen Lebens- und Menschenbeobachter zu rühmen wissen, war jedenfalls in der Lage, einen solchen allegorischen Karnevalszug zu sehen und er mußte mit den Gedanken des Gedichtes auch sonst wohl vertraut sein. Sie gehörten ja zum Bestande des humanistischen Wissens jener Zeit. Nach Jahren wurden die einst empfangenen Eindrücke in der schöpferischen Phantasie lebendig und halfen die grandiosen Grabfiguren formen. Die auffallende Verwendung der ornamentalen Masken als Friesverzierung, als Panzerschmuck, die Maske am Ruhelager der „Nacht“ und am Kästchen unter Lorenzos aufgestütztem Arm erscheinen für Steinmann geradezu als ein Hinweis auf den Ursprung der ganzen Idee des Werkes, als Hinweis auf die berühmten altflorentinischen Maskenzüge. Daß außerdem gewisse antike Anregungen von Rom her für den gedanklichen Inhalt mitwirkten, wird von Steinmann sehr wohl beachtet. Denn sowohl auf einem alten Sarkophage, sowie auf dem Konstantinsbogen sah Michelangelo Morgen und Abend in Verbindung mit Flußgöttern als dekoratives Motiv verwendet. Desgleichen wird gelegentlich angedeutet, daß den Künstler bei der Ausführung der Sixtinamalereien bereits verwandte Motive wie bei der Ausschmückung der Grabmäler beschäftigten. (Die paarweise lagernden Akte in den Gewölbezwickeln.) Alle diese verschiedenen Momente, dazu noch einzelne allegorische Gedanken vom Juliusgrab wirkten zusammen, um in der Seele des Künstlers das neue Werk unter manchen Seelennöten und vielen äußeren Widerwärtigkeiten reifen zu lassen.

Während sich die Kunstforscher bisher immer mit dem vollendeten Werke Michelangelos beschäftigten, will Steinmann vor allem das Werden desselben betrachten. „Das vollendete Kunstwerk spricht eine andere Sprache als das werdende. Erst wenn wir seine Entwicklungsgeschichte betrachten, so werden wir oft auf Beobachtungen geführt, die uns das fertige Bild verbirgt. Und selten bietet sich dem Forscher die Gelegenheit so mühelos dar, das Werden eines großen Denkmales durch alle Etappen weitschweifender Pläne bis zur Beschränkung auf das Mögliche und Ausführbare zu verfolgen wie bei den Medici-Denkmälern Michelangelos.“ Weil sich bei der Schöpfung der aufeinander-

folgenden Gestalten in der Phantasie des Künstlers stets die kräftigsten Gegensätze ablösten, so scheint es für das Verständnis der Grabfiguren wichtig, zu wissen, wie sie nacheinander paarweise ausgeführt wurden. Zuerst die beiden Frauengestalten „Nacht“ und „Aurora“, dann die beiden Alten „Abenddämmerung“ und „Tag“ und zuletzt die beiden Capitani. „Und jedes Paar gestaltete sich in Michelangelos schöpferischer Phantasie zu einer geschlossenen Aufgabe, deren vornehmster Reiz in der Ausprägung wirkungsvoller Kontraste lag.“

Die Arbeit begann mit der „Nacht“. Diese als schlafendes Weib mit entsprechenden Symbolen darzustellen, war für den Künstler naheliegend. Die Idee selbst stammte, wie seine Gedichte zeigen, so ganz aus seinem innersten Seelenleben. Da sich jedoch bei den folgenden sogenannten „Tageszeiten“ ein Umsetzen in eine einzige allegorische Gestalt nicht so leicht wie bei der „Nacht“ vollziehen ließ, „so sah er sich gezwungen, mit den Tageszeiten neue Begriffe zu verbinden, welche zwar die erste Absicht nicht aufhoben, ihm aber doch die Möglichkeit gewährten, außer der Nacht auch dem Tage, dem Abend und dem Morgen ein individuelles Gepräge zu geben“. Die Vorstellung der vier Temperamente verschmolz mit jener von den vier Tageszeiten. Daraus erklärt sich nach Steinmann das Vieldeutige und Doppelsinnige des ganzen Werkes, das zwar eine „grandiose Ruine“ blieb, aber nichtsdestoweniger der höchsten Kraft und des erlesensten Reizes voll ist. Wie auf dem großartig geplanten Grabmal Julius' II. sollten auch hier die allegorischen Gedanken überwiegen. Und dieser Gedankeninhalt folgt nun merkwürdig dem Karnevalsgedichte, das Steinmann zur Erklärung heranzieht.

Die „Nacht“ sehen wir mit mehrfachen Emblemen ausgestattet: Halbmond, Stern, Mohnbündel, Eule und Maske. Der Ausgangspunkt für die Konzeption dieser Gestalt war die Vorstellung von der Nacht. Mit dieser verschmolz aber auch sogleich der Begriff des sanguinischen Temperamentes.

„Sanguinisch ist das zweite (Temperament), der Planet
Der schönen Venus hoch in reinen Lüften
Ward ihm vermählt und holde Frühlingsluft
Gibt seinem Wesen Sicherheit und Ruhe.

Und also werden, die von ihm beseelt,
Lächelnd und sanft, human und heiter,
Voll Sinnenfreude, gütig und genehm."

Der Stern im Diadem von Michelangelos Gestalt wäre demnach der Planet Venus, welcher außerdem zugleich mit der Eule einen Hinweis auf die „reine Luft" enthielte. Das Mohnbündel, für uns heute ein Symbol des Schlafes, galt den Renaissancemenschen als Sinnbild des Frühlings und der Fruchtbarkeit. Daß die Gestalt selbst als Mutter charakterisiert ist, wurde schon vor Steinmann bemerkt.

Deutlicher noch als hier werden bei den drei folgenden Allegorien die Tageszeiten zum bloßen „äußeren Rahmen", innerhalb dessen Michelangelo die Temperamente nach ihrem Charakter sich aussprechen läßt. Melancholie, Phlegma, cholerisches Temperament werden ohne äußere sinnbildliche Beigabe, bloß durch ihren geistigen Ausdruck geschildert.

Die „Aurora", der „personifizierte Seelenschmerz", wurde schon von Vasari in ihrem inneren Wesen erkannt. „Sie windet sich vor Bitterkeit und ihr Anblick erfüllt die Seele mit Melancholie." Und das Karnevalslied sagt:

„Es bleibt die vierte noch, Melancholie,
Mit der Saturn, der hohe, sich verbündet;
Zu ewigen Genossen hat Natur
Die Erde und den Herbst ihr beigegeben;
Wer ihrer düstern Herrschaft untertan,
Ist abgehärmt und karg und grambefangen,
Bleich, einsam, herbe und gedankenschwer."

Die Beziehungen zur Tages- und Jahreszeit und zum regierenden Planeten werden hier und bei den folgenden Figuren vom Künstler ausgeschaltet. Es sieht in der Tat aus, als ob Michelangelo in dieser Aurora-Melancholie nur ein Abbild seiner eigenen Seele geschaffen hätte.

So wie diese eben besprochenen Gestalten werden auch „Abenddämmerung" und „Tag" von Steinmann im Anschluß an das Gedicht als „Phlegma" und „cholerisches Temperament" erklärt.

Ueber den paarweise geordneten Allegorien der Temperamente thronen die beiden mediceischen Capitani, Giuliano mit

dem Feldherrnstab über dem sanguinischen und cholerischen, Lorenzo, der „Denker“ (‚il Pensieroso‘), über dem melancholischen und phlegmatischen Temperament. Die historischen Persönlichkeiten dieser ziemlich unbedeutenden Epigonen des berühmten Lorenzo Magnifico, die Steinmann und Pastor[1]) ausreichend charakterisieren, die auch Rafael porträtierte, haben für das Werk Michelangelos wenig Wert. Denn dieser fragt überhaupt nicht nach der dürftigen Wirklichkeit. An den historischen Giuliano erinnert am Grabmal kaum etwas anderes als der Feldherrnstab und die Münze in der Hand. Sein Idealkopf läßt uns eher an den jugendlichen David in der Akademie, seine Gestalt mit ihrer straffen Haltung an den Moses des Juliusgrabes denken. Wie Michelangelo für seinen Feldherrntypus möglicherweise eine Anregung durch die Kriegerheiligen an San Marco in Venedig empfing, wird von Steinmann zuerst bemerkt. (Man könnte auch an Motive bei Botticelli oder Pollajuolo denken.) Das Größte, den geistigen Inhalt der Gestalt Giulianos, hat der große Meister wie sonst so auch hier aus seinem reichen Innern geschöpft. Innere Kraft und äußere Macht und heldenhafte Jugend machen Giuliano zu einem Typus, in dem sich alle Vorzüge, die das sanguinische und cholerische Temperament verleihen, vereinigen.

Dem energisch ins Leben blickenden „Sohn des Tages“ stellt Michelangelo den schwermütig sinnenden „Sohn der Nacht“ Lorenzo gegenüber. Von der Melancholie hat er das „Einsame, Herbe, Gedankenschwere“, vom Phlegma die willenlose Ruhe des Körpers. Der Gegensatz des tätigen und beschaulichen Lebens, den das Mittelalter liebte (Dante), den unser Künstler bereits auf dem Juliusgrabe darstellen wollte und den auch die Renaissanceliteratur behandelte (Cristoforo Landini), der Gegensatz des Schlachtenlenkers und des Schlachtendenkers kehrt hier wieder. Diesen Gegensatz sahen auch die bisherigen Erklärer. Allein das letzte aufhellende Wort glaubt Steinmann gesprochen zu haben. Denn wie das Karnevalslied die allegorischen Temperamente stets mit ihren menschlichen Trägern gedanklich verbindet, so

1) L. Pastor, Geschichte der Päpste. IV. 1. Abt. S. 61 ff.

thront hier im Mediceergrab jedesmal der Träger, der die Eigenschaften der darunter dargestellten Temperamente in sich vereinigt, über den entsprechenden Allegorien.

Damit wäre also nach Steinmann das „Geheimnis der Medicigräber" restlos entschleiert. Das Buch ist hochinteressant, die Darstellung des Gedankenganges lichtvoll und lebendig. Ein fast novellistischer Reiz geht von der flotten Vortragsweise aus. Gleich der einleitende umfangreiche Abschnitt über die Entstehung der Grabmäler ist ein Meisterstück der Darstellung, das man mit Vergnügen liest, wenn man auch bereits Thode, Frey und andere Untersuchungen kennt. Ich möchte darum jedem Florenzfahrer und jedem Liebhaber der Kunst des größten christlichen Bildhauers das Buch wärmstens empfehlen. Ob der Leser jedem Ergebnis zustimmt oder ob er manches Fragezeichen an den Rand setzt: angeregt und belehrt wird er sich auf jeden Fall finden. Das Bestreben des Autors, den geistigen Inhalt der alten Denkmäler aus dem Gedankenkreise ihrer Entstehungszeit zu erklären, wird ein- für allemal als der richtige Weg zum Verständnis zu gelten haben. In der Hauptsache wird man Steinmanns Auslegung annehmen müssen. Allein einzelne Zweifel und Fragen, die sich während des Lesens regten, sollen nicht verschwiegen bleiben. Wir wissen z. B., wie die Lehre von den vier Temperamenten bei allen Gebildeten des Mittelalters und der Renaissance zu den elementaren und selbstverständlichen Kenntnissen gehörte, daß sie sogar bis in die volkstümlichen Fastnachtspiele herabdrang. Wir hören bei Steinmann selbst, wie populär die Sache in Florenz war und wie Vasari, Michelangelos befreundeter Schüler, selbst ähnliche Darstellungen schuf. Wie war es möglich, daß ein so populärer Gedanke, den Medicigräbern zu Grunde gelegt, für alle Zeitgenossen und selbst für die dem Künstler zunächststehenden ein „erhabenes Geheimnis" blieb? Das Zusammenstimmen der Gedanken des Karnevalsgedichtes mit der Charakteristik der Grabfiguren ist und bleibt frappant, wenigstens nach einzelnen Richtungen. Zu pedantisch darf man die Sache allerdings nicht austifteln. Denn der Mond gehörte z. B. nicht zum sanguinischen, sondern zum phlegmatischen Temperament. Allein es wäre noch eingehender zu erörtern, wie gerade diese Darstellung der

Temperamente als Schmuck einer Grabkapelle verwendet werden konnte. Der schönen Schilderung der Entstehungsgeschichte entsprechend, wünschte man außerdem gerne am Schlusse eine zusammenfassende Betrachtung des Werkes in seinem Verhältnis zur Sixtina und zum übrigen Schaffen des Künstlers. Und vor allem dürfte das jetzt vorhandene große Fragment des weit größer geplanten Werkes nicht so selbstverständlich als etwas Ganzes genommen werden, wie von Steinmann geschieht (S. 60 f.). Es war von Seite Michelangelos wohl kein freiwilliger Verzicht und kein gewolltes Sicheinschränken auf das jetzt Vorhandene.

Dies empfand ohne Zweifel Fritz Burger, dessen „Studien zu Michelangelo" eben während der Niederschrift dieser Zeilen eintreffen. Da sie eine Art Ergänzung zum Steinmannschen Werke bilden, so sollen sie hier mit ein paar Worten erwähnt sein. Burger sucht an erster Stelle den Zusammenhang der Mediceergräber mit den entsprechenden verwandten Motiven der Sixtina zunächst nach der formalen Seite genau in's Auge zu fassen. Sein Ergebnis lautet dahin, daß die liegenden Sarkophagfiguren zuerst ohne tiefere geistige Bedeutung aus rein künstlerisch formalen Erwägungen erwuchsen. Nach der ideellen Seite kommt Burger, der nicht bloß das heute Vorhandene untersucht, sondern auch die in Handzeichnungen und Schülerkopien überlieferten Ideen des Künstlers zu Hilfe nimmt, zu folgender Aufstellung:

„. . . . . daß den Grabdenkmälern eine viel umfangreichere und zwar religiöse Idee zugrunde lag, die durch die Sixtinische Kapelle wie andrerseits durch das Juliusgrabmal vorgebildet war. Denn wie dort Himmel und Erde die Vermittlerin zwischen dem zu neuem Leben emporgehobenen Körper und der Gottheit bildet, die selbst herniedersteigt, so sollten auch hier Himmel und Erde den hier als Lebenden dargestellten, heroisierten Verstorbenen zu der machtvoll über dem Ganzen thronenden Gottheit emporgeleiten. Eine illusionistische, malerische Tendenz hat darnach wie dem Juliusgrabmal, auch den Mediceergräbern zugrunde gelegen und der kühne Gedanke, die freiplastische Figur nicht nur wie im Juliusgrabmal ins Relief, sondern hier noch in die ideelle Fläche der Malerei

überzuleiten, wäre eines Michelangelo und der Tendenzen seiner Kunst würdig gewesen. Zwei sitzende Figuren übereinander anzubringen, war freilich ein Wagnis und wäre nur dadurch zu ertragen gewesen, daß die zweite in Relief oder Farbe und nur die untere in Marmor wiedergegeben worden wäre. Freilich ist nach der Zeichnung des Britischen Museum nicht mit Bestimmtheit zu sagen, ob die thronende Gestalt des Toten nicht zuerst durch eine andere Darstellung in der Mittelnische über dem Sarkophag ersetzt werden sollte" (S. 32).

Die Entwürfe und Vorstudien zu dem Mediceergrabmal, die Burger betrachtet, lassen uns also noch genug ungelöste Rätsel übrig. Die Charakteristik der Temperamente, die Steinmann mit großem Scharfsinn feststellte, bleibt nach wie vor zu Recht bestehen. Die Frage würde nunmehr so zu stellen sein: wie ordnen sich diese Allegorien in den Plan des Ganzen? „Restlos" scheint daher die Frage noch nicht gelöst zu sein. Und vielleicht gilt noch für lange das Hamerling'sche Wort auch hier in einem besonderen Sinne, daß eine künstlerische Schöpfung „so wenig auszuerklären ist, wie das Leben selbst."

Graz. Dr. Johann Ranftl.

LXXXV.

Neuere sozialwissenschaftliche Literatur.

I. Die Frauenfrage.

Die durch ihr Buch über die Frauenbewegung (1905) wohlbekannte E. Krukenberg behandelt neuestens einen der heikelsten Punkte der heutigen Frauenfrage: Das Eindringen der Frau in männliche Berufe.[1]) Das bedeutet nicht bloß, daß eine entsprechende Zahl von Männern zu anderen Berufen übergehen muß, sondern auch einen beklagenswerten Lohndruck in den von den Frauen besetzten Gebieten, eine Preisgabe der oft unter schweren Opfern erkauften Errungenschaften. Freilich braucht

1) Verlag von G. D. Baedeker, Essen-Ruhr. (Pr. 60 Pfg.)

auch die Frau Unterhalt und Lebensinhalt, und darum muß ihr auch die Forderung nach Ausbreitung ihres Betätigungsfeldes zugebilligt werden. Aber um die für die Männer schädlichen Wirkungen zu beseitigen, muß von seiten der arbeitenden Frau eine der männlichen ebenbürtige Bildung verlangt werden, um den Lohndruck zu verhindern. Sodann aber findet die Verfasserin die vorzüglichste Möglichkeit hiezu in der Erschließung spezifischer Frauenberufe, wie sie durch die Bedürfnisse der Gegenwart gefordert sind, und dem zeitgemäßen Ausbau weiblicher Berufe, die nicht mehr mit den Anforderungen der Neuzeit im Einklang stehen.

II. Die Gesellschaft.[1])

Die Zeit der Sammlungen ist jetzt in der literarischen Welt angebrochen. Mit bloßen für sich ein Dasein führenden Monographien will oder kann man sich nicht mehr begnügen. Die gelehrte Detailarbeit, das literarische Spezialistentum läßt es zu einer abgerundeten, erschöpfenden Durchforschung durch den Einzelnen nicht mehr kommen. Dafür freilich gründlichste Kenntnis eines Teilgebietes. Daher ist die Zusammenfassung des Einzelnen und Zerstreuten, der Ueberblick über den Zusammenhang und über das Ganze ein dringendes und lebhaft empfundenes Bedürfnis der Zeit. Nur so kommt die Detailforschung zu ihrer vollen fruchtbringenden Verwertung.

Wem diese wenigen Zeilen über die Bedeutung und die Notwendigkeit derartiger Sammlungen nicht genügen, der lese das ausführliche Vorwort, mit dem der Herausgeber das neue Unternehmen einleitet. Die Sammlung entspringt dem auch sonst überall zur weitesten Durchführung gelangten Prinzip der Arbeitsteilung.

Hier haben wir es mit einer Sammlung sozialpsychologischer Studien zu tun. Denn „soziale Formen, Gebilde und Aktionen sind der Ausdruck und der Ursprung seelischer Vorgänge und wollen in Beziehung zu diesen unter-

1) „Die Gesellschaft", herausgegeben von Martin Buber. 1. Das Proletariat von Werner Sombart; 2. Die Religion von Georg Simmel; 3. Die Politik von Alexander Ular; 4. Der Strike von Ed. Bernstein. à 1,50 Mk. Literarische Anstalt Rütten & Löning. Frankfurt a. M.

sucht werden. Bleibt man bei ihrem Außenbilde, bei ihrer Struktur, bei ihren Zusammenhängen, bei ihrer Ursächlichkeit stehen, so ist das Wesen der Gesellschaft noch durchaus unerschlossen" (S. XI). Jede Monographie der Sammlung soll einen besonderen Ausschnitt, eine bestimmte Phase gesellschaftlichen Lebens, ein bestimmtes Gebilde menschlicher Zusammenwirkung — das „Zwischenmenschliche", wie der Herausgeber es nennt — beschreiben und die dabei in Betracht kommenden seelischen Erscheinungen analysieren. Es ist also ein Gesamtbild der Psychologie der Gesellschaft geplant. Nur, glaube ich, sind auch einige Darstellungen in Aussicht genommen, welche sich nicht ganz ungezwungen in dieses Bild werden einfügen lassen. Geplant sind außer den vorliegenden vier Monographien Darstellungen nachfolgender Gegenstände: Sprache, Sitte, Staat, Handel, Kolonie, Architekt, Politik, Parlament, Diplomatie, Krieg, Revolution, Verbrechen, Geistige Epidemien, Universität, Zeitung, Arzt, Warenhaus, Dorf, Eisenbahn usw. Was Sozialpsychologisches vom Arzt, Architekt ausgesagt werden kann, ist noch nicht ohne weiteres klar.

Den Reigen der Monographien eröffnet Werner Sombart mit seinem „Proletariat". Der Meister führt hier den Pinsel, der Meister, der mit intuitivem Blick das Seelenleben des Proletariats schaut. Ein Kabinetsstück ersten Rangs! Was wir alle fast täglich mit unseren Augen sehen, das Leben und Elend der lohnarbeitenden Schicht, ist hier mit kühnem Griff in Eins verbunden. Von der Wiege bis zur Bahre sehen wir das Leben des modernen Proletariers ablaufen: öde, ohne Reiz, eine ewig gleiche Tretmühle. In farbensatter packender Schilderung werden Bauer und Proletarier einander gegenübergestellt, dieser haltlos wie ein vom Winde verwehtes Blatt, jener getragen von einer sozialen Gemeinschaft. Vor unseren Augen spielt sich die ergreifende Tragödie eines freudelosen, sorgenvollen Daseins nicht eines Einzelnen, sondern großer Massen ab. Erst mit dieser Schrift hat eigentlich Sombart seine großartige Darstellung des modernen Kapitalismus vollendet. Hier ist erst der Schatten eingezeichnet in das licht- und glanzvolle Bild, das dieser Meister sozialpsychischer Darstellung anderwärts entworfen hatte.

Im 2. Bändchen analysiert Simmel das Wesen der Religion. Wenn wir den Verfasser richtig verstanden haben — bisweilen ist der Sinn etwas dunkel —, entspringt die Religion keinem besonderem Gefühl, sondern ist die Steigerung sozialer psychischer Vorgänge ins Absolute und Transcendente. Sie ist ein Grundgefühl, das sich ebenso in anderen Lebensverhältnissen sozialer Natur kundgibt.

Diese Schrift leidet vor allem an dem Uebelstand, daß, was ja heute nicht mehr zu verwundern ist, der klare Begriff der Religion völlig mangelt. Dazu ist bei aller Schärfe der Analyse und Tiefe der Gedanken der Verfasser oftmals mystisch dunkel und einem weiteren Lesekreis auch unverständlich. Anerkennung verdient die Ruhe, welche den Verfasser vor jedem Ausfall gegen die Religion bewahrt. Freilich dem Christentum wird er nicht gerecht.

In formvollendeter Sprache gibt sich die Untersuchung Bernsteins über den Strike. Von vielfach neuen Gesichtspunkten den Gegenstand anfassend und beleuchtend schildert er die Psychologie dieses modernen Kampfmittels im Wirtschaftsleben. Er schildert seinen Zweck und seine Entwicklung, seine Taktik und seine Waffen, die volkswirtschaftlichen Wirkungen (Kosten-, Lohn- und Produktionsausfall), die Mittel der Strikeverhütung und das Wesen des politischen Strikes. Ruhig und objektiv gleitet die Darstellung dahin, nirgends drängt sich der parteipolitische Standpunkt des Verfassers auf, wenn auch manchmal scharf auf den Widerspruch zwischen dem formellen und materiellen Recht, zwischen Buchstaben und Geist des Gesetzes hingewiesen wird. Die Schrift legt nicht bloß die bisherige Entwicklung des Strikes, die Hauptmomente dieser Entwicklung klar, sondern sie gewährt auch interessante Ausblicke in die Zukunft des Strikes, seiner wahrscheinlichen Erscheinungs- und Wirkungsweise. Vielleicht sieht der Verfasser manches zu optimistisch; aber wer kann ihn darum tadeln?

Am wenigsten befriedigt hat mich das Bändchen, das sich „Politik" betitelt. Wer sich mit der Hoffnung trägt, hier über das Wesen und die Arten der Politik einiges zu erfahren, wird arg getäuscht. Ein Gepolter auf Religiöses und Christliches, langatmige Ausführungen über die Religion als letzte Triebkraft

der Politik und einer Illustrierung an den wichtigsten Staatengründungen der asiatischen Geschichte — das ist alles. Geistreiche Einfälle mögen es mitunter sein, eine Belehrung über Politik enthält das Schriftchen nicht.

Bereits sind drei weitere Bändchen erschienen: Wirth, Der Weltverkehr, Schweninger, Der Arzt und David, Die Zeitung.

Es ist mir, wie schon gesagt, nicht ganz klar geworden, was die Monographie „Der Arzt" in dieser Sammlung will. Schweninger kommt in dieser geistreich-witzelnden Schrift auf alles mögliche zu sprechen: auf den Ursprung und den Zweck des „Arztens", auf den Unterschied des Berufenen und Unberufenen, auf ärztliche Honorare und Tarife usw. Manch schillernde, ja geistreiche Bemerkung wechselt hier mit banalen, burlesken Einfällen. Manches über den Unterschied von ärztlicher Kunst und ärztlicher Wissenschaft Gesagte wird Zustimmung finden. — Trefflich sind die Bearbeitungen des Problems des Weltverkehrs und der Zeitung.

III. Zur Lehre vom Eigentum.[1])

Den Grundgedanken seiner Schrift legt der Verfasser wohl in den Sätzen klar: Trotz des gewaltigen Fortschrittes in der Beherrschung der Natur ist die Menschheit in ethischer Beziehung auf dem schon vor Jahrhunderten eingenommenen Entwicklungsniveau stehen geblieben. Das Verhältnis vom Individuum zu seinesgleichen und zur Gemeinschaft hat sich nur wenig zum bessern gewendet (S. 59). Was ist schuld daran? Daß die Arbeit nicht zum Prinzip der Güterverteilung geworden ist, während sie doch tatsächlich die einzige Ursache und der einzig berechtigte Maßstab des Tauschwertes der Güter sei. Damit hat sich unsere Volkswirtschaft in direkten Gegensatz gestellt zur sozialen Gerechtigkeit, wie sie immer in einzelnen hervorragenden Menschen aufleuchte und wie sie auch in den Massen schlummert und ihnen immer stärker zum Bewußtsein kommt.

1) Elemente einer allgemeinen Arbeitstheorie. Beiträge zur Grundlegung einer neuen Wirtschafts- und Rechtsphilosophie von Dr. Johann Zmavc. Bern 1906. (Berner Studien zur Philosophie und ihrer Geschichte. Bd. 48.) gr. 8°. S. 76.

Unsere heutige Volkswirtschaft sei Luxus- und Armutswirtschaft und laboriere daher an schweren, schier unerträglichen Gebrechen. So gelangt der Verfasser zu einer stellenweise sehr scharfen und treffenden Kritik der kapitalistischen Wirtschaft.

Diese Ausführungen sind in der abgeklärten Ruhe des Denkers vorgetragen und haben mit den Tiraden sozialistischer Fanatiker nichts gemein. Leider muß ich dem Ausgangspunkt des Verfassers widersprechen, daß die Arbeit allein wertbildend sei und daß auch der sogenannte Seltenheitswert auf Arbeit beruhe (S. 24), während die Bedürfnisse nicht werterzeugend seien. Doch muß anerkannt werden, daß der Verfasser nicht mit Schlagworten operiert, sondern nach klarer Begriffsbestimmung strebt. Auf weitere Fortsetzung der begonnenen Gedankenreihen kann man gespannt sein. Daß der Verfasser durch die rechtsphilosophische Schule des verstorbenen Soziologen Anton Menger hindurchgegangen ist, erkennt man auf Schritt und Tritt.

Prof. Dr. Walter.

LXXXVI.

Feudalismus und Landliga in Irland.

Davitt [1]) (zu Straide in der irischen Grafschaft Mayo geboren), der das von O'Connell begonnene Werk auf einer breiteren und solideren Grundlage weiterführte und durch Gründung der Landliga i. J. 1879 der Politik der irischen Nationalisten eine neue Richtung gegeben, war wie kein anderer berufen, die Geschichte der agrarischen Bewegung in Irland zu schreiben. Die zwei ersten Abteilungen — 1. von Oliver Cromwell bis O'Connell, 2. von O'Connell bis Parnell — orientieren uns trefflich über die Bedrückung der Pächter seitens der Landlords und ihrer Agenten, Mittelspersonen und Unteragenten. Die Zeugnisse englischer

---

1) The Fall of Feudalism in Ireland or the Story of the Land League Revolution by Michael Davitt. XVIII, 751. Newyork, Harper. 1904. Pr. 10½ Sh.

Schriftsteller über die Unhaltbarkeit der agrarischen Zustände, (3 bis 10, 100 und 101), sind besonders interessant, ebenso die Zusammenstellung der Gesetzesvorschläge von 1829—1879, welche vom Parlament zurückgewiesen wurden, und der Pönalgesetze, die gegen das arme irische Volk erlassen wurden. Es sind, wenn wir richtig gezählt haben, 102 Gesetze. Man begreift, warum die englische Regierung für die wenigen wahrhaft wohltätigen Gesetze so geringe Anerkennung fand. Eine großartige Landreform, wie die von Stein und Hardenberg in Preußen durchgeführte, war in Irland 1870 und 1881 aus vielen Gründen unmöglich, erstens weil der konservative Charakter einer Durchschneidung des Knotens, einer gänzlichen Abschaffung eines Mißbrauches widerstrebt, dann zweitens weil die Großgrundbesitzer im Unter- und Oberhaus zu mächtig waren; endlich drittens weil die englischen Lords fürchteten, der Fall des Feudalismus in Irland würde auch den in Schottland und England zur Folge haben. Das Herumpfuschen und Herumflicken an veralteten und gemeinschädlichen Institutionen hatte die schlimme Folge, daß Pächter und Eigentümer aus der Aufregung und der bangen Erwartung betreffs der Zukunft nie herauskamen, daß die Agitation Jahrzehnte fortdauerte und die Gemüter immer mehr verbitterte. Davitt, der Gründer und die Seele der Landliga, befürwortete einen Zwangsverkauf und Uebertragung des Landes an die Pächter, welche dem Staat einen mäßigen Pachtzins zu entrichten hätten. Die von Butt beantragten drei Heilmittel: fair rent, fixit of tenure, free sale = billiger Pachtzins, gesetzliche Fixierung, freier Verkauf, d. h. Vergütung für die Verbesserung des Pachtzinses durch den neuen Pächter, genügten nicht.

Infolge des Mißwachses der Jahre 1877—79 waren die Pächter außerstand, ihren Pachtzins zu zahlen, wie aus folgenden Zahlen hervorgeht. Der Wert der Ernte war für die vier Jahre 1876—79 folgender: 36, 28, 32, 22 Mill. Pfd. Sterl. für die Kartoffelernte 12'464,000, 5'271,000, 7'579,000, 3'341,000 Pfd. Sterl. Bedenkt man, daß im Westen Irlands die Kartoffeln noch immer die Hauptnahrung der Bauern bildeten, so versteht man, wie Davitt und Parnell den Pächtern erklären konnten, sie seien zur Entrichtung des Pachtzinses nicht ver-

pflichtet, hätten vielmehr sich gegen die Angriffe der Großgrundbesitzer zu schützen und zusammenzuhalten. Die Regierung ließ die Redner, welche diese Grundsätze in Volksversammlungen verteidigt hatten, gerichtlich verfolgen, erreichte aber dadurch nur dieses, daß die Presse Englands und der Vereinigten Staaten ihre Maßnahmen einer scharfen Kritik unterwarf. Die Liberalen, die 1880 ans Ruder kamen, hätten gerne Frieden mit der Landliga geschlossen, diese konnte jedoch die Pächter nicht bewegen, aus dem reichen Ertrag der trefflichen Ernte von 1880 ihren Pachtzins zu bezahlen. Die Pächter wollten in dem unvermeidlichen Kampfe den Eigentümern nicht die Mittel zum Krieg gewähren. Der Obersekretär W. E. Forster, ein wohlmeinender, aber der Lage nicht gewachsener Mann, beschloß gegen die Führer der Landliga, die er als Dorftyrannen bezeichnete, einzuschreiten, machte sich aber bald unmöglich und mußte entlassen werden. Gladstone war zu klug, um nicht einzusehen, daß ein Kampf gegen die Mehrheit der Nation aussichtslos sei und schloß den Vertrag von Kilmainham ab. Die Siege der Nationalisten gingen zumteil verloren durch die Ermordung von Lord Cavendish und Burke seitens der Invincibles (Fenier), die Gewalttaten einer friedlichen Lösung vorzogen. Wir können auf weitere Einzelheiten nicht eingehen. Wer die wunderbare Verkettung der Tatsachen kennen lernen will, welche die englischen Minister gegen ihren Willen zum Sturze des irischen Agrarsystems bewogen, der muß vorliegendes Werk studieren. Irland hat nicht, wie die Engländer häufig klagen, den Weg für die in England so nötigen Reformen versperrt, vielmehr für die nach dem allgemeinen Urteil notwendigste Reform den Weg gebahnt. Obgleich die englischen Landlords ihre Pächter weit besser behandelt haben als die irischen, so erfordert auch in England die allgemeine Wohlfahrt, daß die Pächter Eigentümer von Grund und Boden werden, daß die Großgrundbesitzer zum Ausverkauf genötigt werden. Irland ist seit mehr als 30 Jahren der Sturmbock gewesen, der das Bollwerk des Landlordismus erschüttert hat. Leckys Behauptung in „History of England in 18 Century VIII", 483: „Wenn wir die Abstimmungen der irischen Parlamentsmitglieder betrachten, die Grundsätze, welche sie in die englische Gesetzgebung eingeführt haben, ferner den Einfluß, den sie auf den Ton und Charakter des Unterhauses ausgeübt, so übertreiben wir kaum, wenn wir sie als einen der bedeutendsten Faktoren zur Förderung der demokratischen Regierungsformen bezeichnen", ist ganz berechtigt.

A. Zimmermann.

LXXXVII.

Der Katholizismus in Norwegen.

Auch die neuesten Geschichtswerke, welche die Einführung des Protestantismus in den nordischen Ländern behandeln, müssen zu dem Resultate kommen, daß er nur auf dem Wege der Gewalt und gegen den Willen des Volkes zur Herrschaft gelangt ist. Wer in der Reformation absolut einen Fortschritt sehen will, hat es dann freilich schwer; denn die unmittelbare Folge derselben bedeutet einen gewaltigen Rückschritt auf allen Gebieten des sozialen, politischen, geistigen und religiösen Lebens.

Das kann im besonderen leicht von Dänemark erwiesen werden, und da Norwegen das Schicksal Dänemarks teilte, auch von diesem Lande. So wie die große Zeit dieses interessanten Landes in seine katholische Periode fällt, so ist es Tatsache, daß „die mehrhundertjährige Nacht" der Bedeutungslosigkeit mit der Reformation hereingebrochen ist. Als der letzte katholische Erzbischof Engelbrechtson das alte Nidaros (Drontheim) verließ und ins Ausland flüchtete, war damit der Untergang des Katholizismus ebenso wie die völlige Vernichtung norwegischer Selbständigkeit besiegelt. Norwegen wurde eine rechtlose Provinz Dänemarks.

Schäfer sagt in seiner Geschichte Dänemarks (S. 419) über die völlige Vernichtung des nordischen Katholizismus:

„Weiterhin (unter Christian III.) ist es auch für notwendig erachtet worden, den päpstlich Gesinnten nachdrücklicher entgegenzutreten. . . . Auch im Volke war noch manches liebgewordene Ueberbleibsel des alten Glaubens zu bekämpfen." Das ist jedenfalls etwas allzusanft ausgedrückt, wenn man bedenkt, worin dieses „nachdrücklichere Entgegentreten" bestand: Von 1537 an wurde niemand mehr geduldet, der sich nicht zur Landeskirche bekannte; 1546 wurde das allerletzte Daseinsrecht irgend eines katholischen Restes auf dem Reichstag von Kopenhagen vernichtet; der Aufenthalt eines katholischen Priesters im Lande bei Todesstrafe verboten; den Katholiken wurden alle Aemter, ja sogar alles Erbrecht entzogen. (Hergenröther, Kirchengesch. III, 118.)

Diese Gesetze fanden auch in Norwegen drakonische Anwendung, aber trotzdem dauerte es hier ein Jahrhundert, bis der Katholizismus vollständig ausgestorben war und bis man dem Volke offen sagte, daß es den Glauben geändert habe. (Fallize, Reisebilder aus Norwegen, S. 96.)

Bis in die neueste Zeit herauf blieb das Land dem Katholizismus gänzlich verschlossen; zwar wurde es kirchlicherseits im 16. und 17. Jahrhundert verschiedenen Bischofsbehörden zugewiesen (vgl. Kirchenlex. Bd. 10, 2062), doch war das eben aus dem Grunde rein doktrinär, weil es keine Katholiken mehr gab und weil jede Missionstätigkeit ausgeschlossen war; erst 1843 wurde ein katholischer Priester ermächtigt, in Christiania eine Station zu gründen und endlich 1856 konnte die erste katholische Kirche neu eröffnet werden.

Von da an beginnt ein freieres Dulden der katholischen Konfession, das zur völligen Freiheit derselben sich ausgebildet hat; ja die alte Religion konnte sich sogar die wohlwollende Gesinnung weiter öffentlicher und privater Kreise erwerben; sicher ist die objektivere und damit die richtige Beurteilung des Katholizismus — eine verheißungsreiche Hauptfolge der bisherigen Missionstätigkeit — eine ziemlich allgemeine.

Am 27. August 1869 erließ Pius IX. ein Breve,[1]) in welchem Errichtung einer apostolischen Präfektur ausgesprochen ist: Es sei versucht worden, die Missionen Schweden und Norwegen vereinigt zu lassen; aber schließlich hätte der Papst nach Beratschlagung mit den Kardinälen von der Propaganda nicht bloß die Ueberzeugung gewonnen, daß es notwendig sei, diese weiten Missionsgebiete zu teilen, sondern auch, daß die Teilung so zu geschehen habe, daß für die einzelnen Königreiche und Völker, welche auch in Gesetz und Sitten sich unterscheiden, eigene Missionszentren errichtet werden. Darum gelte fürderhin: Die Mission Schweden bleibt von der Mission Norwegen getrennt; diese letztere sei zur apostolischen Präfektur erhoben und ihr seien alle Gebiete Norwegens unterworfen.

Der erste apostolische Präfekt für Norwegen wurde gleichzeitig in der Person des damaligen Präfekten der Nordpolmission, Bernhard Bernard, ernannt. Im Jahre 1887 folgte ihm in dieser Würde Johann Fallize aus der Luxemburger Priesterschaft.

Es begann ein langsames Werden des neuen norwegischen Katholizismus; Leo XIII. ließ dies nicht unbemerkt; denn, sagt er, wir haben unsere Sorgen mit besonderem Eifer auf das gerichtet, daß die katholischen Missionen ein immer größeres Wachstum erhalten.[2]) Daher erhob er mit dem Breve Quum nobis vom 11. März 1892 die Mission Norwegen zum Apostolischen Vikariat: Praefecturam Apostolicam Norvegiae ad gradum et titulum Apostolici Vicariatus erigimus, illique omnia et singula quae ad Vicariatus Apostolicos pertinent privilegia atque indulta concedimus, simulque Apostolici Vicariatus Norvegiensis nomen tribuimus.

---

1) Kirkelige bekjendtgjorelser f. Norges apost. vik. vom 5. Juli 1892. Kristiania. In dieser Nummer sind alle hier berührten Breven enthalten.

2) Aus dem Breve Quum nobis.

Mittels Breve vom 15. März 1892 wurde der Apostolische Präfekt Fallize, „der diese Mission bisher mit höchstem Lobe geleitet hat", zum Apostolischen Vikar mit allen entsprechenden Vollmachten bestellt und gleichzeitig zum Bischof von Elusa erhoben, mit der Bewilligung, sich die Weihe von einem von ihm freigewählten Bischof erteilen zu lassen. Letzteres geschah durch den damaligen Kölner Erzbischof, den Kardinal Melchers, am 19. März 1892.

Mit diesen Bestimmungen ist der Grund zur kirchlichen Weiterentwicklung Norwegens gegeben; von Seite des Staates kann diese Weiterentwicklung nach den nunmehr geltenden Dissentergesetzen vorsichgehen, durch welche die kirchlichen Verhältnisse der nicht der lutherischen Landeskirche angehörenden Christen geregelt werden.[1])

Nach den Verfassungsbestimmungen vom Jahre 1814 bleibt die evangelisch-lutherische Religion die Religion des Staates. Der König soll sich stets zur evangelisch-lutherischen Religion bekennen. Zu Aemtern im Staate können nur norwegische Bürger ernannt werden, die sich zur evangelisch-lutherischen Kirche bekennen.

Die letztgenannte Bestimmung erhielt 1878 den Wortlaut: Nur der, welcher sich zur öffentlichen Religion des Staates bekennt, kann Mitglied des königlichen Rates (Ministeriums) sein oder ein Richteramt bekleiden. Dasselbe gilt auch, bis es durch ein Gesetz anders bestimmt wird, bezüglich der übrigen Staatsämter.

Nach einigen Uebergangsbestimmungen wurde 1894 das folgende Gesetz sanktioniert: Außer den Mitgliedern des königlichen Rates, sowie den geistlichen Beamten, den zur theologischen Universität gehörenden Universitätslehrern und überhaupt den Beamten, denen es obliegt, christlichen [lutherischen] Religionsunterricht zu erteilen, sollen alle beim Volksschulwesen oder dessen Förderung angestellten Beamten und die Leiter von Schulen für höhere Volksbildung sich zur

1) Archiv f. kathol. Kirchenrecht, Bd. 72, Jahrg. 1894, S. 375 ff.

öffentlichen Religion des Staates bekennen. Andere Aemter können auch von Männern bekleidet werden, die sich nicht zur öffentlichen Religion des Staates bekennen.

Ferner: Dissenter genießen nach dem Gesetz über die Dissenter von 1891 freie, öffentliche Religionsübung innerhalb der Grenzen des Gesetzes und der Ehrbarkeit und können Gemeinden mit eigenen Priestern oder Vorstehern bilden. Die Gründung von solchen Gemeinden ist der Staatsbehörde anzuzeigen, ebenso wer ihre Priester oder Vorsteher sind, und alle Veränderungen in diesen Personalien. Dies wird dann von der Behörde in den offiziellen Verkündigungsblättern veröffentlicht. Die Priester (Vorsteher) dieser Gemeinden führen die Zivilstandsregister, stellen Zeugnisse aus und machen an die Behörden die Mitteilungen. Spätestens ein Monat nach Ablauf jedes Jahres haben sie einen Ausweis an die Behörde einzusenden. Die Dissenter sind frei von persönlichen Abgaben zu Gunsten der Staatskirche; sie haben ihren Priestern Geburten und Sterbefälle innerhalb eines Monates anzuzeigen. Die Priester einer Dissentergemeinde haben das Recht, zwischen Dissentern Eheschließungen vorzunehmen, sofern die Formen, unter denen die Heiraten innerhalb der betreffenden Religionsgenossenschaften geschlossen werden, vom Könige gutgeheißen werden. Heiraten zwischen einem Dissenter und einer staatskirchlichen Person werden entweder staatskirchlich oder vor dem Dissenterpriester oder auch vor der bürgerlichen Behörde geschlossen. Der betreffende Priester darf sich weigern, die Einsegnung vorzunehmen. Die Kinder gemischter Ehen fallen der Staatsreligion zu, wenn es die Eltern nicht anders bestimmen. Niemand kann sich im Alter unter 15 Jahren aus einer Kirche ausmelden oder in eine andere einmelden. Niemand darf durch Anwendung von Beweggründen, die der allgemeinen Sittlichkeit widerstreiten, durch Versprechen von zeitlichen Vorteilen, durch betrügerische Mittel oder durch Drohungen jemanden von einem Religionsbekenntnis zu einem andern zu bringen suchen.

Nach diesen Gesetzen entwickelt sich das katholisch-kirchliche Leben vollständig frei und ungehindert; Fallize schreibt hiezu sowohl an der genannten Stelle im Archiv, als sinngemäß in seinen schon mehrfach zitierten Reisebildern:

„Sowohl die geordnete Religionsgesellschaft als jede einzelne Religionsgemeinde besitzt die Rechte einer juridischen Person und kann ohne irgendwelche Intervention der Zivilbehörde kaufen und verkaufen, was sie will, und bleibt das Kirchenvermögen ohne weiters, auch ohne Kauf- und Schenkungsakt und ohne Testament der Religionsgesellschaft oder Religionsgemeinde, wenn der Vertreter derselben (bei den Katholiken der Apostolische Vikar) gewechselt wird oder stirbt. Sobald der Apostolische Vikar seine Ernennung von Rom, der Pfarrer seine Ernennung vom Apostolischen Vikar vorzeigt, wird er auch als Zivilvertreter des Vikariats, respektive der Gemeinde, anerkannt mit dem Rechte, alle zivilrechtlichen Akte vorzunehmen. . . . Die Vorsteher von Religionsgenossenschaften und Gemeinden dürfen ohne Ermächtigung Güter erwerben für Kirchen, Pfarrhäuser, Schulen und Friedhöfe, auch wenn sie Fremde sind. In ihren eigenen Schulen sind diese Vorsteher absolute Meister. So gründet der Apostolische Vikar eigene katholische Schulen, schreibt alle Reglemente für dieselben vor, prüft das Lehrpersonal, setzt es ein und ab, inspiziert selbst oder durch andere die Schulen, muß aber auch für deren Unterhalt sorgen. Nur dann, wenn nach streng gesetzlichen Ermittlungen erwiesen wäre, daß Kinder in unseren Schulen verwahrlost würden, könnte die Zivilgewalt die Eltern zwingen, ihre Kinder in die Kommunalschule, nicht aber in den lutherischen Religionsunterricht zu schicken."

Diese Gesetze, welche der katholischen Kirche Rechte ermöglichen, die sie oft in einem vorwiegend katholischen Lande nicht hat, werden speziell gegen sie in liberalem Sinne angewendet und in liberalster Weise weiter ausgebaut. Der hochw. Weihbischof erzählt in seinem Buche manches Beispiel davon. Um nicht allzugroße Monopole von Ausländern aufkommen zu lassen, war es z. B. notwendig, daß die Regierung ein Gesetz einbrachte, durch welches die Erwerbung von Grundeigentum, sei es für Ausländer, sei es für Gesell-

schaften, deren Leitung nicht in Norwegen ihren Sitz hat und deren Personal nicht ausschließlich aus Norwegern besteht, von einer königlichen Genehmigung abhängig gemacht wird. Es genügte, daß von Seite des apostolischen Vikars die Regierung aufmerksam gemacht wurde, wie noch auf lange Zeit die Leiter der katholischen Mission Ausländer sein würden, daß somit das neue Gesetz sie in ihrer Bewegungsfreiheit rücksichtlich der zeitlichen Güter hindere. Mit der größten Bereitwilligkeit nahm man in den Artikel 9 des Gesetzes die Ausnahmsbestimmung zu Gunsten der Dissenters auf, die diesen gestattet, ohne Ermächtigung unbewegliche Güter, Bauplätze zu Kirchen, Schulen, Pfarrhäusern, eigenen Friedhöfen zu erwerben, u. z. alles selbst für den Fall, daß der geistliche Obere nicht norwegischer Nationalität ist (S. 55). In § 2 der Verfassung ist gesagt: Jesuiten und Mönchsorden sollen nicht zugelassen werden. Im Jahre 1897 wurde über die Aufhebung dieses Artikels, nachdem man sich von katholischer Seite mit den Deputierten der Rechten und Linken in Verbindung gesetzt hatte, verhandelt. Die Aufhebung des Jesuitenverbotes wurde mit 63 gegen 48 Stimmen angenommen, trat aber nicht in Kraft, da die zu einer Aenderung eines Verfassungsartikels nötige Zweidrittel-Majorität fehlte; dagegen wurde das Verbot der anderen Orden mit reicher Zweidrittel-Majorität aufgehoben. Doch befaßte man sich auch neuerdings wieder mit der Aufhebung auch des Jesuitenverbotes und ist ausschließlich der Umstand, daß man einen früheren Beschluß nicht nach so kurzem Zeitraum umstoßen will, die Ursache, daß das Verbot nicht schon jetzt gefallen ist.

Auch die Gesinnung der nichtoffiziellen Kreise, des Volkes, der Presse, der gebildeten Laienwelt, selbst der lutherischen Landesgeistlichkeit ist im großen und ganzen eine freundliche. Dies wird bewiesen durch die ganz außerordentliche Teilnahme des protestantischen Volkes an den kirchlich-katholischen Handlungen, wie an der Einweihung eines neuen Gotteshauses,

an Prozessionen, die ungehindert gehalten werden können, am Gottesdienste zu den verschiedenen Festzeiten; durch die wahrhaft liberale Haltung der Presse; durch den Zudrang zu den katholischen Missionsvorträgen; durch das rege Interesse, sich über katholische Sachen belehren zu lassen, wie es sich in der eifrigen Lektüre katholischer Schriften und Broschüren zeigt; durch eine katholisierende Bewegung selbst in lutherisch-theologischen Kreisen; durch das Aufnehmen und durch die eifrige Uebung solcher Momente in den lutherischen Gottesdienst, die ganz katholisch sind; durch den Massenzudrang zu den katholischen Spitälern; durch den Besuch katholischer Schulen von Seite protestantischer Kinder; durch die freundliche Haltung dem katholischen Priester gegenüber; ganz besonders durch die Hochschätzung, welche die katholischen Ordensfrauen erfahren.[1])

„Wenn man es nur recht begriffe, welch' tief religiöser

---

1) Wir möchten hier besonders die Wiederaufnahme der Skt. Olafsverehrung nennen; denn dadurch schloß man nach einer nahezu 400jährigen Pause unmittelbar an die katholische Kirche der Vorfahren an. Das kam namentlich zum Ausdruck auf der Drontheimer Jubelfeier vom Jahre 1897; das ganze Volk war hier vertreten; die Reden, welche von den ersten Männern des Landes gehalten wurden, atmen die innigste Verehrung gegen den Heiligen, der dem Lande das Christentum gebracht hat. Aufs tiefste wurde die Zeit beklagt, welche mit List und Gewalt dem Volke Norwegens den hl. Olaf weggenommen hat. Björnson erklärte, daß die großen Heiligen der Kirche mehr Gutes tun im Tode noch als tausend jetzige Prediger; er schilderte, was der Heilige dem Lande im Leben und im Tode gewesen; er schilderte das Herzleid der Vorfahren, als man ihnen den hl. Olaf und Maria genommen. Er bat flehend diesem großen Heiligen und seinem Geiste die Pforten des Tempels wieder zu öffnen. „Wir sind nähere Verwandte derer, rief ein anderer hochgestellter Redner, die den Olafsdom erbaut haben, als derer, die ihn mit Kalk angestrichen haben.“ Ja die Landesregierung hat eine eigene Olafsliturgie zusammenstellen müssen, die nun seit 1899 überall gehalten wird.

Sinn in unseren nordischen Völkern herrscht, dann würde man viel größeres Interesse an ihrer Zurückführung zur katholischen Kirche an den Tag legen", sagt Kardinal Manning; und Leo XIII. entließ den ersten katholischen Bischof für Norwegen mit den Worten, welche zeigen, wie dieser große, seine Aufmerksamkeit auf alle Teile der Kirche, ja der gesamten Christenheit richtende Papst das norwegische Volk mit seiner tiefen religiösen Gesinnung erkannt hat: „Wenn dereinst diese skandinavischen Länder und ihre Bevölkerung, so intelligent und tatkräftig, mit Herzen so weit wie ihre Meere, in den Schoß der hl. Kirche zurückgekehrt sind, dann werden sie die Zierde und Stütze der Kirche bilden" (S. 72, 73).

Kein Vernünftiger kann natürlich aus diesen eben angeführten Umständen schließen, daß dieß schon in der nächsten Zeit geschehen wird. Dazu sind die Vorurteile, die man durch Jahrhunderte im norwegischen Volke gegen die katholische Kirche großgezogen hat, noch viel zu tief. Es ist einer der Erfolge in der gegenwärtigen katholischen Missionstätigkeit, daß diese Vorurteile, die falschen Ansichten und die Unkenntnis über katholische Dinge immer mehr behoben werden und daß der Katholizismus in diesem Lande als das gesehen und erkannt wird, was er in Wirklichkeit ist; daß namentlich immer mehr erkannt wird, wie gerade die Glanzzeit in der Geschichte Norwegens mit der katholischen Periode zusammenfällt, ja gerade durch den Katholizismus hervorgebracht worden ist. Immerhin kommen Konversionen nicht zu selten vor, und die katholische Einwanderschaft in manchen Hafenstädten ist nicht mehr der Gefahr ausgesetzt, die Zugehörigkeit zur katholischen Kirche zu verlieren. Not tut auch hier, wie in allen katholischen Missionen, — das Geld; damit mehr Kirchen und Stationen und viele Filialen errichtet werden können; damit eine katholische Schriftenkolportage geschehen könne; damit Wandermissionäre für das ganze Land organisiert werden könnten; damit die katholische Caritas, wie sie in großartiger und im ganzen Lande anerkannter Weise geübt

wird, um so intensiver einsetzen könne. Personal für diese Aufgabe findet sich genug, auch aus dem einheimischen Volke selbst; sowohl unter den Priestern als unter den Ordensfrauen sind verhältnismäßig viele norwegisch-einheimische Glieder.

Zur vollen Uebersicht sei schließlich noch der Missionsstand der allerletzten Gegenwart angegeben (1906). An der Spitze des norwegischen Katholizismus steht der apostolische Vikar Johann Olaf Fallize, Weihbischof von Elusa; ihm unterstehen 27 Priester. Diese Priester wirken an 2 Pfarrkirchen in Christiania (an der St. Olafskirche und an der St. Halvardskirche)[1]; in Bergen an der St. Paulskirche; in Christianssand an der St. Ansgarkirche; in Drammen an der St Laurenzkirche; in Fredrikshald an der St. Peterskirche; in Fredrikstadt an der St. Birgittenkirche; in Hammerfest an der St. Michaelskirche; in Harstad an der St. Sunnivakirche; in Porsgrund an der Kirche unserer lieben Frau vom guten Rate; in Stavanger an der St. Svithunkirche; in Tromsö an der Kirche zur Unbefleckten Empfängnis; in Trondhjenne an der St. Olafskirche und an der Herz Jesukirche.

Neben diesen Kirchen, von denen einige in dem norwegischen Nationalstil der Stavkirker — vom Weihbischof verbessert — erbaut sind, besteht eine Reihe von Kapellen.

Ordensschwestern gibt es 162 mit 17 Novizinnen; es sind Josephsschwestern von Chambery, Elisabethschwestern von Breslau und Franziskanerinnen. Sie leiten in Christiania, Bergen, Christianssand, Drammen, Fredrikshald, Fredriksstad, Porsgrund, Trodhjem, Stavanger und Hammerfest Schulen, Waisenhäuser und Spitäler und üben außerdem die Hauskrankenpflege.

In der berühmten Enzyklika Leos XIII. vom 20. Juni 1894 Praeclara gratulationis fordert bekanntlich der große

1) Letztere umfaßt einen Bezirk, welcher der ehemaligen Diözese Hamar gleichkommt. Uebrigens sind auch die lutherischen Pfarrsprengel territorial sehr groß, wie es bei der großen Ausdehnung des Landes und der geringen Bevölkerung ja nicht anders sein kann.

Papst die von Rom getrennte Christenheit des Erdkreises auf, sich mit diesem Mittelpunkt wieder zu verbinden. Er spricht dabei: Non sumus nescii, quam diuturni laboriosique negotii sit rerum ordo, quem restitutum optamus: nec fortasse deerunt, qui nos arbitrentur nimiae indulgere spei atque optanda magis, quam exspectanda quaerere. Aber der Papst setzt seine Hoffnung auf Christus, der die Weisheit der Welt durch „die Torheit des Kreuzes“ hat überwinden lassen.

Und so darf man an der endlichen Wiederherstellung dieser Einheit nicht irre werden, mögen auch noch viele Jahrzehnte, ja Jahrhunderte vergehen. Die Kirche erfüllt ihre Aufgabe, wenn sie nimmermüde mit dem Eifer der Apostel an dieser Aufgabe arbeitet. In Norwegen geschieht dies wie anderwärts. Eine Unterredung, welche der jetzige Bischof von Norwegen mit einem Pastor der Landeskirche hatte, schloß mit den schönen Worten des letzteren: „Beten wir, daß der furchtbare Abgrund, welcher uns trennt, sich schließen möge: ut omnes unum sint“.

Norwegen trat im letzten Jahre in besonderem Sinne wieder in die europäische Oeffentlichkeit. Durch 500 Jahre war es immer an ein anderes Land gebunden. Jetzt holte es sich einen eigenen König. Doch soll derselbe dem Freimaurerorden angehören. Es ist nun interessant, daß die führende norwegische Presse es ihm nahelegt, aus diesem Orden auszutreten: die Norweger seien offene Charaktere und lieben keine Heimlichtuerei. Es ist dem Lande zu wünschen, daß es sich seines neuen Königs erfreuen könne. Gewiß ist auch unter ihm um den Bestand und Fortschritt des Katholizismus nichts zu fürchten. So schreibt denn auch das einzige bestehende katholische Blatt (Sc. Olaf, katolsk tidenve, Kristiania): „Enhver katolsk kristen med varme bønner nedbede den Allerhøiestes velsignelse over fædrelandet og dets nye kongehus.“

Teplitz. Prof. Dr. W. Feierfeil.

LXXXVIII.

Was ist liberal?

Eine kurze Antwort auf eine notwendige Frage.

In einer Besprechung der zweiten Auflage des P. A. Röslerschen Werkes „Die Frauenfrage, vom Standpunkte der Natur, der Geschichte und der Offenbarung beantwortet", bemerkt ein beachtenswerter katholischer Rezensent:[1])

„Der Verfasser ist gegen das Frauenstimmrecht und führt gewichtige Gründe dagegen ins Feld. Es muß aber doch bezweifelt werden, ob die geschlechtlichen Eigentümlichkeiten ein Hinderungsgrund sind für die politische Betätigung der Frau. Die Frau von heute ist über den ausschließlichen Wirkungskreis am Herde und am Familientische hinausgewachsen. . . . Das Verlangen nach dem Wahlrechte seitens der Frauen kann nicht als einseitige liberale Forderung aufgefaßt werden;[2]) auch in katholischen politischen Kreisen hat man das Stimmrecht der Frau als etwas Berechtigtes anerkannt."

Als wir vorstehende Behauptung, die wir ähnlich bereits in mehreren katholischen Organen gefunden, lasen, da sagten wir uns:

Wenn das Frauenstimmrecht, wenn die politische Gleichstellung des Weibes mit dem Manne nicht liberal und eine

1) Vgl. „Literar. Beilage" Nr. 16 zur „Augsb. Postztg." Jahrg. 1907.

2) Vom Schreiber dieses gesperrt.

Verwirklichung einer Forderung der konsequenten Wortführer[1]) des alten Liberalismus ist, was ist dann überhaupt noch liberal? —

„Liberalismus" kann doch nicht schlechthin — so sehr das gegenwärtige Gebahren der liberalen Gruppen hiezu auch berechtigt — als Gegensatz zu positivem Christentum und kirchlicher Autorität aufgefaßt werden. Noch viel weniger kann „liberal", wie es das Konversationslexikon oder das Fremdwörterbuch übersetzt, als „freisinnig", „freigebig" usw. definiert werden. Erfahrungsgemäß decken sich bei älteren Parteien und Richtungen die Namen fast niemals mit dem prinzipiellen Teil des Parteiprogrammes. In der Geburtsstunde einer Partei mag der sorgfältig ausgewählte Name ihr wahres Wesen ausdrücken; in den späteren, in den gegenwärtigen Tagen ist das Partei genannte Wesen so „selbständig" geworden, daß sich Name und Parteiprogramm nicht selten, obwohl das ursprüngliche Parteiprinzip immer noch, und oft recht intensiv, nachwirkt, in klaffendem Gegensatze befinden. Will man darum den treibenden Geist und das Wesen einer Partei erfassen, so muß man deren Entstehung und Entwicklung verfolgen.

„Eine Sache verstehen", sagt Konstantin Frantz,[2]) „heißt ihre Genesis kennen, und nur so weit reicht das wirkliche Verständnis, als die genetische Erkenntnis reicht." Das gilt ganz besonders für die „Liberalismus" genannte Partei- und Weltanschauung.

Das Bestreben des alten Liberalismus hatte ein an sich edles und in der Zeit des Absolutismus begreifliches Ziel: die Freiheit geltend zu machen. Aber der Freiheitsbegriff des Liberalismus war, im Gegensatze zu der christlichen Auffassung von der menschlichen Freiheit, ein völlig inhaltsloser; er besagt nicht mehr als die möglichste Freiheit und

1) Wir erinnern beispielsweise an Stuart Mill.

2) Die Naturlehre des Staates. Leipzig und Heidelberg 1870. S. 72.

Ungebundenheit des Individuums. Der liberale Freiheitsbegriff stellt somit ein rein negatives Prinzip dar.

Die Forderung und Folge dieses negativen Prinzips ist die Auflösung oder Lockerung aller menschlichen Verbindungen und Gemeinschaften. Der Liberalismus stellt sich uns als der Rektor einer zentrifugalen Kraft dar, er ist der Vertreter und die äußere Erscheinung des Individualismus nach seiner extremen und atomisierenden Seite und Wirkung.

Der überzeugte Liberale ist Individualist auf allen Gebieten. Er erstrebt die Vereinzelung des Individuums und die Entfesselung der individuellen Kräfte; er betrachtet und erforscht den Menschen nicht als animal sociale, sondern als Robinson Crusoë.

Der Liberalismus geht in seiner wissenschaftlichen Lebensauffassung nicht von der „Zelle" der Menschheit, der Familie, nicht von dem Dualismus Mann und Weib, sondern von dem abstrakt gedachten Individuum aus, dessen Ungebundenheit, Autoritätslosigkeit und Selbständigkeit er erstrebt. Die Väter des politischen Liberalismus haben „die Staatslehre nicht mit der Untersuchung des lebendigen Menschen begonnen, der Mann oder Weib ist, und nur als Mann oder Weib existiert, sondern man hat reine Rechtssubjekte fingiert, die dann im Staate als reine Staatsbürger auftreten, hermaphroditische Wesen und nichts als die Hypostase des Begriffes der Persönlichkeit. Als reine Personen aber sind alle Menschen gleich, indem sie alle ein Bewußtsein ihrer selbst haben und „Ich" sagen. Die Ichheit ist weder männlich noch weiblich." [1])

Aus dieser „Ichheit", aus diesem Individualismus resultieren die wesentlichen Irrtümer des Liberalismus; an diesem Individualismus scheidet sich die liberale und antiliberale Auffassung des Staates und der bürgerlichen Ge-

---

1) Konstantin Frantz, a. a. O. S. 78 f.

sellschaft. Dieser Individualismus konsequent, bis zu seinen letzten Forderungen durchgeführt, löst die Familie auf, zerstört die wirtschaftlichen, sozialen und religiösen Korporationen und Verbände, er ergibt den modernen zentralisierten Staat mit seinem Gleichheitsbrei von beruflich 2c. ungegliederten Staatsbürgern und Wählern. Mit diesem atomistischen Individualismus hängt enge zusammen das sonstige Auflösungs- bezw. Trennungsbestreben des Liberalismus: die Trennung der Moral von der Religion und die ihr folgende Trennung des Rechtes von der Moral; die Teilung der einheitlichen Staatsgewalt in Legislative und Exekutive; die Trennung der (bürgerlichen) Gesellschaft vom Staate, des Sozialen vom Politischen; die Trennung der Ethik von von der Soziallehre und der Aesthetik; die Trennung der Schule von der Kirche, der Kirche vom Staate; endlich, auf der tiefsten Stufe der abwärts führenden Bahn, die Trennung des Menschen von Gott!

Das ist die große, weltgeschichtliche Wirkung eines falschen Prinzips, dessen äußersten Konsequenzen zum Siege zu verhelfen unser Jahrhundert sich anschickt; das ist die Erfüllung des bekannten Cavourschen Wortes: „Sind einmal Lehrmeinungen dahin gekommen, daß sie die Geister beherrschen, so setzen sie sich früher oder später in positive Tatsachen um und geben der Welt eine andere Gestalt."

Der Liberalismus als System und Weltanschauung ist radikaler Individualismus: Trennung, Auflösung, Verneinung. Indem er, als Folge der der individualistischen Auflösung folgenden Gleichheit, selbst die von Gott gegebene, in der Natur begründete Ungleichheit der Geschlechter verneint, muß er folgerichtig auch die christliche Ehe und die Worte des Apostels von dem „Haupte des Weibes" verneinen; er muß ebenso folgerichtig für die Frauenarbeit auf allen und den ungeeignetsten Gebieten eintreten, er muß auch im Staatswesen, in der Politik der Frau dieselbe Rolle wie dem Manne zuerkennen. Nicht nur Frauen-

stimmrecht, sondern auch Frauen- oder gemischtes Parlament, Frauen als Richter, Verwaltungsbeamte und Minister, Frauen selbst als Geistliche oder Prediger verlangt der Individualismus im Sinne des Liberalismus.

Wenn einzelne derartige Forderungen heute auch katholische Kreise erheben, wenn insbesondere das Frauenstimmrecht immer mehr Anhänger in diesen Kreisen gewinnt, so zeigt dieses nur, wie liberal wir unter dem Einflusse der die Zeit erfüllenden Ideen und unter dem Zwange der Verhältnisse geworden sind; so beweist dieses zugleich allen Sehenden, daß der Liberalismus das vorherrschende und alles infizierende Prinzip ist und daß tausende von denjenigen, welche gegen den Liberalismus und seine Auswüchse kämpfen, selbst im Fahrwasser des Liberalismus schwimmen und auf seinem Fechtboden fechten.

Der eiserne Zwang der Verhältnisse entschuldigt manches, entschuldigt vieles. Er entschuldigt die durch den ökonomischen Liberalismus und Individualismus geschaffene Frauenarbeit, er erklärt das Auftreten der Frau im öffentlichen Leben und läßt selbst die wachsende Abstreifung der Weiblichkeit in einem milderen Lichte erscheinen. Aber die Sache entschuldigen, sie in anbetracht der Zeitverhältnisse erklärlich finden, das heißt noch lange nicht sie im Prinzipe billigen können.

Die Stellung von Mann und Frau in der Familie, im Arbeits- und Erwerbsleben und im öffentlichen Leben ist nun einmal von Natur aus verschieden. Diese Verschiedenheit beseitigt keine geistige und soziale Entwicklung; sie in praxi leugnen heißt zugleich die Erbsünde samt ihren Folgen in Frage stellen. Das gilt besonders hinsichtlich der Art der Arbeit.

Arbeiten muß Mann und Frau und arbeiten mußte Adam auch im Paradiese. Allein nur letzterem wurde nach der ersten Sünde das Brotverdienen im Schweiße des Angesichts als Strafe der Sünde auferlegt. Die Strafe

für Eva und ihre weiblichen Nachkommen war bekanntlich eine andere. Nur heidnische Völker haben der Frau die schwere, dem Manne zukommende Arbeit aufgeladen.

So spricht die Natur und so sprechen die ersten Blätter der heiligen Schrift gegen die modern-liberale Theorie von der gleichen Aufgabe und dem gleichen Arbeitsfelde von Mann und Weib. Besser und tiefer als diese Theorie erklärt uns das geoffenbarte Wort die Stellung der Geschlechter; und es findet hier ein Beachtung verdienendes Wort Pascals Anwendung: daß das Dogma der Erbsünde das unerklärlichste aller Dogmen und zugleich dasjenige sei, ohne welches der heutige Zustand der Menschheit unerklärlich ist.

Die intellektuelle Entwicklung unserer Zeit steht seit den Tagen des Humanismus und noch mehr seit denen der französischen Revolution unter dem Zeichen des Liberalismus. Die Luft, die wir heute zu atmen genötigt sind, ist liberal, die Anschauungen, die wir vertreten, sind vom liberalen Geiste durchtränkt oder berührt, die Pläne, welche wir verfolgen, sind mit liberalen Ideen erfüllt, mögen die Namen und Erklärungen, welche wir diesen Anschauungen und Plänen geben, auch nach nichtliberalen Zielen hinweisen und wir uns selbst gegen den „Vorwurf" des Liberalseins auf das ängstlichste verwahren.

Der liberale, der moderne Gedanke schreitet auf seiner Bahn ungehemmt, mit Fallgeschwindigkeit vorwärts. Die Gleichheit und Gleichberechtigung der Geschlechter auf allen staatlichen und sozialen Gebieten wird die auflösende und nivellierende Mission des Liberalismus vollenden. Sie wird die Leere, die Unnatur, die Gemütslosigkeit bis auf eine unerträgliche Stufe steigern, und diese Stufe wird die Höhe, aber auch den Sturz des liberalen Systems bedeuten. Die liberale Aera geht zur Neige, qui vivra, verra.

LXXXIX.

Ludwig Pastors Adrian VI. und Klemens VII.[1])

Männer, welche in der menschlichen Gesellschaft eine irgendwie ‚führende' Stellung einnehmen, werden von den Zeitgenossen selten richtig eingeschätzt. Die Mitwelt läßt sich durch den Pomp der persönlichen Erscheinung, durch den Glanz der Phrase, durch die Neuheit der Ideen und Entschlüsse, durch greifbare, ephemere Erfolge blenden, während sie in äußeren Mißerfolgen das völlige Unterliegen, die Schwäche und die Wertlosigkeit des Individuums zu erkennen geneigt ist. Anders urteilt die Nachwelt. Der wahre und bleibende Wert historischer Persönlichkeiten beruht auf dem Grade und Charakter ihrer sozialen Betätigung. Die soziale Betätigung eines ‚Großen' hinwieder steht im innigsten Zusammenhange mit den ethischen Ideen, von welchen er sich leiten läßt, und die positiven Resultate solcher Betätigung hangen zum großen Teil davon ab, wie weit die Zeitgenossen, vor allem die Mitarbeiter eines ‚Führers' der Menschheit, die ethischen Motive ihres Meisters gewürdigt und zu den ihrigen gemacht haben. Den intimen Zusammenhang zwischen diesen verschiedenen Faktoren, welche die eigentliche ‚Kulturarbeit' in der Menschheit und an der Menschheit zum Ausdruck bringen, einer denkenden Nachwelt klar vor Augen zu führen, ist vielleicht eine der schönsten und dankbarsten Aufgaben des Geschichtsschreibers. Der Meister der Geschichtsschreibung

---

1) Geschichte der Päpste seit dem Ausgange des Mittelalters. IV. Bd. 2. Abteilung. Freiburg i. B., Herder. 1907.

arbeitet ja nicht nur für die Fachgenossen, welche schließlich allein imstande sind, eigentliche Forscherarbeit gebührend zu würdigen; nein er hat offenbar noch eine allgemeinere, höhere Aufgabe, nämlich die, der gebildeten Nachwelt ein vollständiges Kulturbild von der Zeit, die ihn beschäftigt, zu liefern und den Leser zum Nachdenken über die ethischen Ideen anzuregen, welche sich in dem historischen Bilde wiederspiegeln. Diese Aufgabe hat Ludwig Pastor in seiner „Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters" glänzend gelöst. Nach kurzer Pause liegt nunmehr die zweite Abteilung des vierten Bandes vor, nämlich die Geschichte der Pontifikate Adrians VI. und Klemens' VII. Dem Schreiber dieser Zeilen steht es nicht zu, über den neuen Band vom Standpunkte des eingeweihten Fach- und Zunftgenossen zu urteilen. Selbst von den Gegnern der katholischen Kirche wird Pastor überdies schon längst zu jenen Historikern gerechnet, welche Prinzipientreue mit wissenschaftlicher Objektivität, Forscherfleiß mit Schönheit sprachlicher Darstellung und Freimütigkeit des Urteils mit kritischer Besonnenheit zu verbinden wissen.

Wir möchten daher in dieser Besprechung nur ein wenig auf die ethischen Ideen und die soziale Betätigung jener zwei Führer der Kirche eingehen, deren Regierung uns Pastors neuester Halbband auf 643 Textseiten schildert. Dem Texte sind noch über 120 Seiten archivalische Mitteilungen und ungedruckte Aktenstücke beigegeben. Dieses wertvolle Material sowie die kritischen Noten unter dem Text müssen wir gleichfalls dem Historiker von Fach zur Besprechung überlassen, obwohl der ganze wissenschaftliche Apparat auch für den gebildeten Laien viel Interessantes bietet, z. B. die Briefe Leos X. an Raphael (S. 676), an Pietro Bembo (681), Francesco Maria della Rovere (683), Roberto Latino Orsini (684), die Abhandlung über das ‚Oratorium der göttlichen Liebe' (687), der Bericht Pietro de Grassis über die große Kardinalsernennung vom 1. Juli 1517 (694), sowie über die Prozession zur Abwendung der Türkengefahr vom

14. März 1518 (712), der Brief Germanellos an die Markgräfin Isabella von Mantua (717), der Reformplan des Kardinals Schinner (722), die Bemerkungen über die ältesten Quellen zur Geschichte der Kapuziner &c. (751), sowie viele Momente aus den Konsistorialakten und kulturhistorisch lehrreiche Stellen aus den Briefen Klemens VII. an die Fürsten und Großen.

Den Band eröffnet das kurze Pontifikat Adrians VI. (gewählt 9. Januar 1522, † 14. September 1523). Adrian von Utrecht, der Lehrer Kaiser Karls V., der ‚Kardinal von Tortosa', war der letzte deutsche und zugleich der letzte nichtitalienische Papst. Pastor nennt sein Leben wie seinen Tod ‚friedlich, fromm und heilig' (147). Die Schilderung seiner Wahl ist, ganz objektiv genommen, eine vortreffliche Satire auf den Geist jener Zeit. Nach dem Tode des verschwenderischen und prachtliebenden Mediceers Leos X. herrscht allgemeiner Jubel, und Herzog Alfonso von Ferrara läßt eine Denkmünze schlagen mit der Umschrift ‚de manu Leonis' (3). Trotz aller Uneinigkeit unter sich stimmen die Kardinäle des Konklave darin überein, daß kein Florentiner wieder gewählt werden dürfe (6). Der Engländer Wolsey will 100,000 Dukaten für seine Erhebung opfern (7). Dem Kardinal-Vizekanzler Giulio de' Medici steht der Kardinal Colonna gegenüber. Ersterer gilt als der Kandidat des Kaisers. Unter den übrigen zahlreichen Bewerbern um die höchste Würde sind hervorzuheben Grimani, Carvajal, Soderini, Grassis, Gonzaga und vor allem Farnese (7). Während des Interregnums blüht in Rom die Satiren- und Schmähschriftenliteratur. Das Konklave gelangt erst nach dem elften Skrutinium und unzähligen Verhandlungen und Intriguen zu einer Entscheidung (18). Die Wähler hatten sich von politischen Parteiinteressen hin- und herziehen lassen — die Vorsehung fügte es, daß sie über ihr eigenes Votum erstaunen mußten. Adrian, der Mann göttlicher Wahl, war ein Papst, wie ihn sich im Grunde weder die Kardinäle, noch der Hof, noch die Römer

gewünscht hatten. Köstlich schildert Pastor die allgemeine Bestürzung der an der Wahl Beteiligten und der Zuschauer (20—25); mit warmen Worten den Charakter und die Gesinnungen des Neugewählten selbst (25—32), sowie die Bedeutung dieser überraschenden Wahl (33 ff.). Für uns Katholiken des 20. Jahrhunderts ist es ungemein lehrreich, daß die Wahl eines Ausländers, eines ‚Barbaren‘ schon damals eine solche Wut bei den Italienern erregte. Heute, wo das Oberhaupt der Christenheit die weltliche Herrschaft verloren hat, würde die Ueberraschung vielleicht noch größer sein, wenn einmal ein Nichtitaliener die Nachfolge Petri anzutreten hätte. Wie einst die zu Avignon residierenden Päpste mit Recht oder Unrecht als ‚französische‘ Primaten galten, so ist im Laufe der Jahrhunderte die Kurie immer mehr ‚italienisiert‘ worden.

Da Rom nach dem Willen der Vorsehung die Hauptstadt der katholischen Christenheit sein soll, so ist es freilich hierin auch begründet, daß das römische Element an der Zentralstelle immer ein gewisses Uebergewicht behalten muß. Der Geschichtsphilosoph darf sich aber andererseits bei der Betrachtung der Stimmung Roms im Jahre 1522 sehr wohl die Frage stellen, ob nicht der jetzt politisch unfreie Papst einmal noch viel abhängiger — von dem modernen Italien nämlich — werden könnte, als es je ein Papst des 14., 15. und 16. Jahrhunderts gewesen ist. Es geht heute noch weniger an als damals, daß die germanischen (und angloamerikanischen!) Katholiken von der romanischen Welt zu den ‚Barbaren‘ gerechnet werden. Deshalb wird auch wohl die Geschichte einmal die Lösung jener Schwierigkeit finden müssen, welche aus der Tatsache erwächst, daß die katholische Kirche zugleich römisch und universell, international in die Erscheinung treten muß. Die leitende Idee Adrians war, die Kirche zu reformieren, nicht in der Lehre, sondern in Disziplin und Sitte. Darin liegt die Bedeutung seiner sozialen Betätigung. Diese wahrhaft kirchliche Kulturarbeit

Adrians schildert Pastor im 2. Kapitel (60—105). Wenn Adrian für Italiens Renaissancekunst, Sitte und innere Politik teilweise das Verständnis fehlen mochte, so weist Pastor (55) aber auch darauf hin, daß er bei der Kürze seiner Regierung und der drückenden Finanznot gar nicht imstande gewesen sei, den Mäcen zu spielen. Seine reformatorische Kulturarbeit wurde dadurch gehemmt, daß die berufenen Mitarbeiter in ihm den nordischen ‚Barbaren' sahen. Wie verhängnisvoll ist also — das müssen wir aus der Geschichte Adrians lernen! — wie unselig ist jede ‚völkische' Auffassung von der Mission der Kirche! Zu den Mächten versuchte Adrian sich neutral zu stellen, was doch gewiß eine echt oberhirtliche Gesinnung des Papstes bewies. Man verlangte aber von ihm, er solle sich von politischen Ideen leiten lassen. Er verdarb es nicht nur mit den Parteien, den Höflingen und den Schmarotzern, sondern vor allem mit der geistlichen Bureaukratie — ‚der schlimmsten aller Bureaukratien', wie Pastor sagt (75). Selbst der edle Mut, den der Papst bei der Pest des Jahres 1522 bewies (71—73), gewann ihm die Herzen nicht. Er war als Fremder in Italien gelandet und sollte als Fremder behandelt werden. Die leitenden Ideen seines Pontifikates sprach er in seinem ersten Konsistorium vom 1. Sept. 1522 aus, als er erklärte, „er habe die Tiara nicht gesucht, sondern als schwere Bürde auf sich genommen, weil er erkannt habe, daß es so Gottes Wille sei. Zwei Dinge lägen ihm am Herzen: die Einigung der christlichen Fürsten zur Bekämpfung des gemeinsamen Feindes, der Türken, und die Reform der Kurie" (65). Wenn man für ‚Türken' — ‚Geister des Unglaubens' — setzt, so könnte Pius X. wie Adrian VI. gesprochen haben. Die leitenden Ideen sind bei allen reformatorisch gesinnten Päpsten fast die gleichen — leider macht sich aber auch der Widerstand jener, die zur Mitarbeit an den Kulturaufgaben der Kirche berufen wären, so ziemlich unter jedem Pontifikate bemerkbar. Freilich war Adrian nicht immer glücklich in der Wahl seiner

Mitarbeiter. So war die Berufung des allzu strengen und unbeugsamen Gian Pietro Caraffa ein Mißgriff (83). Die Ausländer, welche Adrian nahe standen, wie Wilhelm van Enkevoirt, Johann Winkler, Dirk van Heeze und Johann Ingenwinkel, Blasius Ortiz, sowie die Italiener Campegio, Giovanni Ruffo Teodoli u. a. bezeichnet Pastor als vortreffliche Männer. Aber daß nicht die gesamte Umgebung aus Italienern bestand, machte den Papst trotz seiner hohen Tugenden so gründlich verhaßt; ganz abgesehen davon, daß die unter Leo X. vollständig verweltlichten Kurialen einen frommen Papst, dessen Namen (Adryan Florensz, d. h. Sohn des Florens Boeyens) sie nicht einmal aussprechen konnten (58), niemals würdigen und verstehen lernten. Auch die Aemter- und Benefizienvereinigungen, welche Adrian teils plante, teils durchsetzte, konnten ihn nicht beliebter machen (64, 67, 76 u. andere Stellen). „Statt Poeten und Buffoni unterstützte Adrian Arme und Kranke". Im März 1523 kommt Dr. Johann Eck, „ein entschiedener Vertreter der streng-katholischen Richtung in Deutschland", nach Rom. Er kennt die Lage der Kirche in seiner Heimat ebensowohl wie das „Treiben der Pfründenjäger mit ihren zahllosen Kniffen und Schlichen". Er bemerkt sehr richtig, daß an dem Hasse des Auslandes gegen Rom die Römer selber schuld seien. Teils kenne man die Wahrheit, teils gefalle man sich in Uebertreibungen. Die Gesandten beklagen sich über Adrians Sparsamkeit und über den langsamen Gang der Geschäfte (80). Tatsache ist, daß auch in der Umgebung des Papstes bestechliche Männer leben, wie z. B. sein deutscher Sekretär Zistern (85). Kurz, es war eine böse Zeit. Deshalb konnte Adrian ausrufen: „Wie viel kommt es darauf an, in welche Zeit die Wirksamkeit eines Menschen fällt (87)". Die zweite Hälfte des Kap. II schildert die Sendung des Francesco Chiecugati zum Nürnberger Reichstage. Des Papstes apostolische Freimütigkeit den Ständen gegenüber wird hinreichend gewürdigt. Ueber die wahrhaft reformatorischen Absichten Adrians kann kein

Zweifel bestehen (91 ff.); aber die Prälaten waren verweltlicht und es fehlte ihnen an Mut und gutem Willen (97). Unglaublich ist die Arglist, mit welcher Luther und Melanchthon den sittenstrengen Papst zu verunglimpfen suchten (98). Den Neugläubigen war es nicht um Abstellung der Mißbräuche, sondern vielmehr um die Zerstörung der Kirche in ihren Fundamenten zu tun. Auf S. 99 erwähnt Pastor das rührende, väterliche Breve des Papstes an Erasmus, der ihn freilich bitter enttäuschte. Ebensowenig konnte Adrian den Züricher Reformator Zwingli gewinnen (101 f.). Der schlaue Gustav Wasa betrog den Papst, so daß die Sendung des Legaten Johannes Magni erfolglos blieb (103 f.). Am Schlusse des Kapitels werden einige tröstlichere Aussichten erwähnt, die sich dem verkannten Papste zu eröffnen schienen: Die Rückkehr des schismatischen Patriarchen von Alexandrien zur Einheit, die Annäherung der Russen und die Ausbreitung des Christentums in der Neuen Welt (105). In Kapitel III folgen die Kreuzzugsbemühungen gegen den Ansturm des Islam, die Friedensbemühungen bei Karl V. und Franz I., die Belagerung von Rhodus durch die Osmanen und die Kapitulation der Insel (bis 117). Lannoy brachte die Hiobspost und zugleich wurde das Fortschreiten des Luthertums in Rom gemeldet. Der Papst wollte für den Türkenkrieg all seine Pretiosen verkaufen, unermüdlich arbeitete er an der Einigung der Fürsten. Franz I. von Frankreich verhielt sich hochmütig-ablehnend, Karl V. zögerte energisch vorzugehen. Wiederum fanden die treibenden Ideen des Papstes keine Unterstützung. Das Kardinalskollegium war gespalten. Der Kardinal Medici, welcher den Verlust seines persönlichen Einflusses nicht verwinden konnte, zog sich nach Florenz zurück; der Kardinal Soderini begann hochverräterische Beziehungen zu Frankreich anzuknüpfen. Die Folge ist der Bruch mit Franz I. und der Anschluß des Papstes an die Liga. Franz I. droht Adrian mit dem Schicksal Bonifaz VIII. (135). Bezeichnend für den edel-

mütigen Charakter Adrians und zugleich für seinen Gerechtigkeitssinn sind die charitative Sendung des Kardinals Cajetan nach Ungarn, des päpstlichen Kämmeres Pietro nach der Mark und die ruhige Behandlung des Prozesses gegen Soderini. Am 14. September starb Adrian nach mehrwöchentlicher Krankheit, ein Papst, welcher, wie seine intemistische Grabschrift besagte, „es als das größte Unglück ansah, daß er herrschen mußte" (148). Sein Grabmonument in der deutschen Nationalkirche S. Maria dell'Anima ist vielen Rompilgern bekannt.

Pastor läßt Adrian volle Gerechtigkeit wiederfahren. Er begeistert sich für den ehrlich gesinnten, frommen Reformpapst, welchen der Haß der Römer und zuletzt auch die Politik der Franzosen fanatisch verfolgten (148), aber er würdigt auch die objektiven Schwierigkeiten, welchen ein so friedliebender Fürst, dem außerdem wenig Geld zur Verfügung stand, eben nicht gewachsen war. Der Pontifikat Adrians, wie Pastor ihn auf 157 Seiten an der Hand der Quellen geschildert hat, birgt für uns deutsche Katholiken viel praktisches Interesse. In unseren Landen wird soviel Mißbrauch mit den Worten ‚national' und ‚ultramontan' getrieben. Adrian VI. war für die Deutschen kein ‚Ultramontaner' — wohl aber für die Coterien am Tiber und an der Seine. Daraus folgt, daß die persönliche, politische und moralische Freiheit des Papstes von uns Katholiken allzeit gefordert werden muß. Leo X. wurde als Säule Italiens und Wonne seines Jahrhunderts gepriesen; Adrian VI. ist dagegen, wie Pastor (153) nach Burckhardt zitiert, im vollsten Sinne das ‚Brandopfer des römischen Hohnes' geworden. Selbst seine Biographen ließen ihm keine Gerechtigkeit widerfahren. Der protestantische Jurist Kaspar Burmann von Utrecht „ist der erste, dem das Verdienst gebührt, eine Reaktion zugunsten Adrians eingeleitet zu haben" (156). Ludwig Pastor hat in Adrian keineswegs seinen Lieblingshelden, keinen Julius II., wiedergefunden, aber troß aller

diplomatischen Mißerfolge zählt er Adrian zu den „verehrungswürdigsten" Päpsten und bezeichnet dessen Geschichte als einen „eminent tragischen Stoff" (157). In diesem Urteil zeigt sich der ernstgesinnte Historiker. Pastor erkennt, wie tief die Umgebung Adrians „unter ihm" stand und gönnt ihm alle Ruhmestitel, weil er die Reform als Notwendigkeit erkannt und sie gewollt hat, obwohl ihre praktische Durchführung erst einer späteren Zeit beschieden war. Weder kriegerische noch diplomatische Erfolge begründen das Recht auf einen Ehrenplatz im ethischen Wahrheitstempel der Geschichte — sondern einzig und allein die Integrität der Absichten und Ziele. Es gibt eben auch eine Walhalla für die heldenmütigen Verteidiger großer Prinzipien, und unter diesen Helden gibt es nicht nur Triumphatoren, sondern auch Märtyrer. Diese Wahrheit sollten wir nebst vielen anderen aus Pastors Geschichte Adrians VI. lernen, und wir könnten uns an dem neuen Bande der ‚Geschichte der Päpste' selbst dann erfreuen, wenn wir keine Ahnung davon hätten, auf wie viel neuen, bisher unbekannt gebliebenen Gesandtschaftsberichten und sonstigen ungedruckten Quellen die gründliche und fesselnde Darstellung beruht.

Was die äußere Darstellung der geschichtlichen Ereignisse angeht, so kommt Pastors eigentümlicher, zugleich scheinbar gelassen-trockener und doch sehr animierender Stil in jenem größeren Teile des vorliegenden Halbbandes, welcher die Regierung Klemens' VII. schildert, auf das vorteilhafteste zur Geltung. Die Schilderung des ‚Sacco di Roma' (Buch III, Kap. IV) und der unmittelbar voraufgehenden Kriegsereignisse gehört vielleicht zu dem besten, was überhaupt in deutscher Sprache nach dieser Richtung hin geleistet worden ist. Selbst Goethes poetisch-romantische Uebersetzung der vielgepriesenen Biographie Benvenuto Cellinis zeichnet das Kulturbild des Spätfrühjahrs 1527 nicht annähernd so drastisch und lebhaft, wie es die neueste Darstellung Pastors tut. Die ‚Kölnische Volkszeitung' hat bereits vor einigen Monaten den glücklichen

Gedanken gehabt, mit dem Abdruck des ‚Sacco di Roma‘ für den neuen Band der Papstgeschichte in weiteren Kreisen Propaganda zu machen. Wir dürfen uns daher an dieser Stelle darauf beschränken, gerade dem größeren Publikum, welches für diplomatische und Kriegsgeschichte schwerer zu begeistern ist, den vorliegenden Band wegen seiner anregenden Darstellung der Belagerung Roms durch die kaiserlichen Truppen noch einmal aufs wärmste zu empfehlen. Die ersten Kapitel über den Pontifikat Klemens' VII. (Giulios de Medici) enthalten nämlich mehr diplomatische Geschichte. Erst 45 Jahre alt, kam der neue Papst zur Regierung. Er war ein schöner, vornehmer, arbeitsamer Mann. Bembo meinte von ihm, er werde „der größte und klügste, wie der am meisten geehrte Papst werden, welchen die Kirche seit Jahrhunderten gehabt hat“ (172). Pastor fällt über den Papst folgendes Schlußurteil: „Man hat Klemens VII. den unheilvollsten aller Päpste genannt. Dieses Urteil ist nicht bloß für seine Regierung berechtigt, sondern auch für sein Andenken“ (544). Er fügt (545) hinzu, es könne „dem zweiten Mediceerpapste nicht der Vorwurf erspart bleiben, daß er während seiner elfjährigen Regierung niemals der Schwierigkeit der Lage sich gewachsen zeigte. Ein kleinlicher Rechner, ließ er sich nur zu oft von engherzigen Rücksichten leiten, wo Großes auf dem Spiele stand“. Politik und Nepotismus nahmen ihn zu sehr in Anspruch; die eigentlich geistlichen Aufgaben des Papsttums und damit die Hauptsache verlor er zu sehr aus den Augen (546). Hatte Adrian VI. sich besonders für Deutschland interessiert, so „machte sich Klemens VII. zum Mittelpunkte des Widerstandes gegen Karl V.“ Daraus erklärt Pastor den Fortschritt der politisch-kirchlichen Umwälzung in Deutschland, aber von der vorschnellen Verhängung der Exkommunikation über Heinrich VIII. von England spricht er den ‚mediceeischen Zauderer‘ frei (546 f). Die Darstellung der Ehescheidungsgeschichte Heinrichs und der Einleitung zum englischen Schisma (Kap. XI) ist bei

Pastor sehr lichtvoll und ruhig gehalten. Sie faßt im großen und ganzen die wertvollen Forschungen von Msgr. Ehses über diese historisch wie kanonistisch gleich heikle Affäre zusammen. Dieses Kapitel und eines der vorhergehenden, nämlich das achte, welches die Glaubensspaltung in Deutschland und die Konzilsfrage bis zum Nürnberger Religionsfrieden behandelt, dürften wiederum wegen ihres kulturgeschichtlichen Inhaltes auf einen größeren Leserkreis rechnen. Interessant ist z. B. die Denkschrift Aleanders über die Mittel zur Unterdrückung der Irrlehre in Deutschland (395), noch interessanter freilich die Verblendung der Kurie, welche sich über die politische Konstellation jenseits der Alpen wiederholt täuschen ließ (359 am Ende, 398, 400 u. a.) Besonders die Notiz (403), daß in Wittenberg der katholische Kultus wiederhergestellt (6. Sept. 1525), Luther beinahe genommen sei und der Hochmeister Albrecht von Brandenburg keinen Grund zum Mißtrauen gebe, erklärt die nachfolgende Bestürzung des Papstes, als man später die Wahrheit besser durchschaute.

Das zwölfte Kapitel berichtet von dem Umsturz der alten Kirche in Skandinavien und der Schweiz, sowie von einzelnen häretischen Bewegungen in Oberitalien. Die politische Geschichte des Pontifikates bewegt sich beinahe beständig um Bündnisfragen. Nach der Schlacht von Pavia wird Klemens zuerst zu einem Bündnis mit dem Kaiser gezwungen, dann bildet sich die Liga von Cambrai. Klemens und die Italiener stehen zusammen im Kampfe gegen Karl V.; das kaiserliche Heer rückt gegen Rom vor. Nach der Erstürmung der Ewigen Stadt herrschen anarchistische Zustände im Kirchenstaate. Klemens weilt im Exil zu Orvieto und Viterbo. Die Aussöhnung zwischen Kaiser und Papst erfolgt, in Bologna findet die letzte römische Kaiserkrönung statt. Mit Alessandro de' Medici werden die Verwandten des Papstes wieder Beherrscher von Florenz. Dann spielt die orientalische Frage der damaligen Zeit, ‚die Türkengefahr', in die Staaten-

geschichte Europas hinein. Endlich nähert sich Klemens wieder der französischen Regierung, und am 9. Sept. 1533 reist er von Rom ab, um am 28. Oktober zu Marseille seine Nichte Catarina de' Medici mit dem Herzoge Heinrich von Orleans zu trauen. Bei seiner zweiten Zusammenkunft mit dem Kaiser in Bologna (Dezember 1532) hatte Karl V. gewünscht, daß Klemens die Hand seiner Nichte dem Francesco Sforza gewähren möge.

In den diplomatischen Verhandlungen dieser Jahre kehrt endlich die Konzilsfrage immer wieder. Den Zeitereignissen wie den Zeitgenossen gegenüber nahm Klemens VII. niemals dauernd eine feste Haltung ein. Wir gewinnen deshalb auch aus Pastors Darstellung durchaus den Eindruck, als ob dieser Mediceerpapst im großen und ganzen nur eine Haus- und Interessenpolitik getrieben habe. Von höheren leitenden Ideen war wenig die Rede; und deshalb mußte Klemens VII. auch wohl unter seinem Pontifikate den großen Abfall in Deutschland, England und Skandinavien erleben.

Als Mäcen der Künste reichte er nicht an Leo X. heran, wenn er auch trotz der finanziellen und politischen Notlage des Heiligen Stuhles den feingebildeten Mediceer nicht verleugnete.

Der neue Band Pastors schließt nun freilich keineswegs mit einem Fiasko des Papsttums als solchen. Wir ahnen trotz aller Dunkelheit, trotz Kriegeswissen und Glaubensirrungen, daß eine neue, bessere Zeit für die Kirche anbricht. Aus ihrem eigenen Schoße gebärt letztere das neue Leben, denn die befruchtende Kraft des Hl. Geistes ist nicht von ihr gewichen. In Spanien beginnt die katholische Reform des 15. Jahrhunderts. In Rom entsteht das ,Oratorium der göttlichen Liebe', aus welchem sich gewissermaßen der Orden des heil. Gaetano di Tiene entwickelt – das „Seminar künftiger Bischöfe". Schon wirkt der spätere Reformpapst Paul IV. als Gian Pietro Caraffa in Rom und Neapel. 1524 hatte Klemens seinem Datar Gian Maria Giberti das Bistum Verona

verliehen; dieser ruhig-kluge, seeleneifrige und hochgebildete Bischof begann eine ausgedehnte soziale Wirksamkeit zu entfalten. Andere Bischöfe Italiens ahmten seine Hirtentugenden und Reformen nach. Die Schrecken des ‚Sacco di Roma' hatten viele Gemüter ernst gestimmt und zur Erkenntnis des ‚Einen Notwendigen' gebracht. Girolamo Miani gründet die Genossenschaft der Somasker, der Mailänder Edelmann Zaccaria den Orden der ‚Söhne des hl. Paulus', welche später nach einem alten Kloster Barnabiten genannt wurden. Paolo Giustiniani reformiert die Kamaldulenser; Egidio Canisio die Augustiner-Eremiten; Gregorio Cortese die cassinensischen Benediktiner; Francesco Lichetto die Franziskaner-Observanten. Ausführlich und nach neuen Quellen ihres römischen Generalarchivs legt Pastor (630—642) die größte Franziskanerreform des Umbriers Matteo da Bascio dar, nämlich die Gründung des Kapuzinerordens, erzählt von der Liebestätigkeit und den Bedrängnissen der ersten Väter, berichtet dann die Besiegung ihrer inneren Schwierigkeiten und ihrer seltsam verblendeten äußeren Feinde, um den Gesamtband endlich mit dem Bericht über die Vereinigung der Gründer der Gesellschaft Jesu auf dem Montmartre zu Paris (Mariä Himmelfahrt 1534) und einem kurzen Hinweis auf die welthistorische Bedeutung dieses neuen Reformordens abzuschließen. Ueber dem Forschen nach dem geschichtlich Gewordenen vergißt Pastor es niemals, den Blick auf das Werdende zu richten. Sein ganzes Geschichtswerk ist ebensogut eine Geschichte der jeweiligen Zeitfragen und der Zeitideen — ja, in jedem neuen Bande tritt diese geistige Durchdringung und Erfassung der Kulturmomente deutlicher hervor. Die Wechselwirkungen zwischen Individuum und Gesellschaft werden uns somit immer klarer, und eine solche Klarheit hilft uns zum rechten Verständnis des Papsttums, welches, als göttliche Institution gegründet und durch schwache Sterbliche repräsentiert, mit all seiner Göttlichkeit und Menschlichkeit in die Zeitgeschichte hineingezogen wird. A. A.

XC.

Ein Lebensbild Windthorsts.

„Besehen Sie sich einmal den Sessel da: Es hat mancher Fürst darauf gesessen.“ Mit diesen Worten hat mir Ludwig Windthorst einen ehrwürdigen Lehnstuhl vorgestellt, als er mir einmal in seinem bescheidenen Zimmer in der alten Jakobstraße zu Berlin ein höchst lehrreiches politisches Privatissimum las. Genannt hat er mir von diesen Fürsten keinen, und dieser oder jener Durchlaucht wäre das vielleicht auch gar nicht angenehm gewesen, wenigstens wenn sie irgend welchen Grund zu dem Verdacht gehabt hätte, die kleine Exzellenz könne unberufenen Leuten ein Wort von dem sagen, was in Gegenwart dieses Sessels verhandelt wurde. Aber dazu war kein Grund vorhanden, und mancher Politiker, der im vorigen Jahr, mehr oder minder entsetzt, seinen eigenen Namen in Hohenlohes Denkwürdigkeiten fand, kann schon gedacht haben: „Na, so was wäre doch bei dem alten Windthorst nicht möglich gewesen! Zwar hat er einmal von der Tribüne von seinen Memoiren gesprochen. Aber erstens glaube ich nicht, daß er Memoiren geschrieben hat, und zweitens: hätte er es getan, so hätte er ganz sicher Maßnahmen getroffen, daß das Manuskript nicht in die Hände eines Herausgebers im Stil des Herrn Curtius fiel“.

Man hat von Windthorst einmal gesagt: Er konnte reden wie ein Buch und schweigen wie das Grab. Das stimmt, schriftlich wie mündlich Er war nicht nur selbst

diskret bis zur Aengstlichkeit, sondern hat auch gründlich dafür gesorgt, daß weder vor noch nach seinem Tode andere Leute Indiskretionen begehen konnten. Es sind denn auch keine vorgekommen. Vor Jahren habe ich mir erzählen lassen, W. lasse seine wichtigsten Papiere von ein paar alten Damen aufbewahren, bei denen kein Mensch sie suchen würde. Das war vermutlich ein Scherz, wie die Geschichte mit seinen angeblichen Memoiren. Ich fürchte, er hat mehr wichtige Papiere verbrannt als verwahrt, die er aber verwahrte, die lagen jedenfalls an einem Orte, wo niemand dran kommen konnte. Er selbst gab nicht gern etwas Schriftliches aus den Händen, und wenn ers tat, so war es auch danach: kurz, sachlich, trocken, um nicht zu sagen langweilig, an kritischen Punkten nur in Andeutungen sich bewegend, von Klatsch und Pikanterie keine Spur; wem er nicht ganz traute, der bekam überhaupt keine Briefe, oder allenfalls solche, die ohne Schaden in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung hätten gedruckt werden können.

Diese Schweigsamkeit des großen Redners war eine seiner politischen Tugenden. Der Historiker mag sie bedauern und der Biograph muß mit ihr rechnen. Es wird wohl nie eine Windthorst-Biographie mit großen Enthüllungen geschrieben werden, die auf W. selbst zurückgehen, und auf Mitteilungen aus seinem Nachlaß wird man endgültig verzichten müssen. Das haben schon gleich nach seinem Tode, bezw. sieben Jahre später, Menzenbach und Knopp gemerkt, und jetzt wieder Dr. Eduard Hüsgen, der frühere Redakteur des Düsseldorfer Volksblattes.[1]) Gleich in den ersten Sätzen des Vorworts hat er diesem Gedanken Ausdruck gegeben und ihn als Grund bezeichnet, weshalb er dieses Buch schrieb: W. „hat den reichen Schatz seiner Erfahrung und seiner Einsicht in den Zusammenhang mit sich ins Grab genommen...

1) Ludwig Windthorst. Von Dr. Ed. Hüsgen. Mit 154 Illustrationen und zwei Beilagen. 1. bis 3. Tausend. Köln 1907. J. P. Bachem. 496 S. 8. Geh. ℳ 8, in Originalband ℳ 10.

Auch die Zahl der Freunde, mit denen er die wichtigeren politischen Aktionen zu besprechen pflegte, schmilzt immer mehr zusammen. Damit mehrt sich von Jahr zu Jahr die Schwierigkeit, ein zutreffendes Bild von der weitreichenden Wirksamkeit dieses gewaltigen Geistes zu zeichnen. Aus diesem Grunde allein schon mußten die heute noch vorhandenen Materialien möglichst gesammelt und zu einem Gesamtbild verwertet werden".

H. hat es dem Leser nicht ganz leicht gemacht zu kontrolieren, wie weit dieses „möglichst" erreicht worden ist. Er gehört nicht zu den Schriftstellern, die ihre Geistesprodukte mit Zitaten spicken, auf Kosten der bequemen und übersichtlichen Lektüre — oft nur ein Mittel, um unter dem Anschein großer Belesenheit die eigene Gedankenarmut zu verbergen. Der Text selbst entbehrt fast jeglichen Apparates, wobei allerdings zu beachten ist, daß er sich zum großen Teil auf parlamentarischem Material aufbaut, zu dessen Zitierung das Datum genügt. Immerhin hätte er getrost die Zahl der Anmerkungen verzehnfachen können. Manches, was jetzt unter der Rubrik „Literaturnachweise und Bemerkungen" am Schlusse des Buches (S. 449—457) Erwähnung fand, hätte besser als Fußnote Platz gefunden. Anderseits könnten die elf Nummern, welche H. (ohne Angabe des Erscheinungsjahres) an die Spitze der „Literaturnachweise" stellt, bevor er meist knappe Nachweise zu den einzelnen Kapiteln gibt, recht gut eine Erweiterung vertragen; so ist nicht abzusehen, weshalb hier Hohenlohes Denkwürdigkeiten und die verschiedenen Veröffentlichungen von Poschinger fehlen. Recht verdienstlich wäre auch eine tunlichst vollständige Zusammenstellung alles dessen gewesen, was speziell über Windthorst geschrieben worden ist. Das erwähnte Verzeichnis beschränkt sich hier auf Menzenbach und Knopp. Gewiß, das sind auch die beiden einzigen größeren Publikationen, aber außerdem ist doch eine ganze Menge von Aufsätzen, namentlich Nekrologen, über ihn geschrieben worden,

die trotz ihres Gelegenheitscharakters eine Erwähnung verdienten; einiges davon ist verwertet, wieviel, ist schwer zu erkennen.

Freilich: Ein eigentliches Quellenwerk zu schreiben, lag nicht in des Verfassers Absicht. Ihm schwebte, wie er gleich in den ersten Zeilen sagt, „ein umfassendes Lebensbild" vor, und das hat er in sehr anerkennenswerter Weise gezeichnet, auf Grund eines ausgebreiteten Materials, an erster Stelle unter sorgfältiger Durcharbeitung der parlamentarischen Verhandlungen, in gewandter, edler, maßvoller Sprache. Die Uebersichtlichkeit leidet einigermaßen unter der Verzettelung des Stoffes in zu vielen sehr ungleichmäßigen, größtenteils übermäßig kleinen Kapiteln, von denen nicht weniger als 50 auf die ersten 256 Seiten fallen. H. gebraucht 63 Kapitel, wo das gute kleinere Buch von Knopp mit 17 auskommt, und doch findet sich von den 17 Ueberschriften Knopps mehr als die Hälfte wörtlich oder fast wörtlich bei H. wieder. Es ist kein Zufall, daß gerade bei den späteren Kapiteln H.s, die durchweg größeren Umfangs und zusammenhängender geschrieben sind, eine Ueberschrift nach der andern mit Knopp übereinstimmt. Hier ist eine Zusammenfassung, Vereinfachung rätlich.

Eigentlich selbstverständlich geht Hüsgen weit über Knopp hinaus, nach Umfang, Material, zuweilen auch in den grundsätzlichen Erörterungen. Beide haben der „Bildung der Zentrumsfraktion" einen eigenen Abschnitt gewidmet, aber H. läßt dann einen weiteren umfangreichen Abschnitt „Das Zentrum keine konfessionelle, sondern eine politische Partei" (S. 95—110) folgen, und kommt an anderen Stellen sowie in einem Nachtrag (S. 451-454) eingehend auf den Gegenstand zurück. Es hat auch früher weder an gegnerischen Versuchen der konfessionellen Abstempelung noch an Unklarheiten im eigenen Lager gefehlt; aber gerade öffentliche Erörterungen letzter Zeit drängten darauf, den Gegenstand wieder einmal ex professo zu behandeln und speziell mit

W.s eigenen Aeußerungen zu illustrieren. Auch die sehr ausführlich wiedergegebenen Ausführungen eines bischöflichen Mitgliedes der Fraktion (Emanuel v. Ketteler) sind heute sehr nützlich zu lesen. Einer der Herren, welche dem Buch Einführungsworte auf den Weg mitgegeben haben, Julius Bachem, bezeichnet W.s Auffassung vom Zentrum als einer politischen, nicht konfessionellen Fraktion geradezu als „den Kernsatz seines politischen Bekenntnisses". Das war sie auch, und mehr als das: sie war der Schlüssel der Erfolge dieses „durchaus modern denkenden Politikers" (so nennt ihn Gröber S. XIII), und dieser ganz essentiell politische Charakter, die von W. aufs nachdrücklichste betonte, in der Septennatsfrage auch praktisch vertretene Freiheit der Fraktion von der kirchlichen Autorität in politischen Dingen ist noch heute ihre raison d'être, der Verfassungsartikel, mit dem sie steht und fällt, der allein ihr möglich gemacht hat und ermöglichen wird, auf kirchenpolitischem Gebiete die berechtigten Forderungen der katholischen Kirche, welcher stets die große Mehrheit der Fraktion wie der Wähler angehörte, in ganz anderer Weise zu vertreten, als eine „katholische Fraktion" sie zu vertreten im Stande wäre.

In tatsächlicher Beziehung ist Hüsgen natürlich erheblich ausgiebiger als das Buch seines Vorgängers, zum Teil schon deshalb, weil zwischen den beiden Monographien wieder Jahre liegen. Man vergleiche z. B. mit der kurzen Darstellung bei Knopp (S. 239 ff.) das sorgfältig ausgearbeitete Kapitel, welches H. (S. 333—344) dem Sturz des Fürsten Bismarck, namentlich der angeblichen Beteiligung W.s an demselben widmet. Auch hier fallen Hohenlohes Denkwürdigkeiten stark ins Gewicht, und der Verdacht, als habe W., durch die bekannte Konferenz vom 10. März 1890, planmäßig auf den Fall seines großen Gegners hingearbeitet, kann jetzt wohl als endgültig beseitigt gelten — einen ernsthaften Beweisversuch hat man überhaupt niemals unternommen.

Einer der Mitarbeiter W.s, welche dem Buche ein Wort „Zur Einführung" vorausgeschickt haben, Frhr. v. Hertling, „begrüßt freudig diese auf umfassender Arbeit beruhende und mit liebevoller Fürsorge durchgeführte Biographie", um dann fortzufahren: „Sein Bild soll nicht nur in einigen Hauptzügen oder in allgemeinen Umrissen, sondern so vollständig als möglich auf die Nachwelt übergehen. W.s vornehmste Tätigkeit lag auf parlamentarischem Gebiete, das Schicksal der Parlamentarier aber ist, sich in Einzelheiten zu verzetteln und zu verzehren. Wer spricht heute noch von Lasker? Und doch hat dieser hochbegabte und zweifellos von idealem Streben erfüllte Mann zeitweise einen beherrschenden Einfluß auf die preußische und deutsche Volksvertretung ausgeübt. Aber auch W.s Andenken wird man erst gerecht, wenn man suchend und sammelnd den Einzelheiten nachgeht und sich genau und bis in kleine Details hinein die Situation vergegenwärtigt, welche jeweils den Hintergrund für sein Handeln abgab und die Aufgabe wie die Bedingungen dafür in sich schloß. . . . . Das muß geschildert werden, soll die eigenartige Persönlichkeit des Mannes vollinhaltlich und lebenswahr dem Leser vor Augen geführt werden" — soll, um eine Wendung des Verf. beizufügen, „Windthorst das Vorbild unserer Jugend, der Lehrer der Männer, der Berater des Alters sein". Wie oft finden wir Aelteren, welche Windthorsts große Zeit handelnd oder doch beobachtend mit durchlebt haben, in diesem Buch Stellen, wo wir uns sagen: Also das hat Windthorst schon vor Jahrzehnten verlangt, und heute ists Tatsache — wie genau paßt sein damals abgegebenes Urteil auf dieses oder jenes Problem unserer Tage — wie unmittelbar drängt sich die Anwendung auf die Gegenwart oder auf eine nahe Zukunft auf! Selbst in rein tatsächlicher Hinsicht ist dieses Lebensbild eine beständige Auffrischung selbsterlebter, aber längst ganz oder halb vergessener Dinge — wie nützlich wird es erst als Gedenkbuch für die Jugend wirken! Wie manchmal

hören wir, namentlich bei Unterhaltungen über tolle Einzelheiten des Kulturkampfes der 70er Jahre, aus dem Munde der später Geborenen das Wort: Aber das ist doch gar nicht möglich, oder gar das kategorische Diktum: Das ist nicht wahr! Nun, hier kann man nachlesen, was vor dreißig Jahren nicht nur möglich war, sondern auch wirklich vorgekommen ist — die Nutzanwendung für junge Idealisten, die sich durch taktische Augenblicksversicherungen imponieren lassen, jenes gesunde Mißtrauen, das nichts für unmöglich hält, im 20. Jahrhundert ebensowenig wie im 19., ergibt sich dann von selbst, und das gehört zum ABC der politischen Schulung.

Den Weg bahnen wird diesem Lebensbild neben der soliden Arbeit, der guten Darstellung und Sprache auch die schöne Ausstattung. Ein besonderes Lob verdient neben den zahlreichen, durchweg sprechend ähnlichen Portraits von Mitarbeitern und sonstigen Zeitgenossen W.s, neben den geschickt ausgewählten sonstigen Abbildungen, Faksimiles usw. das prächtige 62. Kapitel ‚Windthorst in der Karrikatur', beginnend mit dem Abgeordneten für Meppen in der Abgeordnetenhaussitzung von 1868 („die Haare könnten einem zu Berge stehen, wenn man genug Haare hätte"), schließend mit dem köstlichen Bildchen „Zum Zusammenhalten" von 1889: Die mit Porträtskizzen hervorragender Fraktionsgenossen geschmückten Dauben des Zentrumsfasses drohen auseinanderzufallen, denn der Reifen „Kulturkampf" ist gesprungen; aber „Katholikentag" und „Schule" halten noch fest, und gerade legt Windthorst, als Böttcher mit Axt und Stemmeisen auf einem Bänkchen stehend, einen neuen Reifen „weltliche Herrschaft des Papstes" um die widerspenstigen Bretter. Diese Dutzende in ausgezeichneter Technik wiedergegebenen Bildchen, die Windthorst und seine Freunde in allen erdenklichen Posen und Costumes vorführen, sind durchaus nicht bloß als Eingebungen spöttischer Laune und Augenblicks-Amusement zu bewerten; fast ausschließlich aus gegnerischen Witzblättern

stammend, sind sie ein merkwürdiger Beweis, wie früh der Abgeordnete für Meppen sich den Respekt seiner intimen Widersacher erwarb, wie sein Ansehen auch bei den Vertretern der politischen Komik wuchs, wie sich der Satire ein immer größeres Maß schmunzelnden Behagens und echten Humors beimischt und schließlich auch die bissigsten Widersacher salutierend den Degen senken. Es fehlt in dieser Galerie ja nicht an einzelnen Rohheiten und noch weniger an ausgesuchten Bosheiten; jene mag man als Charakteristika hinnehmen, an diesen aber sich amusieren, wie schon Windthorst sich herzlich daran amusiert hat — um so mehr, wenn schon bald nachher der Lauf der Ereignisse die Bosheit korrigierte.

Im Vorwort durfte H. vielen seinen Dank aussprechen, die ihn durch Ueberlassung von Schriftstücken oder durch sonstige Mitteilungen unterstützt haben. Aber mit dem von ihm gegebenen Verzeichnis ist die Reihe derer, die ihn hätten unterstützen können, sicher noch lange nicht erschöpft. „Gewiß", schreibt er, „ist noch manches bisher unbekannte und unbenutzte Material zur Geschichte Windthorsts vorhanden, sei es in der Erinnerung der Zeitgenossen aufbewahrt, oder in Briefen oder Schriftstücken niedergelegt. Der Unterzeichnete hegt die zuversichtliche Hoffnung, daß das Erscheinen des vorliegenden Buches die Besitzer von Briefen und Erinnerungen veranlassen werde, ihm ihre Schätze zur Einsicht und künftigen Verwertung zugänglich zu machen. Namentlich Privatbriefe sind wichtiger, als man gemeinhin annimmt. Mitunter genügt ein Satz, eine Redewendung, um ein neues Schlaglicht auf eine Situation zu werfen". Diese Bitte können wir nur dringend befürworten. Die erste, in 3000 Exemplaren erscheinende Auflage wird kaum die einzige bleiben; möge sie recht vielen, die Windthorst näher gestanden haben, den Anlaß bieten, bisher Versäumtes nachzuholen.

H. C.

XCI.

Glossen zu den österreichischen Reichsratswahlen.

Aus Oesterreich, Ende Mai.

Die am 14. Mai auf Grund des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechtes durchgeführten Wahlen für den österreichischen Reichsrat haben die Aufmerksamkeit der ganzen politischen Welt in ungewöhnlichem Maße auf sich gezogen. Mit vollem Rechte. Das neue auf demokratischer Grundlage aufgebaute Wahlgesetz bedeutete für Oesterreich den Beginn einer neuen Aera. Davon war man allgemein überzeugt. Wie aber diese Aera sich gestalten, welches Parteienbild aus den Neuwahlen hervorgehen werde, darüber war man so ziemlich im unklaren.

„Wer kann jetzt“, schrieb die ‚N. Fr. Presse‘ am 14. April, „da in Millionen Köpfen der Gedanke zu gären beginnt, wie ungeheuer die Macht des Stimmzettels sei, genau voraussehen, was aus diesen zum großen Teile noch in Atome und Jonen aufgelösten Wählermassen sich durch Anziehung und Abstoßung zum greifbaren Körper gestalten wird. Nur eines ist jetzt mit einem hohen Maße von Gewißheit zu spüren: das brennende Verlangen nach Besserung der Lebensverhältnisse, nach der Umsetzung der Macht in höheren Wohlstand, in materielle Sorglosigkeit und leichtere Arbeit“.

Daß das Wiener Blatt nur dieses eine „mit einem hohen Maß von Gewißheit verspürte“, erklärt sich unschwer

aus der ausschließlich auf das Materielle gerichteten Denkweise der jüdisch-liberalen Geschäftswelt, in deren Diensten das Blatt arbeitet. Neben diesem „brennenden Verlangen nach . . . Umsetzung der Macht in höheren Wohlstand, in materielle Sorglosigkeit und leichtere Arbeit“ konnte man auch, wenn man wollte, doch noch etwas anderes spüren: das Verlangen nach Erhaltung der christlichen Traditionen in der österreichischen Bevölkerung, das Verlangen nach Wiederbelebung und Vertiefung des christlichen Geistes in Familie, Schule und öffentlichem Leben. In wie vielen Köpfen und Herzen aber dieses Verlangen herrschend sei, darauf konnten auch die feinfühligsten Kenner der österreichischen Volksseele keine bestimmte Antwort geben. Man mußte sich auf den 14. Mai vertrösten.

Und der 14. Mai hat eine Antwort gegeben, klar und bestimmt; für gewisse Kreise vielleicht zu klar und bestimmt.

Die Prager „Politik“ schrieb am Tage nach der Wahl in einem Wiener Telegramm: „Es ist einfach nicht möglich, den Eindruck zu schildern, den die einzelnen Wahlüberraschungen in den politischen Kreisen, insbesondere im Schoße der Regierung hervorgerufen haben. Die fürchterliche Niederlage der Jungtschechen und der deutschen Volkspartei, der Durchfall des deutsch-fortschrittlichen Unterrichtsministers Dr. Marchet . . . und vor allem der kolossale Erfolg der Sozialdemokraten — das alles wirkte wie eine Bombe!“ Und in einem späteren Telegramme des genannten Blattes hieß es: „Im Schoße der Regierung herrscht wahre Bestürzung, denn man weiß wirklich nicht, was mit diesem Parlament anzufangen sein wird. Auf der einen Seite die Unmasse von Sozialdemokraten, auf der anderen Christlichsoziale in der Stärke von fast 100 Leuten. Die Regierungsparteien sind völlig aufgerieben“.

Darnach hätte also die Regierung des Freihern von Beck von dem 14. Mai eine andere Antwort erwartet. Sie wiegte sich offenbar in dem Gedanken, die Wählermassen wären im großen und ganzen mit dem bestehenden „parlamentarischen“ Ministerium zufrieden und würden ihm eine solche Vertretung

ins neue Parlament schicken, mit der es gut auskommen könne. Dieser Illusion hat der 14 Mai ein Ende gemacht.

Uebrigens darf man annehmen, daß weniger die sozialdemokratischen, als vielmehr die christlichsozialen Wahlerfolge der österreichischen Regierung so unbequem sind. Bezeichnend ist, wie ein hochgestellter Staatsfunktionär über den Wahlausfall sich äußerte. Der Präsident des Reichsgerichtes, Dr. Joseph Unger, erklärte in einer Unterredung, die er mit einem Redakteur der „N. Fr. Presse“ hatte, ganz offen:

„Ich finde, die Sozialdemokraten benehmen sich sehr anständig und charaktervoll. Sie haben beschlossen, bei den Stichwahlen überall gegen die Christlichsozialen zu stimmen, bedingungslos, ohne einen Gegendienst zu verlangen. Auf mich macht dieser Beschluß den Eindruck eines klugen, noblen Vorgehens. Es ist auch politisch richtig und er wird seinen Eindruck nicht verfehlen. Angesichts der ziffermäßigen Stärke, in welcher die Christlichsozialen und Klerikalen in das Haus einziehen werden, muß man es begrüßen, daß die Sozialdemokraten achtzig Stimmen gewonnen haben. In Deutschland mißversteht man die politische Situation in Oesterreich. Unsere Sozialdemokraten sind nicht wie die deutschen Sozialdemokraten. Die deutschen Sozialdemokraten sind viel spießiger, sie sind starre Dogmatiker; die unserigen sind viel praktischer, haben mehr politisches Verständnis und wissen sich besser den gegebenen Verhältnissen zu akkomodieren. . . . Darum gebe ich offen meiner Ueberzeugung Ausdruck, daß es eine politische Gewissenspflicht der Freisinnigen ist, bei den Stichwahlen zwischen Christlichsozialen und Sozialdemokraten den Sozialdemokraten ihre Stimme zu geben. Ein Kompromiß gegen die Sozialdemokraten wäre ein Verrat an der Sache der Freiheit. In der Stichwahl zwischen Rouge et Noir muß jeder Freisinnige auf Rouge setzen“.

Das jüdisch-liberale Wiener „Weltblatt“, ohne das, wie der verflossene Ministerpräsident Freiherr von Gautsch einmal sagte, kein österreichisches Ministerium regieren kann, war natürlich hochentzückt von dieser Unterredung und brachte sie in ihrer Nr. vom 19. Mai als Leitartikel zur Kenntnis des

österreichischen „Freisinns". Und in hellen Haufen eilte dann auch am 23. Mai, dem Tage der Stichwahlen, dieser Freisinn, vom Hofrat und Universitätsprofessor an bis herab zum liberalen Spießbürger zur Urne, um aus „Gewissenspflicht" die Christlichsozialen niederstimmen zu helfen. Zu wundern ist nur, wie ein Mann von der Stellung eines Dr. Unger den Mut finden kann, so ungeniert und offen für eine Partei einzutreten, die, wie alle Welt weiß, auf den Trümmern der jetzigen Gesellschaftsordnung nichts weniger als ein Reich der Freiheit zu etablieren gesonnen ist. Aber was ist im Reiche der Habsburger nicht alles möglich! Das antisemitische „Deutsche Volksblatt" in Wien dürfte nicht so ganz unrecht haben, wenn es zu der geradezu skandalösen Wahlparole des Dr. Unger bemerkt:

„Die Bekenntnisse Dr. Ungers haben uns gezeigt, wie innerlich total verfault die höchsten Kreise unserer Bureaukratie sind, und sie bringen damit auch die Lösung der vielen Rätsel, die die Ereignisse der letzten Jahre in Oesterreich der Oeffentlichkeit aufgegeben haben. Wo Männer vom Schlage Dr. Ungers einen Einfluß auf den Gang der Ereignisse besitzen, wo die höchste Beamtenschaft von Anschauungen, wie denen, die Dr. Unger in der „Neuen Freien Presse" feilhält, durchseucht ist, da muß das Unbegreifliche nur zu oft zum Ereignis werden und im entscheidenden Augenblick die für Staat, Volk und Dynastie verderblichste Entscheidung getroffen werden. Von nichtdeutscher Seite hat man uns oft um die deutsche Bureaukratie beneidet. Man hatte keinen Grund dazu. Sie hat den Staat und unser Volk zugrunde gerichtet, und das mildeste, was wir von ihr sagen können, ist, daß wir uns ihrer im Grunde unserer Seele schämen!"

Das sind harte Worte; aber schwer dürfte es fallen, sie als unberechtigt zu erweisen.

Die Wahlerfolge der christlichsozialen Partei, die in den österreichischen Regierungskreisen so viel Konsternation angerichtet haben, dürfen indessen nicht überschätzt werden. Sie bewegen sich im Grunde in bescheidenen Grenzen und sind vielfach hinter den gehegten Erwartungen merklich zurück-

geblieben. Das neue Wahlgesetz wies den Deutschen in Oesterreich von den 516 Reichsrats-Mandaten 233 zu. Bei der Hauptwahl am 14. Mai gewannen die Christlichsozialen von diesen 233 deutschen Mandaten ganze 60; den Sozialisten fielen 32 zu. Letztere eroberten bei den Stichwahlen mit Hilfe des Freisinns noch weitere 16 Sitze, während es den Christlichsozialen trotz rührigster Agitation nicht gelang, in mehr als 6 Wahlkreisen ihre Kandidaten zum Siege zu führen. Alles hatte sich eben gegen sie verschworen. Und wenn auch in verschiedenen Bezirken, in denen Christlichsoziale und Sozialdemokraten zur Stichwahl standen, von einsichtigen liberalen Führern die Parole ausgegeben wurde, dem christlichsozialen Kandidaten die Stimmen zuzuwenden, die „freisinnigen" Wählermassen versagten einfach die Gefolgschaft. Lieber einen roten Republikaner mehr im Wiener Parlament als einen schwarzgelben Christlichsozialen! So denkt der deutsche „Freisinn" in Oesterreich. Er hat es denn auch glücklich fertig gebracht, daß von den 233 deutschen Sitzen im neuen Parlamente nicht weniger als 48 den Sozialdemokraten zugefallen sind. Er selbst, der deutsche „Freisinn", der bei der Hauptwahl am 14. Mai, aus eigener Kraft, kaum 25 Mandate zu erringen vermochte, hat es freilich bei der Stichwahl doch noch auf 79 gebracht, aber nur mit Hilfe der roten Internationale. Schon diese Tatsache allein genügt zum Beweise dafür, daß die Deutschfreisinnigen aller Schattierungen, das heißt die deutsche Fortschritts- und deutsche Volkspartei, die All- und Freialldeutschen und die deutschen Agrarier, auch wenn es gelingen sollte, sie alle zu einem deutschfreisinnigen Block zu vereinigen, doch nicht mehr als die wahren Vertreter des Deutschtums in Oesterreich angesehen werden können. Dieses Vorrecht gebührt den beiden auf dem Boden des positiven Christentums stehenden deutschen Parteien: den Christlichsozialen und den Deutschkonservativen. Diese verfügen zusammen über 97 Mandate und weit über die Hälfte aller abgegebenen deutschen Stimmen sind ihnen

zugefallen. Mit dieser Tatsache muß der deutschösterreichische Freisinn sich abfinden, so unangenehm ihm das auch sein mag. Wenn das allgemeine und gleiche Wahlrecht nichts anderes ans Tageslicht gebracht hätte als diese Tatsache: man könnte zufrieden sein. Und sollte es wahr sein, was die Blätter berichten, daß nämlich zwischen den Deutschkonservativen und den Christlichsozialen Verhandlungen im Gange seien, die auf die Bildung eines großen deutschen christlichsozialen Klubs im Parlamente hinzielen, und sollten diese Verhandlungen günstig endigen, dann um so besser. Mit der Prätension des Freisinns, der wahre Vertreter des österreichischen Deutschtums zu sein, wäre es dann erst recht aus und vorbei.

Nicht ohne Interesse dürfte es sein, zu sehen, wie in den beiden großen Ländergruppen, den Alpen- und den Sudetenländern, infolge der Wahlen vom 14. und vom 23. Mai das Parteienbild sich gestaltet hat.

Die Alpenländer, das heißt Nieder- und Oberösterreich, Salzburg, Tirol und Vorarlberg, Steiermark, Kärnten, Krain und das sogenannte Küstenland, beiläufig 119,000 Quadratkilometer groß, haben eine Bevölkerung von etwa 8 Millionen; rund 5'500,000 davon sind Deutsche, 1'200,000 Slovenen, 712,000 Italiener und der Rest verteilt sich unter Tschechen, Serbokroaten und andere. Früher entfielen auf dieses Ländergebiet 156 Reichsratsmandate, das neue Wahlgesetz aber wies ihm 191 zu, und zwar 146 für die Deutschen, 24 für die Slovenen, 19 für die Italiener und 2 für die Serbokroaten. Bei der Hauptwahl am 14. Mai fielen von den 146 deutschen Mandaten der christlichsozialen und der deutschkonservativen Partei insgesamt 89 zu; die konservativen Slovenen brachten es auf 14 und die konservativen Italiener auf 8 Mandate. Es sind also bei der Hauptwahl in den Alpenländern 111 konservativ gesinnte Abgeordnete gewählt worden, und wir stehen somit vor der in mehr als einer Beziehung bedeutsamen Tatsache, daß die Bevölkerung der alten Stammlande der habsburgischen

Dynastie in ihrer großen Majorität wie zu Kaiser und Reich, so auch treu zur Kirche steht. Die Sozialdemokraten brachten es in diesem Gebiete bei der Hauptwahl nur auf 21 Mandate, 12 in Niederösterreich (8 in Wien), 6 in Steiermark und je eines in Oberösterreich, Kärnten und Küstenland (Triest); die „Freisinnigen", deutsche, wie slovenische und italienische, gingen fast überall leer aus. Erst bei den Stichwahlen gelang es ihnen mit Hilfe der Sozialisten alles in allem 27 Mandate zu erringen. Ein magerer Erfolg, dessen sie nicht einmal recht froh werden können, weil sie die Städtemandate von Linz, Innsbruck, Trient und Triest, auf die sie so sicher gerechnet hatten, den Roten überlassen mußten. Uebrigens, lieber rot als schwarz, meint Hr. Dr. Joseph Unger, Präsident des Reichsgerichts in Wien.

Besondere Erwähnung verdient die Wahlschlacht in der Haupt- und Residenzstadt Wien. Hier spielte sich ein erbitterter Kampf ab zwischen den Christlichsozialen und dem sozialdemokratisch-jüdischliberalen Mischmasch. Nach jahrelangem Ringen war es bekanntlich der von Dr. Lueger und Prinz Alois Liechtenstein geführten christlichsozialen Partei endlich geglückt, das Rathaus zu erobern, das Stadtregiment den Händen des volksausbeutenden Judenliberalismus zu entwinden und durch ein neues Gemeindestatut dafür zu sorgen, daß bei den künftigen Gemeinderatswahlen der Wille der ansässigen christlichen Bevölkerung ungeschmälert zum Ausdruck komme. Den Verlust seiner Herrschaft in Wien konnte und kann natürlich der österreichische „Freisinn" nicht verschmerzen. Da er jedoch aus eigener Kraft gegen das christlichsoziale Wiener Bürgertum nicht aufkommen kann, so warf er sich der roten Internationale in die Arme. Mit ihrer Hilfe vermochte er denn auch bei der Hauptwahl ein und bei der Stichwahl noch zwei Mandate sich zu sichern. Das war alles, was er in Wien erreichen konnte. Und doch hat Wien nicht weniger als 33 Mandate zu vergeben! Die Christlichsozialen vermochten bei der Hauptwahl in

18 Bezirken ihre Kandidaten durchzubringen, vielfach mit ganz imposanter Majorität; die Sozialdemokraten nur in acht. In sechs Bezirken mußte noch in einer Stichwahl zwischen den Christlichsozialen und ihren Widersachern um den Sieg gerungen werden.

Am 22. Mai, dem Tag vor der Stichwahl, schrieb die „N. Fr. Pr.“: „In den sechs Stichwahlen, die in Wien zur Entscheidung kommen, sind zwei Mandate für das freiheitliche Bürgertum zu gewinnen und vier der christlichsozialen Partei zu entwinden. Es wäre von großer politischer Bedeutung, mehr noch als für die Zusammensetzung des Parlaments für die künftige Entwicklung in der Gemeinde Wien und im Lande Niederösterreich, wenn es dem Zusammenwirken der antiklerikalen Wählerschaften gelänge, diese sechs Mandate der christlichsozialen Partei zu entreißen. Schon die äußerst schwachen Majoritäten, mit denen die christlichsozialen Bewerber in einzelnen Bezirken bei der Hauptwahl durchdrangen, haben gezeigt, wie stark gelockert die Wurzeln der Partei in dem Wiener Boden sind. Träte hierzu eine Niederlage bei den Stichwahlen, so würde das die unverkennbar schon beginnende Gesundung Wiens beschleunigen.“

Was die „N. Fr. Presse“ unter „Gesundung Wiens“ versteht, ist ja männiglich bekannt; aber der von ihr wahrgenommene Beginn dieser Gesundung dürfte nur ihr erkennbar sein. Wohl haben die Christlichsozialen nur in zwei von den sechs Stichwahlbezirken reussiert; aber daß sie überhaupt hier gegen den gesamten sozialdemokratisch-freisinnigen Heerbann durchdringen konnten, beweist zur Genüge, daß es mit der von der „N. Fr. Pr.“ erträumten „Gesundung“ Wiens noch seine guten Wege hat.

Während nun der Ausfall der Wahlen in den alten habsburgischen Stammlanden als ein relativ günstiger zu bezeichnen ist, muß das Wahlergebnis in den Sudetenländern, nämlich in Böhmen, Mähren und Schlesien, jeden dynastie- und kirchentreuen österreichischen Patrioten mit Bedauern erfüllen. Das genannte Ländergebiet ist an Flächengehalt

bedeutend kleiner als das Gebiet der Alpenländer, nur 79,300 Quadratkilometer, nicht viel größer als das Königreich Bayern, hat aber eine Bevölkerung, die derjenigen von Bayern um mehr als 3 Mill. überlegen ist. Gut 120 Personen kommen hier auf einen Quadratkilometer, in Bayern nur 81! Dieses stark bevölkerte und kulturell hochentwickelte Gebiet hatte im alten Reichsrate 165 Sitze zu besetzen, 77 deutsche, 87 czechische und einen polnischen (in Schlesien). Die neue Wahlordnung erhöhte die Zahl der deutschen Sitze auf 83, die der Tschechen auf 108 und die der Polen auf 3. 194 Mandate insgesamt waren also in den Sudetenländern zu besetzen. Bei der Hauptwahl kam es nur in 75 Wahlbezirken zur Entscheidung. Und von den 75 definitiv Gewählten gehörten nicht weniger als 38 zur sozialdemokratischen Partei, also einer mehr als die Hälfte! Ein solches Resultat hatte niemand erwartet. Und zu diesem sozialdemokratischen Triumphe hatten die Deutschen wie die Tschechen so ziemlich gleich, entsprechend ihrem Stärkeverhältnisse, das Ihrige beigetragen. Die Deutschen stellten 17 und die Tschechen 21 Mann zur roten Heilsarmee. Die Bedeutung des sozialdemokratischen Wahlerfolges in dem Sudetengebiete erweist sich noch viel größer, wenn man die Zahl der Stimmen in Anschlag bringt, die für das sozialistische Programm abgegeben wurden. Ungefähr 1'700,000 hatten am 14. Mai von ihrem Wahlrechte Gebrauch gemacht; und von diesen stimmten rund 645,000 sozialdemokratisch! Das gibt zu denken, zu denken in Wien, zu denken aber auch im Lager der Tschechen wie der Deutschböhmen und Deutschmährer, die nun wohl einsehen werden, daß das arbeitende Volk die nationalen Zänkereien satt hat. Seit Jahrzehnten streiten sich die nationalen Führer um Fragen herum, für welche die große Masse des Volkes herzlich wenig Interesse hat. Und während die Nationalen sich in den Haaren lagen, sammelten und organisierten die Internationalen im stillen ihre Bataillone. Die Armee wuchs und wuchs, und als die

Trompete des allgemeinen und gleichen Wahlrechtes zum Kampfe rief, da zeigte es sich, daß die Sudetenländer schon fast zur Hälfte sozialdemokratisch durchseucht sind.

Außer den 38 definitiv errungenen hofften die Sozialdemokraten bei den Stichwahlen noch eine ganze Reihe neuer Mandate einzuheimsen. In nicht weniger als 88 Wahlbezirken standen sie zur Stichwahl, in sehr vielen nicht ohne Aussicht auf Erfolg, doch nur in neun Bezirken vermochten sie noch durchzudringen. Wenn nun auch die parlamentarische Vertretung der Sozialdemokraten in den Sudetenländern auf 47 Mann beschränkt ist, so kann sie sich doch rühmen, daß fast die Hälfte der Bevölkerung hinter ihr stehe. Diese Tatsache läßt sich nun nicht mehr aus der Welt schaffen. Daß sie offenbar geworden ist, haben wir dem allgemeinen und gleichen Wahlrecht zu verdanken. Dieses Wahlrecht hat gewiß seine Mängel und seine Bedenken, aber auch sein Gutes. Es hat keine Sozialdemokraten gemacht, es hat nur gezeigt, daß sie da sind. Und das ist ein großer Gewinn. Mögen nun jetzt die regierenden und alle anderen Kreise, die es angeht, daraus die Konsequenzen ziehen. Sicher ist, daß aus einer konfessionslosen und dazu von einer kirchenfeindlichen radikalen Lehrerschaft bedienten Schule nichts Gutes kommen kann; sind doch gerade die Sozialdemokraten die enragiertesten Verteidiger der konfessionslosen österreichischen Schule.

Für die deutsche christlichsoziale Partei war die Wahlkampagne in den Sudetenländern reich an Enttäuschungen. Viel konnte sie ja nicht hoffen, da es ihr so ziemlich an allem fehlte, an einer machtvollen Presse, an einer festen Parteiorganisation, an Agitationsfonds und was alles sonst noch vonnöten ist, um im Wahlkampfe Erfolge zu erzielen. In vielen Wahlbezirken stellte sie eigene Kandidaten auf, brachte aber bei der Hauptwahl keinen einzigen durch, selbst nicht in dem Rumburger und dem Schluckenauer Bezirke, in der sogenannten „schwarzen Ecke“ an der sächsischen Grenze. In fünf böhmischen, in drei mährischen und in einem schle-

sischen Wahlkreise kamen ihre Kandidaten in die Stichwahl, unterlagen aber alle, bis auf zwei: Kletzenbauer, der in einem Landbezirke Südböhmens gewählt wurde, und Budig in Mährisch-Trübau. So sind also von den 83 deutschen Mandaten der Sudetenländer nur zwei in den Händen der Christlichsozialen. Ein jammervolles Resultat!

Besser als die deutschen Christlichsozialen hat die katholische Volkspartei bei den Tschechen abgeschnitten. Schon bei der Hauptwahl brachte sie in vier mährischen Bezirken ihre Kandidaten mit Glanz durch, und bei der Stichwahl eroberte sie noch 11 andere Bezirke, 4 in Mähren und 7 in Böhmen. Das ist ein erfreuliches Resultat und läßt die Annahme als begründet erscheinen, daß in der tschechischen Bevölkerung, vor allem in Mähren, noch viel konservativer Sinn heimisch ist. Ihn zu wecken, zu vertiefen und für das politische Leben zu verwerten, muß die Aufgabe der Zukunft sein. Die rote Gefahr drängt dazu.

Eine eigenartige Erscheinung gerade in den Sudetenländern ist das Auftreten der Agrarpartei. Die Bauernbevölkerung hat ihre eigenwirtschaftlichen Interessen, deren Vertretung sie fürderhin nicht mehr den „freisinnigen" Parteien anvertrauen mag. Sie stellte darum in den Landbezirken eigene Kandidaten auf. 56 von ihnen drangen siegreich durch, 22 bei den Deutschen und 34 bei den Tschechen. Diese 56 Agrarier werden ohne Zweifel den konservativen Parteigruppen im Wiener Parlamente sich zu nähern suchen, und zwar schon mit Rücksicht auf die vielen konservativen Stimmen, die ihnen zum Siege verholfen haben, dann aber vor allem deshalb, weil sie nur bei den konservativen Parteien auf volle Unterstützung rechnen können. Die Annäherung der Agrarier an die Konservativen im österreichischen Parlamente wäre ein Ereignis von großer Bedeutung. Die Blätter des „Freisinns" rechnen jetzt schon damit und brechen natürlich in Klagen aus über den drohenden Untergang der modernen

Kultur! Aber wenn der „Freisinn“ klagt, dann kann man in der Regel gute Hoffnung hegen.

Während der Wahlagitation, da die Wahlbewerber von Versammlung zu Versammlung zogen, um ihre Programme zu entwickeln, wurde vielfach an sie die Frage gestellt, welche Stellung sie zur „Ehereform“ und zur „Freien Schule“ einnähmen. Denn das sind die zwei Dinge, welche dem österreichischen „Freisinn“ jetzt sonderlich am Herzen liegen. Das unauflösliche Band der Ehe ist ihm ein Gräuel und die Schule hat nach seiner Ansicht keine Christen, sondern nur Menschen zu erziehen, muß daher von dem Ballast des konfessionellen Religionsunterrichtes und der religiösen Uebungen ehemöglichst „befreit“ werden. Das riecht nach Kulturkampf. Wie die „N. Fr. Presse“ herausgefunden hat, würde in dem neuen Reichsrate der „klerikale“ Block nur 156 Mann ausmachen, für den Block des „Freisinns“ dagegen stünden 239 Abgeordnete zur Verfügung. Ist dem so, dann steht freilich die Sache des „Freisinns“ nicht besonders gut, da 239 Stimmen zur absoluten Majorität nicht ausreichen; es müssen ihrer mindestens 258 sein. Ob der „Freisinn“ die je zusammenbringen wird, das ist die Frage. Jedenfalls gehen wir in Oesterreich interessanten Kämpfen entgegen. Mögen die Verfechter der christlichen Weltanschauung in recht großer Anzahl auf dem Plane sein.

XCII.

Die Londoner Heimindustrie und die Hungerlöhne der Frauen.

Trotz aller Bemühungen der Privaten und der philanthropischen Vereine, trotz der vom Staat zum Schutz der Armen und Kleinen erlassenen Gesetze, ist das durch die Hab- und Selbstsucht der Kapitalisten und Großhändler verursachte Massenelend noch immer im Zunehmen begriffen. Es sind leider nicht die Unwürdigen, die Trägen, die Trunksüchtigen, die Verschwender, welche von den schwersten Unglücksschlägen getroffen werden, sondern die Arbeitsamen, die auf ihre Unabhängigkeit Stolzen, welche den Kampf ums Dasein mit heldenmütiger Beharrlichkeit auskämpfen und den Bettel als die größte Schmach betrachten. Unsere moderne Zivilisation stellt sich dadurch das größte Armutszeugnis aus, daß es ihr noch nicht gelungen, einen gerechten Preis für die Heimindustrie festzusetzen. Dank unseren ungesunden Verhältnissen, dem hohen Mietpreis der Wohnungen, den Schwankungen in Handel und Gewerbe, der Zunahme der direkten und indirekten Abgaben, der Staats- und Munizipalsteuern fühlen sich die Arbeitgeber gezwungen, die Herstellungskosten ihrer Waren herabzusetzen, besonders in den Konfektionsgeschäften, denn die Waren, welche in der Saison nicht abgehen, müssen um Schleuderpreise veräußert werden. Bei dem großen Absatz, auf den der Kaufmann rechnen muß,

ist ein Penny mehr, der den Arbeitern ein erträgliches Dasein ermöglichen würde, schon viel und würde für ihn große Verluste nach sich ziehen. Eine weit bessere Methode, den Armen aufzuhelfen als die der Aufbesserung des Lohnes, wäre die Herstellung wohlfeilerer und gesünderer Wohnungen, die Eröffnung von Warenhäusern, in denen die Armen die nötigen Lebensmittel zum Kostenpreis erhalten könnten, ferner Erhöhung des Frauenlohnes überhaupt. Alle Bemühungen der Wohnungsnot zu steuern, sind bis jetzt an der Höhe des Bodenzinses, der Kostspieligkeit in Herstellung der Wohnungen und der Forderung von fünf Prozenten seitens der Baugesellschaften gescheitert. Da man für die konsolidierten Staatspapiere nicht mehr als drei Prozent erhält, da das Risiko, daß wohlfeile Wohnungen leer stehen, gering ist, könnte man an die Reichen das Ansinnen stellen, daß sie Gelder für die Errichtung von Arbeiterwohnungen zu drei Prozent ausliehen. Die 5—6 Shilling des für zwei ärmliche Zimmerchen gezahlten Mietzinses machen nicht selten die Hälfte des Wochenverdienstes aus. Welche Erleichterung für die Armen wäre es, wenn sie nur 3 Shilling zahlten, wenn man den Nebenmenschen der Armen, d. h. den Kaufleuten nicht erlaubte, deren Armut zu eigenem Vorteil auszunutzen! Wie hoch würde der Preis der Residenzen des Fürsten, der Schlösser des Adels sich belaufen, wenn sie eine den Wohnungen der Armen entsprechende Miete bezahlen müßten, oder für die Lebensmittel denselben Preis zahlten! Wie weit ist unsere moderne, auf ihre demokratischen Institutionen so stolze Gesellschaft noch von Gleichheit und Brüderlichkeit entfernt! Das Schlechteste ist für die Armen gerade gut genug: die Straßen in den Armenvierteln, die Eisenbahnhöfe, die Häuser, die Lage, die Umgebung sind möglichst schlecht; für Reinlichkeit wird möglichst wenig getan, und dann verlangt man, daß die Armen große Stücke auf Reinlichkeit halten. Man bedrückt und demütigt sie bei jeder Gelegenheit und ist dann erstaunt über ihre Gleich-

gültigkeit und Apathie, die sie zum Automaten, zum Maschinenmenschen herabwürdigt. Der äußere Schein trügt: diese ältliche Frau, dieses junge Mädchen, das seine kranke Mutter durch seine Arbeit unterhält, übt täglich heroische Tugenden, die wir bei manchen unter den besseren Klassen vergeblich suchen — eine wunderbare Geduld, Genügsamkeit, Arbeitsamkeit und Hingabe. Diese Londoner Frauen arbeiten täglich 14—15 Stunden, verlassen ihre ungesunden, kahlen Wohnungen, die seit Jahren nicht mehr getüncht worden sind, nur um die Arbeit in dem Warenhaus abzuholen. Wie schade, daß sie sich vielfach nicht von übernatürlichen Beweggründen bestimmen lassen, das Gebet und den Kirchenbesuch verlernt haben. Nur selten steigen in den Gemütern dieser so hart geprüften Frauen Gedanken des Unmutes auf, nur selten vernimmt man Klagen aus ihrem Mund, meist nur dann, wenn man ihnen eine Wohltat anbietet, wenn sie ihre Armut und Verlassenheit nicht leugnen können. Was, so sagt sich der Menschenfreund, der seeleneifrige Priester, könnte man mit einem solchen Material tun, wenn es gelänge Zugang zu diesen Herzen zu finden, sie zu Gott hinzuführen. Wie sehr hat sich die moderne Gesellschaft an diesen Unglücklichen versündigt. Eine solche Eisdecke hätte ihr Herz nicht umgeben können, wenn sie mit mitleidigen, von der uneigennützigsten Liebe ergriffenen Seelen zusammengetroffen wären, wenn sie die natürlichen Gefühle der Liebe nicht hätten zurückdrängen müssen.

Die Zahl der in der Heimindustrie beschäftigten Frauen ist sehr groß, denn die Eltern in den Armenquartieren haben die Mädchen bereits von dem 7ten Jahr an zur Verfertigung von künstlichen Blumen, von Schachteln, Bürsten, Kleidern etc. angeleitet; manche dieser meistens jungverheirateten Mädchen verlieren ihren Mann entweder durch frühen Tod, oder weil derselbe seine Familie im Stich läßt: so sieht sich die junge Mutter genötigt, ihre alte Beschäftigung wieder aufzunehmen und sich und ihre Kinder zu unterhalten. Häufig ist der

Gatte infolge irgend eines Unfalls ein Invalide geworden und kann beim besten Willen zum Unterhalt der Familie wenig beitragen. Die Kinder dieser armen Familien dürften nur in seltenen Fällen sich zu einer einträglichen Stellung aufschwingen; denn infolge der ungenügenden und schlechten Nahrung müssen sie verkümmern und haben keine Widerstandskraft zur Ueberwindung von Krankheiten, zudem fehlt ihnen die nötige Pflege. In dem so viel geschmähten Mittelalter, in andern Teilen Europas, ja in den Provinzialstädten Englands wären solche Zustände unmöglich gewesen, in London erklären sie sich leicht infolge des riesenhaften Anwachsens der Weltstadt, der geringen Zahl der Pfarreien und der vielen Sekten, die durch ihr Gebahren die Religion in den Augen der Massen herabwürdigen. Auf diese Weise sind viele Frauen, welche die gegründetsten Ansprüche auf die Sympathie der Reichen gehabt hätten, übersehen worden, bis der Londoner Magistrat Thomas Holmes die öffentliche Aufmerksamkeit auf sie gelenkt hat.

Dieser ausgezeichnete Mann hat dank der Unterstützung edler Freunde ein in herrlicher Gegend an der Seeküste gelegenes Heim erbaut, indem die von der eintönigen harten Arbeit erschöpften Frauen sich einige Tage oder Wochen erholen können. Er hatte erwartet, daß sie förmlich streiten würden, wem die Vergünstigung zuerst zuteil würde.

Wie erstaunt war er, daß viele das Anerbieten abschlugen, daß andere nur mit Mühe zur Annahme bewogen werden konnten. Lassen wir Holmes Church Quarterly Review 1907 S. 140 den Hergang selbst erzählen: „Die Frau, die ich besuchte, war eine Mantelmacherin, eine alte Jungfer. Ein Geistlicher hatte sie mir empfohlen. Als ich in ihre dunkle Stube trat, da fühlte ich mich von tiefem Mitleid ergriffen, denn in ihren Zügen las ich die Spuren ihres bittern Kampfes ums Dasein. Ich bot ihr einen zweiwöchentlichen Aufenthalt am Meer und darnach eine monatliche Pension von 10 Sh. an. Ich sah, wie sie erblaßte, wie gleich darauf ihre Augen funkelten, sie von

ihrem Sitz vor der Maschine aufstand und sagte: Wer hat Ihnen meinen Namen und meine Adresse gegeben? Und als ich den Geistlichen nannte, erwiderte sie: Habe ich ihn je um etwas gebeten? Nein, entgegnete ich. Auch von Ihnen verlange ich nichts. Bitte, verlassen Sie mein Zimmer. Ich konnte mich nicht aussprechen; traurig verließ ich das Haus. Als sie mir die auf die Straße führende Türe geöffnet hatte, sagte sie: Ich setze voraus, weder dem Pfarrer, noch Ihnen ist es je eingefallen, daß meine Arbeit bessere Bezahlung verdient, mein Mietzins hätte herabgesetzt werden müssen.“ Eine Frau mit ihrem Knaben verfertigte Zündhölzer-Schachteln. Sie wohnte in einem kleinen rauchigen, schlecht ventilierten Raum, der zwei kleine schmutzige Betten enthielt. Ihre Haut sah aus wie runzeliges nußbraunes Pergament. Sie setzte während ihrer Unterhaltung mit mir ihre Arbeit unverdrossen fort und erzählte mir, sie sei bereits 13 Jahre hier, sie erhalte keine Unterstützung von der Pfarrei und begehre sie nicht, sie werde allein fertig und habe nicht nötig, in das (Arbeits-) Haus zu gehen. Sie gehe weder in die Kirche, noch in die Kapelle (zu den Dissidenten), sie habe keine Zeit dazu, sie erhalte zwei pence farthing (18 Pfennig) für das Groß = 12 Dutzend. Sie arbeite 14 bis 15 Stunden und verdiene, die Sonntagsarbeit eingerechnet, etwa 10 Mark. Sie mache und empfange keine Besuche. Sie wisse nicht, wann das Zimmer zum letzten Male getüncht worden; der Hauseigentümer verlange für das Weißen einen halben Sh. mehr Mietzins. Sie brachte allerlei Ausreden vor, weshalb sie ihre Wohnung nicht verlassen könne. Zuletzt sagte sie, es sei ihr zu unbequem, in das Heim an der Seeküste zu gehen.

Diese mechanische Routinearbeit hat die Energie und die Gedanken dieser Leute dermaßen in Anspruch genommen, daß nur wenige imstande sind, die Fesseln ihrer Umgebung zu zerreißen. Wenn sie dem Druck nachgegeben und das Heim aufgesucht haben, so fühlen sie sich wie durch einen Zauberstab verwandelt und werden gewahr, daß ein neues Leben in ihren Adern pulsiert. Man geht kaum fehl, wenn man die Armen Londons mit den Höhlenbewohnern, die

uns Plato geschildert, oder mit den Bewohnern einer niederen Welt vergleicht, aus der das Licht, die Freude, die strotzende Lebenskraft entwichen und nur die automatische Bewegung, der düstere Sinn geblieben sind. Diese Wesen besitzen manche guten Eigenschaften, sie sind ehrlich, nüchtern, anständig, arbeitsam und würden, wenn ihnen die Gelegenheit geboten würde, Zierden der menschlichen Gesellschaft werden. Sie haben somit ein Recht, zu verlangen, daß die höheren Klassen ihnen die helfende Hand reichen und sie empor ans Licht ziehen. „Das Herz der Menschheit", sagt Holmes „ist gut, aber das Hirn ist fürchterlich verwirrt" (I. Cap. 145). In der Tat nimmt man zu allerhand Mittelchen seine Zuflucht, statt an die Klassen zu appellieren, die allein helfen können — die Arbeitgeber, die Hauseigentümer, die Kunden, die zu einem Ausgleich kommen und vereint über die Durchführung der neuen Arbeitgesetzgebung wachen müssen. Die öffentliche Meinung berechtigt zu weit kühneren Hoffnungen als vor zwei Jahrzehnten. Mancher hat erkannt, daß der Arbeiter nur dann sein bestes leisten kann, wenn er in seiner Arbeit lebt und webt, für sie begeistert ist, sich über die Ideen eines Lohndieners erhebt.

Einige Reformer haben die Abschaffung der Heimindustrie [1]) befürwortet, oder wenigstens ein Zertifikat seitens des Regierungsinspektors für alle die verlangt, welche ihre Arbeit nach Hause nehmen wollen. Beide Vorschläge sind unzweckmäßig. Dank der Heimindustrie können Hunderttausende von alten Männern, Frauen und Kindern, die in Fabriken und Werkstätten nie und nimmer eine Anstellung erhielten, ihren Unterhalt finden, ihre Kinder erziehen, ihren häuslichen Herd erhalten, die sonst in dem Arbeitshause verkümmern, sich und andern eine Plage werden würden. Die Anforderungen, welche man an die Flinkheit, das Geschick,

1) Vgl. den Artikel über die Heimarbeiterfrage oben Band 136 S. 338 ff., 436 ff.

die Gesundheit der Arbeiter in den Fabriken und Werkstätten stellt, sind so groß, daß nur junge und kräftige Personen ihrer Aufgabe genügen können. Kein Gesetz könnte die Arbeitgeber zwingen, alte Leute anzustellen, etwa ihretwegen das Normalmaß der geforderten Arbeit herabzusetzen. Zu Hause können die Unterschiede durch eine längere Arbeitszeit ausgeglichen werden, nicht aber in den Werkstätten. Die furchtsamen Frauen könnten, auch wenn stringente den Arbeitslohn regelnde Gesetze erlassen würden, nie bewogen werden, sich als Zeugen gegen die Arbeitgeber verwenden zu lassen. Es empfiehlt sich also, daß alle, denen die Wohlfahrt der auf die Heimarbeit angewiesenen Frauen am Herzen liegt, zusammenwirken und zunächst das große an ihnen begangene Unrecht gut machen, ihre Arbeiten, auch wenn sie gerade so gut sind wie die der Männer, tiefer einzuschätzen. Der andere Grund für den höheren Lohn der Männer, die Männer hätten größere Bedürfnisse, ist ebenso hinfällig. Faktisch sind der Frauen Bedürfnisse, weil sie weit öfter als die Männer Eltern und Kinder unterstützen, weit größer. Es ist nur recht und billig, daß man die Frauen der Arbeiterklasse gerade so rücksichtsvoll behandle wie die der mittleren und höheren Klassen und sie mit Arbeit nicht überlade. Wie wohlwollende Fabrikanten für ihre eigenen Arbeiter ganze Dörfer gebaut, so müßten die Munizipalitäten eigene Quartiere für die unverheirateten oder verwitweten Frauen bestimmen und ihnen die Hausarbeit zum Teil abnehmen oder erleichtern, durch Einrichtung von eigenen Arbeits- und Eßzimmern für die gemeinsame Hauptmahlzeit, für die jede ihren Beitrag zahlt; den Tee oder Kaffee könnten sie sich an ihren Gasöfen selbst bereiten. Ein derartiges Quartier wird von Herrn Holmes gebaut werden; er hofft, daß sein Vorgang viele Nachahmer finden wird.

XCIII.

Predigt und Prediger im Mittelalter.[1])

Die literarische Jubiläumsspende des fruchtbaren Erforschers mittelalterlicher Liturgiegeschichte zum silbernen Bischofstage seines purpurgeschmückten Freundes auf dem Breslauer Stuhle ist als Festgabe im Rahmen unserer Gegenwart und in den Beziehungen zum Jubilar bereits von der Tagespresse gebührend gewürdigt worden. Der bleibende Wert dieser Forscherarbeit für die historische Wissenschaft ist indes zu groß, als daß sich letztere mit einer flüchtigen Erwähnung begnügen dürfte. Die neueste Monographie des unermüdlichen Prälaten gehört, ähnlich wie sein Monumentalwerk über die Messe,[1]) zu jenen Produkten, die nicht bloß ihren Spezialgegenstand erschöpfend behandeln, sondern als Pfadfinder dienen für ein weites, ergiebiges und hochwichtiges, aber auf große Strecken hin noch völlig ungepflügtes Gebiet, das in der Kirchen- wie in der Kulturgeschichte einen der ersten Plätze einnehmen sollte. Ueberall, nicht nur im Vorwort, wo er ausdrücklich den Boden absteckt, der hierin den reichsten Ertrag verspricht, finden sich Winke und Fingerzeige, welche zu fernerer Arbeit anzuregen geeignet und aus dem Arsenal einer Jahrzehnte langen Erfahrung geschöpft sind,

---

1) Franz Adolph, Drei deutsche Minoritenprediger aus dem XIII. und XIV. Jahrhundert. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. 1907. 8°. XIII u. 160 SS.

2) Vergl. oben Bd. 131 S. 621 ff.

Exkurse, welche in wohlangebrachter Weise das engbegrenzte Thema durchbrechen und das Büchlein zu dem erheben, was unser obiger Titel besagt.

Dabei kommt den drei Männern, die hier zum erstenmale in den Gesichtskreis des Historikers gerückt sind, eine bisher viel zu wenig beachtete Bedeutung zu; wie die zahlreichen noch erhaltenen Handschriften beweisen, haben ihre Sammlungen die deutsche Predigt neben und nach Berthold von Regensburg nicht unwesentlich beeinflußt. Der Verfasser selbst bezeichnet es als eine Zufälligkeit, daß er gerade diese drei Prediger zu einem Kleeblatt zusammenfügen konnte: er fand ihre Namen neben Berthold von Regensburg mit einzelnen ihrer Predigten in der von Schönbach 1890 behandelten Grazer Handschrift lateinisch-deutscher Predigten vertreten, ohne daß Schönbach ihre Werke, die Franz bei seinen literarischen Studien entdeckte, hätte nachweisen können Dieselbe Handschrift, zusammengestellt im 2. Dezennium des 14. Jahrhunderts, lieferte ihm den Terminus ante quem zur Datierung der drei Prediger, von denen Konrad von Sachsen der Mitte, der Frater Ludovicus dem Ende des 13. und der sogenannte Greculus dem Beginne des 14. Jahrhunderts angehört. Doch stehen alle drei in einem gegenseitigen Zusammenhang, der zu mehr als einer losen, rein äußerlichen Aneinanderreihung berechtigte.

Mit der dem Verf. eigenen Akribie wird jedesmal zuerst die handschriftliche Ueberlieferung beschrieben und eine biographische Bestimmung gegeben. Dann werden die Predigten ihrem Inhalt, ihren Hilfsmitteln, ihrer Methode und ihren Eigentümlichkeiten nach charakterisiert und an Beispielen illustriert. Auch über die spätere Verbreitung und überhaupt alles, was die Kenntnis des Mittelalters wesentlich fördern kann, erfährt der Leser das Wissenswerte.

Der Urheber des ersten Predigtwerkes (es ist ein reicher Jahrgang Sermones de tempore und ein zweiter Sermones de Sanctis), das 1521 unter dem Namen des hl. Bonaventura gedruckt wurde — an sich schon ein Beweis für seine Wichtigkeit —, stellt sich als identisch heraus mit dem Minoriten Konrad von Braunschweig, der zweimal (1247–1262, 1272–1279)

Minister der sächsischen Provinz war. Konrad legte seine Sammlung an in der frommen und gemeinnützigen Absicht, skizzenhaft den zur Predigt berufenen Priestern einen „klar disponierten und reichlichen Predigtstoff" zu liefern; die nähere Ausführung des Gebotenen blieb dem Benützer überlassen. Daher fehlt hier wie in so vielen anderen Predigtwerken das individuelle Gepräge und die Bezugnahme auf Zeit- und Lebensumstände des Verfassers. Wegen dieser gewollten Reserve fühlt sich der Kulturhistoriker nicht selten gerade in den Punkten im Stich gelassen, an denen er eine konkrete Schilderung der Mißstände erwartet.

Sehr überraschend und für weitere Kreise erwähnenswert ist die von Franz gemachte Feststellung, daß die bekannten „Schwarzwälder Predigten", die in deutscher Sprache vorhanden und von Grieshaber schon in den vierziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts herausgegeben worden sind, keine Originalarbeit vorstellen, sondern in Disposition und Gedankengang durchaus mit Konrad übereinstimmen. Darum nimmt Franz mit Recht das von Cruel und Linsenmeyer dem Schwarzwälder gespendete Lob eines tiefsinnigen Inhalts und einer vorzüglichen Anlage für seinen Minoriten in Anspruch. Dem volkstümlichen Vulgarisator bleibt das Verdienst, die trockene, schulgemäße Ausführung seiner Vorlage in selbständiger Eigenart in eine zu Herzen sprechende Lebendigkeit verwandelt und damit die altdeutsche Predigtliteratur um eine ihrer schönsten Perlen bereichert zu haben, wie es die gegebenen Vergleichsproben veranschaulichen.

Der zweite Prediger, Frater Ludovicus, wird aus seinem Werke (Sermones de tempore und Sermones de Communi Sanctorum) ebenfalls nachgewiesen als deutscher Minorit, wahrscheinlich auch aus der sächsischen Provinz. Er steht schon ganz unter dem Einfluß der Predigten Bertholds von Regensburg, der ja wohl auch persönlich enge Beziehungen zur sächsischen Minoritenprovinz gepflegt hat. Wie Berthold liebt er in seinen Predigten eine freiere Bewegung und die Berufung auf wirkliche Zustände und persönliche Lebenserfahrung. Darum ist die Auslese, welche Franz zur Beleuchtung der Predigtweise des Bruders trifft,

religions- und kulturgeschichtlich viel ergiebiger als bei Konrad von Sachsen: Welt und Kirche, Antichrist und Gericht, Häresien und Teufelskünste, die einzelnen Stände, die Messe erscheinen bei Bruder Ludwig in einer Auffassung, die sich überall mit der Gedankenwelt von Bruder Berthold verwandt zeigt, aber ihr gegenüber doch wieder eine große Selbständigkeit wahrt und auch in der Entwicklung der mittelalterlichen Geschichtstheologie einen nicht unwichtigen Platz einnimmt. Damit, daß hier zum ersten Mal ein deutscher Minorit als verständnisvoller Schüler des berühmten Missionspredigers nachgewiesen ist, hat der Verf. eine willkommene Vorarbeit zu der von Schönbach geplanten Würdigung Bertholds für die Geschichte der deutschen Kanzelberedsamkeit geliefert. Wie aus der kürzlich von Schönbach festgestellten Ueberlieferung der Werke Bertholds von Regensburg (Wien 1905/06), erkennt man deutlich die überragende Größe des Meisters.

Das dritte von Franz besprochene Predigtwerk trägt wie so viele mittelalterliche Sammelarbeiten einen sonderbaren Titel: Greculus de tempore et de sanctis; daneben finden sich auch die Bezeichnungen Flores temporum, Flores apostolorum und Piper. Als Verfasser ergibt sich ebenfalls ein deutscher Minorit, diesmal aus den österreichischen Landen, weil die aufgefundenen älteren Handschriften sämtlich österreichischen, steierischen und böhmischen Klöstern angehörten. Auch diese Predigtzyklen sind zum Handgebrauch für Prediger verfaßt und zusammengestellt. In den Heiligenpredigten wird die sonst streng innegehaltene Schablone zuweilen verlassen, so daß da schon kompliziertere Dispositionen zugrunde liegen. Im Unterschied zu Konrad von Sachsen und dem Frater Ludovicus finden wir beim Greculus eine große Vorliebe für „Exempla“ aus der religiösen wie der profanen Literatur. Die Auswahl, welche Greculus bei ihrer Aufnahme getroffen hat, bekundet durchaus einen ernsten, die sittliche Besserung der Zuhörer erstrebenden Willen. Uebrigens hat Greculus die Predigten Konrads, Bertholds, des Jakobus de Voragine und die bekannte, später oft gedruckte Sammlung des Peregrinus so reichlich benützt, daß seine Arbeit zum Teil nur als Kompilation erscheint.

Alle drei Prediger, so lautet das Schlußresultat, pflegen die seit Mitte des 13. Jahrhunderts übliche schulmäßig angelegte Spruchpredigt, aber mit so tiefgreifenden Unterschieden, daß sich ein stufenweiser Pragmatismus nicht verkennen läßt. Frater Konrad sucht sein Thema theologisch zu vertiefen und verwendet dafür ein reiches Material aus Schrift, Vätern und Erbauungsliteratur. Bei Frater Ludovicus herrscht der praktische Sinn vor, ein fruchtbares Eingehen auf die Fehler und Bedürfnisse der Zuhörer. In beiden Stücken bekundet der Greculus einen Rückgang, der durch die Einfügung zahlreicher exempla nicht wettgemacht werden kann. Dennoch lieferte er dem täglichen Gebrauche genügenden Stoff in knapper Form und eine Fülle frommer, dem ungelehrten Prediger willkommener Erzählungen.

Daher muß es dem emsigen Forscher hoch angerechnet werden, wenn er in kluger Beschränkung diese drei wichtigen Vertreter mittelalterlicher Homiletik aus ihrer Grabesruhe im Schatten weltferner Bibliotheken herausgezogen und in's gebührende Licht gestellt hat. Um so größere Dienste wird seine Arbeit der Wissenschaft und der Lesewelt leisten können, als er sie mit dem nötigen, kritischen Gebrauchsapparat und mit den alphabetischen Verzeichnissen der wiederholt benützten Bücher und der zitierten Handschriften wie mit einem Personen- und Sachregister auf's beste ausgerüstet hat. Daß er mit Rücksicht auf die praktische Verwendbarkeit auch in dieser kleinen Untersuchung sich eine solche Mühe nicht hat verdrießen lassen, kann nicht genug gelobt werden.

Das Verdienstvolle seiner Arbeit liegt vor allem darin, daß er aus der Unmenge der noch unbenutzten lateinischen Predigtmanuskripte des Mittelalters resolut drei Repräsentanten herausgegriffen und auf Grund ihrer ihm erreichbaren Erzeugnisse gekennzeichnet hat. Die fortschreitende Forschung wird manches noch hinzufügen, einzelnes vielleicht auch einschränken können, aber solche Einzelunternehmungen geben ihr die unentbehrlichen Anhalts- und Ausgangspunkte, vielfach auch den Kompaß zur Entwirrung des homiletischen Handschriftenchaos aus dem 13.—15. Jahrhundert. Um die anderen Predigten, die in den von ihm verwerteten, teilweise genau beschriebenen

Handschriften stehen, kümmert sich der Verf. zunächst gar nicht; es kommt ihm nur darauf an, die Figuren seiner drei Prediger, sowie die Art und Bedeutung ihres Wirkens möglichst scharf zu fixieren. Doch merkt man auch schon aus diesen Handschriftenbeschreibungen, wie allerlei Predigten fort und fort von Praktikern gesammelt, vererbt, abgeschrieben, verkauft und gekauft werden. Franz weist mit Recht auf die schöne und dankenswerte Aufgabe hin, alle solchen Schätze der Predigtliteratur zu heben, zu sichten und für die geschichtliche Bearbeitung bereit zu stellen. Er denkt besonders an Oesterreich und Bayern, wo die mittelalterlichen Predigtkodices der alten Konvente dem Forscher in fast lückenloser Vollzähligkeit zur Verfügung stehen.

Welchen Ertrag, freilich auch welche Mühe die systematische Erforschung und Verwertung des aus einem landschaftlich abgeschlossenen deutschen Gebiet vorhandenen Predigtmaterials bietet, hat in letzter Zeit besonders Landmann mit seiner Darstellung des Predigtwesens in Westfalen am Ausgange des Mittelalters (Münster 1900) gezeigt. Wie ich erfahre, bearbeitet er in ähnlicher Weise die mittelalterliche Predigt im alemannischen Stammesgebiet. Kämen mit Hilfe zahlreicher Einzelforschungen wie der von Franz solche Darstellungen auch für andere Landschaften zustande, dann könnte die Geschichte der Predigt im deutschen Mittelalter, von welcher Cruel (Detmold 1879) und Linsenmeyer (München 1886) nur Umrisse gezeichnet haben, wirklich geschrieben werden.

Die Franz'sche Monographie bildet dazu einen ganz erheblichen Baustein, weil sie nicht am einzelnen haften bleibt, sondern die belehrendsten Aufschlüsse über die mittelalterliche Predigtweise überhaupt einstreut. Es sei nur hingewiesen auf das Verzeichnis der Predigtmärlein des Greculus, aus der hl. Geschichte, über Barmherzigkeit und Feindesliebe, Herzlosigkeit, Habsucht und Wucher, Sakramentsfrevel, Buße und Beicht, die hl. Jungfrau, den Teufel, guten und bösen Tod, Himmel und Hölle, wo der schwierige Quellennachweis konsequent durchgeführt wird. Es war doch eine merkwürdige Zeit, dieses Mittelalter: das sieht man an den Ausschnitten über Kirchenbesuch und St. Bernhardstrunk, über Wallfahrten, Osterfreude,

Mord, Wegweiser, Schauspieler, Soldaten, Kaufleute, Bauern, Handwerker, Eheleute, Wucherer, Satan, Exorzismen und Beschwörungen. Auch der Predigtweise haftete formell wie inhaltlich viel Besonderes an, so die Denkweise, das Streben nach lautlichem Rhythmus, die Benützung von Schrift- und Vätertexten, die Vorliebe zur typologischen und emblematischen Predigt. Wie weit diese allegorisierende Manie der alexandrinischen Schule, welche auch in den Predigten lateinischer Kirchenväter wie Gregor d. Gr. ihre exzentrischen Früchte trug, ins Mittelalter hineinragte, zeigen die gezwungenen und erkünstelten Deutungen des Franz'schen Predigertrios. Das Wertvollste aber in dieser Richtung ist das, was der Verf. in der Einleitung über den durch die Missionspredigt der Minoriten beförderten Uebergang von der homiletischen zur scholastischen Predigtart ausführt. Wir finden darin eine Parallele zu jenem Umschwung, welcher durch die Einführung des Aristotelismus, durch die Spitzfindigkeiten der neuen Dialektik, Physik und Metaphysik im theoretischen Geistesleben des Mittelalters vollzogen wurde und recht anschaulich zeigt, wie diese Umwälzung sich vom philosophischen und theologischen Gebiet auch auf das der kirchlichen Praxis übertrug.

Mülhausen i. E. Dr. J. Schmidlin.

XCIV.

Politische Betrachtungen.

Zu den bayerischen Landtagswahlen.

Am 31. Mai haben die ersten Wahlen für den bayerischen Landtag nach dem neuen wesentlich erweiterten und verbesserten Wahlrechte stattgefunden. Das zahlenmäßige Resultat ist, daß das Zentrum 98, die vereinigten Liberalen (nebst Anhang) 26, die Sozialdemokraten 20 und die sogenannte freie Vereinigung 19 Mandate gleich im ersten Wahlgange sich eroberten. Stichwahlen waren diesmal ausgeschlossen, in einem, gewiß seltenen Falle hatte das Los zu entscheiden zwischen zwei Kandidaten, welche die gleiche Anzahl Stimmen erhalten hatten. So war die ganze Wahlschlacht an einem Tage geschlagen, und als unbezweifelter Sieger ging aus ihr hervor das Zentrum. Es hat Pessimisten gegeben, welche glaubten, daß es diesmal nicht gelingen werde, die absolute Majorität für die Partei zu erzielen und nun wurden in kräftigem Ansturm von 163 Sitzen nicht weniger als 98 definitiv geholt. Dieß ist ein glänzender Erfolg. den Freund und Feind anerkennen muß, dessen sich das katholische bayerische Volk mit vollstem Rechte freuen und rühmen darf. Denn es will nicht geleugnet werden, daß es das Volk war, welches in oft recht schwieriger Lage das richtige Gefühl sich bewahrt und unbeeinflußt von Strömungen rechts oder links mit dem Stimmzettel Antwort und

Auskunft erteilt hat. Nicht ermüdet durch die Reichstagswahlen im Januar und Februar dieses Jahres hat es am 31. Mai zum zweiten Male mit unverkennbarer Deutlichkeit, mit einem überwältigenden Nachdruck, der allenthalben zu beachten sein mag und wird, gezeigt, daß es eine christliche, eine konservative Regierung wünscht, welche in Allem die erprobte Mitte einhält. Das bayerische Volk hat aber auch nach der negativen Seite hin klar und unzweideutig bekundet, daß es von einem Liberalismus unserer Tage das Heil nicht erwartet. Unter der siegreichen Fahne des Blocks wollte jene Partei, deren buntschillernde Nuancen nur durch den Haß gegen den „Ultramontanismus“ zusammengehalten werden, durchdringen, hoffte man den gefürchteten Gegner so zu schwächen, daß für die Liberalen 40—50 Mandate herausspringen mochten — und 26 sind's nun geworden.

Wie viel davon aber aus eigener Kraft? Was bliebe noch übrig, wenn die da und dort mit dem Bund der Landwirte und dem Bauernbund abgeschlossenen Kompromisse nicht stattgefunden hätten? Die Kreuzzeitung [1]) meint: Man hatte sich für die Landtagswahlen vom Block viel versprochen, so viel, daß man sich sogar getraute, Konservative und Agrarier zu brüskieren. 25 (nun 26) Mandate hat aber der liberale Block nur zu holen vermocht und davon hätte er mindestens 17 ohne die Unterstützung von rechts niemals behaupten können. Bleibt als Rest — 8 bezw. 9 Mandate! Die Stoßkraft des liberalen Gedankens hat sich jedenfalls als nicht durchdringend erwiesen, was uns bei der heutigen Beschaffenheit des bayerischen Liberalismus nicht Wunder nehmen kann.

Dafür erlebt die Partei den Triumph, daß im Herbste in die Prannerstraße ein katholischer Priester einziehen wird, welcher, wenn ihn nicht das Machtwort seines Oberhirten abgehalten hätte, wohl der liberalen Fraktion als Mitglied

1) Nr. 256 vom 4. Juni 1907.

beigetreten wäre; so wird er als Heimatvertreter seinen Platz nur an der Seite seiner neuen Freunde einnehmen, ohne ihnen auch äußerlich anzugehören. Eine eigentümliche Neubildung, das wohl der Moderne entlehnte Wort „Heimatvertreter“! Sollte dies am Ende eine verschämte Umbildung sein für ein gewisses, verpöntes, dem Zentrum immer belastend ins Konto geschriebenes Eintreten für die bekannten und berüchtigten „Kirchturminteressen“? Da wäre es ja recht heiter, wenn künftighin in Bayern unter liberalem Segen lauter „Heimatvertreter“ gewählt würden!

Es ist unseres Erachtens tief bedauerlich, daß die Wahl in Naila zustande gekommen ist; sie ist ein Aergernis für das katholische Volk in allen seinen Schichten von oben bis unten. Aber wenn man der Sache auf den Grund gehen könnte, müßte sich wohl ein psychologisches Agens herauskrystallisieren lassen, welches einen Mann, der bei hoher geistiger Begabung in streng sittlicher, über jeden Tadel erhabener Lebensführung den seiner Seelsorge Anvertrauten als Freund und zielbewußter Helfer zur Seite gestanden ist, aus dem ruhigen und sicheren Fahrwasser in die stürmische See hinübergetäuscht, in welcher er untergehen muß, wenn er nicht die Kraft zur Umkehr findet. Wir möchten, wenn wir nicht eines Anderen belehrt werden, die wenigstens indirekt angedeutete Möglichkeit, daß unerfüllte Erwartungen [1]) hier eine Rolle spielen könnten, nach dem, was uns bekannt geworden ist, für ausgeschlossen halten, fürchten aber, daß dem nunmehrigen „Heimatvertreter“ gegenüber nicht immer von allen in Betracht kommenden Seiten die richtige Bahn eingeschlagen worden ist. Möge derselbe sein gewiß gut gemeintes Streben, das Beste zu wirken, gekrönt finden in der Erkenntnis, daß die Worte seines wohlwollenden Oberhirten, denen er in priesterlicher Demut Folge leisten soll, begründet sind in dem Wesen der katholischen Kirche. Möge er dann mit dem gleichen

1) Augsburger Abendzeitung vom 11. Juni 1907 Nr. 160 Seite 2.

kühnen an Fanatismus mahnenden Wagemut, mit welchem er jetzt gegen den Strom schwimmt, dem als recht und wahr Erkannten die Ehre geben! Sei dem aber, wie ihm wolle, Eines dürfte heute schon sicher sein, die Liberalen werden an ihm dauernde Freude nicht erleben.

Im Uebrigen ist ihnen dieser Trost nach all den bitteren Erfahrungen des 31. Mai gerne vergönnt. Die Zusammensetzung des neuen Abgeordnetenhauses bedingt unausweislich für die nächsten sechs Jahre und wohl noch auf lange hinaus eine konservative Regierung in Bayern. Das Staatsministerium wird an der Tatsache, daß die 100 Mann-Partei des vorigen Landtags auch unter dem neuen Wahlrecht in ungefähr gleicher Stärke wiederkehrt, nicht achtlos vorübergehen können und wollen. Es wird sich der Erkenntnis nicht verschließen, daß das bayerische Volk, welches den religiösen Frieden wünscht, eine christliche, gut bayerische und darum auch gut deutsche Politik verlangt, welche allen Ständen nach Tunlichkeit gerecht wird. Das wirtschaftliche Moment wird freilich künftighin noch mehr als bisher in den Vordergrund treten und Landtag wie Regierung vor schwierige, aber hoffentlich nicht unlösbare Fragen stellen. Die Anforderungen des Reiches steigen in erschreckendem Maße und erheischen neue Steuern, die in Einklang zu bringen mit den besonderen Erfordernissen unseren engeren Vaterlandes große Mühe kosten wird. Ueberhaupt wird die Stellung Bayerns zum Reiche unter den durch die jüngsten Reichstagswahlen gegebenen Verhältnissen ebenso große Gewandtheit als Vorsicht und Energie seitens der leitenden Kreise voraussetzen.

Das bayerische Staatsministerium, das auch in dem eben glücklich überstandenen Wahlkampfe die für unser süddeutsches Empfinden wohltuende Reserve beobachtete, hat im Januar und Februar dieses Jahres eine Position einzunehmen für richtig gehalten, welche anscheinend in Berlin unangenehm berührt hat, so unangenehm, daß man bald darauf über Wien zu lesen bekam, das Ministerium Podewils sei erschüttert

und der hochverdiente bayerische Gesandte Graf Lerchenfeld beabsichtige zurückzutreten. Der Ausgang der Landtagswahlen hat gezeigt, daß die reservierte Haltung des Ministeriums damals wohl begründet war. Es wäre zu wünschen, daß die zweimalige Antwort des bayerischen Volkes auf den 13. Dezember v. J. in Berlin doch einigen Eindruck mache; Bayern ist der zweitgrößte Bundesstaat und darf im Berliner Kalkül nicht ungestraft außer Acht gelassen werden. Es wäre deshalb freudigst zu begrüßen, wenn das bayerische Ministerium, gestützt und getragen durch die überwiegende Mehrheit des bayerischen Volkes, auf die innerdeutsche politische Entwicklung den ihm gebührenden Einfluß zur tatkräftigen Geltung zu bringen vermöchte. Es ließe sich hierüber und über den wünschenswerten Einfluß Bayerns im Reiche, insbesondere auch in seiner Eigenschaft als katholische Vormacht im deutschen Bundesstaat, Manches sagen, das vielleicht zu gegebener Zeit ausführlicher behandelt werden möge.

Die Aufgaben des bayerischen Zentrums im Landtage und im Reichstage — an letzterer Stelle selbstverständlich nur als integrirender Bestandteil des großen deutschen Zentrums — sind, das mag hier nicht geleugnet werden, schwere und bedeutungsvolle geworden. Um ihnen zu genügen, bedarf es in erster Linie des geschlossenen einigen Vorgehens. Einigkeit aber ist nur möglich, wenn alle Teile und jedes einzelne Mitglied der Fraktion sich der hohen Verantwortung dem Ganzen gegenüber in jedem Falle bewußt bleiben und demgemäß handeln. Es ist schon eingangs gesagt worden, daß im letzten Wahlkampfe das Volk ein glänzendes Zeugnis seiner Gesinnung und seiner — Disziplin abgelegt habe. Was für den einfachen Wähler gilt, das muß aber auch in erster Linie Richtschnur sein für die berufenen Führer des Volkes, die zu Erwählenden. Und in dieser Beziehung hat der hinter uns liegende Wahlkampf neben prächtigen Lichtseiten auch tiefe, höchst betrübliche Schlagschatten geworfen. Freilich manche Verwirrung mag entstanden sein durch den

völlig neuen Wahlmodus, der zum ersten Male zur Anwendung gelangte; alles jedoch ist hierdurch nicht entschuldigt. Wenn die bayerische Zentrumspartei in Wahrheit die ihr zukommende Bedeutung in Bayern und im Reiche auswirken will, dann muß die Berechtigung hierzu erwiesen werden vor allem durch Selbstdisziplin der Einzelnen. Was jedoch uns und unseren Gegnern in einigen Wahlkreisen, besonders in einem bestimmten Falle, an Disziplinlosigkeit und Eigenbrödelei geboten wurde, muß tiefes Bedauern und ernste Sorge für die Zukunft hervorrufen. Es wurde da schon eine Kampfesweise beliebt seitens solcher, welche Führer und Erzieher des Volkes sein sollten, daß man glaubt, dem Niveau eines liberalen Abgeordneten nahe zu sein, welcher sich nicht entblödete, sich selbst ein Denkmal zu setzen — aere perennius —, indem er schrieb: „Die giftige klerikale Volksseele mit ihrem widerlichen Stank, den man nur mühsam niederhielt, kann sich 6 Jahre ausruhen" — ein Diktum, gleich ehrend für den akademisch gebildeten Verfasser, wie für das Blatt, das ihm Aufnahme gewährte.

Solche Dinge dürfen sich nach dem Wahlkampfe nicht wiederholen. Für heute genüge diese kurze Andeutung. Es können aber Fälle eintreten, wo es Pflicht wird, offen und geradeheraus das Uebel beim rechten Namen zu nennen — damit das Ganze nicht Schaden leide und die notwendig werdende Heilung ermöglicht wird.

Das bayerische Volk hat mit dem Stimmzettel in der Hand einen großartigen Sieg erkämpft; den ihm hierfür schuldigen Dank durch fruchtbringende Tätigkeit zu erweisen, ist Pflicht unserer Abgeordneten, welche, mag der einzelne noch so große Verdienste erworben haben, ihre Person wenigstens insoweit in den Hintergrund treten lassen müssen, als es das allgemeine Interesse der Sache erfordert. Nur dann wird der schöne Sieg auch ein Sieg bleiben, dessen wir uns dauernd erfreuen können.

XCV.

Religionsgeschichtliche Probleme.

In jedem Konversationslexikon findet sich unter „Haoma" und „Soma" der abergläubische Kult beschrieben, der im Parsismus und im Brahmanismus mit der Soma- und Haomapflanze in unvordenklicher Zeit getrieben wurde. „Die begeisternde Macht des Trankes", heißt es z. B. bei Meyer (5. Auflage unter „Soma"), „führte bereits in indo-iranischer Zeit dazu, den Saft als Gott Soma oder Indu zu personifizieren und ihn als einen sich für seine Verehrer opfernden Gott hinzustellen, wodurch sich eine völlige Parallele zur christlichen Abendmahlslehre ausbildete, die in vielen Hymnen des Weda gepriesen wird. Diesen Gott sucht Hillebrandt (Wedische Mythologie I. Breslau 1891), wie schon früher Bergaigne, als den Mondgott nachzuweisen, der den Pflanzen jenen Saft gibt." — An Windischmann, Lindner, Hillebrandt u. a. reiht sich nun in der Erforschung dieser Erscheinung Freiherr Anton v. Ow an. Von dem umfangreichen Werke: „Hom der falsche Prophet aus noachistischer Zeit. Eine religionsgeschichtliche Studie." (X u. 527 S. 8⁰. Leutkirch bei Bernklau 1906. Preis 9 Mk.) ist der größte Teil den heiligen Schriften der Eranier mit Rücksicht auf Haoma und den indischen Nachrichten der Brahmanen und Buddhisten über das Soma und Parahaoma gewidmet. Der Verfasser will den Urheber dieses Kultus in einem Noachiten namens Hom, der in euphemistischer

Weise vergöttert wurde, nachweisen. Mit dem Aufwande außerordentlichen Fleißes und seltener Belesenheit hat der Verfasser die Spuren dieses Gottes und seines Kultes auch bei andern Völkern zu entdecken gesucht. Hiermit ist der Verfasser in die Fußstapfen von Windischmann und Lassen getreten, die als ausgemachte Wahrheit verteidigten, daß von allem Anfang an Soma bezw. Haoma (Hom) zugleich als Pflanze und als Gott auftritt. Es ist ein Verdienst des gelehrten Verfassers, das schwierige Problem, auf das hier nicht weiter eingegangen werden kann, aufgenommen und viele Anregungen gegeben zu haben. „Was ich mit Leidenschaft suche", sagt er, „das ist Wahrheit"; und die Anerkennung wird dem Verfasser auch der schärfste Kritiker nicht versagen können, daß er für diese edle Leidenschaft außerordentliche Opfer gebracht hat.

Mit dem genannten Problem ist in unserem Buche aber ein zweites verknüpft. Daß nämlich dieser vergötterte Hom ein Noachite sein soll, beruht auf dem visionären Berichte der Augustinerin Katharina Emmerich. Zweifelsohne hat der Bericht dieser außerordentlichen Frau auf den ersten Blick eine merkwürdige Aehnlichkeit mit dem Homa- bezw. Somakult, wie ihn z. B. Döllinger (Heidentum und Judentum S. 471) als das charakteristische Merkmal des Parsismus beschrieben hat.

Wie immer man über Katharina Emmerich und ihre Visionen denken mag, so drängt sich doch unabweislich die Frage auf: Wie ist die jeder wissenschaftlichen Bildung fremde Nonne zu dem Gesichte über Hom und seinen Kult gekommen? Daß Freiherr v. Ow diese Fragen zu beantworten versucht hat, kann ihm wieder nur zum Verdienst angerechnet werden. Ob die gegebene Antwort stichhaltig ist, unterliegt allerdings starken Zweifeln. Der wissenschaftliche Beweis nämlich für die historische Persönlichkeit des Noachiten Hom als des Urhebers jenes Kultes hängt von dem historischen Werte der Emmerich'schen Visionen ab. Allein der Charakter jener Gesichte ist vorderhand selbst noch ein religiös-psychologisches Problem. An der Wahrheitsliebe und dem heiligmäßigen Leben und Leiden der großen Dulderin kann für den Unbefangenen freilich kein Zweifel sein.

Daran ändert auch das Urteil des Deutschordenspriesters Rigler, das neuerdings in dem Lebensbilde dieses hervorragenden Geistesmannes veröffentlicht worden ist,[1]) kaum etwas. Was nämlich Rigler über die feste Zuversicht der Emmerich bezüglich ihrer von Klemens Brentano niedergeschriebenen Gesichte, über die von der Emmerich so geschmähte (?) Maria von Agreda und über ihren Ungehorsam gegen den Beichtvater sagt, läßt sich als objektives Urteil aus den Aeußerungen der Emmerich nicht nachweisen. Der vorsichtige Biograph selbst hat die Bemerkung gemacht: „Wenn in den Urteilen Riglers auch einzelne Punkte nicht ganz stichhaltig sind, ist doch das meiste richtig und wahr." Zu den nicht stichhaltigen Punkten gehören die angeführten. Dagegen untergraben die von Rigler mitgeteilten Widersprüche der vorliegenden Aufzeichnungen Brentanos gegen die Hl. Schrift allerdings die vielgepriesene Uebereinstimmung der Nonne von Dülmen mit den hl. Büchern. Die historische Glaubwürdigkeit der einzelnen visionären Mitteilungen wird dadurch sehr erschüttert, abgesehen davon, daß Privatoffenbarungen von vornherein auf objektive Wahrheit keinen sicheren Anspruch machen können. Somit kann auch der Emmerich'sche Bericht über Hom nur mit großer Zurückhaltung betrachtet werden. Die Untersuchung seiner Glaubwürdigkeit würde ein Eingehen auf die schwierigsten Fragen der Chronologie und Ethnologie bezw. der Pentateuchkritik notwendig machen. Die schwache Seite des Buches liegt daher in einem allzugroßen Vertrauen, das der Verfasser den Berichten Brentanos über die Emmerich'schen Gesichte entgegengebracht hat. Im Zusammenhange damit steht eine Reihe von unhaltbaren Behauptungen und Vermutungen zu Gunsten der Hypothese von der Identität des Noachiten Hom mit dem Urheber des Homakultus, von denen Prof. Dr. Seitz in der gerechten und wohlwollenden Kritik des Buches im „Magazin für volkstümliche Apologetik" (V. Jahrg. S. 250—259) eine Anzahl angeführt hat.

---

1) P. Peter Paul Rigler. Ein Lebensbild von P. Max Bader, Deutschordenspriester. Erster Teil. Innsbruck 1906. S. 135-150.

Mit den genannten zwei Problemen ist schließlich ein drittes vereinigt, das dem Buche apologetischen aktuellen Charakter gibt. Von dem Ursprung der Religion überhaupt und dem Verhältnis der Urreligion zum Christentum insbesondere geht der Verfasser aus, um die Bedeutung Homs für die ganze Religionsgeschichte nachzuweisen. Im Zusammenhang damit kommt der Verfasser im letzten Abschnitt auf die zunehmende Entchristlichung der Gegenwart zu sprechen, die seiner Meinung nach die Nähe des Antichrists vermuten läßt. Von der Vorliebe zu seiner Hypothese hat sich der Verfasser auch hier verleiten lassen, unerweisbare Beziehungen des falschen Propheten Hom zu den Ereignissen der Endzeit festzustellen, die im Interesse des Buches wegbleiben mußten. Dagegen ist dieser letzte Abschnitt insbesondere von der warmen gläubigen Begeisterung für das Christentum durchweht, die das ganze Buch beherrscht. Müssen dem Gesagten zufolge auch viele Fragezeichen zu einer Reihe von Meinungen und Behauptungen der Arbeit gemacht werden, so ist sie doch geeignet, die Absicht des Verfassers zu verwirklichen, nämlich zur Weiterforschung anzuregen.

XCVI.

Neapel unter Karl von Bourbon (1738-1759).[1])

Eine auf den Quellen fußende Geschichte Neapels im 18. Jahrhundert ist ein längst gefühltes Bedürfnis, und dies um so mehr, als die zugunsten der Bourbonen verbreiteten Vorurteile eine Widerlegung erheischen. Signor Schipa, einer der genauesten Historiker, der für jede seiner Angaben die ausführlichsten Belege gibt, zeigt zunächst die Vorzüge der österreichischen Verwaltung, die weit uneigennütziger und gerechter war als die spanische. Der Adel erfreute sich größerer Macht, die Massen eines größeren Wohlstandes. Die Einkünfte, welche nach Wien flossen, waren bescheiden. — Die österreichischen Truppen waren an Zahl zu gering; und so geschah es, daß die von Spanien her angefachte Erhebung der Massen nicht unterdrückt werden konnte (1733—34). Die leichtgläubigen niederen Klassen der Neapolitaner versprachen sich von Don Carlos, dem Sohne Philipps V., ein goldenes Zeitalter, fanden sich aber bald enttäuscht. Der Adel verlor seine Rechte und Privilegien, das Volk wurde durch die neuen Jagdgesetze und die Anspannung der Steuerschraube stark geschädigt, denn Karls Bauwut verschlang ungeheure Summen. Glücklicherweise waren die Ernten gut, die Jahre des Friedens ermöglichten Abzahlung der Kriegsschulden und Ersparnisse.

An Reformversuchen ließ es der stürmische und übelberatene Fürst nicht fehlen, aber sie waren schlecht geplant und wurden

---

1) Schipa, Michelangelo: Il Regno di Napoli al tempo di Carlo di Borbone. Napoli, Pierio 1904. 8°. XXV, 815 S.

nicht durchgeführt. Tanucci, den man die rechte Hand des Königs genannt hat, übte geringen Einfluß; Cirillo, der ein neues Rechtsbuch abzufassen bestimmt war, war ein unfähiger Mann; sein Buch vermehrte nur noch die Verwirrung; auch das Kataster, das aufgenommen wurde, war noch schlechter als das alte.

Unfähigkeit, Unschlüssigkeit, Mangel an Mut und Beharrlichkeit sind die Merkmale der Regierung Karls: Der König selbst und das ultrakonservative, an alten Mißbräuchen hängende Volk legten der Reform die größten Hindernisse in den Weg. Der Aufwand des Hofes belief sich auf mehr als 5 Millionen Francs. Für Wissenschaft und Kunst geschah fast nichts. Carlos büßte seine Popularität sehr bald ein. Der Adel sowohl als das Volk, die sich nach der österreichischen Herrschaft zurücksehnten, ließen ihn gern ziehen, als er 1759 nach Spanien abreiste, um den Thron daselbst zu besteigen.

Wenn M. A. S. Hume (‚Spain' S. 392) behauptet, er sei sehr populär gewesen, Neapel und Sizilien hätten sich eines außerordentlichen Wohlstandes erfreut, so ist er eben spanischen Quellen gefolgt. Der Neapolitaner Genovesi schrieb 1754: „In diesem Königreich befinden sich Gegenden, mit denen verglichen die von Wilden bewohnten Länder zivilisiert erscheinen. Gute Sitten, Reinlichkeit sucht man vergebens; wenn jemand lesen und schreiben kann, so gilt er als ein Weltwunder." Der Norditaliener de Brosse schrieb 1745: „Ich sah mit Erstaunen ein wegen seiner Fruchtbarkeit berühmtes Land voll des Elends und der Not, wo es an allem fehlt, was das Leben erträglich machen kann." Die Bewohner, die vom Christentum nicht mehr haben als die Taufe, werden von beiden Autoren als ganz entartet bezeichnet und mit den wilden Tieren verglichen.

A. Zimmermann.

